SEMINARY OF THE PACIFIC
CONG. AD 1893
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Als Manuſkript gedruckt.

NEUE WEGE

Zürich, 13. Januar 1942.

Liebe Freunde!

In die anderthalb Monate ſeit dem letzten Rundbrief fallen wieder eine Reihe von gewaltigen Ereigniſſen und daneben eine Fülle von Begebenheiten, die an ſich oder im Zuſammenhang mit jenen Hauptereigniſſen wichtig ſind. Es kann ſich für uns natürlich nicht darum handeln, über all dieſe wichtigen Einzelheiten zu berichten, die ja den Leſern ohnehin vertraut ſind, ſondern einen Ueberblick zu ſchaffen, den Zuſammenhang herzuſtellen und eine Deutung zu verſuchen — alles unter den Geſichtspunkten, welche für uns beſonders in Betracht kommen.

I. Ueberragt wird die Lage immer noch durch das Ereignis, das um Weihnachten und Jahreswende die Welt wie ein Erdbeben erſchüttert hat: *die ruſſiſche Kataſtrophe Hitlers.*

Als eine ihrer Haupturſachen nennt man nun doch (und gewiß mit einigem Recht) den *ruſſiſchen Winter*, auf den die Deutſchen, durch die „traumwandelnde Sicherheit" ihres „Führers" zu der Annahme verführt, ſie würden Rußland vor ſeinem Anbruch niedergeworfen und ſich in warmen Winterquartieren feſtgeſetzt haben, nicht vorbereitet waren. Traumwandler ſtürzen ab, wenn ſie angerufen werden, und diesmal hat die Nemeſis den Traumwandler angerufen in Geſtalt der ruſſiſchen Revolution, die ihm ein neues Volk und eine neue Welt entgegenſtellte und als deren Verbündeter der ruſſiſche Winter hervortrat. Von dieſer Wirkung des ruſſiſchen Winters, dem zweiten gewaltigen Beiſpiel ſeit Napoleons Schickſal, werden noch in fernen Zeiten die Geſchichtsbücher melden. Und tief bedeutſam bleibt der Zuſammenhang zwiſchen der Menſchenmacht und den Naturgewalten.

Entſetzt wird die Geſchichte auch melden von den alle Phantaſie überbietenden *Schrecken* dieſes ruſſiſchen Schlachtfeldes, deſſen Anblick auch Menſchen, die nicht durch Gefühlsweichheit bekannt ſind, betäubt und in die Nähe des Wahnſinns treibt, der die Soldaten ſelbſt in Maſſen ergreift. Zum Froſt, zum Hunger und zum Mord geſellt ſich das vierte apokalyptiſche Pferd: die Seuche, vor allem in Geſtalt des Flecktyphus, der von den Soldaten zu der Zivilbevölkerung und von dieſer wieder zu den Soldaten vordringt.

Wenn wir nach dem Sinn dieſer Wendung fragen, ſo drängt ſich einem jeden Gemüte, das noch Ewiges faſſen kann, auf: Wir haben hier ein *Gottesgericht* vor uns, wie die Geſchichte kaum ein ſo gewaltiges kennt. Es iſt ein Gericht über das, was auch ſchon das Hei-

GOLDEN GATE LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

85050 v 36 1942

dentum, und in noch höherem Maße freilich das Alte Teſtament, als das empfinden, was am ſtärkſten Gott und die ſittliche Weltordnung herausfordert: die *Hybris*, die frevle Ueberhebung des Menſchen.

Aber dieſes gewaltige Gottesgericht wird ſelbſt wieder zum Symbol eines umfaſſenderen, noch gewaltigeren Gerichtes über eine ganze Welt, das angehoben hat.

Folgen wir, einen Augenblick uns von dieſem Grauen abwendend, dem Zuge der militäriſchen Begebenheiten. Die Offenſive Timoſchenkos in Südrußland, die raſch bis zur Eroberung von Roſtow führt, erſchüttert auch die deutſche Zentralfront. Die Ruſſen gehen, zum Teil mit friſchen Truppen weiter aus dem Oſten, die beſonders für den Winter vorgebildet ſind, zum ſiegreichen Angriff vor. In furchtbaren Kämpfen werden Moskau und Petersburg befreit. Im Norden geht der Stoß gegen Finnland, im Süden aber führt er bis zur faſt völligen Wiedereroberung der Krim, was den Angriff auf den Kaukaſus und ſeine Oelquellen abwendet, das Schwarze Meer befreit und die engliſche Heeresmacht, die gerüſtet war, Rußland zu Hilfe zu kommen, für anderswo, zunächſt vielleicht für den Fernen Oſten, freimacht.

Aus dieſer Sachlage erhebt ſich eine Ueberraſchung, welche abermals die ganze Welt erregt: *Hitler entläßt Brauchitſch, ſeinen oberſten Befehlshaber, und übernimmt, als „ſein eigener Feldherr", ſelbſt das oberſte Kommando.* Warum? Wozu? *Eine* Erklärung drängt ſich als die wahrſcheinlichſte auf: Es muß zum Widerſpruch gegen ihn von ſeiten der oberſten militäriſchen Führer gekommen ſein. Wie es ſcheint, iſt es inzwiſchen auch zur Abſetzung des Generals von Bock, des Oberbefehlshabers an der Zentralfront, gekommen, und man redet auch von der Demiſſion der Generäle von Kleiſt, von Liſt und anderer. Damit kann ſich das Beſtreben verbinden, vor dem deutſchen Volk die Schuld an dem Geſchehen auf die Unterführer abzuwälzen. Und endlich mag Hitler ſich ſelbſt einreden, daß der Zauber ſeiner Perſon ſein Volk noch einmal betäuben und ſeine Sache über den aufgetanen Abgrund hinweg zum Siege fortreißen werde. Wie dem auch ſei: wieder ſpürt man etwas vom Walten ewiger Mächte.

Und wie wird es nun ſein? Man erklärt auf der deutſchen Seite, daß der deutſche Rückzug nichts anderes bedeute, als einen vor dem ruſſiſchen Winter, nicht etwa vor den Ruſſen, und daß man im Frühling dann aufs neue und zum ſicheren Siege vorbrechen werde. Iſt das letztere wahrſcheinlich? Man kann unter militäriſchen Geſichtspunkten auf die rieſigen ruſſiſchen Reſerven, unterſtützt durch die engliſchen und amerikaniſchen Lieferungen von Kriegsmaterial, hinweiſen, und doch wohl mit großem Rechte. Schwerer aber wiegt doch ein anderes Argument: *Dergleichen gelingt nicht beim zweiten Male.* Es iſt doch wohl die *Entſcheidung* gefallen, für den ruſſiſchen Krieg, aber auch für den Weltkrieg — die Entſcheidung, die noch nicht das *Ende*

bedeutet, so wie Anno 1914 in der ersten Schlacht an der Marne die Entscheidung gefallen war, das Ende aber erst nach der zweiten, im Sommer und Herbst 1918 eintrat.

II. Man darf wohl annehmen und darauf gefaßt sein, daß nun die Phase des *Verzweiflungskampfes,* und damit der schrecklichste Teil des Krieges, beginnt. Wenigstens ist das menschlich betrachtet wahrscheinlich.

Welches sind wohl diese Desperationspläne Hitlers? (Denen sich vielleicht die Generäle widersetzt haben!)

Immer wieder taucht, besonders bei den Engländern, der Gedanke an eine doch endlich noch versuchte *Invasion Englands* auf.[1]) Aber eine solche erscheint fast als unmöglich, wenn doch die nun von der amerikanischen unterstützte englische Flotte das Meer und die qualitativ der deutschen Luftflotte überlegene und nun, nach Churchills Aussage, auch numerisch gleich starke englische Royal Air Force die Luft beherrschen. Unter diesen Umständen wäre ein Invasionsversuch doch ein Selbstmord in phantastischem Kolossalstil. Dem Schreibenden will es, soweit er sich in solchen Dingen ein Urteil gestatten darf, längst schon vorkommen, als ob die Deutschen mit der vorgespielten Gefahr einer Invasion ihrer Insel die Engländer an der Nase herumführten und sie veranlaßten, dort ein Millionenheer für diesen Fall müßig bereit zu halten, während es ihnen infolge davon auf den *wirklichen* Schauplätzen des Kampfes an Truppen und Material fehlt. Man müßte dabei freilich an eine aus der Geographie und Geschichte Englands erklärbare psychotische Angst des Insulaners denken.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat für sich ein Vordringen nach *Nordafrika.*

Es kommt dafür vor allem die Lage in *Libyen* in Betracht. Diese hat sich nach dem letzten Bericht so gewendet, daß nun, nachdem der englische Befehlshaber Cunningham, der Eroberer von Abessinien, wegen Versagens abgesetzt und durch Hitchie ersetzt wurde, so ziemlich die ganze Cyrenaika wieder in der Hand der Engländer ist. Aber nun scheint die geplante völlige Vernichtung der Achsenstreitkräe nicht gelungen, General Rommel vielmehr in der Lage zu sein, das Gros seiner Truppen nach Tripolitanien zu retten. Dann läge der Gedanke nahe, ihm dorthin von der Achse aus mit aller verfügbaren Land-, Luft- und Seemacht zu Hilfe zu kommen. Es wird denn auch von der Ansammlung einer solchen in Süditalien, besonders in Sizilien, geredet. Auch sollen die noch häufigeren Angriffe auf *Malta* den Zweck haben, dieses große Hindernis für eine solche Aktion aus dem Wege zu schaffen. Die angeordnete italienische Generalmobilisation könnte in die gleiche Richtung deuten.

General Rommel könnte auch nach dem französischen *Tunis* aus-

[1]) Man will auf diese Gefahr hin die *Flugplätze* besser schützen.

weichen, und damit erſt würde das Problem Nordafrika, militäriſch betrachtet, akut. Denn dann würde auch *Frankreich* hineingezogen, von dem die militäriſche Benutzung Nordafrikas für ihre Zwecke, als Teil der „Zuſammenarbeit", von der Achſe verlangt würde. Auf einen Plan dieſer Art deuten beſonders viele Zeichen. Man ſcheint in der Tat von ſeiten der Achſe mit entſprechenden Forderungen an die Vichy-Regierung herangetreten zu ſein. Eine Zuſammenkunft von Göring und Darlan in St. Florentin in Mittelfrankreich, im beſetzten Gebiet, und eine von Ciano und Darlan in Turin ſcheinen in der Tat dieſes Thema gehabt zu haben. Es würde für den Plan der Achſe beſonders auch die völlige Auslieferung der noch vorhandenen franzöſiſchen Flotte und der wichtigſten franzöſiſchen Häfen des Mittelmeeres, vor allem Bizertas, aber vielleicht auch der weſtafrikaniſchen, vor allem Dakkars, verlangt. Dafür würde dann die Freilaſſung der anderthalb Millionen franzöſiſcher Kriegsgefangenen und die Garantie des franzöſiſchen Gebietes, Elſaß-Lothringen ausgenommen, in Ausſicht geſtellt, wobei dieſe Garantie zum Teil auch gegen die Anſprüche *Italiens* gölte, das ſich die Früchte ſeines „Sieges" nicht rauben laſſen will.

Der Vorſtoß nach Nordafrika ginge dann durch Oſtfrankreich und zuletzt von Marſeille und Toulon aus, oder durch Weſtfrankreich der Küſte entlang, die ja *überall* zum beſetzten Gebiete gehört, über *Spanien* gegen Gibraltar, von dort nach Marokko und weiter.

Wie ſteht es um die Ausſichten des Planes? *Spanien* müßte wohl gehorchen. Sein jetziges Regime iſt auf Gedeih und Verderb mit dem Schickſal der Achſe verbunden. Hungersnot, Typhus und, zum Teil infolge davon, drohende neue Revolution wären wohl eher ein Grund zum Mitmachen. — Aber Frankreich? Dieſes ſchien eine Zeitlang zum Nachgeben bereit zu ſein. Die traurigen Hitlerſklaven in Paris fordern ungeſtüm auch dieſe „Zuſammenarbeit". Die Entlaſſung Weygands ſchien das letzte Hindernis zu beſeitigen. Aber nun ſcheint Vichy doch etwas mehr ins Schwanken gekommen zu ſein. Die ruſſiſche Kataſtrophe Hitlers hat, ähnlich wie in gewiſſen wichtigen ſchweizeriſchen Kreiſen, die Zuverſicht auf den deutſchen Sieg offenbar etwas geſchwächt. Dazu kommt der Einfluß der *Vereinigten Staaten*, der dem deutſchen Druck ſtark entgegenwirkt. Dort hofft man ſo feſt, Vichy doch noch vom letzten Schritt zur „Zuſammenarbeit" hin abhalten zu können, daß man ſogar dem „Freien Frankreich" de Gaulles zürnt, oder zu zürnen vorgibt, weil deſſen Admiral Muſelier die beiden franzöſiſchen Inſeln St-Pierre und Miquelon beſetzt hat, trotzdem dieſe damit durchaus einverſtanden waren. Marſchall Pétain hat denn auch in ſeiner Neujahrsanſprache an das franzöſiſche Volk Töne angeſchlagen, die in Paris und Berlin ſtark mißfielen. Inzwiſchen verſicherten ſich die Vereinigten Staaten des weſtindiſchen franzöſiſchen Beſitzes, der dort ſtationierten Flotte und des großen franzöſiſchen Goldſchatzes und laſſen deutlich merken, daß ſie weder Dakkar, noch die Kap-

verdiſchen Inſeln und die Azoren ohne Widerſtand in die Hände der Achſe möchten fallen laſſen.[1])

Die größte Wahrſcheinlichkeit ſcheint aber doch der dritte Plan zu haben. Man muß ſich doch wohl vor allem klar machen, daß Deutſchland zur Fortführung des Krieges für längere Friſt vor allem Petrol nötig hat. Die Eroberung der Oelquellen des Kaukaſus und vielleicht auch des Irak muß alſo ein weſentliches Ziel der deutſchen Kriegsführung bleiben. Dieſe Quellen aber ſind, wenn der Weg über Rußland verſperrt iſt, nur durch die Türkei hindurch oder durch einen Vorſtoß nach Syrien zu erreichen. Auch iſt zu bedenken, daß, wie man allgemein annimmt, das engliſche Weltreich nur in *Indien* tödlich zu treffen iſt. Alſo käme als letztes Ziel ein Vorſtoß nach Indien über Kleinaſien in Betracht, wobei dann einer nach dem Suezkanal dazu gehörte.

Und hier träte nun *Japan* ins Spiel. Es ſtieße ſeinerſeits nach Indien vor, das alſo nach der jetzt vielgenannten Taktik in die Zange genommen würde.

So liefe die Linie dieſes Planes von den Dardanellen und dem Suezkanal nach Singapure und umgekehrt.

Dieſer Plan zöge alſo die *Türkei* in Mitleidenſchaft. Um ſie dreht ſich darum ganz beſonders das Spiel des diplomatiſchen Ringens und der militäriſchen Vorbereitung. Dabei ſcheinen die Alliierten die Gewinner zu ſein. Die Vereinigten Staaten helfen mächtig bei der Aufrüſtung der Türkei und dehnen die Vorteile der lend-lease-bill auf ſie aus, deren Staatsmänner aber erklären ihr Feſthalten an dem Bündnis mit England. Auf der andern Seite aber wird, wie es ſcheint, in Bulgarien und Griechenland eifrig für den Stoß nach der Türkei, nach Syrien und Aegypten gerüſtet, und vielleicht dient die italieniſche Mobiliſation *dieſem* Plan. Zugleich ſucht man die Türkei damit zu erſchrecken, daß man behauptet, England beabſichtige, Mittel- und Oſteuropa, vor allem auch die Dardanellen, Rußland auszuliefern.

Das alſo dürften die in Betracht kommenden Pläne Hitlers ſein. Hier werden wichtige Entſcheidungen des Jahres 1942 fallen.

Wie werden ſie fallen? Der Schreibende darf vielleicht, ohne ſich anzumaßen, militäriſch-ſtrategiſche Probleme mit Kompetenz beurteilen zu können, auf Grund von Tatſachen, die auch ihm zugänglich ſind, die Anſicht ausſprechen, daß alle dieſe Pläne, wenn ſie verſucht würden, zum Scheitern verurteilt wären und die Kataſtrophe Hitlers (und Muſſolinis!) vollenden würden. Er bleibt dabei, daß die Frage der Herrſchaft über den europäiſchen *Kontinent* weſentlich iſt und nur immer mehr in den Vordergrund rücken wird. Davon dann nachher noch weiteres.

[1]) Gleichzeitig wirft die Royal Air Force über das beſetzte Frankreich im Auftrag der Vereinigten Staaten zwei Millionen Flugblätter ab mit einer ermutigenden Loſung und einem Bild der Freiheitsſtatue vor dem Hafen von New York.

III. Inzwiſchen iſt es Zeit, daß wir auf die andere, zwar nicht überraſchende, aber doch ſenſationelle Wendung zu ſprechen kommen, welche gleichzeitig mit der akut gewordenen ruſſiſchen Kataſtrophe Hitlers die Welt erſchüttert hat: *den Eintritt Japans in den Krieg* an der Seite Deutſchlands und Italiens, ſeine Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, welcher die Englands an Japan, die Deutſchlands an die Vereinigten Staaten und die der Vereinigten Staaten an Deutſchland folgte, nebſt einer Reihe von ſolchen Kriegserklärungen durch die beiderſeitigen Alliierten.

Damit, ſagt man, ſei nun der *Weltkrieg* da. Der war ja wohl ſchon vorher da, aber nun iſt freilich die ganze Welt im Kriegsbrand aufgelodert, ſehr viel umfaſſender als von 1914 bis 1918, und es iſt ein apokalyptiſches Schauſpiel.

Japan hat, wie wir wiſſen, ſofort mit ſchweren Schlägen eingeſetzt. Es hat den Kern der Pazifiſchen Flotte der Vereinigten Staaten, der ſehr friedlich und ſorglos im Perlenhafen (pearl harbour) von Hawai verſammelt war, ſo recht als bequemes Ziel für einen Angriff aus der Luft, überfallen und ſchwer geſchädigt, hat die vorbereiteten, aber ſchlecht vorbereiteten amerikaniſchen Stützpunkte auf den Inſeln Guam und Wake beſetzt, hat Manila und Hongkong erobert, greift Holländiſch-Indien überall an, dringt auf der malayiſchen Halbinſel gegen Singapure und von Siam aus, das raſch und offenbar ganz gerne kapituliert hatte, gegen die Burmaſtraße vor, die von Süden her China mit Kriegsmaterial verſorgt, was um ſo wichtiger iſt, als es vom Norden, von Rußland her, vorläufig nicht geſchehen kann. Den Vorſtoß nach dem Südweſten des Pazifiſchen Ozeans hat es dadurch ermöglicht, daß es durch einen mit raſender Wucht aus der Luft her geführten Angriff das engliſche Schlachtſchiff „Prince of Wales", mit dem im Sommer Churchill nach Amerika gefahren war, und dazu ein anderes großes und berühmtes Schlachtſchiff, die „Repulse", vernichtete.

So erleben die Weltreiche der „Weißen" zum Beginn der großen Auseinanderſetzung mit den Waffen der Gewalt von den „Gelben" demütigende Niederlagen. Es iſt für die Angelſachſen eine ſtarke Beſchämung, daß ſie mit all ihrer Macht nicht imſtande ſind, Zentren wie Hongkong oder Schutzbefohlene wie die Philippinen und Alliierte wie Holländiſch-Indien zu beſchirmen.

Dieſer Kampf hat Aſpekte von großer, ja gewaltiger Tragweite, von denen wir ſeit Jahrzehnten geredet haben. Er bedeutet wohl die endgültige Entſcheidung des Ringens um den Pazifiſchen Ozean, das auch eines zwiſchen Europa und Aſien iſt.

Einer dieſer Aſpekte iſt *wirtſchaftlicher* Art. Japan ſtößt nach Süden vor, um ſich dort die ihm fehlenden Rohſtoffe zu holen: vor allem Petrol, aber auch Gummi, Zinn und ſo fort. Dieſes Motiv beſtimmt ſtark ſeine Taktik. Das iſt bedeutſam.

Ein Problem des Kampfbeginnes aber iſt die Art, wie die Angel-

ſachſen ſich überfallen ließen. Man weiß jetzt, daß die diplomatiſchen Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten, die Miſſion Kuruſus wohl eingeſchloſſen, nur den Zweck hatten, für jenen Ueberfall die nötige Zeit zu gewinnen. Dieſe Tatſache muß ungeheuer vergiftend wirken. Es bleibt dennoch ein Problem, warum die Angelſachſen nicht nur dieſes Manöver nicht durchſchauten, ſondern überhaupt auf etwas, das ſie als „notwendig" doch ſchon lange erkannt hatten, ſo gar nicht gerüſtet waren. Die Erklärung Churchills, daß man die vorhandenen Kräfte auf andern Schauplätzen nötiger gehabt hätte, wirkt ein wenig als Ausrede. Vielleicht kommen dabei andere Erklärungen in Betracht. Einmal ein gewiſſer angelſächſiſcher Optimismus, der die Dinge gerne im günſtigſten Lichte ſieht und oft zur bloßen Bequemlichkeit wird. Dann die Meinung, die andern richteten ſich nach den eigenen Plänen, ſtatt daß man die ihrigen zu erraten und ſich darauf zu rüſten ſucht. Weiter die Gewohnheit, beſonders der Engländer, ſich mit ſehr beſcheidenen eigenen Mitteln zu helfen ("to little and to late" — „zu wenig und zu ſpät"). Wozu auch an ſich wertvolle Eigenſchaften kommen: der unkriegeriſche Charakter und die Vorausſetzung eines fair play der andern.[1])

Wichtiger, überragend wichtig, iſt aber ein anderer Aſpekt: *das Walten der ſittlichen Weltordnung als Nemeſis.*

Dieſe Nemeſis greift an einem Punkte ſehr ſchnell ein: Der Ueberfall auf die amerikaniſche Flotte hat, wie man weiß, ſofort die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten faſt einmütig um Rooſevelt geſchart. Auch Lindbergh und Wheeler machen mit. Ebenſo Lewis. Für Arbeitskonflikte wird ein aus Vertretern der Arbeiter und der Unternehmer in gleicher Zahl zuſammengeſetztes „Nationales Komitee" gebildet. Japans Erfolg iſt, für längere Sicht, ſehr teuer bezahlt.

Aber das Walten der Nemeſis iſt beſonders über Amerika und England offenbar. Sie bezahlen für rieſige Schuld. Die Vereinigten Staaten haben unter dem Vorwand des appeasement, das heißt um Japan vom Kriege abzuhalten (was Rooſevelt ehrlich zu erreichen hoffte), zum größeren Teil aber aus blinder kapitaliſtiſcher Gewinnſucht, Japan mit allem, was es für den Krieg gegen China und — gegen ſie ſelbſt brauchte, lange genug verſorgt: mit Petrol, Benzin, Eiſen, Gummi und ſo fort. Jetzt wendet ſich, was ſie China angetan, gegen ſie ſelbſt, und die Milliarden Dollar, die ſie verdient, werden Bomben für Söhne Amerikas. Die engliſche Politik aber hat ſeinerzeit, als mit der japaniſchen Eroberung der Mandſchurei die erſte große Probe an den Völkerbund herantrat, trotz dem amerikaniſchen Hilfs-

[1]) Eine Frage iſt auch immer, was das koſtſpielige *diplomatiſche Perſonal* in den Hauptſtädten der vorauszuſehenden Gegner anderes getrieben habe als Tanzen, Dîner Mitmachen, Flirten und ſo fort, wie es Marthe Dodd, die Tochter des amerikaniſchen Botſchafters in Berlin, in ihrem Buche über ihre Erfahrungen in Deutſchland ſchildert.

angebot den Völkerbund von einem Auftreten gegen Japan abgehalten, das damals leicht gewesen wäre, und damit dem Völkerbund eine erste schwere Wunde versetzt. Es ist dabei wohl stark von dem Motiv bestimmt gewesen, Japan als Werkzeug gegen Rußland brauchbar zu erhalten. Sir John Simon hat damals, wie vorher in bezug auf Indien und später in bezug auf Abessinien, seine unselige Rolle gespielt. Jetzt wird dafür bezahlt und für viele andere, zum Teil ältere, Sünden ebenfalls. Und das ist in Ordnung.

Der Ausgang des Kampfes braucht deswegen nicht zweifelhaft zu sein. Es gilt, nicht auf Anfangserfolge und das Hin und Her eines solchen Ringens zu achten, sondern auf die *dauernden Kräfte*. Diese sind *gegen* Japan und werden sich geltend machen. Denn diese Kräfte sind ungeheuer und sind zäh. Der Krieg gegen C h i n a hat bei Tschangtscha wieder mit einer schweren japanischen Niederlage geendet. Und vor allem ist *ein* Faktor noch nicht ins Spiel getreten: *Rußland*. Es scheint, im Einverständnis mit England und Amerika, zuzuwarten, bis sein Kampf gegen Hitler noch ein Stück weiter ist. Aber es ist gerüstet und wird sein Gewicht sicher in die Waagschale werfen. Von ihm aus aber kann Japan besonders in der Luft aufs wirksamste bekämpft werden. Inzwischen wird Woroschiloff zu den Truppen des Ostens geschickt.

Japan wird fallen. Das ist wohl ziemlich sicher. Sein Herrschaftswahn muß zerfließen und sein auf einem Götzendienst ruhender imperialistischer Nationalismus, wie sein damit zusammenhängendes soziales System, zusammenbrechen. Aber aus diesem Zusammenbruch, wie aus dem ganzen Ringen, muß sich und wird sich auch eine Ordnung erheben, welche das Wort vom Pazifischen (d. h. friedlichen) Ozean zu einer herrlichen Wahrheit macht. Wir dürfen daran glauben.

IV. Der zusammengeballten Macht der Achse tritt die mit Rußland und China verbundene und verbündete *a n g e l s ä c h s i s c h e W e l t* gegenüber.

In dieser Sphäre haben sich ebenfalls gewaltige Ereignisse vollzogen. *Churchill* ist abermals nach Amerika gefahren (mit dem er auch durch seine amerikanische Mutter enger verbunden ist) und hat vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten eine Rede gehalten, die einen geschichtlichen Wendepunkt von höchster Tragweite markiert. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man erklärt, daß damit die im Jahre 1776 durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vollzogene politische Trennung der angelsächsischen Welt aufgehoben ist. Die im kanadischen Parlament gehaltene Rede setzt dazu gleichsam das Punktum. Damit beginnt in jedem Sinne der neue „Tag der Sachsen".

Die Zusammenkunft Roosevelts und Churchills zeitigt dann den *Pakt von Washington*, durch den sich um die Vereinigten Staaten und England sechsundzwanzig zum großen Teil durch ihre legalen (= illegalen!) Regierungen vertretene Länder, darunter aber auch Ruß-

land und China, zu einem „Covenant" zuſammenſchließen. Dieſer ſelbſt ſchließt ſich, ſie beſtätigend, an die Magna Carta Atlantica an und ergänzt dieſe durch zwei Punkte: die durch dieſen Pakt zuſammengeſchloſſenen Staaten verſprechen ſich eine Zuſammenarbeit in engſter Solidarität gegen den gemeinſamen Feind, der beſonders im Nationalſozialismus verkörpert iſt, bis zu deſſen völliger Beſiegung, und erklären, daß keiner von ihnen einen Sonderfrieden eingehen werde. Man bedenke dazu, beſonders im Blick auf Rußland, daß in jener Magna Carta auch *Freiheit der Religion* gefordert und verſprochen wird.

Was iſt von dieſem Pakt von Waſhington zu halten? Iſt er etwa auch bloß ein Theater, wie die Zuſammenkunft der Achſenmächte in Berlin? Es iſt zu antworten, daß Wert und Bedeutung einer ſolchen Demonſtration von ihrer *Wahrheit* abhängen. Dieſe war in Waſhington vorhanden, während ſie in Berlin fehlte. Darum bedeutet der Pakt von Waſhington eine Weisſagung für die Zukunft der Völkerwelt und damit eine Verheißung.

Gleichzeitig mit denen in Waſhington fanden Verhandlungen in *Tſchungking* zwiſchen Tſchiang-kai-Shek und Wavell und in *Moskau* zwiſchen Molotow, Stalin und Eden ſtatt. Auch ſoll in Bälde eine Verſammlung der amerikaniſchen Außenminiſter in Rio de Janeiro den *panamerikaniſchen Zuſammenſchluß* gegen die Achſe markieren und einen gemeinſamen Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen zu ihr herbeiführen. Das wird ohne Zweifel mehr oder weniger kräftig geſchehen und hat ſchon in einer Reihe Kriegserklärungen ſüdamerikaniſcher Staaten an die Achſe ſeinen Ausdruck gefunden. Mexiko aber geht ſchon jetzt ſo weit, ſeine Wege, Häfen und Baſen den Truppen und Flotten der Alliierten zu öffnen und mit den Vereinigten Staaten einen gemeinſamen Verteidigungsrat zu bilden.

Die erſte Frucht des Paktes iſt eine Art von *interalliiertem Kriegsrat,* der ſich in einer gewiſſen Vereinheitlichung des Oberbefehls und der Kriegsführung beſonders im Pazifiſchen Gebiet ausdrückt. Dort erhält Wavell den Oberbefehl, dem ſich ſowohl die amerikaniſche als die chineſiſche und holländiſche Kriegsmacht unterordnen, jedoch ſo, daß Tſchiang-kai-Shek ſeinerſeits alle alliierten Truppen in China und Burma unter ſich hat.[1])

In den Vereinigten Staaten bedeutet die ganze Wendung der Dinge vor allem eine rieſenhafte, phantaſtiſch anmutende Steigerung der *Kriegsrüſtungen.* Rooſevelt proklamiert den „totalen Krieg". Das ganze Leben des Volkes ſoll in den Dienſt des großen Kampfes geſtellt werden. Die Autoinduſtrie wird völlig auf die Produktion von Tanks umgeſtellt. Der Militärdienſt wird in dem Maße erweitert, daß er alle Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren umfaßt (was 9 Millionen

[1]) Ein *Empire-Kabinett* lehnt Churchill, in Uebereinſtimmung mit einigen Dominions, ab, doch ſoll es ein *alliiertes Rüſtungskomitee* geben.

Soldaten ergäbe!) und auch, auf ihre Weiſe, die Frauen einbezieht. Das Kriegsbudget wächſt auf 56 Milliarden (= etwa 200 Milliarden Schweizerfranken) an. Im Jahre 1942 ſollen 60 000, im Jahre 1943 gar 120 000 Flugzeuge, ſowie 45 000 Tanks hergeſtellt werden, und ähnlich ſoll es in allen Zweigen der Kriegsrüſtung geſchehen. Es iſt gar kein Grund, die Durchführung zu bezweifeln. Die Amerikaner ſind gewohnt, das Unmögliche möglich zu machen, und ſie ſind auch zähe. Dazu iſt nun ihr ſehr empfindliches nationales Ehrgefühl gereizt und es iſt nicht zu bezweifeln, daß Soldaten und Matroſen das Aeußerſte leiſten werden.

Dabei wird ſehr beſtimmt ausgeſprochen, daß man die Unterſtützung aller gegen die Achſe kämpfenden Staaten, vor allem natürlich Englands und Rußlands, fortſetzen werde. Auch wird nun noch erklärt, daß man die unterdrückten Völker für deren kommenden Aufſtand mit Waffen ausſtatten wolle. Es wird auch nicht mit der Abſicht hinter dem Berge gehalten, daß amerikaniſche Heere, mit engliſchen vereint, auf das europäiſche Feſtland vorſtoßen würden, ſobald dafür die Zeit gekommen ſei. Schon werden dafür in England und Nordirland (Ulſter) Stützpunkte geſchaffen. Churchill ſieht für dieſen ganzen gemeinſamen Kampf drei Stadien vor: ein erſtes der Vorbereitung, ein zweites der Befreiung, ein drittes der Erſtürmung (nämlich der „feindlichen Zitadellen") und der Beſtrafung der Schuldigen. *Rooſevelt* aber erklärt:

„Wir haben die Abſicht, den Kampf auf den eigenen Boden des Feindes zu tragen." ...„Manche Leute fragen: Wann wird dieſer Krieg ein Ende haben? Darauf gibt es nur *eine* Antwort: Er wird ein Ende finden, ſobald als wir ihm ein Ende ſetzen können durch unſere vereinigten Anſtrengungen, unſere vereinigte Stärke, unſere vereinigte Entſchloſſenheit, ihn durchzukämpfen und durchzuarbeiten bis zum Ende des Militarismus in Deutſchland, Italien und Japan. Ganz ſicher werden wir uns nicht mit weniger zufrieden geben." „... Wir wollen [diesmal] nicht nur den Krieg, ſondern auch den Frieden gewinnen."

V. An dieſem Punkte geht der militäriſche in den *politiſchen Kampf* über. Und dieſer iſt unvergleichlich wichtiger; jener kann nur durch dieſen einen Sinn bekommen.

1. Auch auf dieſer Linie haben ſich gewaltige Entwicklungen vollzogen. Wir können ſie in die Loſung faſſen: *Rückkehr zum Völkerbund.*

Dieſe Loſung hat vor allem Churchill ausgegeben. Er hat in Amerika einen „Neuen Völkerbund" proklamiert. Das iſt bei ihm nicht Konjunkturpolitik; Churchill iſt immer ein begeiſterter Anhänger und Verteidiger des Völkerbundes und der kollektiven Sicherheit geweſen und hat dem Völkerbund, beſonders auch gegen Chamberlain, in mancher glänzenden Parlamentsrede das Wort geredet zu einer Zeit, wo deſſen Aktien ſehr tief ſtanden. Er hat denn auch den Mut gehabt, in ſeiner Rede vor dem Kongreß in Waſhington offen zu erklären, daß alles hätte anders gehen können, wenn man dem Völker-

bund die Treue gehalten hätte, daß man jetzt um den Preis von ungeheuren Opfern erkämpfen müsse, was man vorher mit soviel kleineren hätte haben können, und es ist ein Beweis für die sittliche Kraft, die doch in der angelsächsischen Welt lebt, daß gerade diese Erklärung einen Beifallssturm auslöste. (Das ist ein anderer Geist als der *Mottas* und unserer Bundesversammlung.) Roosevelt aber befindet sich auch darin mit seinem Freunde in völliger Uebereinstimmung. Er hat nicht zufällig erst vor kurzem zusammen mit einer Reihe von wichtigsten Vertretern der amerikanischen Politik eine Art Wallfahrt zu Wilsons Geburtshaus gemacht, das zum nationalen Heiligtum geworden ist. (*Wilson* kommt zu seinem Rechte!) In der schon zitierten Rede erklärt Roosevelt:

„Wir kämpfen nicht bloß für uns selbst, sondern für alle Menschen, und nicht nur für unsere Generation, sondern für alle Generationen. Wir kämpfen, um die Welt von uralten Mächten des Bösen, uralten Mächten der Not zu reinigen."

Diese Haltung schließt sich mit dem Höhepunkt der ganzen amerikanischen politischen Vergangenheit zusammen, wenn Roosevelt am Tage der Unabhängigkeitsfeier die Geltung der *Menschenrechte* (the Rights of men) als das Fundament einer neuen Welt proklamiert.

Der so verstandene neue Völkerbund soll sich vor allem auf die zwei vereinigten angelsächsischen Mächte stützen. Sie sollen in seinem Dienste die „Weltpolizei" üben. Die Form dieses Völkerbundes aber soll die der freien Föderation aller großen und kleinen Völker sein.[1]) Ihr hat sich auch *Deutschland* ein- und unterzuordnen. Es wird dafür gesorgt werden, daß es nicht noch einmal die Hölle über die Welt bringen kann, aber man wird es von Anfang an die wirtschaftlichen Vorteile der neuen Völkerordnung genießen lassen.

Daß dieser politische Glaube und Ausblick nicht auf Roosevelt und Churchill mit ihrem Kreis beschränkt ist, beweisen zahllose Tatsachen. Besonders bedeutsam ist auch dafür eine Aeußerung der „Times":

„Wir werden nach dem Kriege nicht wieder zu einer auswärtigen Politik der geruhsamen Abseitigkeit und des Verlasses auf das europäische Gleichgewicht (balance of power) zurückkehren dürfen ..." „Die Grundlagen [einer neuen Politik] nehmen unter dem Drang des Krieges schon Gestalt an. Sie muß fest gegründet sein auf einer Verbündung Englands mit den Vereinigten Staaten und Sowjet-Rußland, wie sie durch den Krieg geschaffen worden ist. Jede gesunde Politik muß England befähigen, die engsten freundschaftlichen Beziehungen und die praktische Zusammenarbeit mit Europa auf der einen und der überseeischen Welt auf der andern Seite zu unterhalten ... Es wird sich von beiden nicht ohne verhängnisvolle Folgen für es selbst ausschließen können." [2])

---

[1]) Daß dabei nicht einfach der staatliche Bestand von 1939 wieder hergestellt werden müßte, versteht sich wohl von selbst.

[2]) Daß die Alliierten schon an der Arbeit sind, für den Moment des Friedensschlusses riesige Massen von *Lebensmitteln* aufzuspeichern, um der dann furchtbar drohenden *Hungersnot* zu wehren, wird man als Ergänzung der politischen Verheißungen gerne hören. Wenn es nur wirklich geschieht.

2. Das Zitat der „Times" ſchließt mit den Worten:

„Die Initiative [für eine ſolche Politik] und die primäre Verantwortlichkeit dafür iſt die Sache von England und Rußland."

Damit wird jenes von uns immer wieder behandelte Zentralproblem des Verhältniſſes von *England und Rußland* berührt. Es iſt fortwährend Gegenſtand der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und nimmt allerlei Formen an.

Wir gehen nicht weiter auf die Zweifel ein, ob die Alliance zwiſchen Rußland und den Angelſachſen halten werde, etwa gegen Hitlers Friedensangebote an jenes. Sie wird ohne Zweifel halten bis zur Beendigung des Krieges. Ohne gewiſſe Reibungen wird es ſelbſtverſtändlich auch bis dann nicht ablaufen, ſie ſind eine faſt unvermeidliche Begleiterſcheinung aller Alliancen; aber der gemeinſame Kampf wird auch für Rußland ſo lebenswichtig und ſo ſchwer ſein, daß ein Auseinandergehen nicht zu erwarten iſt.[1])

Aber nachher? Wird Rußland die kleinen Randſtaaten, die ſich 1918 von ihm trennten und die Deutſchland ihm aufs neue weggenommen hat, und dazu Oſtpolen, die Bukowina und Beſſarabien dauernd aufgeben? Wird es die demokratiſchen Poſtulate der Carta Atlantica dauernd anerkennen? Wird es nicht mehr die Weltrevolution erſtreben?

Ueber dieſe Dinge, oder doch einen Teil davon, hat jedenfalls Eden mit Molotow und Stalin verhandelt.

Wie ſteht es damit? Darf man, um dies hinzuzufügen, jetzt noch, da Rußland auf Seiten Englands und Amerikas ſteht, von einem Kampf der *Demokratien* gegen die Diktaturen reden?

Der Schreibende denkt darüber, wie er auch ſchon erklärt hat, ſo: Ich halte es für ausgeſchloſſen, daß Rußland einfach zum Stalin-Regime der Vorkriegszeit zurückkehren werde. Ein Volk, das eine ſolche Leiſtung hinter ſich hat, läßt ſich nachher nicht mehr eine derartige Deſpotie gefallen. Wenn Stalin ſelbſt ſich behaupten kann, ſo ſicher nicht ſein früheres Regime. Eine *demokratiſche* Entwicklung Rußlands wird unvermeidlich ſein. Mit andern Worten: Wir werden mit einem *demokratiſchen Kommunismus* zu rechnen haben, der in eine Konkurrenz mit dem von den Angelſachſen kommenden Element einer ſozialen Demokratie treten wird. Ein ſolcher Kommunismus wird ſich zwar wohl nicht ohne Schwierigkeiten, aber doch nicht mit allzu großen, einer demokratiſchen Geſtaltung der Weltpolitik einordnen können. Es iſt ſchließlich doch nicht zu vergeſſen, daß Rußland unter Litwinows von Stalin gebilligter Führung ſeiner Außenpolitik dem Völkerbund mehr Treue bewieſen hat als England und Frankreich.

Auf eine ſolche Entwicklung weiſen neben der inneren Notwendigkeit allerlei Zeichen hin. Es ſeien vor allem drei genannt: Rußland verſtändigt ſich mit dem nach Moskau gereiſten General Sikorſki, dem

[1]) Die *Rüſtungslieferungen* an Rußland ſollen alſo fortgeſetzt werden.

Chef der polnischen Regierung in London, über die künftige Gestalt Polens. Es wünsche ein „starkes Polen". Sodann: eine Delegation der russischen Gewerkschaften wird in England mit dem höchsten Enthusiasmus empfangen. Dergleichen vergißt sich nicht so schnell. Endlich: Wenn ein Mann wie Eden und ein Blatt wie die „Times" so stark für ein auch den Krieg überdauerndes Zusammengehen mit Rußland eintreten, so hat das eine sehr große Bedeutung.

Was aber das *soziale* Moment betrifft, so verweise ich auf das religiös-soziale Dokument, das man anderwärts in diesem Hefte findet, auf die im letzten Briefe zitierte Stimme der „Times", und dazu auf die Tatsache, daß die Labour Party im Unterhaus, ohne auf Hohn zu stoßen, die Verstaatlichung der Kohlengruben, der Eisenbahnen und der Rüstungsindustrie fordert. Ueberhaupt ist auf der einen Seite Labour nicht zu vergessen, das bei der politischen und sozialen Neuordnung Europas eine sehr bestimmende Rolle spielen wird, und auf der andern Seite das radikale Amerika Roosevelts nicht. Im Angesicht solcher und vieler andern Tatsachen von einer von der angelsächsischen Welt drohenden *Plutokratie* zu reden, ist eine Lächerlichkeit.

Wir dürfen ruhig auch jetzt von einem klaren Gegensatz zweier Welten reden, die in dem großen Ringen zusammenprallen, auch wenn selbstverständlich der Gegensatz weder absolut, noch ungetrübt ist, noch gar sich mit den *Völkern* in beiden Kriegslagern deckt.

3. Wir sind damit aber auf den politischen Kampf gestoßen, den auf ihre Weise die Achse und als ihr stärkster und lautester Wortführer *Deutschland* führt. Seine Losung ist jetzt eindeutig: „Einigung Europas gegen den Weltfeind Bolschewismus, mit dem England und die Vereinigten Staaten sich verbündet haben, oder gegen die jüdisch-kommunistisch-plutokratische Weltherrschaft." (Wobei es sich etwas seltsam ausnimmt, daß der Kommunismus sich ausgerechnet mit der Plutokratie verbündet haben sollte.) Unter diesem Zeichen versucht man nicht nur die ganze *spanische* Welt (Südamerika eingeschlossen) für die Achse zu gewinnen oder daran festzuhalten, sondern auch den wenigen übrig gebliebenen „Neutralen", besonders Schweden und der Schweiz, zu zeigen, wohin sie gehörten. Göbbels fordert die Neutralen auf, für Deutschlands Sieg zu *beten*, weil es allein imstande sei, den neuen „Mongolensturm" abzuwehren. Immer wird auf Grund eines etwas unbedachten Ausspruches der „Times" England die Absicht zugeschrieben, daß es Rußland ganz Ost- und Mitteleuropa als Domäne ausliefern wolle.

Es werden in diesem Sinne ohne Zweifel auch Fäden zu der *kirchlichen* Welt hinübergesponnen. Dahinter aber steht die *Kontinentalpolitik*, die letzte Karte, welche Hitler zur Verfügung hat.

Hitler hat in der Reichstagsrede, womit er die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten begleitet hat, wesentlich auch jene Note angeschlagen. Und sie mit hahnebüchenen Beschimpfungen der Führer der

Alliierten begleitet, denen er ſogar vorwirft, daß ſie den Krieg um ihrer perſönlichen Geſchäfts- und Finanzintereſſen willen angeſtiftet hätten. Selbſtverſtändlich ſind die Juden, indem ſie England und Nordamerika beherrſchen, an dem Kriege ſchuld, nachdem ſie ſchon immer Hitlers Friedensarbeit und Friedenspläne geſtört hatten.

Es iſt eine Tatſache von höchſter, wenn auch mehr als tragiſcher, nämlich apokalyptiſcher, Bedeutſamkeit, daß im Reichstag eines Volkes, wie es einſt die Deutſchen waren, eine ſolche Rede gehalten werden kann.

4. Dieſes politiſch-ideologiſche Ringen erſtreckt ſich auf einen *weiteren Kreis* um die beiden Lager herum.

Wir haben Spanien und Südamerika erwähnt. Auch die *arabiſche* Welt iſt nicht zu vergeſſen. Um ſie wird, vielleicht wegen dem geplanten Vorſtoß nach Aegypten und Vorderaſien, von der Achſe mit neuer Heftigkeit geworben. Raſchid Ali, der geſtürzte Diktator von Irak, und der Großmuphti von Jeruſalem weilen beide in Berlin. Doch ſcheinen die Chancen der Achſe in der arabiſch-mohammedaniſchen Welt wenig mehr zu bedeuten. Charakteriſtiſch iſt, daß der leidenſchaftlich iſlamitiſche, auf einigen libyſchen Oaſen niedergelaſſene Senuſſiorden, den Italien ſo hart getroffen hatte, von England das Verſprechen der Reſtitution erhält.

Wichtiger iſt gegenwärtig die Lage *Finnlands*. Es ſteht nun unter der furchtbaren Enttäuſchung, daß es ſich von Deutſchland verlaſſen, ſeine Großträume zuſammenbrechen und ſeine Kinder vom Hungertod bedroht ſieht. So zahlt es für den tragiſchen Irrtum, daß es, von faſchiſtiſchen Militärs und Politikern verführt, Hilfe gegen eine leichtere Tyrannei gegen eine ſchwerere geſucht hat. Die tiefe Unzufriedenheit und Zerriſſenheit des Volkes verlangt nun nach einem Frieden, den dieſe Führer vor kurzem hochmütig zurückgewieſen haben und der nun viel koſtſpieliger ausfallen wird. England und die Vereinigten Staaten werden wohl trotzdem dafür einſtehen, daß er nicht allzu ſchwer wird und Rußland davon großen Vorteil habe.

Grundſätzlich viel wichtiger ſind die Vorgänge in *Indien*, in deren Mittelpunkt *Gandhi* ſteht. Er hat ſich von ſeinem, nun endlich aus dem Gefängnis entlaſſenen Schüler und Freund *Nehru* getrennt um den Vorſitz der Kongreßpartei abgegeben, um ganz zu ſeiner Parole der Gewaltloſigkeit zurückzukehren, während Nehru und die große Mehrheit des Kongreſſes mit England gegen Hitler kämpfen wollen, freilich nur unter der Vorausſetzung, daß Indien endlich die Stellung eines Dominions erhalte. Gandhis Haltung wäre alſo diesmal anders als die von 1914 bis 1918. Man wird auf das damit aufgeworfene Problem zurückkommen müſſen. Jedenfalls bleibt Gandhi ein heftiger Gegner der Hitlerdiktatur, und er hat Hitler einen ſehr ſcharfen Brief geſchrieben. Es iſt vorläufig die Annahme erlaubt, daß es ſich in dem Verhältnis von Gandhi und Nehru um eine Arbeitsteilung handle.

Inzwiſchen wird den *Parias* in ſteigendem Maße Zugang zu den Brunnen, den Tempeln, den Schulen gewährt.

5. Inmitten der ganzen Lage macht ſich immer ſtärker der von vulkaniſcher Glut durchzuckte, von Unterjochung, Entwürdigung, Hunger, Mord und Not aller Art angefüllte Ring der *beſetzten Länder* und unterdrückten, zum Teil hingemordeten Völker geltend.

In *Jugoſlawien*, und zwar gegenwärtig beſonders in Serbien, iſt es längſt zum offenen Krieg der Beſiegten und Entehrten gegen ihre deutſchen (und italieniſchen) Bedrücker gekommen. Was dieſe Bedrückung bedeutet, gibt die Zahl von 35 000 Erſchoſſenen an, die Eden als verbürgt berichtet.

In *Norwegen* ſteht man hart an der Grenze eines Krieges. Der deutſche Terror wächſt mit dem Maße des norwegiſchen Widerſtandes. Eine kleine Stadt wie Stavanger (die der Schreibende kennt) wird wegen ihrer dem Quislingſyſtem beſonders feindlichen Geſinnung mit einer Strafe von 2 Millionen Kronen belegt und es werden ihren Einwohnern Radioapparate im Werte von 2 Millionen Kronen konfisziert. In einem einzigen Bezirk werden 450 Lehrer abgeſetzt. Zehn neue Konzentrationslager werden für die Widerſpenſtigen oder auch nur Verdächtigen angelegt. Die Offiziere des ehemaligen norwegiſchen Heeres werden verhaftet, hohe Hofbeamte in deutſche Konzentrationslager verbracht. Die Zahl der Verhafteten überſteigt 3000. Mehr als die Hälfte aller Bürgermeiſter wird abgeſetzt. Den 100 000 Angehörigen der nach England entwichenen Seeleute werden die Konti geſperrt. Die Rationierung der bis an die Hungersnot ſpärlichen Lebensmittel richtet ſich nach der politiſchen Geſinnung. Auch die Kirche wird kujoniert, Berggrav, der lutheriſche Biſchof von Oslo, abgeſetzt. Wenn die Engländer Vorſtöße nach Norwegen machen, wie in der letzten Zeit wiederholt, beſonders auf die Lofoten, empfängt ſie ein Sturm der Begeiſterung. (Was bezwecken im übrigen dieſe Vorſtöße? Zerſtörung des deutſchen Schiffsverkehrs nach Petſamo und zurück? Probelandung für größere, auch für anderwärts geplante Aktionen?)

Sogar in *Dänemark* ſpricht der König tapfere Worte, und der däniſche Geſandte in London, Graf Reventloff, gründet eine „illegale" Regierung des „Freien Dänemark".

In *Holland*, wo nun alle politiſchen Parteien zugunſten der nationalſozialiſtiſchen Einheitspartei des famoſen Ingenieurs Muſſert verboten ſind, konzentriert ſich der Widerſtand auf ſehr wirkſame geſellſchaftliche Sabotage. Die Ankündigung des Gauleiters Seyß-Inquart, daß Holland einfach dem Reiche eingegliedert werde, mußte etwas gemildert werden.

Für *Belgien* wird in London ein eigenes belgiſches Heer geſchaffen. Die Univerſität *Brüſſel* wird zeitweilig geſchloſſen, weil gegen aufgedrängte flämiſche Profeſſoren proteſtiert wird.

Auch in Ländern, die nicht formell beſetzt und unterdrückt ſind,

wie *Ungarn, Bulgarien und Rumänien*, gärt der unterirdiſche, aber von Zeit zu Zeit auch an die Oberfläche tretende Widerſtand des *Volkes*, das überall *gegen* die Deutſchen und in ſteigendem Maße für Rußland iſt. In Ungarn, wie in Rumänien und Bulgarien kommt es zu Sabotageakten, die mit Strang und Kugel beſtraft werden. Budapeſt erlebt Revolten. Für dieſe Stadt werden amtlich 300 Selbſtmorde im Monat angegeben. Es bildet ſich auch ein „Freies Ungarn".

Die *Judenverfolgung* geht überall mit der Herrſchaft von Nazismus und Faſchismus Hand in Hand. Die von Deutſchland nach Polen deportierten Juden werden damit zugleich dem Flecktyphus ausgeliefert.[1])

Weltpolitiſch wichtig iſt für den Augenblick beſonders die Lage in *Frankreich*. Daß dort vier Fünftel der Bevölkerung mehr oder weniger erbittert gegen Deutſchland und für Englands Sieg ſind und ſehnſüchtig auf den Tag der Befreiung warten, unterliegt keinem Zweifel.

Für die „collaboration" ſind nur einige hochreaktionäre, käufliche oder von unbefriedigtem Ehrgeiz verzehrte Politiker, dazu gewiſſe Intellektuelle, Biſchöfe und Erzbiſchöfe, ſowie Träger der goldenen Internationale der Großinduſtrie und der Großfinanz.

Wohl auch aus der Kenntnis dieſer Sachlage hat man die geplanten Geiſelerſchießungen unterlaſſen, vollzieht aber unerbittlich die Erſchießung an ſolchen, die im Beſitz von Waffen angetroffen werden. Dieſe Waffen fürchtet man beſonders. Sie wenden ſich auch immer wieder gegen Vertreter des deutſchen Militärs und warten im übrigen auf den Tag eines Gebrauches in größerem Stil. Noch mehr würde es ſagen, wenn das Gerücht wahr wäre, daß auch *deutſches Militär* — über hundert Soldaten und höhere Offiziere — revoltiert hätten.

Inzwiſchen halten die Vertreter der *beſetzten Länder* der Alliierten in London eine Konferenz ab, an der ein allgemeiner Proteſt gegen deren Behandlung erhoben und die Beſtrafung der Schuldigen angedroht und vorbereitet werden ſoll. Dieſe Beſtrafung haben auch England und Amerika ſchon in Ausſicht geſtellt. Auch ſie ſchwebt nun als drohendes Schwert des Gerichtes über den Quälern und Mördern.

Noch drohendere Geſtalt nimmt dieſes in der *Note von Molotow* an alle diplomatiſchen Vertreter in Moskau an, worin den Deutſchen ſchwerſte Beſtrafung für alles, was ſie an Rußland geſündigt und auch die Pflicht des Wiederaufbaues der zerſtörten Gebiete angekündigt wird, verbunden mit der Forderung einer dauernden Entwaffnung Deutſchlands und einem ſchweren *Fluch* über die Deutſchen.

So ſammelt ſich, aus Terror, Not und Grauen aufſteigend, eine Atmoſphäre furchtbaren *Haſſes* gegen das deutſche Volk an, das

[1]) Doch will man nun die jüdiſchen wie die kriegsgefangenen ruſſiſchen Aerzte zum Kampfe dagegen brauchen, wobei ſie natürlich ſelbſt die ſchwerſte Gefahr laufen. 19. I.

Einem Manne erlaubt hat, der Welt ſo Ungeheuerliches anzutun. Dieſen Haß wenigſtens an ſeinen ſchlimmſten Auswirkungen zu verhindern, muß eine wichtige Teilaufgabe der Friedensordnung ſein.

Es iſt ein Vulkan zum Ausbruch gerüſtet. Den bewacht eine Million Soldaten. Aber können zehn Millionen Soldaten einen Vulkan am Ausbruch verhindern?

6. Wir gelangen damit zu einem *Ausblick* auf das neue Jahr. Was wird es bringen?

Wird es die Entſcheidung und damit das Ende des Krieges bringen?

Das wird von den „Realiſten" (die meiſtens ſo heißen, wie lucus a non lucendo und am wenigſten die Wirklichkeit ſehen) apodiktiſch geleugnet, beſonders nachdem nun auch Japan mit friſchen Kräften in den Krieg getreten iſt; aber auch die Führer der beiden Kriegslager (nun auch des deutſchen) reden von einem langen und ſchweren Krieg. Das müſſen ſie tun, um ihre Völker bei Atem zu erhalten. Aber ſie mögen auch recht haben, und wir alle tun gut, uns auch darauf vorzubereiten.

Aber es wäre furchtbar, wenn ſie recht behielten. Denn wie ſähe die Welt nach einem ſolchen „langen und ſchweren Kriege" aus?

Darum bin ich froh, denken und ſagen zu dürfen: Es *muß* nicht ſo ſein, es kann auch *anders* gehen. Um gerade das Hauptargument für dieſe Erwartung auszuſprechen, ſo geſtehe ich: Es ſcheint mir nach den Geſetzen der Weltordnung einfach unmöglich, daß es ſo noch lange gehen könne. Dies namentlich im Blick auf das, was durch Hitler, mit Hitler und unter Hitler geſchieht. Ich denke dabei nicht nur an das Geſetz, daß es mit Diktatoren raſch abwärts geht, wenn einmal der Erfolg nicht mehr mit ihnen iſt, in Verbindung mit dem Umſtand, daß heute die Entwicklungen noch raſcher vor ſich gehen als zur Zeit Napoleons; ich denke auch nicht einmal in erſter Linie daran, daß ſolche ungeheuren Anſpannungen, wie das Ringen ſie beſonders von Deutſchland fordert, nicht noch lange dauern können; ich denke auch nicht einmal an die gewaltigen deutſchen Verluſte in Rußland, denke nicht an die in vielen unterdrückten Ländern unter der Aſche ſchlummernde oder auch ſchon in Flämmchen und Flammen ausbrechende Revolte; ich denke ſchließlich ſogar nicht einmal an die Revolte in Deutſchland ſelbſt (um von Italien zu ſchweigen), von deren Vorhandenſein Gerüchte melden, die wohl nicht ganz ohne Grund entſtehen, nein, ich denke vor allem an das Furchtbare, das in Deutſchland *getan* wird, das ſo laut zum Himmel ſchreit, daß der Himmel *bald* antworten muß: mit furchtbarem *Gericht*.

Und ich denke auch an den apokalyptiſchen Reiter, *Flecktyphus* genannt.

Man darf in der Beurteilung dieſes Problems Eins nicht vergeſſen, wenn man nicht irregeführt werden will: Es kommt in bezug auf die Wahrſcheinlichkeit von Zuſammenbrüchen wie von Revolutionen nicht

ſo ſehr darauf an, daß dieſe im *Bewußtſein* der in Betracht kommenden Menſchen eine deutliche Rolle ſpielten, ſondern es ſind *objektive Faktoren,* die darüber entſcheiden. Und wer weiß, wie weit die Reife iſt. Unſere Aufgabe iſt jedenfalls, uns auch *darauf* zu rüſten, daß wir nicht überraſcht werden, wenn — die Ueberraſchung da iſt.

Was aber Japan betrifft, ſo wird es, wenn Hitler ſtürzt, ſehr raſch auch ſtürzen.

Solche Gedanken ſtehen bei dem Schreibenden im Vordergrund. Ich erkläre nochmals: Es kann auch das Furchtbare kommen, welches das Ende einer furchtbaren Macht bezeichnen mag. Aber auch das ſteht unter Gott. *Ihm,* und nicht dem Teufel, wird das Jahr 1942 gehören.

Für uns aber gilt: Seid bereit! *Leonhard Ragaz.*

Zürich, 15. Januar 1942.

Liebe Freunde!

Ich fühle mich veranlaßt, diesmal das, was ich über die ſchweizeriſche Lage am Anfang dieſes Jahres ſagen möchte, in einem beſonderen Rundbrief auszuſprechen.

Das Schweizervolk iſt am Neujahrstag durch eine Radio-Anſprache des jetzigen Präſidenten des Bundesrates (nicht „Bundespräſidenten" — einen ſolchen gibt es in der Schweiz nicht!) *Etter* beglückt worden, an deren Schluß es hieß: „Ich ſtelle das kommende Jahr, eure Familien, unſere Armee, all unſere Arbeit und unſere Sorgen und die Zukunft unſeres Bundes unter den Schutz des Allmächtigen *und unſeres Landesvaters Bruder Klaus, damit er uns auch im neuen Jahre den äußeren und inneren Frieden bewahre.*" Er hat alſo das Schweizervolk, deſſen Charakter trotz allem, was es in den letzten Jahrzehnten an Veränderungen in ſeiner konfeſſionellen Struktur erfahren hat, doch überwiegend proteſtantiſch geblieben iſt, einfach als katholiſch in Anſpruch genommen. Man hat ſich dagegen unter Proteſtanten doch ein wenig aufgelehnt. Aber man hat auf Seiten unſeres innerlich aufgelöſten entweder dem Faſchismus oder dem Katholizismus zuneigenden Syſtemsfreiſinns das bloß als eine gelinde, leicht gutzumachende Entgleiſung hingeſtellt. Davon iſt keine Rede. Dieſer Schüler der Jeſuiten macht ſich keiner ſolchen Entgleiſung ſchuldig. Jenes Wort entſpricht durchaus einer ſchon lange wirkſamen Taktik, deren Ziel nichts weniger iſt als eine Rekatholiſierung der Schweiz, die auf allerlei Linien, nicht zum wenigſten bei der Wahl des eidgenöſſiſchen Perſonals, verfolgt wird und bereits zu einer politiſchen Vorherrſchaft des Katholizismus geführt

hat. Der Schreibende hat seit Jahren darauf hingewiesen. Er hat damit, wie mit vielem andern, kein Gehör gefunden, aber er hat Grund zu der Annahme, daß die „Neuen Wege" es haben büßen müssen. Nun hat das Wort Etters wenigstens ein zeitweiliges Aufhorchen bewirkt. Wird dieses anhalten?

Dieses Wort muß deswegen doch nicht *unbedacht* gewesen sein. Der Sprecher mag sich durchaus bewußt gewesen sein, daß es da und dort Anstoß geben werde. Aber es gibt eine bekannte Methode, die darin besteht, daß man zunächst einmal anfängt, die Leute an gewisse Dinge zu gewöhnen. Mit der Zeit kann man dann weiter rücken. Diese neue Taktik schließt an eine ältere, Bundesrat Etter nicht fremde, an, aus der das Wort stammt: „Semper aliquid haeret." („Es bleibt immer etwas hängen.")

Zunächst soll nun endlich die Heiligsprechung des bisher bloß „seligen" Bruder Klaus erfolgen. Ganz ohne Zweifel steht das Wort Etters mit dieser Tatsache im Zusammenhang. Das Tüpflein auf das i in der Rekatholisierung der Schweiz soll Nikolaus von der Flüe als schweizerischer Nationalheiliger sein. Daneben haben wir dann noch den modernen, nicht kanonisierten Giuseppe Motta, den Heiligen der Neutralität, dem nun im gleichen Augenblick ein Denkmal errichtet werden soll, wo die Politik, deren typischer Vertreter — und sehr wirksamer Vertreter — er gewesen ist, an ihren fluchvollen Folgen im Weltmaßstab zusammenbricht.

Man konnte sich seit Jahren fragen, warum denn Bruder Klaus nicht schon lange zum Heiligen gemacht worden ist. Er verdiente das doch, religiös betrachtet, mehr als viele, die mit diesem Titel geschmückt sind und ist im übrigen nicht gerade von heute. Fehlte es vielleicht an den nötigen Wundern? Oder stand ein anderes Hindernis im Wege, vielleicht der Umstand, daß der wirkliche Bruder Klaus ein wenig von Ketzergeruch umwittert ist? Mit dem ziemlich entstellten Bruder Klaus sind jedenfalls seit Jahren politische Geschäfte (neben *andern* Geschäften) in großem Stil gemacht worden.[1]) An der famosen Bundesfeier wußte man nur vom Bruder Klaus zu reden, während die nicht bloß für die Geschichte der Schweiz ungleich bedeutenderen Männer, die Zwingli und Calvin heißen, in der offiziellen Feier so wenig erwähnt worden sind, als der ihnen als Schweizer und Christ ebenbürtige Pestalozzi, um von Rousseau zu schweigen. Protestanten aber, die in anderem Zusammenhang auf den Anschluß an die „Theologie der Refor-

[1]) Oberst *Bircher* hat ihn sogar zu einem Heiligen des schweizerischen Militarismus gemacht. Bekanntlich ist Oberst Bircher zur Kreierung von Heiligen besonders berufen!

Es ist übrigens gerade im Zusammenhang der Rekatholisierung der Schweiz bezeichnend, daß Oberst Bircher an einer aargauischen Katholikenversammlung die Reformation als nationales Unglück bezeichnet hat. Dabei ist Bircher „Protestant" und — nebenbei gesagt — „Freigeist".

mation" Gewicht legen, wie *Denis de Rougemont*, haben ſich auch in dieſer Beziehung auf einen Gelegenheitsſtoff geſtürzt, wie Fliegen auf den Honig und ſchleunigſt ein Nikolaus-von der Flüe-Drama geſchaffen. So ſind wir Helvetier nun einmal: geneigt, uns gegen alle wirkliche Wahrheit verſtändnislos oder gehäſſig zu verhalten, aber dafür ſehr bereit, jeder gröberen oder feineren Unwahrheit kritiklos zu verfallen.

Es iſt beinahe tragiſch, daß das Einer ſagen muß, der den echten Nikolaus von der Flüe als Wirklichkeit wie als Symbol ſtets ſehr hoch geſtellt hat und der alles andere eher iſt als ein „Kulturkämpfer". Meine Oppoſition geht aber auch in dieſem Punkte nicht gegen den Katholizismus überhaupt, ſondern bloß gegen den jeſuitiſch gefärbten Macht-Katholizismus. Mit andern Worten: Ich kämpfe nicht gegen den Katholizismus, ſondern gegen die Unwahrheit.

Um von dieſem Thema nicht ohne innern Zuſammenhang zu einem andern überzugehen, ſo beachte man den „väterlichen" oder, um ein zwar zu edles anderes Wort dafür zu brauchen, patriarchaliſchen Ton, der in dieſer Rede angeſchlagen wird und den gelegentlich auch Kollegen Etters anzuſchlagen wiſſen. Es iſt der durch einen Nebenton von Faſchismus her etwas verſchärfte und auch verfälſchte Ton der Gnädigen Herren von vor 1798. Was das Ziel gewiſſer herrſchender Kreiſe bildet, iſt die ſogenannte autoritäre Demokratie, zu der beſonders die Katholiken, aber nicht nur ſie, noch den mit dem Korporationsſtaat verwechſelten Ständeſtaat fügen, damit ſowohl den Föderalismus als die Korporationsidee reaktionär geſtaltend.

Im Geiſte dieſes moderniſierten und verfälſchten Patriarchalismus iſt nicht nur das Wort von Bruder Klaus gehalten, ſondern auch eine andere Stelle aus der Neujahrsrede des Vorſitzenden des Bundesrates:

„Die Regierung des Landes und die Regierungen aller eidgenöſſiſchen Stände kennen nur *eine* Sorge, in der alle andern Sorgen eingeſchloſſen ſind: unſerem Volke Arbeit und Brot zu ſchaffen und das Land in Freiheit (!) und Ehre (!) durch die Stürme unſerer Tage durchzuhalten (ſic!)." [1])

Dieſe *autoritäre Demokratie*, die ich im letzten Rundbrief ein hölzernes Eiſen genannt habe, tut ſich auf alle Weiſe kund. So wenn man den General an „ſeine" Soldaten eine Neujahrsanſprache halten

---

[1]) Man hat dieſer Tage wieder einen Satz aus einer Schrift von Etter: „Die ſchweizeriſche Demokratie" ausgegraben, worin es heißt:

„Die Behauptung, daß die Demokratie an ſich die beſte und reichſte Staatsform ſei, kann weder vom Standpunkt der Erfahrung aus noch unter dem Geſichtspunkt ſtaatsphiloſophiſcher Erwägungen als richtig anerkannt werden."

Eine ſchöne Geſinnung für einen ſchweizeriſchen Bundesrat und geweſenen Oberzenſor der Preſſe!

Man erinnert ſich auch, wie die „*Front*" (die immerfort ruhig erſcheinen darf) ſeinerzeit berichtete, man habe einſt in ihren Kreiſen in Etter den „Retter" erwartet.

läßt. „Seine" Soldaten durfte Kaiſer Wilhelm und darf Hitler anreden, aber was würde man in Amerika oder in England ſagen, wenn ein General das ſagte, oder auch, wenn Churchill oder Rooſevelt es täten? *„Unſere"* Soldaten ſind Soldaten der *Schweiz,* nicht Soldaten Guiſans. Aber dieſe „autoritäre Demokratie" tritt auch in viel wichtigeren Dingen hervor. Ihr dient die Initiative für den Familienſchutz, ſo wie dieſer eben von ſolchen Kreiſen gemeint iſt; ihr der militäriſche Vorunterricht; ihr auch die geplante und nicht zufällig beſonders wieder durch Etter empfohlene *ſtaatsbürgerliche Erziehung.* Die iſt doch bloß als eine Dreſſur für den Staat der bei uns noch herrſchenden bürgerlich-kapitaliſtiſchen Geſellſchaft gemeint und ſie iſt ein weiteres Zeichen des Fiaskos ſowohl unſeres Sozialismus, der dagegen nichts zu ſagen weiß, als beſonders auch unſerer Pädagogik, die ſich, inhaltsleer geworden, bloß auf allerlei Spezialitäten und ausgeklügelte Methodik wie auf Militärpatriotismus und Staatsbürgerkultus geworfen hat — damit von Peſtalozzi ſehr weit abkommend. Schaffet eine Schweiz, die lebendig iſt und an der jeder Schweizer Freude haben kann, und ihr braucht keine ſolchen Elektriſiermethoden für Vaterlandsliebe und Bürgertum. Schaffet eine ſoziale Demokratie, und ihr braucht keinen „Familienſchutz" dieſer Art. Jene ſind bloß ein Surrogat für den fehlenden echten Gehalt. Aber es iſt eben leichter und namentlich iſt es für die bürgerlilich-reaktionäre Geſellſchaft vorteilhafter, den Schein zu ſchaffen, ſtatt der Wahrheit.

Was ſich in alledem und auch ſonſt zeigt, iſt auch das, was man ſchweizeriſche *Verhocktheit* oder ſchweizeriſche Unfähigkeit zu wirklich Neuem nennen muß. Ein beſonders bedeutſames Zeichen dafür iſt die geiſtloſe, ja brutale Ablehnung des *Frauenſtimmrechtes,* wie ſie beſonders in der welſchen Schweiz wieder vorgekommen iſt (in Genf und Neuchâtel), während nachträglich die letzte Negerrepublik (zum Beiſpiel Gambon) ſie haben wird.

Daß mit dieſem ganzen Geiſt und Ungeiſt der Kultus des *Militärs* aufs engſte verbunden iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Wie ſchwer hat es gehalten, bis endlich ein Mann wie Oberſt *Däniker* aus dem Generalſtab und aus dem Inſtruktionskorps entfernt worden iſt. Was für eine Brutalität aus dieſem Geiſte entſtehen kann, beweiſt der Fall jenes armen *polniſchen Internierten,* der in Churwalden wegen eines geringfügigen Anlaſſes von einer Schildwache erſchoſſen worden iſt. Dergleichen mag man unter uns nicht ſchwer nehmen, aber es gibt eine Inſtanz, die es nicht leicht nimmt und vor der wir eines Tages Rechenſchaft ablegen müſſen.

Für dieſen ganzen Sachverhalt, beſonders auch für jene *„Freiheit",* von der Etter ſpricht, iſt bezeichnend, daß kurz vor Neujahr dem Schweizervolk ſozuſagen als Abſchluß der Bundesfeier eine neue Regelung der *Zenſur* beſchert worden iſt, die ohne Zweifel als eine Verſchärfung gedacht iſt, auch wenn dieſe noch etwas maskiert bleibt.

Denn es werden nun alle Schriften mit politiſchem Inhalt zur Anmeldung bei der Zenſur verpflichtet und damit einer Kontrolle derſelben, einige Kategorien aber von vornherein der Vorzenſur unterſtellt. Beſonders ſchlimm iſt die Beſtimmung, daß die Vorzenſur ohne weiteres auf Verleger anzuwenden ſei, bei denen man gefährliche Gedanken vermuten dürfe. Mit dergleichen, an die Lex Häberlin ſelig erinnernden Fallen kann man jeden fangen, auf den man es abgeſehen hat.[1])

Daß mit dieſer neuen Regelung die Hut der Geßlerſtange dem *Bundesrate* übergeben iſt (der ſie übrigens ſchon bisher, wenigſtens in wichtigeren Fällen ausgeübt hat) und damit aus den Händen des Militärs genommen wird, könnte als ein Fortſchritt erſcheinen, wenn nicht doch der Preſſeſtab im übrigen ſeine bisherige Funktion beibehielte und dasjenige Departement des Bundesrates, dem dieſe Oberaufſicht übertragen wird, von jenem gnädigen Herrn von Steiger verwaltet würde, deſſen Anſichten im letzten Rundbrief dargeſtellt worden ſind.

Daß ein Blatt, wie das „Volksrecht", das ſich merkwürdigerweiſe immer noch ſozialiſtiſch nennt, dieſe Aenderung warm begrüßt, im übrigen auch die Militärzenſur rühmt und findet, die Preſſe habe mit ihr im allgemeinen, einige wenige Mißverſtehen ausgenommen, die beſten Erfahrungen gemacht und ſpeziell Herrn von Steiger warmes Lob ſpendet, zeigt wieder, wie weit es mit dem Sozialismus gekommen iſt und läßt auch die Frage entſtehen, was mit zwei ſozialdemokratiſchen Bundesräten, die ohne Zweifel Träger *dieſer* Geſinnung wären, dem Lande und beſonders der Freiheit gedient wäre. Die Stimme der wahren Schweiz aber kommt durch ein Wort von Simon Gfeller zum Ausdruck, der auf eine Preisfrage des „Nebelſpalters": „Was entbehren wir Schweizer am meiſten?" antwortet: „Das Unglück rings um uns ſchreit zum Himmel und wir müſſen ſchweigen.

Was entbehrt der Schweizer [sc. leider nur der *rechte!*] am meiſten?

Das *freie* Wort." [2])

Mit welcher „Neutralität" die Zenſur gehandhabt wird, zeigt

---

[1]) Es heißt in dem Erlaß: „Das Inſpektorat der Abteilung [sc. für die Kontrolle über ‚politiſche, militäriſche und wirtſchaftliche Schriften'] kann für ſämtliche Schriften eines Herausgebers die Vorzenſur auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit anordnen, wenn Tatſachen vorliegen, die eine Mißachtung der beſtehenden Vorſchriften als wahrſcheinlich (!) erſcheinen laſſen'."

[2]) Durch ein Verſehen beim Druck des letzten Rundbriefes iſt die Mitteilung weggefallen, daß auch auf einer Extra-Verſammlung der „*Studienkommiſſion der ſchweizeriſchen Pfarrergeſellſchaft*", mit Referat und Korreferat von *Max Gerber* und Redaktor *Oeri*, dieſes Problem auf eine ſehr erfreuliche Weiſe behandelt worden iſt.

neuerdings, daß eine von einem gewiſſen Boris Warantoff verfaßte, in dem katholiſchen Verlag Otto Walter erſchienene Hetzſchrift gegen Rußland ruhig verbreitet werden darf, während ſich auf jedes Blatt Papier, das auch nur von ferne die zarten Gefühle der Achſe verletzen könnte, ſofort die Hand der Zenſur legt.

Wie uns für dieſen und anderen Servilismus vergolten wird, zeigt das Spottbild, das ein deutſches Blatt auf unſere *ärztliche Miſſion* (die übrigens auch nicht gerade von „Neutralität" trieft) veröffentlichte. Dieſer Servilismus erzeugt nur Verachtung.

Es iſt auch nicht etwa ſo, wie vorgegeben wird, daß die Achſenmächte ſich über ſchweizeriſche politiſche Aeußerungen an ſich ſo ſehr aufregten oder gar ihre politiſche Haltung gegen die Schweiz darnach richten. Die folgen ganz anderen Erwägungen. Aber die Unterdrückung des freien Wortes iſt für ſie ſchon ein Stück Eroberung des betreffenden Landes, mehr als eine Anzahl Armeekorps in dieſem Lande.

Uebrigens iſt jedem, der dieſer edlen Inſtitution der Zenſur in die Hefte ſehen konnte, klar, daß ſie weſentlich *innenpolitiſchen* Zwecken dient.

Dieſe autoritäre Demokratie führt — und das iſt beſonders verhängnisvoll — dazu, daß in bezug auf die *auswärtige Politik* Fragen, in denen Sein oder Nichtſein der Schweiz auf dem Spiele ſteht, vom Bundesrate entſchieden werden, ohne daß der Schweizer auch nur etwas davon erfährt, es ſei denn auf dem Wege des Gerüchtes, und ohne daß auch nur die Bundesverſammlung (vielleicht in einer Geheimſitzung) begrüßt würde. Die Frage von Sein oder Nichtſein konzentriert ſich aber für die Schweiz (wie für Schweden) in der Frage des *Anſchluſſes an das neue Europa*, das heißt an das Hitler-Reich. Es iſt von deutſcher Seite wiederholt darauf hingewieſen worden, daß dieſe Frage geſtellt ſei und betont worden, daß man es nicht begreife, wie die „Neutralen" ſich der Pflicht entziehen könnten, den Kampf für die abendländiſche Kultur (wohl auch für das Chriſtentum!) gegen den im Bolſchewismus wiedergekehrten „Mongolenſturm" anzuſchließen. Neuerdings hat, wie anderwärts berichtet iſt, Göbbels in ſeinem „Reich" dieſe Argumentation auf ſeine Weiſe geltend gemacht und den neutralen Kleinen ihre „Pampigkeit" gegen Deutſchland vorgeworfen. Vor einiger Zeit aber hat Eden die Neutralen vor dieſer Stunde gewarnt. Ich ſelbſt habe das ſeit langem getan — ſelbſtverſtändlich ohne Echo. Und nun? Iſt dieſe Stunde gekommen und wie hat diesmal der Bundesrat ſie beſtanden? Sollen die „freien Schweizer" das wirklich nur durch den Mund des Gerüchtes erfahren, während ſogar Hitler ſolche Dinge ſeinem „Reichstag" mitteilt und ſie vor ihm zu rechtfertigen ſucht? Sollen wir zum Schickſal unſeres Landes und Volkes nichts zu ſagen haben?

Weil diese „autoritäre Demokratie" unsere allergrößte Gefahr ist, bin ich für die *Volkswahl des Bundesrates.* Mag auch die Form der Initiative mangelhaft sein, so ist davon ihr Wert nicht abhängig. Zwar habe ich oft genug erklärt, daß ich von den zwei Sozialdemokraten im Bundesrat an sich nichts Gutes erwarte, weder für den Sozialismus, noch für die Schweiz. Bei dem jetzigen System würden doch nur zwei solche gewählt, die mit Sicherheit die zuverlässigsten Stützen der Reaktion wären und dann die Arbeiterschaft mit ihnen solidarisch gemacht. Tatsächlich sind viele kluge Bürgerliche für diese Maßregel nur darum, weil sie richtig einsehen, daß damit die Einlullung der Arbeiterschaft gefördert würde, während andere damit einer „Versöhnung" zu dienen wähnen, welche die Aufhebung des „Klassenkampfes" mit sich brächte und für sie auch eine Lahmlegung jeder radikalen Arbeiterbewegung bedeutete.

Aber gerade hier setzt schon das Recht der Initiative ein. Denn wenn auch die Bundesversammlung bloße Scheinsozialisten wählte, so vielleicht das Volk doch echte, oder doch wenigstens echte *Männer.*

Mir ist aber Eins entscheidend: *daß die Volkswahl im gegenwärtigen Augenblick das einzige Mittel ist, die schon vorhandene und die für die Zukunft drohende Diktatur des Bundesrates zu brechen.* Das ist in meinen Augen so wichtig, daß alle Einwände davor verblassen.

Diese Einwände sind in der Mehrzahl ohnehin nicht sehr gewichtig. Der am ernstesten zu nehmende ist der, daß der Wahlbürger im eidgenössischen Rahmen ja die vorgeschlagenen Kandidaten gar nicht kenne und also auch nicht beurteilen könne. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß selbstverständlich dem Volke mit Aussicht auf Erfolg nur Kandidaten vorgeschlagen werden dürften, die allgemein bekannt sind und als Träger bestimmter politischer Ideen gelten können. Man wird diese Männer im Wesentlichen besser kennen, als man etwa im Durchschnitt die Kandidaten für eine kantonale Regierung kennt. Schon viel geringwertiger ist der Einwand, daß damit die Einheitlichkeit der obersten Regierung gestört würde: das dürfte heute nur ein Vorteil sein! Dem Lächerlichen nähert sich schon der Einwand, es würde dadurch die Stabilität der obersten Leitung unserer politischen Geschicke gefährdet: diese Stabilität ist unsere größte Gefahr, und übrigens weiß man ja, wie konservativ der Schweizer beim Wählen ist. Noch sinnloser ist der Einwand, daß die neue Wahlart gegen den Föderalismus wäre: es soll also Föderalismus sein, wenn im Zentrum, in Bern, eine aus ein paar Männern bestehende Clique die Bundesräte macht, und Zentralismus, wenn auch der Graubündner und Tessiner den Bundesrat wählt! Vollends zu trauriger Demagogie sinkt der Einwand herunter, daß das *Geld* bei solchen Volkswahlen den Ausschlag geben würde, weil die Aufbringung von 30 000 Unterschriften für einen Kandidaten denen, die reichlich Geldmittel hätten,

einen entſcheidenden Vorteil verſchaffte: iſt es doch eine offenkundige Tatſache, daß gerade beim heutigen Wahlmodus das Geld in Geſtalt der Großfinanz die Bundesräte wählt und müßte man ja aus jenem Grunde auch Referendum und Initiative abſchaffen, von denen doch niemand ſagen könnte, ſie würden dadurch entwertet, daß man dafür nicht leicht die Geldmittel fände. Einzig die Einrede läßt ſich hören, daß doch nicht der einzelne Bürger die Kandidaten aufſtellen könnte, ſondern nur Komitees, die von allerlei Intereſſen zweifelhafter Art beherrſcht würden: aber abgeſehen davon, daß das heute auf alle Fälle noch viel ärger iſt, muß geſagt werden, daß man bei der Aufſtellung eines Kandidaten für die Volkswahl doch auf Wunſch und Stimmung des Volkes Rückſicht nehmen muß. Wozu jedoch noch die ganz überwiegende und nicht zu bezweifelnde Tatſache kommt, *daß das Volk viel eher einen echten und ganzen, einen ſelbſtändigen, charaktervollen und bedeutenden Mann wählen wird, als ein kleinerer, von der Clique beherrſchter Kreis, der immer nur Männer wählt, die ihm bequem ſind und faſt grundſätzlich bedeutende Perſönlichkeiten ausſchließt.*

In ſolchen Geſichtspunkten liegt für mich die Bedeutung des Kampfes, der am 25. Januar zur Entſcheidung kommt. Und nochmals: beſonders mit Rückſicht auf vorhandene und drohende Bundesratsdiktatur trete ich für die Initiative ein. Wenn dieſe mit großer Mehrheit verworfen würde, ſo könnten die Folgen in Bälde ſich als verhängnisvoll erweiſen. Man ſieht, wie ſchon die Angſt vor der Volkswahl den Bundesrat auf die Beine gebracht und zu allerlei Aktionen veranlaßt hat, für die er ſich ſonſt wohl noch Zeit gelaſſen hätte: Lohnzuſchüſſe für das eidgenöſſiſche Perſonal, wenigſtens ſcheinbare Verbeſſerung der Fürſorge für das Alter etc. und kann daraus ermeſſen, wie es gehen würde, wenn der Ausgang des Abſtimmungskampfes ihn in ſeiner autoritären Sicherheit beſtärkte.

Aber ich habe für meine Haltung noch umfaſſendere und noch wichtigere Geſichtspunkte. Unſere allergrößte Gefahr iſt, daß wir nicht mehr die Kraft haben, einen *Entſchluß* zu faſſen, eine *Entſcheidung* zu treffen, daß wir nicht mehr die Fähigkeit beſitzen, einen Schritt in *Neuland* hinein zu tun. Das bedeutet aber Erſtarrung und Tod. Der 25. Januar wird zeigen, ob wir noch zu Entſchluß und Tat fähig ſind und für das *Wagnis*, das immer damit verbunden iſt.

Mit dieſer größten Gefahr iſt eine andere verknüpft,, auf die ich noch raſch hinweiſen möchte. Wir ſind bei aller Selbſtgerechtigkeit — und vielleicht gerade ihretwegen — mit unſern Anſprüchen an die *Aufgabe und Bedeutung der Schweiz* ſehr beſcheiden geworden. Uns dünkt ſchon die bloße Exiſtenz genügend oder ein wenig internationale Liebestätigkeit oder eine neutrale Briefträgerrolle — ja nicht etwa eine wirkliche Friedensmiſſion: Neutralität und Militär ſind unſere Loſungen. Dieſe Beſcheidenheit iſt Bankrott, ſeine Vollziehung durch die Geſchichte würde nicht ausbleiben. Denn ſie duldet nach Jakob

Boßhardts bekanntem und wahrem Worte keine Leichen; dieſe werden von den Aasgeiern der Geſchichte aufgefreſſen. Wer die Schweiz lieb hat, der wehre vor allem *dieſer* Gefahr. Sie iſt dringlich.[1])

Leonhard Ragaz.

Für die Volkswahl des Bundesrates.

Die Arbeitsgemeinſchaft „*Neue Demokratie*" gibt für die Volkswahl des Bundesrates folgende Erklärung ab:[2])

Trotz allen Einwendungen iſt es klar, daß die direkte Wahl der Regierung durch das Volk dem Weſen der Eidgenoſſenſchaft entſpricht. Dieſe Wahlart iſt bei den Regierungsratswahlen aller Kantone ſelbſtverſtändlich geworden; ſie iſt auch im Bunde möglich. Die Bedenken dagegen entſtammen zum großen Teil einer unbewußten Beeinfluſſung durch die demokratiefeindlichen Bewegungen unſerer Tage. Denn wer dem Volk die Fähigkeit zur Wahl ſeiner Regierung nicht zutraut, hat damit ein weſentliches Stück des demokratiſchen Glaubens aufgegeben. Die Vorgänge bei verſchiedenen Bundesratswahlen haben überdies gezeigt, daß das Wahlrecht der Bundesverſammlung nicht zu größerer Sachlichkeit führt, ſondern unkontrollierbaren Wahlmachern und kleinen, aber einflußreichen Gruppen allerlei Manöver hinter den Kuliſſen erlaubt. Wir glauben, daß das Volk von ſolchen Machenſchaften freier iſt und ſicherer aus ſeinem einfachen Empfinden für das Rechte wählen wird.

Ebenſo wichtig iſt eine politiſche Ueberlegung: Die Verwerfung der Initiative würde gleichzeitig eine Beſtätigung des jetzigen Bundesrates und ſeiner Politik bedeuten. Dieſe Politik lehnen wir aber in entſcheidenden Punkten ab: Wir bekämpfen die ungerechte Verteilung der Kriegslaſten durch die jetzige Regelung der Preis- und Lohnfrage, ſowie der Steuerprobleme. Vor allem aber wenden wir uns gegen den autoritären Kurs des jetzigen Bundesrates. Der Abbau der verfaſſungsmäßigen Volksrechte im Innern droht zu einer Anpaſſung der Schweiz an eine Strömung zu führen, die unſer Verderben wäre. Darum rufen wir das Volk auf, durch die Bejahung der Volkswahl den Weg für eine freiheitlichere und ſozialere Bundespolitik freizu-

---

[1]) Auch an ein Wort *Hiltys* ſei erinnert: „Die Machtverhältniſſe Europas können wir nicht ändern. Wir ſind darauf angewieſen und dazu berufen, auf immer ein kleiner Staat zu ſein. Ein ſolcher muß heute eine moraliſche Größe ſein, wenn er fortbeſtehen will."

[2]) Der Arbeitsgemeinſchaft ſind angeſchloſſen: der Eſcherbund, die Frauenliga für Frieden und Freiheit, die Heimatfreunde des Saanenlandes, die Religiös-ſoziale Vereinigung, die Schweizeriſche Zentralſtelle für Friedensarbeit, die Genoſſenſchaft „Traits".

machen. Davon kann für die Zukunft unſeres Landes Entſcheidendes abhängen.

Die bloße Erweiterung des Bundesrates auf neun Mitglieder unter Beibehaltung ihrer Wahl durch die Bundesverſammlung iſt keine Löſung. Wir fürchten, die Wahlmacher in der Bundesverſammlung würden einen oder zwei möglichſt „ungefährliche" Sozialdemokraten in den Bundesrat wählen. Die Oppoſition würde dadurch gelähmt, ohne doch in der Regierung einen Einfluß erlangt zu haben, der einen Kurswechſel herbeiführen könnte. Das läge weder im Intereſſe der Arbeiterſchaft noch des ganzen Volkes.

Bei ſorgfältiger Abwägung des Für und Wider erſcheinen uns daher die Gründe für die Annahme weitaus gewichtiger. Wir fordern die ſtimmberechtigten Schweizer auf, am 25. Januar 1942 ein Ja in die Urne zu legen.

R. U. P. Weltaktion für den Frieden.

Einladung zu einer *Schweizeriſchen R. U. P.-Tagung*, die am 1. Februar 1942 im Kurhaus *Rigiblick*, Zürich, ſtattfindet.

10 Uhr: *Friede und Völkerrecht*, Vortrag von Profeſſor Dr. *Arthur Baumgarten*, Baſel; 12 Uhr: Gemeinſames Mittageſſen (Preis Fr. 1.50); 14 Uhr: Ausſprache, eingeleitet durch Dr. *Helene Stähelin*, Zug. Das Kursgeld beträgt Fr. 2.— (Mittageſſen nicht inbegriffen). Es wird jenen, die es nicht gut bezahlen können, gerne erlaſſen. Vorherige Anmeldung, beſonders für das gemeinſame Mittageſſen, iſt dringend erwünſcht. Für Anmeldungen und Auskünfte wende man ſich an das Sekretariat, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4. Telephon 3 60 56. Freunde und Intereſſenten ſind herzlich willkommen.

Die Kommiſſion.

Bemerkungen.

Berichtigung. Infolge eines Mißverſtändniſſes iſt unter die Eingabe des *Kirchlichen Friedensbundes* in der Novemberſendung an den zürcheriſchen Kirchenrat eine unrichtige Unterſchrift gekommen. Es iſt zu leſen: *Willi Kobe* (Präſident), *Ernſt Ochsner* (Sekretär) und dazu die Namen der Pfarrer *Theophil Bruppacher, Hermann Bachmann, Adolf Näf.*

Druckfehler-Berichtigungen. Es ſind infolge ungünſtiger Umſtände in den beiden letzten Sendungen beſonders viele Druckfehler vorgekommen. Die kleinen wird der Leſer ſelbſt korrigiert haben, von größeren hebe ich hervor: In dem Artikel *„Ein Freund"* in der *Oktober-Sendung* muß es *„Zindel"* heißen (ſtatt „Zündel"), in der *Dezember-Sendung* auf Seite 3: „Ein Zeichen, dem widerſprochen wird", Zeile 4 von oben: *„vermiſcht"* (ſtatt „verwiſcht"); auf Seite 5, Zeile 25 von oben: *„Goethe"* (ſtatt „Götze"); Seite 16, Zeile 19: *„jener"* (ſtatt „jeder"), und Zeile 4 von unten: „das *Gewiſſen des Gewiſſens*" (ſtatt „das Gewiſſen").

Das an der Spitze dieſer Sendung ſtehende *Gedicht* unſeres verſtorbenen Freundes Hans Kober iſt vor zehn Jahren entſtanden, hätte aber erſt recht an *dieſer* Jahreswende entſtehen können.

Es wird immer wieder darüber geklagt, daß ehemalige Abonnenten der „Neuen Wege" die *Sendungen* nicht oder viel zu ſpät bekommen. In manchen Fällen ſind es ſolche, die bei *Buchhandlungen* abonniert waren. Da dieſe ſelbſt die Sendungen *nicht* bekommen, aus dem bekannten Grunde, ſo werden dieſe Leſer dringend gebeten, ſich bei der Druckerei *Reutimann & Co. AG., Arbenzſtraße 20, Zürich 8,* zu melden.

Peſtalozzi-Worte.

Vaterland! Es iſt heute weſentlich darum zu tun, daß das alte Freiheits- und Rechtsgefühl der Schweizer im ganzen Umfang unſerer Verhältniſſe und im inneren Weſen unſeres Denkens, Fühlens und Handelns erneuert werde.

Vaterland! Dein hoher, heiliger Tag ſteht wie einſt der Baum der Erkenntnis des Guten und Böſen in deinem heute noch nicht verlorenen Paradieſe. Heilige den Tag, Vaterland, durch den Ernſt und die Würde in der Anſicht deiner ſelbſt in dieſer Stunde! Vaterland! Entwürdige dich, entwürdige deine Stunde nicht durch irgendeinen Schatten einer Niedrigkeit und Schwäche! Deine Stunde ſei dir eine Stunde der Helden! Sie ſei dir eine Stunde der Männer im Rütli!

Vaterland! Es iſt dunkel um uns her. Wenn wir auch ſchon nicht auf den Augenblick das Aeußerſte gefahren, ſo iſt es doch dunkel um uns her. Und wenn es auf der Straße dunkel iſt, wenn auch ſchon für den Augenblick weder Querbalken darüber gelegt noch Fallgruben darin aufgeworfen ſind, ſo tut das Licht doch gut. Vaterland, deine Stunde fordert Beleuchtung.

Es iſt heute um keine Nebenſache, es iſt heute um das allſeitige Intereſſe des Vaterlandes, es iſt heute um Fundamente, es iſt heute um das Freiheits- und Rechtsheil der Nachkommenſchaft zu tun. Täuſche dich nicht, Vaterland! Es iſt heute darum zu tun, ob wir in Wahrheit, ohne Zweideutigkeit und ohne Zweifel bleiben ſollen, was wir ſind, was wir mit Recht ſind, und was unſere Väter waren, oder ob wir es nicht bleiben ſollen. Ja, es iſt heute wirklich die Frage, ob wir das, was wir mit Recht ſind, und was unſere Väter waren, bleiben oder nicht bleiben können. Es iſt heute darum zu tun, ob wir die heiligen Fundamente der Eintracht, ohne welche wir nicht Eidgenoſſen bleiben können, mit geſetzlicher Weisheit und Kraft in unſerer Mitte geſichert erhalten oder — nicht.[1])

[1]) Aus: „Die Stimme Peſtalozzis" von *Otto Müller.*

Neujahr.

In unſrer Tage Not und Sorgen,
wo Vieles fällt,
wo dunkel uns erſcheint der Morgen
und leer die Welt,
wo alles uns will niederzwingen,
und unſre Kraft
nach jahrelangem Mühn und Ringen
ſo leicht erſchlafft,
wo in des Lebens Wind und Wetter
ſo mancher Wert
wie dürre herbſtgebleichte Blätter
zu Staub zerfährt, —
da wollen feſt die Hand wir faſſen
Des, der uns ſchuf,
und will und kann uns nicht entlaſſen
aus dem Beruf,
in ſeiner Kraft ſein Reich zu bauen
auf dieſer Welt,
das Reich, auf das wir können trauen,
das nicht zerfällt.
Wir ſehn zurück und wollen danken,
daß Er uns fand,
und vorwärts gehen ohne Wanken
an ſeiner Hand.
Von Wind und Woge rings umwittert
in Blitzes Licht
fährt unſer Lebensſchiff, — es zittert,
doch ſinkt es nicht.

Hans Kober.

Einige Ratſchläge für das neue Jahr

Es ſeien eure Lenden gegürtet und eure Lichter brennend und Ihr ſelbſt Menſchen gleich, die auf ihren Herrn warten. Lukas 12, 35—36.

Das Jahr 1942 ſteht dunkel und drohend vor uns, voll großer Entſcheidungen, herrlicher Verheißungen, aber auch furchtbarer Möglichkeiten. Wir kennen an ſeinem Beginn keine größere und dringlichere Aufgabe, als uns darauf zu *rüſten*, und zwar vor allem innerlich zu rüſten. Mich darauf beſinnend, was für Ratſchläge ich dafür anderen wie mir ſelbſt geben könnte, habe ich einige als weſentlich zu erkennen geglaubt.

Vor allem einen: *Sich nicht fürchten!* Denn Furchtbares ſteht, wie geſagt, als Möglichkeit vor uns. Wenn wir uns dieſes vorſtellen, dann iſt Furcht, ja Angſt das erſte und natürlichſte Gefühl. Wobei dann nicht nur das, was allfällig in Wirklichkeit kommen kann, uns erſchreckt, ſondern noch mehr der Schwarm von Geſpenſtern, der durch Furcht und Angſt geſchaffen wird. Ja, wir haben bitter den Zuruf nötig: „Fürchte dich nicht!"

Aber wie es anſtellen, daß wir uns nicht fürchten? Die Aufforderung dazu mag uns vorkommen wie eines jener ärztlichen Rezepte, die gewiß gut ſein mögen, von denen man aber nicht weiß, ob man imſtande iſt, ſie anzuwenden, weil man die Mittel dafür nicht hat. Gibt es denn ein Mittel, die Furcht zu überwinden?

Man ſucht natürlich allerlei ſolche Mittel und gelangt zu allerlei falſchen. Man läuft, um beim Bilde zu bleiben, zu Kurpfuſchern, die ja ſolche Mittel haben und billig hergeben. Der Aberglaube bietet ſich, heute beſonders in Geſtalt der Aſtrologie, an. Oder der, freilich viel edlere, ſtoiſche Entſchluß, ſich nicht zu fürchten, ſondern jedes Schickſal, als von der Gottheit kommend, in Freiheit der Seele anzunehmen. Oder die zweifelhafteren Helfer, die Apathie heißen, Stumpfheit, paſſive Ergebung und die nichts mehr fürchten laſſen, weil man nichts mehr hofft. Es gibt ſchließlich auch Menſchen, von einer natürlichen Tapferkeit, die keine ſolchen Mittel gegen die Furcht nötig zu haben ſcheinen. Aber das iſt eine Illuſion. Die Furcht iſt eine Macht, die auch durch die ſtärkſten Panzer dringt, welche das natürliche Menſchenherz ſich anlegen kann und den Weg durch die dickſten Mauern findet, hinter denen wir davor Sicherheit zu finden ſuchen. Die natürliche Furchtloſigkeit kann plötzlich erſchüttert werden, der feſteſte Entſchluß, ſich nicht zu fürchten, auf einmal verſagen. Auch die ſtoiſche Reſignation dringt nicht bis auf den Grund des Gemütes und die Apathie iſt Selbſtmord aus Angſt vor dem Tode. Am allerwenigſten aber helfen die Götzen und Götzlein des Aberglaubens, ſie vermehren die Furcht, ſtatt ſie zu vertreiben; iſt doch Furcht eine Haupturſache und Hauptwirkung alles Götzendienſtes.

Nein, es gibt nur *ein* Mittel gegen die Furcht, aber ein unfehlbares: das iſt *Gott*, der allmächtige, heilige, gütige Gott. Er iſt der Herr und alles andere, auch die furchtbarſten Mächte der Welt und Hölle, iſt vor ihm nichts. In dem Augenblick, wo deine Seele vor *ſeiner* Wirklichkeit ſteht, iſt die Furcht verſchwunden, und zwar bis in die letzten Tiefen der Seele. Aber dieſe Macht Gottes tritt am ſtärkſten hervor in ſeiner *Heiligkeit*. Er iſt der Richter, ſein Wille und Geſetz ſteht über allem: was ſind davor alle Mächte des Böſen, mögen ſie noch ſo ſehr prunken und protzen? Mit dieſer Empfindung gilt es die Seele zu erfüllen. In dieſer Heiligkeit offenbart ſich noch ſtärker als in der bloßen Allmacht Gottes Größe. Was gilt vor der Macht dieſes heiligen Gottes alle Menſchenmacht? Wir ſtoßen hier

auf die letzte Wahrheit der Ueberwindung der Furcht: *Die Furcht wird bloß überwunden durch die Furcht, die Furcht vor den Menſchen und vor der Welt, auch vor dem Tode, bloß durch die Furcht vor Gott.* Fürchte Gott, fürchte ihn allein und du fürchteſt ſonſt nichts mehr. Auch den *Tod* nicht; denn der Glanz dieſer Heiligkeit Gottes leuchtet in der Kraft ſeiner Unendlichkeit und Unbedingtheit aus der Ewigkeit her und leuchtet in die Ewigkeit hinein. Stelle dich unter Gottes Allmacht und Heiligkeit, um die Furcht zu überwinden. Aber ſtelle dich auch unter ſeine *Liebe;* ſtelle dich unter den Herrn, aber auch unter den Vater. Allmacht und Heiligkeit Gottes vollenden ſich in ſeiner Liebe. Es waltet über dir kein blindes Schickſal, ſondern *dieſe* Macht, die uns in Chriſtus zu einer Gewißheit werden kann, von der nichts uns zu ſcheiden vermag, auch nicht die *Schuld.*

Gott iſt die wunderbare Ueberwindung der Furcht — er allein, er aber ſicher. Mit ihm treten wir auch dem Jahre 1942 *ſieghaft* entgegen. Es iſt nicht bloß das Schickſal, oder dein eigenes Herz, ſondern es iſt Einer, der die Macht hat, von dem der Zuruf kommt: „Fürchte dich nicht, *ich* bin da!"

Was uns aber an dieſem Jahre, wie überhaupt am meiſten erſchreckt, iſt das *Dunkel* und die Unſicherheit des Dunkels, und was wir darum am nötigſten haben iſt *Licht.* Das iſt das Zweite. Wo finden wir dieſes Licht?

Wir ſtehen hilflos da, wenn wir in dem jetzigen Weltgeſchehen, dem gegenwärtigen und künftigen, keinen *Sinn,* kein *Ziel,* keine *Leitung* ſehen. Dann iſt es auch ſchwer, die Furcht wirklich zu überwinden. Das Dunkel bleibt ſchreckhaft. Nichts erſchreckt die Seele mehr als das Sinnloſe. Darum gilt es, dieſen Sinn, dieſes Ziel, dieſe Leitung zu ſuchen. Sie kommen uns zu von dem Glauben an den *lebendigen* Gott und ſeinem Reiche her, dem auch all dieſes Geſchehen dienen ſoll und zu deſſen Willen auch die Dämonen Ja ſagen müſſen. Daran haben wir das Licht, das wir für das Dunkel des Kommenden brauchen. In Gott haben wir dieſes Licht und in dieſem Lichte haben wir Gott. Nun erſt ſchwindet auch die Furcht aus der tiefſten Seele. Nun kommt hohe Freudigkeit über uns. Wir ſind durch dieſe Einſtellung auch hinausgehoben über uns ſelbſt und auch das iſt eine tiefgehende Befreiung der Seele. Denn die falſche Bekümmerung um uns ſelbſt iſt ein beſonders fruchtbarer Nährboden für die Furcht und Angſt. Darum gilt es immer wieder dieſes Licht zu ſuchen: in all dieſem oft ſo finſteren und ſcheinbar ſinnloſen Geſchehen doch Gottes Gedanken, ſein Walten, ſein Richten und Retten zu ſchauen, ſeinen Gang durch die tiefen Waſſer zu erkennen, ſein Reich vordringen zu ſehen.

Sollte das ſo ſchwer ſein? Haben wir in dieſen Zeiten nicht wenigſtens Eins erlebt: Gottes *richtendes* Walten, das Walten ſeiner unerbittlichen *Gerechtigkeit* über dem Tun und Laſſen — ja auch

dem *Laſſen!* — der Völker. Haben wir das nicht auf eine Weiſe erlebt, wie ſelten ein Geſchlecht es erlebt hat? Da aber Gerechtigkeit und Gericht nur die andere Seite der *Gnade* ſind, ſo helfen ſie uns, auch an große Verheißung guter Dinge und an herrliche Erfüllung tiefſter Sehnſucht zu glauben, die über dem heutigen Geſchehen walten und ihm ſeinen letzten Sinn geben. Darauf im Glauben den Blick zu richten und ſich durch das immer wieder vordringende Dunkel nicht irre machen zu laſſen, bringt einen Strom von Licht und freudiger Kraft auf unſeren Weg in das neue Jahr wie durch dasſelbe und übergießt ihn ſogar von Zeit zu Zeit mit einem feſtlichen Glanz.

Aber freilich nur — und das iſt das Dritte — wenn wir zu dieſem Glauben unſere *Tat* ſetzen.

Denn was der Niederlage einen breiten Zugang zu uns öffnet, iſt unſere *Paſſivität.* Wenn wir bloß die Hände im Schoße die Zukunft erwarten oder überhaupt die Dinge hinnehmen, dann werden wir davon überwältigt. Dann wird das, was uns zuſtößt, zum bloßen Schickſal. Und dann iſt auch wieder die Furcht nicht zu überwinden. Ich denke mir, daß der Soldat furchtlos wird, wenn er im *Kampfe* ſteht und dadurch, *daß* er im Kampfe ſteht. Furcht wird über ihn kommen, wo er bloß warten muß, ohne zu wiſſen, was kommen wird, wo er im Dunkel über das, was geſchieht und das, was droht, verharren muß oder gar in ratloſe Verwirrung gerät. So verhält es ſich auch mit dem *geiſtigen* Kampfe, der uns auferlegt iſt. Es genügt nicht, daß wir im Glauben einen großen Sinn und ein höchſtes Ziel des heutigen Geſchehens erfaſſen; daß wir an die Gerechtigkeit des Reiches Gottes glauben, die über ihm und durch es vordringen will; wir müſſen dieſen Glauben auch zur *Tat* werden laſſen, müſſen für dieſe Gerechtigkeit einſtehen, müſſen Mitarbeiter und Mitkämpfer werden. Das macht erſt die Seele feſt, nicht das bloße Zuſchauen und ſei es auch ein gläubiges. Wobei freilich zu bezweifeln iſt, daß ein bloßes Zuſchauen wirklich gläubig genannt werden kann, da doch echter Glaube zur Tat drängt, und zweifelhaft jedenfalls, ob es auf die Länge die Haltung des Glaubens ermöglicht. Denn zwiſchen dem Glauben an eine Sache und dem Tun in ihrem Sinn beſteht eine enge Wechſelwirkung. Es iſt ein Geſetz, daß wir recht doch nur glauben können, was wir auch durch das Tun bekennen. Das Tun mehrt den Glauben und der Glaube verſtärkt das Tun.

Nicht als Zuſchauer, und wärs auch als andächtige, überwinden wir auch die Furcht, ſondern bloß als Arbeiter und vor allem als Kämpfer. Ein Kämpfer iſt tapfer — nur ein Kämpfer kann tapfer ſein. Die Art und Weiſe ſolchen Kampfes mag verſchieden ſein, je nach der Natur und Lage des Kämpfers und je nach der Stunde, er mag mehr nach außen gehen oder ſich mehr im Innern vollziehen, mehr angreifend ſein oder mehr duldend, mehr ſtürmiſch oder mehr

ſtill, mehr leidenſchaftlich oder mehr gehalten, es bleibt aber dabei, daß nur der Kampf die Furcht vertreibt — der *rechte* Kampf, der Kampf um das *Rechte*, der Rechte Kampf um das Rechte. Aller Neutralismus ſchafft Feiglinge. Das beweiſt die Erfahrung auf jede Art. Es iſt unglaublich, was für ein Fonds von *Tapferkeit* ja Heldenmut in der Seele der Maſſe ruht, die uns oft ſo ganz die Beute der *Feigheit* zu ſein ſcheint. Sie iſt feige, wenn ſie kein Ziel kennt, für das ſie ſich begeiſtern kann und ſie iſt auch feige, ſo lange ſie dafür nichts tun kann oder zu können meint, aber ihr erlebt Wunder, wo ſie ein ſolches erkennt und dafür aufgerufen wird. Erleben wir heute nicht mit Staunen in mehr als *einem* Volk, wie die Menſchen weder den Tod aus der Luft her fürchten noch den vom Lande oder Waſſer her; weder den von der Kälte, noch den vom Hunger, auch nicht die Schrecken der Konzentrationslager und die Kugeln des Pelotons. Der Kampf macht tapfer. Kämpfe! Und findeſt du dafür keinen äußeren Anlaß, keinen greifbaren Auftrag — aber du findeſt ihn ſicher, wenn du dafür nur *bereit* biſt, du brauchſt ihn nicht zu ſuchen, darfſt ihn nicht ſuchen — ſo kämpfe mit den Gedanken, kämpfe mit der Seele, kämpfe mit dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe, kämpfe den großen Kampf mit der Sache Gottes und des Menſchen und du wirſt von der Furcht befreit ſein und von vielem, wofür du dich fürchteſt. Arbeite und kämpfe, kämpfe und arbeite!

Wir denken, wenn wir ſo reden, vorwiegend an große oder doch ungewöhnliche Dinge. Aber es wäre ein Irrtum, wenn wir bloß an dieſe denken wollten. Wir müſſen vielmehr noch eine weitere Gefahr ins Auge faſſen, die gerade aus unſerer heutigen Lage entſteht. Das iſt die Gefahr der *Aufregung*. Für dieſe iſt ja alle Urſache vorhanden. Wie ſollte uns das Geſchehen unſerer Tage nicht aufregen? KühleRuhe oder gar Gleichgültigkeit wäre ſchwere Sünde und Schuld, wo es um ſo große Dinge geht — wo es um die letzten und höchſten Anliegen der Menſchheit und des Menſchentums geht, um Sein oder Nichtſein ganzer Völker, um Sieg oder Untergang von Freiheit, Recht, Menſchlichkeit, ja um die Rettung der Sache Chriſti unter den Menſchen ſelbſt. Aber es iſt ſelbſtverſtändlich, daß von der Teilnahme an dieſem Geſchehen eine gewaltige Spannung ausgeht, die uns völlig verzehren könnte, wenn wir uns ihr gänzlich auslieferten. Und nicht einmal dieſes Verzehrtwerden wäre das Schlimmſte, ſondern das Hin- und Hergeriſſenwerden, das Zerfahren oder auch das Erſchöpftwerden. Es beſteht die Gefahr, daß über dem Harren auf das Neue, das uns die Zeitung oder das Radio melden, unſer Tun der Pflicht geſchwächt, unſere Aufmerkſamkeit zu ſehr nach Außen gelenkt wird; es beſteht die Gefahr, daß darüber auch die Aufmerkſamkeit auf Gott verloren geht und damit die tiefſte Widerſtandskraft der Seele; es beſteht die Gefahr der Zerrüttung der Nerven der Seele wie der des Leibes.

Was gibt es dagegen für ein Mittel?

Man kann auch hier zu *falſchen* greifen. Eines der wohlfeilſten und nächſtliegendſten iſt die Betäubung, ſei's durch Alkohol und Schlimmeres, ſei's durch allerlei oberflächliches Vergnügen, ſei's durch Kino, Radio, Zeitung ſelbſt, ſei's durch Romaneleſen, Sport und Aehnliches. Dieſes Mittel iſt heute im Schwunge. Aber es gibt auch ein edleres Mittel, das doch falſch, ja verhängnisvoll iſt und das wir vorhin als Möglichkeit angedeutet haben: daß man ſich vor der Erregung zu ſchützen ſucht, indem man ſich vor ihren Urſachen abſchließt, ſich um das Geſchehen nicht mehr kümmert, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion flüchtet, die Türen und Fenſter der Seele zutut, Mauern um ſich baut, ſich namentlich alles Furchtbare des heutigen Geſchehens fernhält.

Dieſe Mittel wirken alle das Gegenteil von dem, was ſie wirken ſollen. Gerade auch die Abſchließung. Noch abgeſehen davon, daß ſie doch nicht völlig gelingen kann. Dieſe Abſchließung, als ein Kind der Angſt, vermehrt die Angſt und damit die Erregung. Und nichts verzehrt mehr als der Egoismus. Gerade das Gegenteil iſt das Richtige: mit weit aufgeſchloſſener Seele an dem Geſchehen dieſer Tage teilnehmen, auch dem Furchtbaren nicht aus dem Wege gehen, ſondern es wiſſen wollen, es als Pflicht empfinden, es zu wiſſen. Das ſchafft nicht Erregung, oder doch nur im erſten Stadium, es ſchafft vielmehr Beruhigung, im tiefſten Sinne des Wortes. Es iſt eine ſichere, wenn auch, wie alle letzte Wahrheit, paradoxe Erfahrung, daß uns gerade aus dem tapferen Hineingehen in die Tiefen des Böſen und des Schmerzes die ſtärkſte Hilfe erwächſt: der Glaube an den Sieg, die Stärke der Seele im gewaltigen *„Dennoch!"*

Nein, es gibt ein anderes Mittel gegen die Aufregung. Es heißt: *Tue deine Arbeit,* tue deine tägliche und ſtündliche Pflicht! Tue ſie, auch wenn ſie gegenüber dem gewaltigen Weltgeſchehen herzlich unbedeutend ſcheint. Tue ſie, auch wenn du meinſt, ſie habe gegenüber dem, was kommen werde, doch keinen Sinn mehr. Arbeit, die gefordert iſt, hat immer Sinn. Sie hat, auch wenn ihre äußere Frucht ſinnlos geworden ſcheint, Sinn in ſich ſelbſt. Sie iſt als Arbeit ein Proteſt gegen das Chaos, ein Zeuge gegen die Sinnloſigkeit, ein Gehorſam gegen die ewigen Ordnungen und damit eine Rettung aus der Verzweiflung. Darum tritt uns in ihrer ſcheinbaren bloßen Zeitlichkeit gerade das *Ewige* entgegen mit ſeiner Ruhe. Darum ſtärkt uns das Tun dieſer kleinen Arbeit für das *Große,* das im heutigen Geſchehen waltet, daß wir es beſſer erkennen und beſſer betätigen können. Darum quillt aus ihr jene Ruhe der Seele, die wir heute am allermeiſten brauchen, gerade um die Aufgaben, welche die Zeit uns ſtellt, richtig zu erkennen und richtig anzufaſſen. Und auch wieder die Befreiung von der Furcht, die ſich auf den Aufgeregten und Zerfahrenen ſtürzt. Die Krankenſchweſter, die an den durch die Bomben aus der Luft Verletzten arbeitet, iſt ruhig und ohne Furcht. Darum aber *ſchafft* auch Allen Arbeit!

Was auch geſchehe, was auch für große Dinge warten — laß dich dadurch nicht zerreißen und aufreiben; nehme es wichtig, ſehr wichtig — und tue gerade darum ruhig deine Arbeit, deine Pflicht!

Das, meine ich, ſeien die Regeln, die zu befolgen im Angeſicht der kommenden Dinge für die meiſten von uns beſonders wichtig ſind.

Am Schluß aber kehren wir zum Anfang zurück. Wir haben gezeigt, daß nur Gott allein uns Schutz und Schild ſei gegen alle Furcht. Aber es iſt nun wichtig, daß wir beim Gedanken an das kommende Geſchehen des Jahres überhaupt *Gott* ſein Recht geben. Ich meine dies ſo: Wir dürfen, wenn wir uns ausmalen, wie ſich die Ereigniſſe des kommenden Jahres geſtalten mögen, nicht bloß die rein weltlichen, dem Verſtandeskalkül zugänglichen Faktoren vor Augen haben, ſondern bedenken, daß *Gott* da iſt. *Er* iſt der Herr. Vor dem Lichte dieſer Gewißheit fliehen alle Geſpenſter der Nacht, welche die Furcht ſchafft. Er waltet auf alle Fälle auch über dem Jahre 1942. Er allein. Das bedeutet, daß alle Welt- und Höllengewalten, die es in Beſchlag nehmen wollen, doch ſchließlich nichtig ſind vor ihm. Sie ſcheinen bloß groß und wuchtig, ſind aber im Grunde klein und ohnmächtig. *Er* regiert. Ein Wink von ihm genügt, ſie zu ſtürzen. Darum kann auch alles anders kommen, als wir denken. Es waltet auch über dem Jahre 1942 kein Fatum, ſondern Gottes Hand und Gottes Ratſchluß. Er wird ſich nicht verleugnen, wenn wir auf ihn trauen. Er hat ſich noch nie verleugnet. Und er liebt die Ueberraſchung. *Er* iſt der Herr, *Ihm* gehen wir entgegen. *Ihm* gehört das Jahr 1942.

Leonhard Ragaz.

Die Frage Gottes an unſere Zeit und unſere Antworten.[1])

I. Teil.

„Die Frage Gottes an unſere Zeit" — wer ſich anheiſchig macht, von etwas Derartigem zu reden, der wird dem Vorwurf der Anmaßung nicht entgehen, ſcheint er doch in die Nähe derer zu treten, die ihre Rede mit der Wendung „ſpricht der Herr" einzuleiten pflegten. Gottes lebendiges Wort unmittelbar zu vernehmen und in menſchliche Rede zu kleiden, das iſt nach der geltenden kirchlich-frommen Auffaſſung eine Sache, die nur in der bibliſchen Vorzeit Ereignis wurde. Dadurch iſt aber eine unüberſteigbare Kluft aufgeriſſen zwiſchen dem vergangenen Phänomen des Prophetentums und dem, was heute in bezug auf dieſe Dinge vorhanden iſt. Den bibliſchen Propheten wird eine völlig einſame, mit nichts Späterem vergleichbare Größe zugeſpro-

[1]) Nach einem Vortrag an der Jahresverſammlung der Freunde der „Neuen Wege", am 19. Oktober 1941.

chen. Ueber ihrer abſoluten Einzigartigkeit und Einmaligkeit wird eiferſüchtig gewacht. Aus ſchwerem theologiſchen Geſtein werden ihnen Denkmäler errichtet; durch das eiſerne Gehege des Kanons werden ſie von allem außerbibliſchen Leben abgetrennt.

Was anderes bedeutet das aber, als daß das Prophetentum ſeine ſchriftgelehrte und theologiſche Erledigung gefunden hat? — Erledigung in dem allzu gründlichen Sinn, den man dieſem Wort etwa beizulegen pflegt. Man überſchüttet die Propheten mit Ehren, um ſie — darunter zu begraben. Vielleicht nicht klar bewußt, aber immerhin mit ſicherem Inſtinkt, geht man auf dieſes Ziel los. Kanoniſierte Propheten kann man ertragen, aber die leidenſchaftliche Art, mit der man gleichzeitig die Möglichkeit gegenwärtigen Prophetentums verneint, ſtammt nicht aus der reinen Erforſchung des Weſens der Prophetie, aus theologiſchem Durchdenken des Begriffs „Wort Gottes", ſondern — ſagen wir es ganz offen und rückhaltlos — aus dem uralten, von der Bibel so bezeichneten, prophetenmörderiſchen Willen, der der Welt und noch mehr der „Religion" eigen iſt. Die organiſierte Religion, die Kirche, ſofern ſie ein aus Frömmigkeit und Machtwillen gemiſchtes Gebilde iſt, hat vor allem den einen entſchloſſenen Willen, das „Wort Gottes" in ſeiner Gewalt und Kontrolle zu haben; mit dieſem Willen aber iſt die Anerkennung eines freien Prophetentums unvereinbar. Die „Schrift-Propheten" hat man in den Händen, ihre Interpretation können die Schriftgelehrten handhaben, darum beſteht kein Grund, ſie aus der Bibel hinauszuwerfen, ſo gefährlich es erſcheinen mag, dieſes Dynamit zu magazinieren. Aber man traut ſich zu, das Eindringen eines zündenden Funkens verhindern zu können. In dieſer Fertigkeit haben ſie es tatſächlich erſtaunlich weit gebracht. Sie können es ſich ſogar leiſten, das Dynamit ganz offen zur Schau zu ſtellen; ſie machen ſogar kleine Experimente damit, indem ſie etwa die revolutionäre Sprache der Propheten zu Gehör bringen, kleine Laboratoriumsexploſionen entzünden, die ganz ungefährlich ſind, ſolange nur der Zutritt freier Luft, der Luft des Lebens, ſorgfältig verhindert wird.

Aber nun iſt es offenkundig, daß damit die bibliſchen Propheten um ihre lebendige Wirkung gebracht werden. Wenn für unſere Zeit die Möglichkeit des Prophetiſchen verneint wird, dann ruhen auch die bibliſchen Propheten ewig in ihren Gräbern unter ihren pompöſen theologiſchen Denkmälern. Denn — ſagen wir es ganz offen! — Propheten können nur von Propheten interpretiert werden, niemals von Schriftgelehrten; auch das äſthetiſch-hiſtoriſche Einfühlungsvermögen wird ihnen gegenüber verſagen. Wenn die Rechts-Leidenſchaft des Amos nicht unſere Rechts-Leidenſchaft iſt, dann iſt Amos für uns tot. Aber unſere Rechts-Leidenſchaft kann nur am Heute entzündet werden. Wenn das geſchieht, wird ihre Sprache aber urſprünglich ſein. Sie wird gerade *nicht* die Redeweiſe der alten Propheten nachahmen, ſondern die moderne Sprache ſprechen und in die Fragen *unſerer* Zeit

eingreifen, und dieſes ihr Reden überhaupt nicht als Prophetentum oder „Wort-Verkündigung“ bezeichnen, weil ſie ſachlich eingeſtellt iſt, — wie ja ein Amos ſelber auch den Prophetentitel ſchroff abgelehnt hat. Dennoch wird dieſe ſachliche Rechts-Leidenſchaft einem Jeſaja und einem Amos nahe ſein. Es kommt gar nicht darauf an, daß Bibel verkündigt wird, ſondern daß Bibel geſchieht. Wir ſagen das, obſchon uns dabei die Ohren läuten über das Geſchrei derer, die uns der lächerlichſten Anmaßung bezichtigen. „Habt ihr denn jegliches Gefühl der Diſtanz verloren?“ rufen ſie uns zu. „Habt ihr keinen Sinn mehr für die Erhabenheit der bibliſchen Geſtalten und für euere eigene Durchſchnittlichkeit, für die klaſſiſche Größe der Apoſtel und Propheten und für das ganz und gar Unklaſſiſche des modernen Weſens?“ Wir antworten darauf: Ihr habt uns lange genug den Zugang zu der bibliſchen Welt verſchloſſen, indem ihr die bibliſchen Geſtalten in eine unzugängliche Höhe hinaufgehoben habt. Wir glauben, weder der Ehrfurcht unfähig noch der Selbſterkenntnis verluſtig zu ſein. Wir geben darum auch jeden graduellen Unterſchied bereitwillig zu, indem wir ſagen, daß das Prophetiſche in unſerer Zeit nur tropfenweiſe vorhanden ſei, während es in der Bibel ſich in Strömen ergießt. Wir haben auch nichts dagegen, daß auf die beſonderen und einzigartigen Formen, in denen das Gotteswort zu den bibliſchen Propheten gekommen iſt, hingewieſen wird: auf Geſichte und Einraunungen. Aber ſchließlich ſcheint uns das Entſcheidende das zu ſein, *daß* die Sprache Gottes irgendwie zu den Menſchen kommt, und nicht welcher Mittel ſie ſich bedient, um ſie zu erreichen. In bezug auf dieſes Entſcheidende ſind wir entſchloſſen, alle Grenzen zwiſchen Propheten und Nicht-Propheten grundſätzlich zu verwiſchen, — und wir glauben, damit nicht einmal unbibliſch zu ſein. Auf alle Fälle hat eine andere Zeit, und zwar gerade die, welche von kirchlich-offizieller Seite als *die* klaſſiſche Gotteszeit nach der bibliſchen Epoche proklamiert wird — die Reformationszeit —, die Aufhebung jener Grenzen ebenfalls vorgenommen. Zwingli hat jedem einfachen Prediger das Prophetenamt zugemutet. Und das Geheimnis des ſtarken Verhältniſſes, das die Reformationszeit zur Bibel hatte, liegt eben darin, daß damals die Grenzen zwiſchen Bibel und aktuellem Leben aufgehoben waren. Man lebte Bibel. Es waren ſchöpferiſche und urſprüngliche Kräfte aufgebrochen, und zwar aus *unmittelbaren* Quellen, und nicht aus dem Studium der geſchriebenen Bibel! Allerdings wurde dann das Verhältnis zur geſchriebenen Bibel ein ſehr ſtarkes und lebendiges, es war ein großes Erkennen der Verwandtſchaft: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch und Gebein von meinem Gebein. Aber dieſes Verhältnis der neuen zu der alten Bibelzeit hatte das Gepräge der Freiheit, das ja zu allem Urſprünglichen und Urwüchſigen gehört. Es gab keine Buchſtaben- und Bibelſklaverei. Daß das unfreie ſchriftgelehrte Weſen dann doch wieder hereinbrach, iſt die traurige Tatſache, die man kennt. Man bekam

Angſt vor dem eigenen urſprünglichen Mut. Man wagte es nicht mehr, ſich einfach auf Gott und ſein Gewiſſen zu berufen, und fing ſtatt deſſen an, ſich auf die Schrift zu ſtützen. Man verſchüttete die prophetiſche Quelle wieder. Das Elend der Schriftgelehrſamkeit deckte das Leben von neuem zu, und die typiſchen Merkmale, welche die Herrſchaft toter Prinzipien begleiten, ſtellten ſich wieder ein: das Verketzern, Verfolgen und Verbrennen. Aber die urſprünglichen, die prophetiſchen Quellen ſprangen immer wieder auf. Wenn der kirchliche und ſchriftgelehrte Schutt zu hoch darübergeſchüttet war, dann bahnten ſie ſich andere Wege und brachen außerhalb der Kirche ans Tageslicht hervor.

Nicht um Anmaßung handelt es ſich, wenn wir nach dem Unmittelbaren fragen. Auch werden wir keinen Augenblick vergeſſen, daß das Prophetiſche, wo es in Kraft und Größe hervorbrach, für ſeine Träger vor allem eine furchtbare Laſt, ein verzehrendes Feuer bedeutete, ſo daß nur ein Ahnungsloſer eigenmächtig und hochmütig nach etwas Derartigem greifen kann. Es geht uns ja überhaupt nicht um die Möglichkeiten und Leiſtungen des Menſchen, wenn wir uns für die Möglichkeit des Prophetiſchen in unſerer Zeit wehren, ſondern darum handelt es ſich, daß Gott nicht vorgeſchrieben wird, wann und wo er zu den Menſchen reden darf, das heißt: es geht um die Souveränität und die Lebendigkeit Gottes, gegen die ſchriftgelehrte und theologiſche Bevormundung. Für die Menſchen wird immer das das Entſcheidende ſein, ob ſie offen und bereit zum Hören ſind. Wenn wir dazu überhaupt etwas tun können, dann kann es nur etwas ſehr Demütiges ſein. Man kann es Hinwendung zum Leben nennen, ein wirkliches Erleben und Erleiden der menſchlichen Situation. Um irgendeinen religiöſen Beſitz, einen geiſtlichen Reichtum handelt es ſich gerade nicht, geſchweige denn um „höheres Wiſſen“, „prophetiſche Erleuchtung“ oder gar um eine Technik des myſtiſchen Verkehrs mit Gott. Eher um ein Bewußtſein der Armut und der Leere, eher um Hunger als um Sattheit, eher um ein Fragen-müſſen als um ein Antworten-können, eher um etwas Kindliches als um eine ſtolze Erkenntnis, eher um ein faſſungsloſes Staunen als um überlegene Erfahrung. Um die kindliche Fähigkeit, ſich zu entſetzen und erſchüttert zu ſein, um die negative Möglichkeit, gewiſſe Dinge *nicht* zu verſtehen, ſchlechterdings *keine* Erklärung dafür zu haben, in abſolute Verlegenheit und innere Not zu geraten, zu hungern und zu dürſten nach Gerechtigkeit, etwas in ſich aufſchreien zu laſſen und dieſen Aufſchrei nicht mit einer klugen oder frommen Antwort beſchwichtigen zu können: um Unruhe und Sehnſucht handelt es ſich, das heißt um diejenigen Stimmungen, die dieſes fragwürdige Leben für uns notwendig begleiten müſſen, und die es nur dann nicht begleiten, wenn wir aufhören zu leben, indem wir das Unmittelbare des Lebens erſetzt haben durch irgendein Klugſein oder ein Frommſein.

Wenn wir uns aber wahrhaftig dem Leben zuwenden, dann werden wir Gott begegnen.

Es ist uns durchaus bewußt, daß wir mit diesem Satz die große Grenze überschritten haben. Und es ist nicht anders zu erwarten, als daß uns ein Halt zugerufen wird. Und zwar kommt dieser Ruf gleichzeitig von zwei Seiten, die einander scheinbar entgegengesetzt sind, von der Seite der „Ungläubigen" und von der der „Gläubigen". Für das Gedankensystem der „Ungläubigen" existiert jene Realität ja gar nicht, die „Gläubigen" aber sind der Meinung, daß die Begegnung mit Gott nur in ihrem Gedankensystem erfolgen könne. Beide Gruppen haben das Gemeinsame, daß sie ihren Gedankensystemen verhaftet und darum dem Leben nicht unmittelbar, nicht kindlich zugewendet sind.

Es ist aber nicht überflüssig, den Inhalt dieser beiden etwas vieldeutigen und zerfließenden Begriffe „Unmittelbarkeit" und „Leben" genauer zu bestimmen.

Unmittelbarkeit ist nicht zu verwechseln mit ungebrochener Naturhaftigkeit. Denn es handelt sich ja um *die* Unmittelbarkeit, die dem *menschlichen*, nicht dem tierischen Leben entspricht. Beim Menschen aber ist die Unmittelbarkeit gerade *nicht* Ungebrochenheit. Es handelt sich hier um die elementarste Einsicht in das Wesen des Menschen, der menschlichen Situation. Der Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier hat ein merkwürdig negatives Vorzeichen. Der Mensch ist im Vergleich zum Tier ein zwiespältiges und gebrochenes Wesen. Sein Leben ist begleitet und überschattet von einem Gefühl des Ungenügens, des Verirrtseins, der Unzulänglichkeit, des Versagens, der Schuld, ja des Gerichtet- und Verlorenseins. Es ist das Bewußtsein der Endlichkeit, im qualitativen Sinn dieses Wortes, das Bewußtsein der Unfertigkeit und schuldhaften Begrenztheit. Es gibt im Menschen einen tiefen, verborgenen, das heißt oft zugedeckten, aber auch immer wieder zutage tretenden Punkt, wo seine Selbstbejahung durchaus erschüttert ist, wo er ein drohendes Nein gegen sich aufstehen fühlt.

Sehr seltsam sieht der Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier aus; er ist ein Nachteil, — aber ein Nachteil mit einem positiven Vorzeichen, liegt doch darin nichts Geringeres als die Ahnung wahrhaftigen Lebens, die erste Erfahrung des Unendlichen, das erste Erkennen Gottes. Denn ohne ein Ahnen des Unendlichen und Vollkommenen gäbe es kein Bewußtsein der Endlichkeit und Unvollkommenheit. So ereignet sich also hier, in dieser Gebrochenheit, echte, reale Begegnung mit Gott; ja, es ist die grundlegende Begegnung, die Urbegegnung.

Erst da, wo die Begegnung des Endlichen mit dem Unendlichen stattfindet, beginnt der Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes zu *leben*. Hier, wo das Leben von einem Fragen, von Hunger und Sehnsucht und Kampf, von einem Bewußtsein der Armut und des Suchenmüssens begleitet ist, hier, wo der Mensch die Grenze seines Wesens erlebt, weil er das Unendliche, das Vollkommene innegeworden ist,

hier erſt beginnt er das Leben eines Menſchen zu leben. Ohne dieſes das Leben begleitende Bewußtſein der Endlichkeit — das aber nur möglich iſt durch die Ahnung der Unendlichkeit —, ohne dieſes Bewußtſein von einem Stehen an der Grenze zwiſchen dem Endlichen und dem Unendlichen (Bewußtſein der „Grenzſituation", dieſer von Paul Tillich geprägte Ausdruck drängt ſich auf) lebt der Menſch noch nicht als Menſch, ſondern ſo wie die andern Geſchöpfe, deren Leben eigentlich eher als ein Gelebt-*werden* bezeichnet werden muß. Denn nur das Weſen, das einen Standpunkt jenſeits ſeiner ſelbſt kennt, kennt ſich ſelbſt; nur ein Weſen, das ſeiner Grenze bewußt iſt, iſt ſeiner ſelbſt wirklich bewußt, nur in *ſeinem* Leben iſt ein Handeln, während das Leben der andern Geſchöpfe doch eigentlich nur ein Leiden (im Sinne von Paſſivität, nicht von Paſſion), ein Hin-und-her-getrieben-werden, ein Gelebt-werden iſt.

Es liegt uns zwar nichts daran, zur Ehre des Menſchen eine abſolute Grenze zwiſchen ihm und der übrigen Kreatur aufzuzeigen, können wir doch die geheime Sehnſucht, die auch hier das Leben begleitet, nicht verkennen und das Seufzen der Kreatur (Römer 8) und ihren unartikulierten Schrei nicht überhören, aber dem Menſchen iſt es gegeben — er iſt mit dieſer Bürde begnadigt, dieſe Gnade iſt ihm aufgebürdet —, mit ſeiner Sehnſucht aus der bloßen dumpfen Empfindung in die helle Bewußtheit zu treten, ſeine Not nicht mehr bloß unartikuliert hinauszuſchreien, ſondern ihr einen Namen zu geben.

Aber nun gibt es keine dringlichere Erkenntnis als die, daß für den Menſchen jene Unmittelbarkeit, jenes Erleben der tatſächlichen menſchlichen Lebensſituation auf der Grenze zwiſchen dem Endlichen und dem Unendlichen, *nicht* ſelbſtverſtändlich iſt, daß er ſie immer wieder verliert, und zwar deshalb, weil er ſie verlieren *will*, weil er ſie nicht erträgt und darum vor ihr flieht. Nichts ſucht der Menſch ſo leidenſchaftlich wie Sicherung, Befreiung von Unruhe, von Spannung und Kampf. Jede ſolche Sicherung aber bedeutet Verluſt der Unmittelbarkeit und Lebensnähe. Dieſe Entſpannung, dieſer Friede kann nur mit der Flucht vor dem Leben erkauft werden. Immer ſind die Ungeſicherten der Wahrheit des Lebens am nächſten, die Armen, die Leidenden, die durch das Bewußtſein ihrer Unzulänglichkeit und Schuld Gebeugten, denn in der Unſicherheit, Bedrohtheit, im Gerichtetſein bricht die Wahrheit unſeres Lebens auf. Der Menſch aber ſucht unentwegt Sicherheit, Sattheit, Stolz, — und er wird die raffinierteſten Schleichwege einſchlagen, um zu ſeinem Ziel zu gelangen, er wird ſchließlich es ſogar fertigbringen, aus dem „Gerichtetſein", aus der geiſtlichen Armut, aus der Demut eine ſelbſtgerecht-fromme Haltung oder ein ſtolzes und ſattes theologiſches Syſtem zu machen. Hier ſind die verhängnisvollſten Selbſttäuſchungen geſchehen. Daß materielle Geſichertheit eine Gefahr für die Seele bedeutet, hat man theoretiſch begriffen und allgemein anerkannt, aber viel weniger erkannt und durchſchaut iſt die

Gefahr jener raffinierten geiſtigen und geiſtlichen Sicherungen, obwohl dieſe Gefahr weit größer iſt. Die materiellen Sicherungen ſind inſofern immer noch harmloſer, als ſie nie jenen Grad von Abſolutheit und Unerſchütterlichkeit erreichen, den die geiſtigen Sicherungsgebilde zu erreichen vermögen. Derjenige, der ſich gegen das Leben hinter Baſtionen von Gold und Macht verſchanzt hat, wird es doch nicht verhindern können, daß ihn zu Zeiten Ahnungen von Bedrohtheit beſchleichen und ſein Herz umklammern, aber an den, der ſeinen Sitz in den Burgen der Religion und der Theologie aufgeſchlagen hat, wird die Erſchütterung kaum mehr herankommen. Der reiche Oberzöllner wird ſchließlich einmal auf den Baum klettern und nach dem wahrhaftigen Leben Ausſchau halten, niemals aber wird ſich der Hoheprieſter eine derartige Notwendigkeit eingeſtehen. Iſt das nur ein willkürlich herausgegriffenes und in eine willkürliche Beleuchtung geſetztes bibliſches Beiſpiel? Nein, es iſt die Wahrheit, um welche an den entſcheidenden Stellen der Bibel der entſcheidende Kampf geht, der Kampf zwiſchen Prophet und Prieſter, zwiſchen Chriſtus und den Theologen, zwiſchen Reich Gottes und Religion. Dieſer Gegenſatz iſt in der Bibel mit einer derart unerhörten Schärfe geſehen, daß heute auch unſer radikalſtes Reden im Vergleich dazu matt, ſchwächlich und epigonenhaft wirken muß. Und doch müſſen wir dieſe vergeſſene Sache immer wieder zu ſagen verſuchen.

Es handelt ſich um den alten, ewigen Anſtoß, den uns die Bibel mit ihrer Stellung zu Religion und Theologie bereitet. Unſer heutiges Kirchentum und Chriſtentum will dieſen Anſtoß nicht ertragen. Es iſt nicht imſtande, der Bibel auf dieſen kühnen Wegen zu folgen. Es handelt ſich um die Tatſache, daß in der Bibel Gott ohne Religion, außerhalb der Religion und, wenn es ſein muß, gegen die Religion in die Welt hineindrängt. Das iſt eine Sache, die den Theologen immer wieder den Atem benimmt, ſo daß ſie nicht anders können, als dieſem Anſtoß auszuweichen oder ihn zu mildern. Aber es wäre weit heilſamer, ihm ſtandzuhalten. Nichts anderes iſt damit gemeint, als daß wir zur Unmittelbarkeit des Lebens gerufen werden ſollen. Wer eine Religion hat, iſt ein Beſitzender, er iſt der unmittelbaren Not und Endlichkeit ſeines Lebens enthoben, er iſt geiſtlich reich und ſatt. Wohl iſt ſeine Lebensſituation die gleiche wie die jedes andern Menſchen, aber ſie iſt ihm verhüllt. Er gehört zu den „Geſunden“, die des Arztes nicht bedürfen, das heißt nicht zu bedürfen meinen, weil ſie keine Ahnung von ihrer Krankheit haben.

Wie aber — noch einmal ſei der Einwand erhoben —, wenn die Religion eine wahrhaft chriſtliche Religion und die Theologie eine wahrhaft chriſtliche Theologie wird und als ſolche weit davon entfernt iſt, die wahre menſchliche Lebensſituation zuzudecken, wenn ſie dieſelbe im Gegenteil ſchonungslos enthüllt, wenn das Elend des Menſchen, ſeine Sünde, geradezu ihr zentrales Thema iſt? Iſt dann nicht

gerade sie es, die zu der Wahrheit und Unmittelbarkeit seines Lebens führt? Kann eine Religion oder eine Theologie des Kreuzes je etwas anderes sein als schonungslose Bloßlegung des menschlichen Elendes? Wir bestreiten nicht, daß es derartige Religion und Theologie gibt, welche eine solche Enthüllung der Wahrheit vollzieht in eindrucksvollsten Symbolen, in aufgerichteten Kruzifixen, in gewaltigen Miserere-Chören, in imponierender Denkarbeit theologischer Systeme, in eindringlicher Verkündigung. Aber auf diese Frage: „Was dann, wenn die Religion christlich, die Theologie gut ist?" können wir kaum etwas anderes antworten als: um so schlimmer. Denn was heißt das anderes, als daß sich die tote Hand auf das Heilige und Lebendige gelegt hat. Das harmlos zu finden und ihm irgendwelche guten Seiten abzugewinnen, scheint uns unmöglich. Wir schließen ja die Möglichkeit nicht aus, daß Christus auch innerhalb der Religion lebendig, richtend, rettend, heilend, kämpfend, erlösend hervortritt; er mag dann nur zusehen, wie lange es geht, bis man ihm die Türe weist. Denn auch die christliche Religion kann als Religion ohne ihn auskommen, sogar eine machtvolle und großartige Existenz haben. Noch weit unheimlicher aber ist ihre Fähigkeit, das Lebendige zu verwandeln. Es kann geschehen, daß der Mensch, der sich seiner Lage bewußt geworden ist, erschrocken zu ihr flieht, und siehe da, die Religion verwandelt seine Bedrohtheit in Sicherheit, sein Sündenbewußtsein in Selbstgerechtigkeit, seine Gebrochenheit in hochaufgerichteten Stolz, seinen Hunger in Sattheit. Sie leitet ihn an, seine geistliche Armut als Besitz zur Schau zu tragen und seine demütigen Bekenntnisse zu seinem Selbstruhm zu verwenden, die Schmach wird zur Ehre, das Kreuz zur Macht.

Was sollen wir dazu sagen? Handelt es sich um eine Tragik, die aller Verkirchlichung der göttlichen Wahrheit anhaftet? Es gibt solche, die diese Tragik für unausweichlich halten. So sagt zum Beispiel Karl Barth: „Wer verhindert dieses Aergernis, diesen Mißerfolg des Evangeliums? Niemand! Wir können zur Ehre Gottes die tollsten Sprünge machen und schließlich auf den Händen gehen (1. Kor. 13, 1 f), und es würde auch das kirchlich und nicht-existentiell verstanden werden. Wer lehrt uns, unkirchlich und existenziell von Gott reden? Niemand! Gott allein." Es scheint uns, daß man sich gerade in den Kreisen der Barthschen Theologie viel zu rasch und viel zu gewandt über diese Sache beruhigt hat — trotzdem Barth selbst die Gefahr deutlich sieht und sich verzweifelt wehrt „gegen die gefährliche Stabilität des eigenen Wortes". Aber es ist ihm wohl selbst — gerade heute, wo er sich auf eine ganz andere, nicht-theologische Haltung, auf einen prophetischen Kampf eingelassen hat — nicht mehr verborgen, wie entspannend, beruhigend, einschläfernd das bloß theologische Wissen um die „Spannung", die „Unruhe", das „Gericht" auf die Kirche gewirkt hat, und wie schwer es nun hält, diese vertheologisierte Gemeinde wieder zu lebendigen Entscheidungen aufzurufen. Es muß mit der Frage

nach dem exiſtenziellen Reden doch etwas auf ſich haben. Wenn man in den vergangenen Jahrzehnten die Entwicklung des kirchlichen Redens und die gleichzeitige Entwicklung des Lebens außerhalb der Kirchentore verfolgt hat, dann braucht man die Illuſtration für den Begriff des nicht-exiſtenziellen Redens nicht mehr weit zu ſuchen. Während das Leben immer mehr den Dämonen verfiel, in Grauen verſank, ſich dem Katarakt näherte, wurde in der Kirche ein hochgemutes, ſelbſtſicheres Reden gepflegt, das alles andere verſpüren ließ als Bewußtſein der eigenen Not oder auch nur einer leiſen Verlegenheit. Mit welchem Selbſtbewußtſein beſtieg man wieder die Kanzeln, einem Selbſtbewußtſein, das ſich wohl nicht auf die eigene Perſon bezog, aber auf die Sicherheit des Wahrheitsbeſitzes. Wie direkt, wie unverlegen, wie gern und oft redete man von dem, was ſich weniger als irgend etwas anderes für das Reden und die begriffliche Aneignung eignet, vom Geheimnis des Kreuzes — und geriet dabei durchaus nicht in Konflikt mit der Welt, die Chriſtus in immer neuen Formen kreuzigte, ſchien dieſe Dinge überhaupt nicht zu ſehen, empfand den Hinweis darauf als eine ſehr unerwünſchte Ablenkung von der „centralen kirchlichen und theologiſchen Aufgabe", wies dieſe Ablenkung unwirſch und ſelbſtbewußt ab, ſchaute mit unverholener Geringſchätzung auf Leute, die ſich mit ſolch „peripheriſchen" Dingen wie Politk und dergleichen befaßten, — und merkte nicht, daß gerade dort ein entſcheidendes Ringen zwiſchen Chriſtus und den Mächten der Finſternis angehoben hatte. Man wurde nicht müde, die Aufgabe der Verkündigung des „Wortes" zu preiſen, und ſchwieg zu allem, was zum Himmel ſchrie. Das Bezeichnendſte aber bei all dem iſt, daß dieſe Haltung nicht primär aus der menſchlichen Unvollkommenheit und Schwachheit, etwa aus Menſchenfurcht zu erklären iſt, und darum durchaus nicht von einem ſchlechten Gewiſſen begleitet war, ſondern daß ſie ſich aus einer Theologie ergab.

Das heißt, wir ſtehen vor der Tatſache, daß ſich aus einer richtigen Theologie eine falſche Haltung ergibt, aus einer Theologie, die ſehr wohl weiß und ſehr eindrucksvoll davon zu reden verſteht, daß der Menſch ein Hungernder, ein Armer, ein gerichteter Sünder iſt, entſteht eine ſatte, ſelbſtzufriedene und geſicherte Haltung. Das Exiſtenzielle hat ſich in das Theologiſche verwandelt und iſt dabei zum Gegenteil geworden. Was exiſtenziell Armut iſt, iſt theologiſch Reichtum. Not und Gericht ſind nur in der Unmittelbarkeit des Lebens real, durch die Reflexion werden ſie aufgehoben, in geiſtlichen Beſitz und Hochmut verwandelt. Denn alles „Wiſſen bläht auf", das religiös-theologiſche Wiſſen insbeſondere. Man verſtehe wohl: es handelt ſich hier in keiner Weiſe um moraliſche Vorwürfe, die an Perſonen gerichtet wären. Das Verhältnis liegt in der Sache. Keiner, weder ich noch ein anderer, kann ſich dieſer Tragik der Theologie und Religion entziehen, — ſolange wir innerhalb ihres Kreiſes bleiben.

Darum aber erhebt ſich mit letzter Dringlichkeit die Frage, ob

wir nicht verſuchen müſſen — vielleicht tatſächlich durch einen „tollen Sprung" —, aus dieſem verhängnisvollen Kreis hinauszukommen, indem wir Gott außerhalb der Religion, in der Unmittelbarkeit des Lebens ſuchen.

An dieſem entſcheidenden Punkt kann nur *ein* Wort geſagt werden, ein Wort, das kein Menſchenwort iſt: Chriſtus. Auch dieſes Wort iſt durch die Religion um ſein Leben gebracht. Aber wenn es überhaupt irgendwo gelingen kann, das Lebendige der tödlichen Umklammerung der Religion zu entwinden, dann muß es hier gelingen. Denn gerade das iſt Chriſtus: Gott, der ſich dem Todesbann der Religion entwunden hat. In ihm *iſt* es geſchehen, nicht wir brauchen es zu vollbringen. *Fleiſchwerdung Gottes*, mit dieſem Wort wird das Geheimnis Chriſti bezeichnet; mit größerer Kraft und Abſolutheit könnte es nicht ausgeſprochen werden. Die Symbole der Weihnachtsbotſchaft ſind völlig eindeutig. Gott kommt unter gänzlicher Ignorierung der Religion. Die Welt hat es von jetzt an zu begreifen, daß Gott nicht wohnt „in Tempeln, von Menſchenhänden gemacht", daß er nie mehr in ſolchen wohnen wird. Die Religion iſt umgangen, beiſeite geſchoben. Ihre Räder mögen weiterlaufen, aber Gott iſt nicht mehr dabei, er iſt in die Welt eingetreten, in die Wirklichkeit eingegangen. Die Symbole der Weihnacht ſind Symbole wirklichſter Wirklichkeit. Die feierliche Irrealität der Tempel, Dome und Kapellen iſt vertauſcht mit einem völlig unfeierlichen, dafür aber um ſo lebensnaheren und realeren Ort, dem Stall. Von Armut und Bedrohtheit iſt das Kommen Gottes überſchattet, damit nicht die Sicherungen und Illuſionen des Beſitzes und der Macht die Unmittelbarkeit und Wahrheit des Lebens beeinträchtigen. In dieſer Realität will Gott wohnen; hier will er ſeine Herrſchaft aufrichten. Neben das Wort Fleiſchwerdung tritt das andere: *Reich Gottes*. In ihm ſteigt die Hoffnung der Erlöſung über der ganzen Wirklichkeit auf. Die realen Dinge werden im Gottesglanz zu leuchten beginnen, das wirkliche Leben wird der Lobpreis Gottes ſein, das Leben ſelbſt wird zum Sakrament werden, indem es das Gepräge der göttlichen Art annimmt, das Gepräge der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe. Die Hoffnungen der Armen, Hungernden und Bedrängten werden erfüllt.

Fleiſchwerdung aber — das iſt wohl zu verſtehen — hat einen doppelten Sinn: ſie iſt leuchtende Offenbarung und zugleich völlige Verhüllung Gottes. Während er ſich der Realität enthüllt, verbirgt er ſich für die Religion. Wenn Gott Fleiſch wird, dann können ihn die unmittelbar Lebendigen erkennen, die Religion aber wird ihn nicht finden, ihn verkennen. Davon redet die Bibel leuchtende Worte: Matthäus 12, 25—28:

„Zu jener Zeit begann Jeſus und ſprach (‚frohlockend und erfüllt vom Heiligen Geiſt', fügt Lukas hinzu): ‚Ich preiſe dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weiſen und Verſtändigen

verborgen und es Unmündigen geoffenbart haſt. Ja, Vater, denn ſo iſt es wohlgefällig geweſen vor dir. Alles iſt mir von meinem Vater übergeben worden, und niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater, und niemand erkennt den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch Ruhe geben.' "

Den Unmündigen, Mühſeligen und Beladenen, das heißt den in der Unmittelbarkeit Lebenden und darum der Not ihrer Endlichkeit Bewußten offenbart ſich der Sohn und mit ihm der Vater. Für ſie enthüllt ſich das Inkognito, ihr Dürſten leitet ſie zu dem lebendigen Waſſer. Wo die Gerechtigkeit aufquillt, da fallen ſie nieder und trinken, ſie fragen nicht mehr nach heiligen Namen und Lehren, nach heiligen Orten und feierlichen Gebräuchen, ſondern nur nach dem Lebendigen, dem Erlöſenden, nach der *Realität* des Chriſtus, nach dem *lebendigen* Gott, nach der Wirklichkeit ſeines Reiches. Ihrem Suchen und Anklopfen iſt die Verheißung gegeben, denn wie ihre reale Not ſich nach ihm drängt, ſo drängt er ſich nach ihrer Not, in die er eingehen will, weil er Fleiſch geworden iſt und immer wieder Fleiſch werden will.

Aber das Fleiſchwerden bedeutet zugleich das Eingehen in die Verborgenheit, in das völlige Inkognito. Für die Weiſen und Klugen, für die, welche eine ſelbſtſichere Religion, eine fertige Theologie haben, iſt er völlig unkenntlich und unauffindbar geworden. Denn er iſt in die Namenloſigkeit des Lebens eingegangen. Er hat ſich für immer dem Zugriff der Theologie entzogen, denn er will fortan nur noch Fleiſch ſein, Realität, nie mehr Lehre und Zeremonie und Sakrament. Wo realer Hunger, Unmittelbarkeit des Lebens iſt, da wird er keine Niedrigkeit, keine Profanität ſcheuen; allem unrealen, lebensfernen Weſen aber wird er ſich entziehen. Nicht in der dünnen Atmoſphäre der Geiſtigkeiten will er ſein Sein haben, ſondern in der harten und notvollen Wirklichkeit des Lebens. Darum aber hört gegenüber Chriſtus alle Sicherheit des Beſitzes auf.

Wir möchten hier noch zur Behebung von möglichen Mißverſtändniſſen einige grundſätzliche Bemerkungen einfügen. Wir haben im Vorangegangenen die Begriffe Religion und Theologie in einem ungewohnt negativen Sinne gebraucht. Wenn wir das von uns aus getan haben, dann kann man uns die Legitimation dazu abſprechen und uns der Anmaßung bezichtigen — wir erheben dieſen Einwand ſelbſt gegen uns —, man kann uns vorwerfen, daß unſer ganzes Tun darauf hinauslaufe, den Theologien unſere eigene Theologie entgegenzuſetzen, vielleicht gegen die große Gedankenarbeit anderer eine nur improviſierte Theologie. Dazu möchten wir zwei Dinge ſagen: Erſtens, daß der Angriff nicht *unſer* Angriff ſein ſollte — das iſt das entſcheidend Wichtige —, und zweitens, daß wir das negative Urteil gegenüber jeder Theologie ſofort ſiſtieren, ſobald dieſelbe mit dem radikalen

Sinn der Wahrheit von der Fleiſchwerdung Gottes ernſt macht; denn das würde bedeuten, daß ſie ſich als Theologie im angefochtenen Sinn dieſes Wortes ſelber aufgehoben hat. Jede Selbſtſicherheit wäre dann von ihr abgefallen, aus dem Beſitzen wäre ein Suchen geworden, die Antworten würden zu Fragen werden, die Abgeſchloſſenheit des Urteils zu einem unbedingten Offenſein, aus dem religiöſen Beſitz würde Glauben, Glauben als unbedingte Bereitſchaft, Chriſtus unter den immer wechſelnden, immer überraſchenden Verhüllungen ſeines Inkognitos zu erkennen.

Es ergäbe ſich daraus von ſelbſt, daß eine ſolche von der Theologie geneſene „Theologie" eine Doppelaufgabe bekäme: ſie hätte in der *Vergangenheit* nach Chriſtus zu fragen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Bibel im Mittelpunkt ihrer Arbeit ſtünde, in ihr, vom erſten bis zum letzten Blatt hätte ſie Chriſtus zu ſuchen, nicht ein Dogma von ihm, aber den lebendigen Chriſtus. — Aber — das muß nun ſtark geſagt werden! — dieſe Arbeit an der Vergangenheit, an der Bibel wäre nur die Hälfte der ganzen Aufgabe, eine Hälfte, die nicht für ſich ſelber leben kann, ſondern der abſoluten Unfruchtbarkeit, ja dem Tode verfallen würde, wenn ſie nicht durch ſtärkſte und lebendigſte Bande verbunden würde mit der andern Hälfte der Aufgabe: der forſchenden Durchdringung des Lebens in der *Gegenwart*, der Erkenntnis des Menſchen in ſeiner konkreten innern und äußern Situation, der Erkenntnis der geſchichtlichen Lage. Dieſe Zuwendung zur aktuellen Wirklichkeit des Lebens müßte getragen ſein von dem heiligen Bewußtſein, daß wir hier — nicht weniger als vor der aufgeſchlagenen Bibel! — vor der Möglichkeit ſtehen, Chriſtus zu begegnen. Dieſes Bewußtſein müßte uns dem Leben gegenüber demütig machen, auch der letzte Reſt von theologiſchem Hochmut gegenüber den Dingen des Lebens — auch gegenüber den maſſivſten, wie Politik und Wirtſchaft zum Beiſpiel — müßte ausgefegt werden. Es wäre eine gläubige, für das Ewige aufgeſchloſſene Haltung, die wir gerade der Realität gegenüber einnehmen würden. Wenn auch nur noch eine Spur von geiſtlicher Herablaſſung den Theologen erfüllt, wo er ſich dem Weltgeſchehen zuwendet, iſt er in Gefahr, an dem ins Leben eingegangenen Gott Chriſtus vorüberzugehen, denn durch die Fleiſchwerdung und durch das Herbeikommen des Reiches hat Gott dieſe Welt als ſeine Welt erklärt.

Mögen die neuen Theologen — wenn es ſolche geben könnte — ihre Arbeit an den beiden Hälften ihrer Aufgabe einteilen wie ſie wollen (ſoweit es ſich um Denk- und Forſchungsarbeit handelt iſt ſelbſtverſtändlich jede Arbeitsteilung möglich), aber eines iſt ſicher und ſollte nie wieder außer acht gelaſſen werden: keiner wird Gott und Chriſtus in der Bibel finden, der nicht mit tiefſter innerer Beteiligung im Leben ſteht als Ungeſicherter unter Ungeſicherten, als Hungernder unter Hungernden. Der Chriſtus, den der Lebensferne in der Bibel ſo ſicher

gefunden zu haben vermeint, wird ein toter Chriſtus ſein, auch wenn ihm der Menſch ſelbſt noch ſoviel von ſeinem eigenen Gefühls- und Gedankenleben einhaucht, und die Gefahr, daß der gleiche Menſch an dem lebendigen Chriſtus vorübergeht, ja ſich an ihm vergreift, wird furchtbar nahe ſein. Daß Chriſtus durch fromme, kirchliche, moraliſch anſtändige, tüchtige, brave und darum ſichere Menſchen, daß er durch große Bibelkenner und Bibelausleger, durch Schriftgelehrte, Theologen, Prieſter, Pfarrer gekreuzigt wird, das iſt eine Sache, welche die Welt ſchärfer als die Kirche ſelber ſieht.

Darum ſtellen wir uns noch einmal vor den großen Anſtoß der Fleiſchwerdung, damit auch unſere letzte Sicherheit erſchüttert werde, damit wir den Entſcheidungen in Furcht und Zittern gegenüberzutreten beginnen. Wir ſtellen uns an den Ort, wo der Anſtoß des Inkognitos des ins Leben eingegangenen Gottes ſeine größte Schärfe erreicht hat, vor das Kreuz, das heißt dahin, wo Gott nicht nur überſehen und verkannt, ſondern auch gehaßt, verhöhnt, gemartert und getötet wird. Das Aergernis ſeiner Niedrigkeit hat damit die letzte Zuſpitzung erreicht. „Er iſt der Verachtetſte und Unwerteſte, ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbirgt.“ Aber wiederum verſtehen wir das nur, wenn wir die Grenzen der Bibel überſchreiten und im Hinblick auf das Kreuz nun für immer wiſſen, daß wir die Spuren Gottes auch gerade dort ſuchen müſſen, wo einer bekämpft, verhöhnt, angeſpien, geſchlagen und getötet wird. Das iſt das dunkle Geheimnis des Kreuzes. Aus dem Kreuz ein herrliches religiöſes Symbol machen, heißt ſein Geheimnis aufheben. In der Religion hört das Kreuz auf, Anſtoß zu ſein, das ihm anhaftende Grauen wird durch einen Nimbus erſetzt, die Dornenkrone wird mit einer Gloriole vertauſcht. Religion, ohne Lebensnähe, iſt immer wieder Beſeitigung des Aergerniſſes, ſie verwandelt das „Kreuzige“ in ein „Hoſianna“, aber nicht realerweiſe, ſondern nur religionsmäßig. Ein ſchönes, feierliches Spiel wird geſpielt, ein Weihnachtsſpiel und Karfreitagsſpiel, — aber während wir dieſes feierliche Spiel ſpielen, ringt Gott in der grauſamen Tiefe des Lebens, wo er nicht angebetet, ſondern verachtet, verhöhnt und gekreuzigt wird.

Dieſe Wahrheit leuchtet in der Bibel in größter Klarheit auf, denn ſie iſt ja ſo wenig ein Religionsbuch, daß man es immer wieder nicht faſſen kann, daß es doch ſo gut gelungen iſt, ſie ums Leben zu bringen. Das Leben Jeſu in der Bibel, liegend zwiſchen den beiden eindeutigen Symbolen der Armut und des ſchmachvollen Gehaßtſeins, zwiſchen Krippe und Kreuz, ſpielt ſich ab in den Tiefen, unter den Armen, den Geächteten, den religiös und moraliſch Anrüchigen. Das iſt oft geſagt worden, das ſagt auch die Religion immer wieder. Worauf es aber ankäme, wäre das, dieſe Dinge ſo zu ſagen, daß ſie ihre Anſtößigkeit nicht verlieren, daß ſie nicht ſentimental und gefällig werden. Es gibt eine Stelle in den Evangelien, die uns faſt unausweichlich in die Situation „der Gleichzeitigkeit“ — wie Kierkegaard es genannt hat — hinein-

reißt, eine Stelle, wo direkt von diesem Entscheidenden geredet wird, das uns beschäftigt, von der realen Begegnung des heutigen Menschen mit Christus. Wo und wie kann diese Begegnung erfolgen, diese höchste Sehnsucht aller Frommen und aller Mystiker in Erfüllung gehen? Welche erhabenen Formen wird sie haben? Werden wir verzückt sein bis in den siebenten Himmel? Wird Er unter Posaunenschall zu uns herniederfahren auf den Wolken des Himmels? — „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt; ich bin krank und gefangen und ein Fremdling gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Die Jahrtausende sind weggeschoben; wir sind gleichzeitig mit ihm. Aber auch aller Religionsflitter ist weggeschoben, alle Gloriolen, aller Nimbus, alle sichernden Dogmen und Lehren. Er steht da in unserem Leben. Die Begegnung mit ihm ist kein religiöses, sondern ein menschliches Erlebnis. Wenn wir Gott begegnen wollen, müssen wir nicht hinaufsteigen in die höchsten Höhen, sondern hinunter in die Tiefen des Lebens. *Paul Trautvetter.*

Ein religiös-soziales Dokument.

(Die Resolution der Malvern-Konferenz.[1])

Wir, die wir die Glieder der Kirche von England sind und uns zu einer Konferenz in Malvern vom 7.—10. Januar 1941 zusammengefunden haben, sind, nachdem wir um die Führung durch den Heiligen Geist baten und ihn suchten, und nachdem wir unsere ernsteste Beobachtung und gründlichste Untersuchung der vorliegenden Krisis der Zivilisation geschenkt haben, zu folgenden, einstimmig angenommenen Vorschlägen gekommen:

1. Dieser Krieg darf nicht als ein Uebel für sich genommen werden, unberührt von der allgemeinen Lage der westlichen Zivilisation, wie sie während der vergangenen Periode in Erscheinung trat. Sondern er ist als ein Zeichen der weithin verbreiteten Krankheit und Unordnung anzusehen, welche die Folge von Erkenntnis- und Ueberzeugungsverlust ist über die Wirklichkeit und die Wesensart Gottes, wie auch über die tatsächliche Natur und Bestimmung des Menschen.

2. Da die Kirche nicht eine Vereinigung von Menschen ist, die aus eigenem Willensentschluß sich zusammengefunden haben, sondern eine Schöpfung Gottes in Jesus Christus, durch welche, als ihren Leib,

[1]) Es handelt sich um die Erklärung von zweihundert Vertretern der englischen Kirchen, die vor einiger Zeit in Malvern zu einer Konferenz versammelt waren. D. Red.

Chriſtus ſein Werk für die Menſchheit durchführt, ſo iſt ſie dazu verpflichtet, und hat das Recht, nicht nur zu ihren Mitgliedern zu ſprechen, ſondern der ganzen Welt die Dinge kundzutun, welche die wirklichen Grundzüge des menſchlichen Lebens ſind.

3. Die erſte, und eigentlich die einzige, Pflicht der Kirche iſt die, wirkliche Kirche zu ſein, d. h. die Gemeinſchaft des Heiligen Geiſtes, welche die Menſchen und die Völker zu ſich ſelber bringt, damit ſie am gottgegebenen Leben Anteil haben und von daher ihre verſchiedenen Beſtimmungen in Uebereinſtimmung mit dem Vornehmen Gottes erfüllen möchten.

4. Wir wiſſen, daß die Kirche dieſes Leben wahrhaftiger Gemeinſchaft nicht darſtellt. Wir halten es deshalb für dringend nötig, daß ſofortige Schritte getan werden, damit dieſes Leben ſich öffentlich zeigen kann; zum Beiſpiel:

a) Wo dies möglich iſt, ſollte die ganze Gemeinde, die gewöhnlich zum Gottesdienſt zuſammenkommt, ſich regelmäßig verſammeln, um zu überlegen und an die Hand zu nehmen gewiſſe gemeinſchaftliche Unternehmen zum allgemeinen Wohl, mögen ſie noch ſo unbedeutend ſein; ſollten ſoziale Uebelſtände in der Ortsgemeinde beſtehen, wie etwa ſchlechte Wohnungsverhältniſſe oder eine ſchlechte Ernährungslage, ſo ſollte ſie es ſich ernſt überlegen, wie ſie dieſe Uebelſtände überwinden kann, ſei es dadurch, daß ſie beſtehende Geſetze und ihre Anwendung wieder beſſer beachten hilft oder auf andere Weiſe.

b) Laßt an andern Orten „Zellen“ auf der Grundlage gemeinſamen Betens, Unterſuchens, Nachdenkens und Dienens entſtehen.

c) Neben ſolchen Zellen ſollten aber Gruppen beſtehen, die nach wie vor in chriſtlicher Andacht verbunden ſind, aber die ferner noch daran Intereſſe hätten, in beſonderer Weiſe zu ſtudieren und zu beſprechen, welches für ſie und die ganze Geſellſchaft eine chriſtliche Lebensführung wäre. Durch ſolche Beſprechungen ſind ſchon manche dazu geführt worden, ſich ernſtlich um Glaubensunterweiſung und Gebet zu bekümmern.

Bei allen ſolchen Vorhaben ſollte die chriſtliche Bevölkerung eines Diſtriktes ſich zuſammentun, um treue Nächſtenliebe zu beweiſen, wie dieſe durch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ins Licht geſtellt wird.

5. Von größter Wichtigkeit iſt dies, daß Chriſtenmenſchen den größtmöglichſten Anteil am öffentlichen Leben nehmen, ſei es im Parlament oder in örtlichen Räten, ſei es in den Gewerkſchaften oder anderen Körperſchaften, die für öffentliche Wohlfahrt verantwortlich ſind, um beſtändig durch dieſe Kanäle zu verſuchen, chriſtliche Grundſätze praktiſch werden zu laſſen.

6. In Verbindung mit dem, was die Kirche örtlich durch ihre verſchiedenen Gemeinden verrichten kann, iſt dringend zu fordern, daß ſie das Chaos ihres eigenen Finanzſyſtems in Ordnung bringt, und indem ſie dieſes erneuert, gibt ſie ihrer Gemeinſchaft in der Löſung der ihr übertragenen Aufgabe und beſonders auch der Bruderſchaft in ihren Dienſtleiſtungen Ausdruck. Bis ſie dies erledigt hat, wird ihr Zeugnis vor der Welt unerhört verhallen. Wir ſtehen voll und ganz hinter der Konferenz von Madras.

Es genügt nicht, zu ſagen, daß, wenn wir den Einzelnen geändert haben, daß wir damit auch die ganze Geſellſchaftsordnung änderten. Dies iſt nur eine halbe Wahrheit. Denn die heutige ſoziale Ordnung iſt nicht nur durch die Individuen aufgeſtellt worden, die heute exiſtieren. Sie iſt getragen von ererbten Gewohnheiten, die von Generation zu Generation, durch Sitte, Geſetze und Einrichtungen feſtgelegt wurden, und dieſe exiſtieren weitgehend unabhängig von den jetzt lebenden Individuen. Werden ſolche Einzelmenſchen geändert, ſo iſt nicht notwendigerweiſe auch die ſoziale Ordnung geändert, bevor nicht ſolcherweiſe geänderte Einzelne zu einer gemeinſamen Aktion, zu einem weit ausholenden direkten Angriff auf dieſe eingewurzelten Uebel eingeſetzt werden.

Es wird wohl die Bemerkung unnötig ſein, daß eine ſolche Auffaſſung in keiner Weiſe die kreuzbelaſtete Bedeutſamkeit perſönlicher Frömmigkeit verkleinert. Dieſe muß je und je die Quelle chriſtlichen Lebens bleiben.

7. Denn dieſe hat einen Auftrag an die Welt. Die chriſtliche Lehre über den Menſchen als von Gott geſchaffen und erlöſt für ewige Gemeinſchaft mit ihm ergibt einerſeits die einzige ſichere Begründung von Freiheit und Gerechtigkeit, und verlangt in der Folge anderſeits, daß dem Menſchen Gelegenheit gegeben werden ſoll, gemäß ſeiner Anlage, das Beſte zu werden, das ihm möglich iſt, und deshalb ſoll er in der Erfüllung ſeiner täglichen Aufgaben Erfüllung und nicht Enttäuſchung ſeiner menſchlichen Natur finden. Im Gegenteil: die chriſtliche Lehre, die vom Menſchen hält, daß er ein Kind Gottes iſt, begründet die Heiligkeit der menſchlichen Perſönlichkeit, und eine Ziviliſation oder Geſellſchaftsordnung muß daran geprüft werden, in welchem Maße ſie dieſer in Tat und Wahrheit gerecht wird.

8. Weil wir das wirkliche Ziel alles Menſchenlebens unbeachtet gelaſſen haben, ſo haben wir das maßgebende Prinzip verloren, das aller menſchlichen Tätigkeit ihren eigentümlichen Wirkungskreis zuteilt und die ſchuldigen Beziehungen eines zum andern ordnet. In der Folge davon iſt die wirtſchaftliche Betätigung des Menſchen, die ſich gänzlich nur mit der Hervorbringung von Reichtümern befaßt, maßlos wichtig geworden, als ob das Ziel menſchlichen Tuns allein die Hervorbringung materiellen Reichtums ſei. Wir haben hier ein Beiſpiel für den alles durchdringenden Einfluß von menſchlicher Sünde, welches

die Kirche immer wieder dem Herzen und dem Gewiſſen der Menſchheit einzuprägen hat. Das muß immer wieder in Betracht gezogen werden bei der Ausarbeitung von Reformplänen, die durch ſündige Menſchen ausgeführt werden müſſen, aber auch zur Beurteilung der Sachlage dienen, in welcher wir uns ſelber befinden.

9. Die eigentliche Aufgabe menſchlicher Betätigung iſt die Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe. Deshalb hat die chriſtliche Lehre ſtetsfort daran feſtgehalten, daß die Produktion für die Konſumation da iſt, obgleich immer wieder daran erinnert werden muß, daß der Produzent auch ein menſchliches Weſen iſt und er im Produzieren ſelber wieder einen Aufgabenkreis zu wirklicher menſchlicher Betätigung finden ſollte.

10. Die induſtrielle Welt, ſoweit wir ſie kennen, verſtößt gegen dieſe Grundſätze. In weitem Ausmaße wird nicht produziert, um die Konſumenten mit Gütern zu verſehen, ſondern um den Produzenten Profite zu verſchaffen, zugleich iſt aber oft der Produzent den nur rein finanziellen Zielen derer unterworfen, denen das Kapital gehört oder die den Kredit gewähren, um die Produktion durchzuführen.

11. Dieſe Methode induſtrieller Ordnung, welche darnach trachtet, menſchliche Arbeit und menſchliche Bedürfnisbefriedigung gleicherweiſe als Mittel zu einem falſchen Ziele zu mißbrauchen — nämlich zu klingendem Gewinn —, wird zur Quelle von Arbeitsloſigkeit in der Heimat und im Ausland zum gefährlichen *Konkurrenzkampf* um die Märkte. Wir haben erlebt, wie die *Arbeitsloſigkeit* in Deutſchland durch ein *Rüſtungsprogramm* geheilt wurde (ob es urſprünglich ſo gedacht war oder nicht, berührt uns hier nicht), und wir haben die unſrige geheilt, wenn auch nicht gleich wie in Deutſchland, nicht gänzlich durch dasſelbe Mittel. Das Syſtem, unter dem wir leben, iſt eine unvermeidliche Urſache von Krieg, obwohl diejenigen, die es leiten und an ihm gewinnen, den Frieden wünſchten.

12. Dieſes Syſtem führt gleicherweiſe zu rückſichtsloſer, frevelnder Behandlung der *Rohſtoffquellen der Natur*. Es führt zur Verarmung der *bäuerlichen Gemeinſchaft* und iſt weitgehend für das Problem des *„Maſſe — Menſch"* verantwortlich, der, ſich, keiner religiöſen oder ſozialen Ordnung bewußt, eigentlich nur noch ein Rädchen in der Produktionsmaſchinerie iſt und der ſich leicht der Maſſen- und Herdenpſychologie öffnet und einer automatiſchen geriſſenen *Propaganda* verfällt.

13. Unſerer Auffaſſung gemäß halten wir dafür, daß die Kirche im Blick auf die ſoziale Neuordnung zwei allerdringlichſte Forderungen zu ſtellen hat, nämlich: die Wiedereinſetzung der menſchlichen *Wirtſchaftstätigkeit* an ihren eigentlichen Platz als *Dienerin* des ganzen *perſönlichen* Lebens des Menſchen und die Betonung ſeiner Stellung in der *natürlichen Welt* als eines Kindes Gottes, für das Chriſtus ſtarb.

Um zu diesem Ziele zu kommen, verlangen wir:

a) Das *Geldsystem* ist so zu verwalten, daß das, was die Gemeinschaft hervorbringen kann, auch wieder den Gliedern der Gemeinschaft zugute kommt, indem die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse als das einzige wirkliche Ziel der Produktion anerkannt sein soll.

b) Weil darum die menschliche Lebenshaltung nicht von den wechselnden Anforderungen des Wirtschaftsprozesses abhängig ist, darf niemand um des „zu einem guten Leben" Nötigen durch die Tatsache, daß zur Zeit niemand nach seiner Arbeitskraft fragt, beraubt werden.

c) Dieses Ernstnehmen des Menschen als Menschen, unabhängig vom Wirtschaftsprozeß, muß seinen Ausdruck in den leitenden Grundzügen aller Industrie finden; das Recht der Arbeit in der Kontrolle der Industrie muß im Prinzip gleich dem des Kapitals geachtet werden, ohne Rücksicht auf die angelegte Kapitalsumme.

d) Im internationalen Handel muß ein Austausch von wirklich notwendigen Waren an Stelle des Kampfes um eine sogenannte günstige Handelsbilanz treten.

e) Die *Kirche* soll suchen, in allen Menschen und in allen tätigen Gruppen ein Empfinden für besondere *Berufung* lebendig zu erhalten, indem sie dieselben unabläßig aufruft, sich zu überlegen, welches der Zweck ihrer verschiedenen Tätigkeiten ist und diese in Uebereinstimmung mit dem Vorhaben Gottes für sein Volk zu halten.

f) In allem, was unternommen wird, ist besondere Aufmerksamkeit der *Familie*, als nach Gottes Bestimmung der grundlegenden sozialen Gemeinschaftsform, zu schenken, von deren Gesundheit und Wohlfahrt wesentlich alle übrige soziale Wohlfahrt abhängig ist.

g) In gleicher Weise müssen wir wieder die *Ehrfurcht vor der Erde* und ihrer Schätze erlangen, indem wir sie nicht länger mehr als ein Reservoir möglichen Reichtums halten, welches auszubeuten ist, sondern als eine Scheune, vollgefüllt mit göttlichem Segen, von dem wir völlig abhängig sind. Dies wird ein umsichtig geleitetes Wiederaufblühen des *Ackerbaues* mit sich bringen, welcher dem landwirtschaftlichen Arbeiter gute Löhne ermöglicht, wie auch dem Bauern einen gesicherten und gerechten Preis. Wir erachten dies als ein unausweichliches Erfordernis zur Ausgleichung des nationalen Lebens.

h) Die Frage ist auf Grund sittlicher Ueberlegung zu untersuchen, ob eine gerechte Gesellschaftsordnung errichtet werden kann, solange als *Eigentums*besitz allein ein Einkommen garantiert oder als die Mittel zum Unterhalt unseres Gemeinschaftslebens *privates* Eigentum sind; wir halten es für notwendig, daß Christen diese Frage vorurteilslos und wachsamen Gewissens prüfen sollten.

i) Wie immer die Notwendigkeiten in der Periode unmittelbar nach Kriegsſchluß es erfordern, ſo muß unſer Ziel in einer Vereinigung Europas zu einer genoſſenſchaftlichen Völkergemeinſchaft geſehen werden, welche ſich zuerſt für die Befriedigung der allgemeinen Bedürfniſſe anſtrengt und dabei ſolche politiſche Einrichtungen trifft, die das gemeinſchaftliche Anliegen zum Ausdruck bringen und deſſen Entwicklung erleichtern.

j) Wir ſtellen uns hinter die zehn Punkte, welche die beiden anglikaniſchen Erzbiſchöfe, der Kardinal-Erzbiſchof von Weſtminſter und der Moderator des Evangeliſchen Free Church Council als Grundlage des Friedens aufgeſtellt haben. Wir erſuchen alle Chriſten, dieſe Punkte zu ſtudieren und allein eine ſolche Politik zu unterſtützen, welche ihrem Geiſte entſprechen, und verſuchen, ſie zu verwirklichen.

k) Wir empfehlen, die Anweſenheit von ſo manchen Bürgern anderer Länder unter uns zu benutzen, mit ihnen in perſönliche Freundſchaft zu kommen, um damit noch beſſer die Erwartungen jener Nationen verſtehen zu lernen.

l) Wir halten es für äußerſt notwendig, daß allen Kindern und Heranwachſenden die *Erziehungsgelegenheiten* offen ſtehen, die am beſten dazu geeignet ſind, ihre Gaben zu entfalten und es ihnen dadurch zu ermöglichen, als chriſtliche Bürger ihren vollen Anteil am Leben der Gemeinſchaft in wirtſchaftlicher, kultureller und geiſtiger Beziehung zu nehmen.

m) Beſonderer Beachtung halten wir wert, daß die Vernachläſſigung der *heranwachſenden Bevölkerung* ihr Ende finden ſollte. Das Notwendigſte iſt nicht eine Schulung, ſo wie ſie bis heute verſtanden wurde, oder die Erhöhung des Schulalters bis auf das fünfzehnte Jahr, wie dies der Präſident des Erziehungsrates verſprach, ſondern das vor allem Notwendige iſt, daß die Jungen Mitglieder einer Gemeinſchaft werden können, die weiter iſt als die der Familie und einen ſolchen Charakter trägt, daß ſie deren Mitgliedſchaft ſchätzen und ſich für ihre Ehre und Wohlfahrt mitverantwortlich fühlen.

Wenn dieſe Punkte wirklich das Anliegen der ganzen chriſtlichen Gemeinſchaft darſtellen, dann dringen wir darauf, daß alle Chriſten ſich zuſammentun, um dieſe Ziele zu fördern.

Das Herz alles Lebens und des Zeugniſſes der Kirche iſt der *Gottesdienſt.* Dieſer muß dergeſtalt eingerichtet und geführt ſein, daß ſeine Beziehung zum Leben und zu des Menſchen tatſächlichen Bedürfniſſen klar erſichtlich iſt. Zu dieſem Zweck ſind unſere überlieferten Formen von Morgen- und Abendandachten, unter der Vorausſetzung, daß ſie der Ueberlieferung der Kirche entſprechen und mit pünktlicher Regelmäßigkeit geübt werden, weitgehend unbrauchbar geworden. An den meiſten Orten müſſen dieſe durch Gottesdienſte an-

derer Art ergänzt werden (ſeien ſie liturgiſcher Art oder nicht), welche die beſondere Aufgabe haben, einem ununterrichteten Volke die Wahrheit über Gott als Schöpfer und Erlöſer, ſeinen Anſpruch auf unſer Leben, unſer Bedürfnis nach ſeiner Gnade und unſere Hoffnung auf ſeine Liebe und Macht näherzubringen.

Das *Abendmahl* muß aufgefaßt werden als das Opfer unſer ſelbſt und alles deſſen, was wir ſind — das Brot und der Wein, welche das Produkt menſchlicher Arbeit ſind, werden als Symbol für die Gaben Gottes gebraucht —, die uns Chriſtus in lebendiger Gegenwart durch ſeine volle Selbſthingabe ſchenkt, von ihm die Gaben wieder erlangen, die wir ihm ſchenkten, aber nun erfüllt mit göttlicher Macht, damit wir ſie unter uns in wirklicher Gemeinſchaft teilen. So drücken wir in unſerem Gottesdienſt das Ideal unſeres *Gemeinſchaftslebens* aus und erhalten dadurch die Kraft, es noch beſſer zu verwirklichen.

Ueberſetzt von *W. K.*

Wo iſt das Reich Gottes?

Ein Votum.

Der Herausgeber hat mich gebeten, zu der Kontroverſe über die Diesſeitigkeit oder Jenſeitigkeit des Reiches Gottes, die ſich im „Christian Socialist" erhoben hat, ebenfalls ein Wort zu ſagen und gerne will ich ſeinen Wunſch erfüllen.

Dieſe Kontroverſe hat für mich ein ſehr bekanntes Geſicht. Sie hat mich durch drei Jahrzehnte des Kampfes für ein neues Verſtändnis der Sache Chriſti begleitet. Die Schweizeriſchen „Religiös-Sozialen" haben ja zuerſt wieder weithin ſichtbar die Botſchaft vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde auf den Leuchter geſtellt und als das Zentrum der bibliſchen Botſchaft erklärt. Infolge einer paradoxen Entwicklung, wie ſie oft vorkommt, iſt aber aus ihrer Mitte jene ſogenannte dialektiſche Theologie hervorgegangen, welche nun gerade am wenigſten von dieſer Botſchaft hören wollte und die abſolute Jenſeitigkeit des Reiches Gottes betonte. In den Auseinanderſetzungen mit dieſer Theologie hat ſich für mich die Poſition beſtätigt, die ich mit einigen Worten andeuten will.

Die Botſchaft vom Reiche Gottes für die Erde bekommt ihren Sinn erſt durch ihren Gegenſatz: die Verlegung des Reiches Gottes in das Jenſeits des Grabes und ſeine Identifikation mit dem Heil des Einzelnen, unter Preisgabe der Umgeſtaltung der Welt durch die Kräfte des Reiches Gottes. Das iſt aber die Auffaſſung, welche, mit mehr oder weniger (ich meine: mit *wenig* Recht) Recht ſich auf Paulus berufend, über Auguſtin zu Luther führend, das offizielle Chriſtentum beherrſcht hat, zum größten Schaden für die Sache Chriſti in der Welt. Wir nehmen als „religiöſe Sozialiſten" gegen dieſe einſeitige und darum falſche Entwicklung die Botſchaft der Bibel ſelbſt wieder auf. Unſer Sozialismus iſt ein Teil dieſer Botſchaft. *Aller* Sozialismus

ſtammt, ohne es meiſtens ſelbſt zu wiſſen, aus ihr; wir möchten ihn über dieſen Urſprung, den prinzipiellen wie den geſchichtlichen, *wiſſend* machen und ihn zu ſeiner Quelle zurückführen helfen.

Daß dies aber die *bibliſche* Botſchaft iſt, ſcheint mir gerade das allerſicherſte Ergebnis auch der theologiſchen Erforſchung der Bibel zu ſein. Die Jenſeitigkeit des Reiches Gottes, einſeitig betont, iſt nicht bibliſch, ſondern *platoniſch.* Im Zentrum der Bibel ſteht die Erklärung: „Und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns". Wer einſeitig den transzendenten Charakter des Reiches Gottes betont, hebt das Geheimnis der Inkarnation auf. Gewiß, das Reich Gottes iſt nicht *von* dieſer Welt, es ſteigt aus dem Jenſeits in die Welt herunter, aber es iſt *für* dieſe Welt und *kommt* in dieſe Welt. Darum bitten wir: „Dein Reich komme!" nicht: „Laß uns in Dein Reich kommen!" Darum heißt es: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit!", darum, wie man richtig überſetzen muß: „Das Reich Gottes iſt mitten unter Euch", darum aber auch: „Wir harren, nach Seiner Verheißung, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt." Denn dieſes Reich, das in Chriſtus *gekommen* iſt, muß zu ſeiner Erfüllung und Vollendung und damit zum endgültigen Siege Chriſti, *kommen.*

Es handelt ſich alſo in der Auffaſſung vom „Orte" des Reiches Gottes um zwei verſchiedene *Direktionen:* Nach der einen ſteigt es vom Diesſeits zum Jenſeits empor, nach der anderen ſteigt es vom Jenſeits zum Diesſeits herunter. Daß die zweite Auffaſſung die der Bibel iſt, kann aber, wie geſagt, keinem Zweifel unterliegen. Auch die dialektiſche Theologie wagt es nicht zu leugnen. Sie möchte bloß die Verwirklichung des Reiches über die Geſchichte hinaus in den neuen Aeon verlegen, der nach ihrer Meinung erſt mit der „Auferſtehung der Toten" beginnt. Wir Andern glauben, daß das Reich, wie es mit Chriſtus mitten in die Geſchichte getreten iſt, ſo auch weiter in der Geſchichte, oder beſſer: in *die* Geſchichte *hinein* wirke. Wir ſtützen uns dafür auf die Bibel und denken beſonders auch an jene Darſtellung vom Kommen des Reiches auf die Erde oder auf der Erde, welche den Sinn und Inhalt der Offenbarung Johannis bildet.

Das ſcheint mir die bibliſche Wahrheit zu ſein. Von hier aus iſt es erlaubt und geboten, dem Einwande gegen unſere Art, vom Reiche Gottes zu reden, einige *Zugeſtändniſſe* zu machen.

Wir ſtoßen öfters auf das Mißverſtändnis, als ob wir meinten, das Reich Gottes könne ſich gleichſam mitten in der vorhandenen Welt niederlaſſen als eine Art Beſtandteil dieſer Welt: mitten in ihrem Egoismus, ihrer Sinnlichkeit, ihrem Götzendienſt. Das erſcheint dann nicht bloß als Schwärmerei, ſondern auch als Veräußerlichung des Reiches Gottes. Mit Recht! Dieſem Mißverſtändnis gegenüber müſſen wir ſtets aufs Neue klar machen, daß das Reich Gottes, indem es kommt, die *Welt verändert,* mit der Welt in *Kampf* tritt.

Es handelt ſich um „*neuen* Himmel und *neue* Erde" mit Gottes „*Gerechtigkeit*". Gewiß, das Reich Gottes will *Welt* werden, aber eine *neue* Welt. Wir müſſen die Botſchaft vom Reiche vor einer *falſchen* Verweltlichung bewahren. Aus dieſem Grunde rede ich ſelbſt ſeit langem nicht mehr vom Reiche Gottes *auf* der Erde, ſondern vom Reiche Gottes *für* die Erde.

Das iſt das erſte Zugeſtändnis an jene Kritik. Das Zweite aber iſt dies: Der Kritiker hat ſich an dem Ausdruck geſtoßen: „Das Reich Gottes auf Erden *errichten*". Er behauptet, der Ausdruck ſei nicht ſchriftgemäß. Das möchte ich bezweifeln. Das Wort ſelbſt mag im Neuen Teſtament nicht vorkommen, wohl aber ein anderes, damit ſehr nahe verwandtes, nämlich das Wort: *erbauen* (aufbauen), angewendet auf die Sache Gottes, wie ſie von den Menſchen auf Erden durch ſeine *Gemeinde* gefördert werden ſoll und kann. Aber ganz abgeſehen von dem Ausdruck iſt es nach der bibliſchen Auffaſſung für jedes Auge, das nicht eine die Wahrheit verdunkelnde theologiſche Brille trägt, ſonnenklar, daß die eine Hälfte der Botſchaft vom Reiche Gottes in der Aufforderung an die Menſchen beſteht, an ſeinem Kommen mitzuwirken, durch Gebet, Glauben und Tat. Wieder hieße es die Tat Chriſti entwerten, wenn man das leugnete. Aber — und das iſt nun das Zugeſtändnis — wir dürfen nun nicht zu ſehr in die andere Einſeitigkeit verfallen und den Anteil des menſchlichen Tuns am Kommen des Reiches auf falſche Weiſe betonen. Dieſer Anteil iſt unendlich, unbegrenzt, entſcheidend, *aber nur auf Grund des Schaffens Gottes ſelbſt*, als *Mitarbeit*. Rein von uns aus vermöchten wir nichts. Die *Aufgabe* iſt unendlich, aber ſie *ruht* ganz und gar auf der *Gabe*. Darum tun wir gut, uns vor einer Ausdrucksweiſe zu hüten, die den Anſchein erweckt, als ob wir bloß mit *unſeren* Kräften, rein von uns aus, das Reich Gottes bauen wollten.

Wenn ich alſo in dieſer Beziehung jenem Kritiker ein Zugeſtändnis mache, ſo vertrete ich in anderer Beziehung genau das Gegenteil ſeiner Anſicht. Er möchte uns veranlaſſen, das Wort vom Reiche Gottes zu vermeiden und lieber von „chriſtlicher Welt" zu reden. Abgeſehen davon, daß ich nun gerade *dieſen* Ausdruck für bedenklich halte, auch darum, weil er das Mißverſtändnis einer Vermiſchung und Verwechſlung von Chriſtus und Welt mit ſich führt, meine ich, gerade das ſei unſere größte und letzte Aufgabe: *allem Volke das Reich Gottes für die Erde zu verkündigen*. Daß man dieſe Botſchaft dem Volke vorenthalten hat, iſt die Quelle unſeres tiefſten Unglückes und auch die Haupturſache des Zerfalles des offiziellen Chriſtentums geworden. Die Menſchen ſuchen *andere* Reiche: das Dritte Reich, des Nazismus, das Cäſar-Reich des Faſchismus, das „gottloſe" Reich des Kommunismus, weil ihnen jenes andere Reich nicht verkündigt worden iſt. Es neu zu erkennen und zu verkündigen iſt die Erneuerung der Sache Chriſti in unſeren Tagen und durch ſie die Erneuerung der Welt.

Leonhard Ragaz.

Ausharren!

I.

Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet.
Matthäus 24, 13.

Mit immer furchtbarerer Wucht drängt die Weltnot an uns heran, legt ſich als erdrückende Laſt auf unſere Seele, überflutet uns mit ihren ſchwarzen Wogen. Sie tut das auf alle Art, durch alle Werke der apokalyptiſchen Reiter: Gewalt, Hunger, Krankheit, Tod. Aber *eine* Not iſt vielleicht doch die ſchwerſte: der Anblick der wachſenden und ſiegenden Macht des Böſen. Davon heißt es an jener Stelle des Neuen Teſtamentes, worin die ganze Not unſerer Tage (und freilich auch ihre Verheißung) am konkreteſten und damit auch am eindringlichſten dargeſtellt iſt (ich denke an das 24. Kapitel des Matthäus-Evangeliums und die parallelen Stellen der andern: Markus 13 und Lukas 21), daß „infolge des Uebermaßes des Böſen die Liebe vieler erkalten werde". Die Liebe vieler: das bedeutet offenbar jene „erſte Liebe", von der auch die Offenbarung ſpricht: „Ich habe gegen dich, daß du die erſte Liebe verlaſſen haſt" (Offenbarung Johannis 2, 4), die Kraft und Freudigkeit des Glaubens, die Friſche der Hoffnung, die Fähigkeit, ſich für die Sache Gottes und des Menſchen mit Begeiſterung einzuſetzen, aber vielleicht auch die Wärme der Liebe im engeren Sinne, der Nächſtenliebe und Feindesliebe, der verſtehenden, begreifenden, rettenden, glaubenden, hoffenden Liebe. Denn der Anblick des Böſen, namentlich des ſiegreichen, des triumphierenden Böſen erweckt gerade in den feurigen Seelen *Haß*. Dieſer Haß iſt an ſich nicht etwas Falſches. Haß des Böſen iſt ja nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten; wer das Böſe nicht haſſen kann, kann auch das Gute nicht lieben, ſeine Seele iſt von Todeskälte erfaßt. Man kann bei Gefahr der Todesſtrafe zwiſchen Gut und Böſe, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge nicht neutral ſein.[1]) Aber wenn wir ſo viel und ſtark haſſen müſſen, wird dann nicht die Liebe erkalten? Wird ſich der Haß gegen das Böſe nicht auch auf die Träger des Böſen und über ſie hinaus ausdehnen? Werden wir dann durch das Uebermaß der Schlechtigkeit nicht ſelber ſchlecht? Eine Angſt um unſere Seele will uns erfaſſen: Kann nicht auch vom

[1]) Vgl. dazu die Predigt von *Hürlimann*.

Haſſe, wie von der Gleichgültigkeit her die Todeskälte über uns kommen? Aber dann dehnt ſich die Frage wieder aus: Wie kann man noch an das Gute glauben bei ſolchem Uebermaß des Böſen? Wie kann man an den *Sieg* des Guten glauben bei ſo viel Siegen des Böſen? Wie kann man noch an Gott glauben, wenn er dieſe Siege zuläßt? Wie kann man noch an die Menſchen glauben, wenn aus der Menſchenwelt ſolche Monſtren des Böſen aufſteigen und die Maſſen ſich von ihnen betören laſſen? Wie kann man noch arbeiten, wenn alle Mühe um das Gute und Rechte umſonſt iſt?

In dieſe Lage hinein kommt die Mahnung zu uns: „*Ausharren!*“ Das iſt es, worauf es ankommt; das iſt heute und allezeit unſere größte Aufgabe. Und das iſt freilich auch das Schwere. Wenn es heißt, aller Anfang ſei ſchwer, ſo iſt das an ſeinem Orte richtig, aber daneben iſt auch richtig, daß der Anfang leicht iſt. Leicht iſt es, in Begeiſterung ſich für eine Sache entſcheiden, ſich einſetzen, und dies ſogar mit etwas, was noch mehr iſt als bloße Begeiſterung: mit Glauben, Hoffnung und Liebe; aber ſchwer iſt das Ausharren. Am Anfang ſteht die Hoffnung vor uns wie ein ſtrahlendes Morgenrot, und wie jauchzt ihm die friſche Seele entgegen! Aber im Fortgang erblaßt dieſer Glanz; ein trübes Grau des Tages vertreibt die helle Glut des Morgens. Das *Warten* ſetzt ein — ach, ein oft ſo langes Warten! Die Seele wird müde. Und am meiſten wird ſie nicht einmal durch die Mühſal und Schwere des Kampfes belaſtet, auch ſogar nicht einmal durch Niederlagen im Kampfe, ſondern durch die *Enttäuſchung:* wenn das Gute, vielleicht nach langem Kampfe, zu ſiegen, wenn die Sache, an die wir uns geſetzt, ſich durchzuſetzen, unſer Werk zu wachſen, zu gelingen ſchien — und auf einmal iſt der Rückſchlag da, iſt das Böſe mächtiger als zuvor, iſt die Sache wieder zurückgeworfen, iſt unſer Werk zerſtört, iſt unſere Hoffnung vernichtet. Es können gerade in den apokalyptiſchen Zeiten, die wir zu durchleben haben, Tage, Wochen, Monate, ſogar Jahre eintreten, wo alles verloren ſcheint, wo wir meinen, die Hölle allein habe das Wort und Gott habe uns und die Welt verlaſſen. Da kommt wohl etwa die Verſuchung des Verzagens auch an die mutigſten, treueſten und glaubensſtärkſten Seelen. Und es iſt eine Paradoxie unſerer Lage, daß die große Prüfung dieſer Zeit, die „große Drangſal“, von der es an jener Stelle heißt, es habe von Anbeginn der Welt nie eine ſolche gegeben und werde nie mehr eine ſolche geben, gerade über ein Geſchlecht kommt, das nicht über eine beſonders große Kraft der Seele verfügt, wie etwa das Geſchlecht, das den Dreißigjährigen Krieg oder ähnliche Not durchlebt hat, ſondern im Gegenteil ſeeliſch geſchwächt iſt, entwurzelt, labil, das leicht von den Winden und Wellen des Erfolges oder Mißerfolges hin und her geriſſen und vollends vom Sturm raſch zu Boden geworfen wird. Iſt es vielleicht eher ſo, daß in der Drangſal unſerer Tage die Seelen erwachen, ſich ſammeln und damit wieder ſtark werden ſollen?

Jedenfalls gilt die Losung: Ausharren! „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet." Ausharren auch in dem Hin und Her des Kampfes zwischen Gut und Böse in unseren Tagen; ausharren in den Rückschlägen für unsere Sache, unser Werk, unser Glauben und Hoffen; ausharren auch gegen den Versuch des Bösen, das Bessere in uns selbst zu ertöten! Wir dürfen uns nicht irre machen lassen, wenn Gott im Weltgeschehen mehr Zeit für die Erfüllung seiner Verheißung braucht, als wir mit *unserer* Uhr in der Hand erwartet hatten. Vergessen wir nicht, daß es ein großes, umfassendes, weit ausschauendes Werk ist, das Gott heute tut. Gott braucht dafür *Zeit.* Es soll eine neue Welt aus dem Zusammenbruch der alten erstehen. Sie muß den Menschen *verständlich* werden. Sie bedarf der *Vorbereitung,* bedarf der *Entwicklung.* Auch Gott ist an die Zeit gebunden, die seine eigene Ordnung ist. Ganze große Völker, Kulturkreise, Weltreiche müssen vielleicht durch schweres *Gericht* lang aufgehäufte Schuld büßen. Sie müssen vielleicht aus Wohlleben, Erschlaffung, Verflachung, ja Entartung, müssen aus allerlei verhärtetem Götzendienst durch schwere und wiederholte Schläge aufgerüttelt und zu neuer Kraft und Tiefe geführt werden. Diese Schläge mögen durch solche ausgeteilt werden, die nicht besser sind und die ihren Gerichtstag wahrhaftig auch erleben werden, sobald sie ihren Dienst getan.[1]) Gottes Ziele, die soviel größer sind als unser Sinn, erfordern vielleicht *Umwege* des Geschehens, erfordern vielleicht gerade das, was uns so bedrückend, so unverständlich, ja unerträglich erscheint. Gewiß kommt nicht alles, was geschieht, von Gott; vieles kommt sogar unmittelbar von seinem Gegner, aber ob nicht auch vom großen Weltgeschehen das Wort gilt: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen", und sogar das noch größere und umfassendere, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen? Und umgekehrt: Was für das große Weltgeschehen gilt, das gilt für *alles* Geschehen — gilt für uns, gilt für das, was uns persönlich aus Gottes Gebot, Ruf und Verheißung als Teil seiner großen Sache besonders am Herzen liegt.

Ausharren! „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet." Wer aber *nicht* ausharrt, der ist verloren. Er wird von den Wellen der Drangsal mitgerissen und verschlungen. Es gilt, sich fest auf den ewigen Felsen zu stellen, den starken und lebendigen Gott und seine Verheißung, sich, wie es auch an jener Stelle heißt, nicht „erschüttern" zu lassen. Fasse dich, du schwaches und schwankendes Herz! Gott lebt und regiert! Hast du je, wenn du im Glauben ausharrtest, Enttäuschung erfahren? Je länger du harren mußt, desto herrlicher die Erfüllung. Nur harre aus, du einsamer Kämpfer, bis ans Ende! Bis die Erfüllung reif ist. Das ist lebenswichtig. Nur harre aus, bedrängte Gemeinde des Reiches Gottes! Bleibe der Verheißung sicher! Nur bleibe *treu!* Gott *ist*

[1]) Vgl. den Artikel: *Gerichtstag.*

treu. Harre aus! Vielleicht kommt es nur noch auf eine kurze Zeit an. Vielleicht ſteht die Wendung vor der Tür. Verliere nicht die Krone durch Verzagen. Alles kommt darauf an, daß du jetzt feſt bleibſt, nicht umfällſt, nicht kapitulierſt. Das iſt entſcheidend. So ſchwer, ſo unmöglich das ſcheint — harre aus!

Harre aus, wir raten dir gut!

II.

In der Geduld werdet ihr eure Seelen gewinnen.
Lukas 21, 19.

Es iſt eine Ergänzung zu der Loſung vom Ausharren, daß wir in der *Geduld* (oder beſſer überſetzt *durch* die Geduld) unſere Seelen gewinnen ſollen. Ein wunderbares Wort! Denn es iſt ſo, daß wir in der *Ungeduld* (oder beſſer: durch die Ungeduld) unſere Seelen *verlieren.* Wir werden durch die Ungeduld von uns ſelbſt fortgeriſſen. Wir geraten in den Strudel der Not und verſinken. Wir verlieren uns ſelbſt und verlieren Gott. Glaube, Hoffnung und Liebe zerflattern. Alle böſen Geiſter bekommen Gewalt über uns. Beſonders aber auch die Verzagtheit, ja ſogar ihre letzte Steigerung, die Verzweiflung.

Darum iſt Geduld nötig, damit wir unſere Seelen gewinnen. Geduld bedeutet *Sammlung,* Zuſammenfaſſung, Feſtſtehen. Laß dich nicht vom Augenblick hinreißen! Gehe, und wär's auch nur für einen Augenblick, der aber aus der Ewigkeit fließt, in die Stille des Kämmerleins, in die Stille der Natur (wenn du kannſt), in die Stille deines Herzens, in die Stille des Gebetes, in die Stille Gottes, in die Stille der Ewigkeit. Wie anders ſieht dort alles aus! Wie kehren in dieſer Sammlung vor Gott der verlorene Glaube, die entſchwundene Hoffnung, die erloſchene Liebe wieder! Wie glänzt die Verheißung wieder auf! Wie wird dir in Ahnung oder Gewißheit Gottes Plan deutlich! Wie wird dir Gottes Macht wieder ſicher! Wie erwacht die Erinnerung an all die Erfahrung von ſeiner Hand, ſeiner Hilfe, ſeiner Enttäuſchung deines Kleinglaubens, die du in vergangenen ſchweren Zeiten erlebt!

Geduld heißt freilich auch *dulden.* Sich faſſen, ſich ſammeln bedeutet, ſtatt ſich heftig, ja leidenſchaftlich gegen das zu ſträuben, was Schweres über uns kommt, damit die Seele zu verlieren und in dieſer Verwirrung alles Törichte zu tun, ſtandhalten, ihm überlegen bleiben, ſich nicht von ihm erdrücken, fortreissen, verzehren lassen. Dieſes Dulden, das nicht ein bloß reſigniertes, apathiſches iſt, ſondern ein aktives, kämpfendes — welch ein Segen liegt darin! Dieſes Dulden wird zur Bürgſchaft des Sieges. Sobald wir uns zu ſolchem Dulden gefaßt haben, leuchtet auch die Siegeszuverſicht in uns auf. In dieſer heiligen Burg kommen Glaube, Hoffnung, Liebe wieder zu ſich. Von hier aus gewinnen wir den rechten Blick für das, was wir zu *tun* haben. Aus dieſer Ruhe und Ueberlegenheit faſſen wir die Ent-

ſchlüſſe, die der Not gewachſen ſind. Hier gewinnen wir Gott und unſere Seele.

Die Geduld, möchte ich ſagen, iſt alſo ihrem innerſten Weſen nach Sammlung in *Gott*. Das bedeutet *Teilnahme am Leben Gottes*. Es bedeutet beſonders wieder Teilnahme an der *Zeit* Gottes. Unſere Ungeduld ſtammt, wie wir ſchon erkannt haben, daher, daß wir uns von der Zeit *Gottes* wegreißen laſſen in *unſere* Zeit, das heißt, von der Ewigkeit in den bloßen Augenblick, nicht in jenen Augenblick, worin die Ewigkeit ſich konzentriert und wir die *Entſcheidung* treffen müſſen, ſondern in den Atom-Augenblick, worin die Nichtigkeit der Zeit ſich konzentriert — daß wir uns von der großen Zeit des Herzens Gottes zu der kleinen Zeit unſeres eigenen Herzens abdrängen laſſen; unſere Geduld kommt dadurch zuſtande, daß wir unſere Zeit in Gottes Zeit aufgehen laſſen, daß wir mit Gott *warten* lernen, daß wir *ſeine* Stunde im Glauben vorausnehmen und auch das große Wort verſtehen, daß vor ihm tauſend Jahre ſind wie ein Tag und eine Nachtwache. Solche Geduld macht das Herz feſt und klar. Aber dieſe Geduld iſt auch Teilnahme an Gottes *Allmacht*. Sie weiß mit ihr, daß Gott ſiegt, daß ſein das Reich iſt und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit — wahrhaftig! Und ſie iſt Teilnahme an der *Liebe* Gottes. Darum haßt ſie zwar das Böſe. Denn Gott iſt *heilig* und aus ſeinem Herzen ſtrömt heilige Glut des Guten, des Rechten, des Wahren, des Schönen. Wer mit dieſem Herzen Gottes in Berührung kommt, kann nicht neutral ſein, ſeine Seele kann nicht erkalten und den Eiſestod ſterben. Aber ſie kann auch nicht durch die kalte Glut des Haſſes — es gibt ja auch eine kalte Glut: denket an ein ſehr kaltes Eiſen! — ertötet werden. Sie läßt ſich nicht vom Haſſe fortreißen und beherrſchen. Denn aus Gottes Herzen ſtrömt ihr immer wieder nicht nur Liebe in jenem weitern Sinne zu: Glaube, Hoffnung, Geiſt, Kraft für Gottes und des Menſchen Sache, für alles Gute und Rechte, ſondern auch jene Liebe im engeren Sinne: das Gefühl der unbedingten Verbundenheit mit dem Bruder, das Erbarmen, die Vergebung, die rettende Hilfe.

So gewinnen wir in der Geduld unſere Seelen! Laſſet uns Geduld haben! Dieſe Geduld — die Geduld der Sammlung und des rechten Duldens, die Geduld des Wartens, die Geduld aus Gottes Ewigkeit, die Geduld aus Gottes Herzen.

III.

> Wenn jene Tage nicht verkürzt würden, dann würde kein Fleiſch gerettet; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage verkürzt werden. Matthäus 24, 22.

Aber zur Geduld gehört auch die *Ungeduld* — ſagen wir beſſer: zur heiligen Geduld die heilige Ungeduld, zu Gottes Geduld Gottes Ungeduld.

Es iſt ja nicht ſo, daß Gott unſere Not nicht kennte. Er weiß, daß

ſie groß iſt, daß ſie in gewiſſem Sinne unerträglich iſt. Das gilt gewiß von der großen Drangſal unſerer Tage. Sie wird unerträglich. Was heute Menſchen aushalten müſſen an Hunger, Kälte, Unrecht, hölliſcher Brutalität, was Menſchen heute *tun* an Unmenſchlichkeit, Lüge, Gewalt, Gottloſigkeit furchtbarſter Art, das ſchreit ſo zum Himmel, daß es nicht lange mehr gehen kann — das können die Menſchen nicht mehr lange aushalten. Aber wo iſt Ausſicht auf eine baldige Wendung und Erlöſung?

Wieder kommt die Mahnung zu uns, daß Gottes Zeit nicht unſere Zeit iſt. Wo *wir* meinen, es dehne ſich eine unendliche und unerträgliche Zeitſtrecke aus, da zieht ſich die Zeit vor *Gott* zuſammen. Gott *verkürzt* die Tage. Gott läßt ſie nicht länger dauern, als es nötig iſt. Gott kann plötzlich kommen. Gott kann plötzlich ſein Wort ſprechen. Zum Weſen Gottes gehört die *Ueberraſchung*. Auch ſo iſt Gott der *Herr* der Zeit. Wie er ſie verlängert, ſo verkürzt er ſie auch. Wenn wir meinen, es müſſe *raſch* gehen, mit unſerer Uhr warten, wähnend, er ſtehe vor der Tür, da läßt er uns warten; aber auch umgekehrt: wenn wir meinen, es gehe noch lange, unendlich lange, unerträglich lange, da iſt er plötzlich da. Er läßt es nicht *zu* lange dauern. Seine Rettung iſt gewiß. Beruhigt wieder euer ängſtliches, verzagendes, verzweifelndes Herz an ſeinem Herzen und eure Menſchenzeit an ſeiner Gotteszeit.

Und nun heißt es, daß Gott die Tage verkürzen könne um der *Auserwählten* willen. Die „Auserwählten" ſind ſeine Getreuen; es ſind die, welche den Ruf nicht nur gehört haben, ſondern ihm auch gefolgt ſind, die, welche mit ganzer Kraft und Treue für die Sache Gottes einſtehen. Wir erinnern uns daran, daß es an einer andern Stelle des Evangeliums (Lukas 18, 1—8) heißt, Gott werde die Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm ſchreien, „retten in Kürze".

Es iſt die gleiche Wahrheit. Ob Gott raſch mit ſeiner Rettung kommt oder nicht, das hängt ſtark auch von *uns* ab. Es kommt ſtark auf unſere Reife an, auf unſere Bereitſchaft, auf unſere Mit-Arbeit, auf unſeren Mit-Kampf, auf unſer Mit-Leiden. Es kommt ſtark an auf unſern Glauben, unſere Hoffnung, unſere Liebe. Es kommt ſtark an auf unſer Gebet — auf unſer „Schreien zu Gott Tag und Nacht". Seien wir ganz ſicher: Gott läßt uns nicht umkommen in der Drangſal. Je mehr Menſchen wirklich auf ihn harren, wirklich auf ihn vertrauen, wirklich ihn wollen, nur ihn und ſein Reich, nicht umfallen, nicht abfallen, ſondern wirklich ausharren bis zum Ende und *ſo* zu ihm ſchreien, deſto ſtärker können die Tage verkürzt werden. Denn Gottes Zeit gilt, nicht die Menſchenzeit; die Uhr der Gedanken Gottes, nicht die Uhr der menſchlichen Berechnung.

Darum auf Gott harren und ausharren bis zum Ende — und das heißt bis zur wunderbaren, alle Erwartung übertreffenden Erfüllung ſeiner Verheißung — harren in *ſeiner* Zeit, von *ſeinem* Herzen aus, und Ausharren auf ſeine Ueberraſchung hin! *Leonhard Ragaz.*

Die Frage Gottes an unſere Zeit und unſere Antworten.

II. Teil.

Hinwendung zum Leben — in der Unmittelbarkeit leben, leiden, kämpfen — das iſt der einzige Weg, auf dem wir dem großen Fluch, der allem religiöſen Beſitzen anhaftet, zu entrinnen Ausſicht haben. Denn wirkliches Leben nimmt für den Menſchen immer die Geſtalt des Fragens, des Rufens aus der Tiefe an. Das wahre, das jeden Truges entkleidete menſchliche Leben iſt ein Erſchüttertſein. Es iſt die Erſchütterung unſeres ſelbſtſicheren endlichen Weſens vom Unendlichen her, während religiöſer Beſitz — auch wenn es Beſitz tiefſter Wahrheiten, ſogar das Wiſſen um die Erſchütterung iſt — immer zu Sattheit, Sicherheit und Beruhigung führt. Im Leben wird das Kreuz von ſelbſt zum wirklichen Kreuz, während es innerhalb der Religion ein eitler Götze und innerhalb der Theologie ein ſelbſtgefälliger Tiefſinn iſt. Solange wir mit unſerer Gotteserkenntnis innerhalb der Religionsſphäre bleiben, hilft alles nichts: ſie wird uns irgendwie ſatt anſtatt hungrig, ſtolz anſtatt demütig machen. Auch wenn wir mit unſerem religiöſen Denken, mit unſerer Theologie bis zu jenem Ernſt und jener Tiefe vordringen, wo man weiß, daß wir durch den Unendlichen in unſerer Endlichkeit gerichtet ſind, wo man weiß, daß der Gekreuzigte unſere tiefe Verderbnis, unſern Gotteshaß offenbar macht — ſo wird doch dieſes tiefe, wahre und fromme Wiſſen ſchließlich nur einen geiſtlich Reichen, einen religiös Tiefſinnigen, einen um ſeiner Demut willen Hochmütigen aus uns machen. Die Theologie ſelbſt beſitzt ſchlechterdings kein Mittel, dieſe Fehlentwicklung zu verhindern; ſolange wir innerhalb ihres Kreiſes bleiben, ſind wir den pſychologiſchen Geſetzen, die hier walten, verfallen. Es gibt keine religiöſen und theologiſchen Sicherungen gegen Sattheit, Hochmut und Selbſtgerechtigkeit. Auch das demütigſte An-die-Bruſt-ſchlagen wird innerhalb der Frömmigkeitsſphäre zu einer ſelbſtbewußten Gebärde, auch das „Sündenbewußtſein“ wird dem Frommen zur ſtolzen Auszeichnung, mit der er ſich gegenüber den „Weltmenſchen“ brüſtet.

Es iſt eine unerquickliche Sache, den Schleichwegen zu folgen, auf denen der Menſch, welcher Gott nur innerhalb der Religion ſucht, immer wieder bei ſich ſelbſt, in der dumpfen Atmoſphäre ſeines Egoismus, landet. Man möchte die Fenſter aufreißen und friſche Luft hereinlaſſen. Und tatſächlich gerade darum handelt es ſich, daß wir endlich der Luft des Lebens freien Zutritt gewähren. Aus dem Leben heraus wird dann der Ruf Gottes an den Menſchen ergehen, und dieſer Ruf wird ein Ruf zur Hingabe an eine Sache ſein. Es wird ein Ruf ſein, der den Menſchen von ſeinem Ich losreißt, indem er ihm die Augen öffnet für die Qual

[1]) Vgl. die letzte Sendung.

und Not der Welt, über welcher er gleichzeitig das Erbarmen Gottes und die verheißene Erlöſung aufleuchten ſieht. Dann wird der Menſch ſeine eigene Not als Teil der Weltnot begreifen lernen, und er wird begreifen, was für ein Irrtum es war, wenn er ſich in ſeiner Religion immer zuerſt um ſich und ſeine Seele bekümmert hat, anſtatt nach dem Reich Gottes zu trachten, in welchem auch ſein perſönliches Heil eingeſchloſſen iſt Die Hingabe an dieſe „Sachlichkeit", an die Kämpfe Gottes in dieſer Welt, die Gottes Eigentum und der Schauplatz ſeiner Ehre iſt, wird endlich das „bei Menſchen Unmögliche" fertig bringen, den Menſchen aus dem gefährlichſten Labyrinth ſeines Lebens, aus dem des Seeliſchen, herauszuführen. Den raffinierten Täuſchungen des Ich iſt mit keiner noch ſo raffinierten Pſychologie beizukommen. Alle Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkt, wird es in ſeiner falſchen Wichtigkeit beſtärken. Das Ich wird ſeinen Herrſchaftsanſpruch erheben und ſeinen begehrlichen Blick nicht nur über das Diesſeits, ſondern auch über das Jenſeits ſchweifen laſſen. „Was muß *Ich* tun, daß *Ich* ſelig werde" — um dieſe Frage wird es ihm immer gehen — bis es die paradoxe Antwort begreift: „Wer ſein Ich ſucht, der wird es verlieren", bis es verſteht, daß Gott nicht zu unſerem Dienſt da iſt, ſondern wir zu dem ſeinen.

Das Geſagte iſt leider nicht ſo ſelbſtverſtändlich anerkannt, wie es einfach iſt. Während in der Sphäre der Moral der Egoismus als die Wurzel alles Böſen erkannt wurde, hat er in der Religion ſeinen Schlupfwinkel gefunden. Ja, es wurde dem Ich innerhalb der Religion eine geradezu beiſpielloſe Thronbeſteigung ermöglicht, während doch hier nur *ein* Thron — nicht der des Menſchen — aufgerichtet ſein ſollte. Hier liegt die Einbruchsſtelle jenes Stromes von Zweideutigkeit, Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, der das Verhältnis des Menſchen zu Gott überflutet hat. Der völligen, die letzte Konſequenz ziehenden Enthüllung des religiöſen Egoismus ſtehen wir in der Kreuzigung Chriſti gegenüber, in der der Menſch den Vorrang ſeiner Intereſſen vor den Intereſſen Gottes für immer manifeſtiert hat. Im Kreuz Chriſti erfolgt der große Zuſammenprall des menſchlichen und des göttlichen Willens. In der Religion erhebt der Menſch den Anſpruch, vom Diesſeits her in das Jenſeits durchzubrechen und es ſeinem Ich untertan zu machen; in Chriſtus aber erhebt Gott den Anſpruch, vom Jenſeits her in das Diesſeits einzubrechen und hier ſeine Herrſchaft aufzurichten. Aber dieſer Einbruch Gottes erfolgt in der tiefſten Verborgenheit, damit Gott von nun an dem Zugriff des religiöſen Egoismus für ewig entzogen ſei. Vollends aber wird nach der Kreuzigung für den menſchlichen Egoismus in der Nähe Gottes nie mehr etwas zu holen ſein, denn die Nähe des Kreuzes kann doch nicht der Ort ſein, wo Anerkennungen, Ehren, Vorteile und Macht geerntet werden können, viel eher werden dort bittere Dinge, wie Haß, Verfolgung, Kampf und Opfer wachſen.

Wo ist dieser Ort? Wo ist das Kreuz aufgerichtet? Wo ist Golgatha? Wo erscheint Christus? Wo sind die Spuren, Anfänge und Siege seines Reiches? Nur die Religion kann auf den Gedanken kommen, sich eine Antwort auf diese Fragen anzumaßen, Orte und Zeiten zu nennen, um dem Menschen doch wieder die Möglichkeit zu verschaffen, sich des Göttlichen zu bemächtigen. Aber diese Antworten sind ahnungslos, führen irre, führen immer und immer wieder an Christus und seinem Kreuze vorbei.

Er aber ist da und sein Reich bricht an — an ungeahnten Orten, in ungeahnter Weise und zu ungeahnter Stunde. Wir können nichts wissen und nichts tun — als wach sein und uns dem Leben zuwenden.

Aber was ist dieses Leben, dem wir nahe sein, mit dem wir ringen sollen? Vor uns breitet sich die unermeßliche Wirklichkeit aus, die Wirklichkeit der Natur, die Wirklichkeit der Geschichte, die Wirklichkeit der menschlichen Seele. Welchem dieser Bezirke des Daseins sollen wir uns nähern? Ich glaube nicht, daß wir auf eine willkürliche Entscheidung angewiesen sind. Das wäre schlimm, denn das willkürliche Denken kann ja niemals zur Wahrheit führen. Die Gottesfragen brechen nicht in unserem losgelösten und willkürlichen Denken auf, sondern in der Realität des Lebens selbst. Es gibt in dem Bereich des Lebens tätige Vulkane, und es gibt solche, die erloschen sind — vielleicht nicht für immer. Unsere Aufgabe ist bei den Vulkanen, die *heute* Feuer speien, Erdbeben verursachen und die Welt mit Lava überschütten. Der Mensch hat zwar die seismographische Fähigkeit der Seele weitgehend eingebüßt — wohl deshalb, weil er nicht in jene Tiefen hinunterreicht, wie das solche Instrumente tun — aber ein Rest von Erschütterungsfähigkeit ist uns geblieben, und durch diese müssen wir uns leiten und vor willkürlicher Wahl unserer Aufgaben behüten lassen.

Es kann den Anschein haben, daß die *Natur* das Wirklichkeitsgebiet sei, mit dem der Mensch vor allen andern innerlich zu ringen hat, ist doch die Natur in ungeheurem Maße sein Schicksal. Aber nun sind wir vor die Tatsache gestellt, daß dem Menschen, so sehr ihm in der äußeren Bewältigung der Natur und in ihrer wissenschaftlichen Durchforschung Sieg um Sieg beschieden war, doch der Zugang zu ihrem Innersten verschlossen geblieben ist. Dunkel stehen die letzten Geheimnisse der Natur vor uns und undurchdringlich sind uns die Zusammenhänge zwischen ihrem Walten und unserem Schicksal. Auch da, wo das Naturgeschehen in ganz direkter und persönlicher Art in das Menschenleben eingreift, ist uns weithin noch das schweigende Ertragen des Geheimnisses auferlegt. Oder sollen wir uns vermessen, im einzelnen darüber zu reden, warum ein Mensch stark ist und lebt, und warum ein anderer krank ist und stirbt? So sehr unser Verstehen- und Redenwollen sich immer wieder leidenschaftlich vordrängt, so endigt es immer wieder in der Erkenntnis, daß wir die Schranken, die uns gesetzt sind, überschritten haben. Wir verneinen nicht absolut die Möglichkeit, daß ein-

zelnen Menſchen Intuitionen und Ahnungen geſchenkt ſind in bezug auf die Dinge der Natur, oder daß ſie im Glauben dazu gelangen, die Sprache Gottes im Geſchehen der Natur, in ihren großen oder in ihren individuelles Leben erſchütternden Kataſtrophen zu verſtehen, aber in der Regel iſt es uns auferlegt, in demütigem Schweigen vor dieſen Dingen zu ſtehen.

Dieſe Demut ſoll aber mehr ſein als bloße Reſignation. Gerade das Vorhandenſein ſolch unüberſteigbarer Schranken ſoll uns zur Zucht und Führung dienen, daß wir mit unſerem Suchen und Fragen nicht ins Grenzenloſe ſchweifen, ſondern dorthin gehen, wohin wir zu gehen berufen ſind. Die Zuchtloſigkeit und Willkür des menſchlichen Denkens, welche den gottgewollten Sinn derartiger Schranken nicht beachtet, führt immer wieder dazu, daß wir reden, wo wir ſchweigen, und dafür dann ſchweigen, wo wir reden ſollten. Dann dürfen wir aber nicht erſtaunt ſein über die Tatſache, daß ſo Vieles von unſerem Nachdenken über unſere willkürlich gewählten Probleme von vorneherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt iſt. Nicht nur beiſpielsweiſe, ſondern um des ſachlichen Zuſammenhanges willen möchten wir das Folgende zu überlegen geben: Es iſt durchaus verſtändlich, daß der Menſch je und je mit dem ſogenannten Theodicee-Problem, mit der Frage nach der Gerechtigkeit Gottes hinter den individuellen und hinter den Geſamtſchickſalen gerungen hat. Wir kennen aber das quälend Ungelöſte dieſer Erörterungen, dieſer Rechnungen, die nicht aufgehen wollen, ſondern einen oft ſo furchtbaren ungelöſten Reſt hinterlaſſen. Fragen wir uns einmal, ob in dieſer Tatſache nicht eine dringliche Forderung Gottes ſich enthüllt, daß wir uns zuerſt einmal ganz anderen Dingen zuwenden. Könnte es nicht ſein, daß dem Menſchen jedes Weiterkommen in jener Frage nach der Gerechtigkeit Gottes verſagt iſt, weil er gebieteriſch darauf hingewieſen werden ſoll, daß er zuerſt eine ihm viel näher liegende Aufgabe zu löſen hat, nämlich die, mit größter Leidenſchaft und um Gottes willen endlich nach der Gerechtigkeit des Menſchen gegenüber dem Menſchen zu fragen. Oder ein anderes Beiſpiel: Es iſt durchaus verſtändlich, daß der Menſch immer wieder über den Tod nachdenken, mit der Tatſache des Todes geiſtig ringen muß, aber iſt es nicht auch begreiflich, wenn dem Menſchen kein Licht gegeben werden kann über den Tod, ſolange er nicht einmal willens iſt, ſich über den Mord Gedanken zu machen. Was ſoll denn dabei herauskommen, wenn wir Gott zur Rechenſchaft ziehen über eine Sache, in der wir ſelber längſt, aber ohne Erfolg, zur Rechenſchaft gerufen worden ſind? Das Ringen um die allerernſteſten Fragen kann zu einem willkürlichen und frivolen Spiel werden, wenn wir nicht vorerſt *die* Aufgaben in Angriff nehmen, für deren Löſung wir einen klaren Auftrag und einfache Möglichkeiten erhalten haben.

Es liegt aber in dieſen Gegenüberſtellungen — Gerechtigkeit Gottes und Menſchengerechtigkeit, Tod und Mord — mehr als eine etwas allzu rhetoriſche Formulierung, mit der irgendein Kontraſt eindrücklich ge-

macht werden ſoll. Nein, es liegt darin die große Umkehr, die wir auf allen Gebieten, auch auf dem des Denkens, nötig haben, die Umkehrung der Reihenfolge, in der alle Fragen und Nöte ihre Löſung finden ſollen. Keine in die Tiefe und in das Geheimnis vordringende Frage wird beiſeite geſchoben, weder die Frage Hiobs, noch die Frage nach dem Sinn des Todes, aber es wird dieſen Fragen eine fruchtbare Löſung verſagt, wenn wir uns beharrlich weigern, *zuerſt* andere Dinge ihrer Erledigung zuzuführen. Es iſt das Dringendſte, ja geradezu das Entſcheidende auch für unſer Erkennen, für unſer Ringen mit den tiefſten und innerlichſten Problemen, daß wir uns jene ſozuſagen methodiſche Regel zu eigen machen, daß wir „zuerſt nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit trachten", weil nur dann „das andere uns hinzugetan" werden kann. Dieſes Wunder, daß uns Löſungen, um die wir uns lange erfolglos gemüht haben, „hinzugetan", geſchenkt werden, wird geſchehen. Es mag den Eindruck von gefühlloſer Härte erwecken, wenn einem Menſchen, der furchtbares Leid erfahren hat, einfach geſagt wird, er möge, anſtatt mit Gott wegen deſſen „Ungerechtigkeit" zu hadern, ſich ſelbſt um die Gerechtigkeit unter den Menſchen kümmern, er möge mit ſeiner wunden Seele hingehen und „das Werk des Herrn" tun — er wird die Richtigkeit jenes Geſetzes der Umkehrung erfahren, indem ihm unvergleichliche Quellen des Troſtes und der Kraft aufſpringen werden. Denn „wer ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden".

Das Geſagte gilt aber nicht nur für die Sphäre des perſönlichen Erlebens, ſondern in gewaltigſter Weiſe für die menſchliche Geſellſchaft, für die Chriſtenheit, für die Kirche, für die Kultur, für alle Mächte, die irgendwie das Leben geſtalten und darum nach ſeinen tiefſten Grundlagen zu fragen haben. Es kann keinem lebendigen Menſchen, keinem, der ſich irgendwelche Erſchütterungsfähigkeit bewahrt hat, keinem, der — trotz aller Verbürgerlichung und trotz alles geiſtigen und geiſtlichen Beſitzes — noch eines Reſtes klarer Erkenntnis in bezug auf unſere Lage fähig iſt, völlig verborgen ſein, daß gerade in der geſellſchaftlichen Sphäre die große Krankheit aufgebrochen iſt, eine Krankheit, die bald ſchleichend, bald akut zutage tritt, immer aber die Möglichkeit des Todes in ſich ſchließt. Wenn wir aber bedenken, daß es allen geſellſchaftlichen Mächten, dem Staat, der Wirtſchaft, der Kirche, der Kultur um die Sicherung und Erhöhung des Lebens zu tun war, muß man dann nicht auf die Frage ſtoßen, ob nicht gerade hier jenes paradoxe Geſetz zur Auswirkung gelangt ſei, daß, „wer ſein Leben ſucht, es verlieren wird"? Haben ſie nicht alle nach ihrem eigenen Leben getrachtet? Hat nicht der Staat nach ſeiner Macht und Souveränität, wenn nicht nach ſeiner Totalität und Vergottung getrachtet? — nicht aber nach dem Reiche Gottes, das ihn mit allen andern Staatengebilden zuſammengeſchloſſen hätte, nicht nach der Gerechtigkeit für alle ſeine Glieder. Hat nicht die Wirtſchaft ausſchließlich nach einer Erhöhung des Lebens

durch Steigerung der Gütererzeugung und der Profite getrachtet, aber nicht nach dem Menſchen gefragt, ſich nicht um den gekümmert, der die Güter erzeugte? Iſt nicht die Kirche immer wieder der Verſuchung erlegen, ihre Organiſation zum Selbſtzweck zu machen, die Menſchen an *ſich* zu feſſeln, oder kann man wirklich mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ſie um des Reiches Gottes und ſeiner Gerechtigkeit willen ſich ſelber vergeſſen, etwas dafür gewagt und geopfert habe?

Wir ſind mit dem Geſagten unſerem Gedankengang vorausgeeilt und haben eigentlich bereits nicht nur die Darſtellung deſſen, was wir als die Frage Gottes an unſere Zeit verſtehen, begonnen, ſondern auch das Wort ausgeſprochen, das die Antwort Gottes auf dieſe Frage iſt, die Antwort, welche heißt: *Reich Gottes.*

Wir haben auch bereits angedeutet, *wo* die Gottesfrage in unſerer Zeit aktuell aufbricht, wo die große vulkaniſche Erſchütterung ſtattgefunden hat und in immer neuen Erdſtößen ſich auswirkt, wo wir Menſchen alſo eine Frage vernehmen, die nicht *unſere* Frage iſt, nicht aus der Willkür unſeres Denkens ſtammt, nicht eine beliebige menſchliche Problemſtellung iſt; die Frage, die darum ganz ernſt iſt, von deren Beantwortung Leben und Tod abhängt — unſer Leben und ſchließlich auch dasjenige aller jener Gebilde: Volk, Staat, Kirche, die ihre große und ſchöne Bedeutung haben können, wenn ſie irgendwie Geſtalten des Lebens und nicht erſtarrte Todesmächte ſind. Wir ſind auf die Gottesfrage geſtoßen.

Die Gottesfrage an unſere Zeit iſt die Frage nach der realen Bruderſchaft des Menſchen.

Denen iſt nicht zu helfen, welche meinen, daß es ſich letzten Endes doch um Willkür handle, wenn gerade *dieſe* Frage als *die* Gottesfrage an unſere Zeit proklamiert wird. Wir ſind außerſtande, uns mit Leuten auseinanderzuſetzen, welche das Stillſtehen vor dieſer *einen* Frage als eine bloße Einſeitigkeit und Borniertheit, als eine Art Beſeſſenheit und Manie, wenn nicht gar als willkürliche Marotte und Liebhaberei erklären. Es gibt ſchlechterdings keine Möglichkeit, mit ſolchen Leuten zu reden. Entweder fühlt man das Zittern des Bodens von dieſem Vulkane her oder man fühlt es nicht. Denen, die es fühlen, ſind diejenigen ein Rätſel, die davon auch heute noch nichts verſpürt haben. Prophetiſche Männer haben es ſchon vor einem Jahrhundert verſpürt. Wer wollte nicht in tiefſter Verehrung vor ihnen ſtehen und ihnen unermeßlichen Dank wiſſen! Wer wollte nicht die Bewegung, die aus dieſer Erkenntnis entſtanden iſt — die religiös-ſoziale Bewegung — ſegnen dafür, daß ſie dieſe Erkenntnis trug und ihr Treue hielt! Sie hat dieſe Erkenntnis getragen und verkündigt in einer Zeit, die noch ſatt, ſicher und unerſchüttert, ja kaum erſchütterungsfähig war, weil ſie völlig berauſcht war vom „Fortſchritt", von der verwirrenden Fülle und dem betäubenden Tempo menſchlicher Erfindungen, geſättigt durch den unermeßlichen Reichtum, mit dem die geſteigerte Produktivkraft des Menſchen

die Welt überſchwemmt hatte, geblendet durch das Gewand der bürgerlichen Kultur, das die Geſellſchaft ſich umgelegt hatte. Aber mitten in dieſer ſelbſtſicheren, fortſchrittsgläubigen, optimiſtiſchen Welt waren jenen Einzelnen die Augen aufgegangen für die Anzeichen einer furchtbaren Krankheit, die im Körper der Geſellſchaft ausgebrochen war; ſie konnten nicht länger für die blühende Farbe des Lebens anſehen, was lediglich Fieberglut war. Sie mußten nach den unverkennbaren Symptomen ſuchen. Und ſie ſahen *eines* dieſer Symptome, ein erſchreckendes Geſchwür: das proletariſche Schickſal, das auf einem Teil dieſer modernen menſchlichen Geſellſchaft laſtete, das proletariſche Schickſal mit ſeinen Hauptmerkmalen: der furchtbaren materiellen Unſicherheit, welche die göttlichen Grundlagen des Lebens aufhebt, indem ſie das barmherzige — wenn ja auch nur relative — göttliche Ja zu der irdiſchen Exiſtenz des Menſchen in ein drohendes Fragezeichen, wenn nicht in ein unbarmherziges, tötliches Nein verwandelte; die Verelendung, welche die Menſchenwürde aufhob, den Menſchen nicht etwa in die gute Einfachheit, ſondern in eine bösartige, dem auf Schönheit gerichteten göttlichen Schöpferwillen zuwiderlaufende Häßlichkeit verſenkte; die kulturelle Ausgeſtoßenheit und Enterbtheit, die den Menſchen der menſchlichen Lebensform beraubte, ohne ihm gleichzeitig zu erlauben und zu ermöglichen, wenigſtens Tier zu ſein; die ſklaviſche Abhängigkeit, dieſe furchtbarſte Infrageſtellung des Menſchentums und der menſchlichen Berufung. Sie ſahen auch das andere Krankheitsſymptom: neben der proletariſchen Klaſſe die Exiſtenz einer reichen Klaſſe, deren menſchlicher Lebensſinn durch den mammoniſtiſchen Geiſt verſchlungen war; deren Leben ebenfalls in Häßlichkeit, in die andere Häßlichkeit des Protzentums, verſunken war, deren Kultur der Oberflächlichkeit und Heuchelei, deren Ideale der Lüge verfallen waren.

Den Trägern der religiös-ſozialen Bewegung drängte ſich die Erkenntnis auf, daß es ſich in dieſer Sache um nichts anderes handelte als um eine Begegnung Gottes mit der Menſchheit, daß darum dieſem Geſchehen der Charakter der Entſcheidung aufgeprägt war, daß wieder einmal auf Erden eine jener Gottesſtunden geſchlagen hatte, in denen größte Not und größte Verheißung ſich begegnen. Dieſes Erleben hatte für ihr religiöſes Denken eine doppelte Wirkung: einerſeits brachte es ihnen die Bibel, auch in den Teilen, die dem modernen Menſchen fremd geworden waren, wieder unerhört nahe, anderſeits aber ſprengte es ihn für immer die kirchlich enge Auffaſſung von dem, was göttliches Wirken iſt. Wenn ſie ſahen, mit welch leidenſchaftlicher Intenſität Atheiſten wie Karl Marx das Weſen des proletariſchen Schickſals erlebten, dann wurde ihnen klar, daß ſich in dieſem Erleben des Gottesleugners eine echtere und lebendigere Begegnung mit Gott ereignet hatte als in der gleichzeitigen ſelbſtſicheren Kirchlichkeit, welche ſich jede tiefere Erſchütterung über dieſe Sache fernhielt mit dem Hinweis darauf, daß ſich die Kirche je und je einer beſchränkten Anzahl von Opfern der

„unglücklichen Verhältniſſe" — von ſozialem Unrecht zu reden konnte man ſich trotz Bibel und Propheten nicht entſchließen — in charitativer Weiſe angenommen habe. Keinerlei Ahnung von dem Gericht Gottes, das nahe, ja ſchon im Gange war, ſchien dieſe Kirchenleute zu beſchleichen.

Die Wogen des Gerichtes erſchütterten aber nicht nur die Fundamente des ſozialen und politiſchen Aufbaus der Geſellſchaft, ſondern auch ihren geiſtigen Beſitz. Darum konnte und mußte Marx — der Atheiſt, in göttlichem Auftrag! — als großer Liquidator dieſes ganzen Geiſtesbeſitzes auftreten. Indem er dieſe ganze Fülle geiſtiger Vermögenswerte, welche ſich die Geſellſchaft angeſammelt hatte, ihre Ideen und Ideale, ihre Moral und Religion als bloße Ideologie, als Ueberbau über nackten und oft genug brutalen materiellen Intereſſen, das heißt als Maskierung einer völlig unbrüderlichen ſozialen Struktur entlarvte, vollzog er tatſächlich ein notwendiges Gericht. Die Geſellſchaft hätte dieſem Gericht ſtandhalten ſollen. Auch wenn ſie gezittert hätte bei dem Gedanken, daß wirklich Heiliges, wirklicher Geiſt angetaſtet werden könnte, ſo hätte die Geſellſchaft — beſonders die chriſtliche! — ſich nicht nur empören, ſondern ſich fragen müſſen, ob es nicht Gott war, der dieſen Mann „fluchen hieß", ob nicht hinter dieſem Negativen und Zerſtöreriſchen, hinter dieſen Heiligtumsſchändungen und Sakrilegien der Eifer um das wahrhaft Geiſtige und das allein Heilige brannte. Auch wenn in Marx nicht echte prophetiſche Leidenſchaft — von Iſrael her — gebrannt hätte, wenn er wirklich nichts geweſen wäre als ein Zerſtörer, ſo hätte eine erſchütterungsfähige, eine demütige, eine um die Tiefe der „Sünde" wiſſende, eine ihre eigene Lehre von der Sündhaftigkeit ernſt nehmende Chriſtenheit damit rechnen müſſen, daß der lebendige Gott auch in dem völligen Inkognito eines ſolchen Zerſtörers ſeine heiligen Gerichte vollziehen kann.

Das Gericht Gottes vollzieht ſich an uns, weil Gott ſein Wort in die Welt hinein geſprochen, ſeine Frage an uns gerichtet hat, die Frage nach der realen Bruderſchaft, die uralte Frage: Wo iſt dein Bruder? Ein Wort Gottes aber iſt etwas mehr als unſere menſchlichen Meinungen, denen auch wieder andere Meinungen entgegengeſetzt werden können; es iſt eine Macht, wenn es ſein muß auch eine Macht der Zerſtörung. Wenn Gott das Wort von der Bruderſchaft in die Welt hinein geſprochen hat, dann iſt damit eine Realität in die Welt hineingeſetzt, und wir werden nicht weiter leben können, ohne uns vor ihr zu beugen. Um dieſer Realität des Wortes vom Bruder willen werden ſich alle unbrüderlichen Lebensformen wie von ſelbſt von innen her zerſetzen, in Verweſung und Tod übergehen Und dieſer Prozeß wird auch vor den geiſtigen Gebilden nicht Halt machen. Ueber einer unbrüderlichen Welt wird ſich keine echte Geiſtigkeit mehr erheben können. Wenn aber echter Geiſt irgendwelcher Art — ſei es Wiſſenſchaft, ſei es Kunſt — ſich erhebt, dann wird er wie von ſelbſt, aus einem innern Drang, über deſſen

heiligen Urſprung er vielleicht keine intellektuelle Klarheit hat, gegen dieſe unbrüderliche Welt ſein Zeugnis ablegen, und gerade darin den Beweis, den heute einzig genügenden und ſicheren Beweis ſeiner Echtheit erbringen. Wenn das Wort Gottes einmal geſprochen iſt, dann wirkt es als geheime Kraft in *allem* Lebendigen. Wo es aber nicht wirkt, da iſt der Tod. Darum ſind eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft, eine Kirche, die heute *neben* einer unbrüderlichen Welt exiſtieren wollten, nichts als Leichname, auch wenn ſie es fertig bringen, Farbe des Lebens vorzutäuſchen. Niemals mehr neben, ſondern nur noch gegen die unbrüderliche Welt können ſie wirklich leben. Wer glaubt, daß es in einer Welt, in der Kinder zu Tauſenden verhungern, noch ſo etwas wie Poeſie geben könne, der hat eine elende Meinung von Poeſie. Auf irgendeine Art würde echte Poeſie mit einer ſolchen Welt ringen, denn echte Poeſie iſt von Gott erfüllt; das Wort Gottes, das lebendige, das heute von Gott in die Welt hineingerufene, wirkt in ihr. In irgendeiner Art muß heute in allem geiſtigen Tun, in jedem wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Schaffen der Proteſt gegen die unbrüderliche Welt vorhanden ſein und fühlbar werden. Auch die Künſte, deren Ausdrucksmittel nicht Worte ſind, werden nicht ſchweigen dürfen und nicht ſchweigen müſſen, ſondern eine eindringliche Sprache reden können. Auch das gemalte Bild einer ſtillen Landſchaft kann ein fühlbares und erſchütterndes Zeugnis gegen unſere verheerte Welt ſein. Aber es kann auch ſein, daß zu Zeiten in Bildern oder in Muſikwerken oder von der Bühne her der Proteſt ſo aufſchreien muß, daß den Menſchen die Ohren davon gellen. Wenn Dinge geſchehen in dieſer Welt, die alles, ſelbſt — um mit Shakeſpeare zu reden — „die ſüße Religion zum Wortgepränge machen“ dann iſt jeder Menſch zur Tapferkeit und zum Bekenntnis aufgerufen, und wenn er den Ruf hört, wird es ihm auch gegeben werden, ſein Bekenntnis abzulegen, mögen die ihm verliehenen Ausdrucksmittel ſein, welche ſie wollen. Sonſt aber wird all dieſes geiſtige und künſtleriſche Weſen das Gepräge der Gottverlaſſenheit bekommen und, mag es auch eine Zeitlang noch im Glanz irgendeiner Genialität leuchten, doch bald genug der Zerſetzung und dem Tode verfallen, und auch den Menſchen, der es trägt, in den Abgrund der Leere und der Sinnloſigkeit hinunterziehen.

Es gibt aber ein Gebilde, das mit Verantwortung in beſonderem Maße belaſtet iſt: die Kirche. Denn ſie erhebt den Anſpruch, in direkter und unmittelbarer Art Gottes Wort zu verwalten, dafür, ausſchließlich dafür da zu ſein. Darum ſteht ſie unter einem beſonderen Gericht, wenn ſie das lebendige Wort Gottes nicht vernimmt. Darnach iſt die Kirche gefragt, ob ſie ihrerſeits die Gottesfrage nach der realen Bruderſchaft vernommen hat, ob ſie alſo weiß, daß ſie nur im Gegenſatz zu der beſtehenden tief unbrüderlichen Welt ihre Exiſtenz haben kann oder ob ſie nicht immer wieder den Verſuch unternimmt, *neben* dieſer Welt des Unrechtes und der Gewalt zu leben. Auch die Kirche hat kein

Recht auf Willkür in ihrer Verkündigung. Sicher ist die Gotteswelt, von der sie Zeugnis abzulegen hat, eine unendlich reiche und umfassende Welt, aber es ist nicht in das Belieben der Kirche gestellt, aus diesem Reichtum auszuwählen, was sie sagen will. Die Kirche hat zu allen Zeiten große und schöne, fromme und christliche Dinge gesagt, und sie sagt auch heute große und schöne, fromme und christliche Dinge, von denen vielleicht keines ungesagt bleiben soll. Aber wenn sie jenes *Eine* nicht sagt, was Gott heute ausgesprochen haben will, dann wird auch ihr bestes Reden belanglos, unernst, spielerisch, ja es ist damit zu rechnen, daß dieses Reden vor einem andern als menschlichen Gericht weit härter, nämlich als Ungehorsam, Auflehnung, also als schwere Schuld beurteilt wird. In der Welt aber entsteht der Eindruck, daß die Kirche *keine Sache* zu vertreten habe, denn die Welt fühlt es sehr deutlich, daß nur das eine wirkliche Sache ist, was um Gottes willen notwendig ist, nur das, wonach die Welt, soweit sie sich ihrer Not und Armut bewußt ist, schreit, und nur das, was die Welt, soweit sie satt und in ihrem Unrecht unerschüttert ist, mit Haß verfolgt.

Ueber allem geistigen Besitz, auch über dem der Kirche, waltet jenes Gesetz, dem Christus die merkwürdige Formulierung gegeben hat: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird auch noch genommen, was er hat." Wenn die Kirche die Sache Gottes, die reale Bruderschaft, nicht zu ihrer Sache macht, dann wird sie bettelarm werden, dann wird von ihr auch das genommen, was sie jetzt noch hat. Noch stiftet sie allerlei Segen damit, aber wenn sie jene Sache nicht bald ergreift, die Gott unserer, dem Abgrund entgegentaumelnden Welt als Rettungsanker zuwirft, dann ist die Stunde nahe, wo die Welt der Kirche auch ihr Bestes mit bitterem Hohngelächter vor die Füße wirft und ihr zuruft, daß sie nichts mehr hören will von der „Vergebung der Sünden", weil das nichts sei als ein Einstehen für die großen Schänder der Armen und Bedrängten, oder eine Verführung zu Sattheit und bequemer Ruhe, daß sie des Redens von der ewigen Seligkeit müde sei, weil sie darin nichts anderes zu erblicken vermöge als den Egoismus der einen oder Ablenkung der andern von ihren gerechten Ansprüchen in dieser Welt; daß sie das Reden von einem „seligen Sterben" nicht mehr ertrage, in einer Welt, in der Millionen auf Schlachtfeldern grausiger und verlassener als Tiere verenden.

Wenn die Kirche aber die Sache Gottes ergreifen würde, dann würde auf einmal ihr jetzt vermoderter Reichtum in neuer Frische auferstehen; sie würde dann wohl Haß erfahren, aber auch eine Liebe, von der sie jetzt nicht einmal mehr zu träumen fähig ist. Sie würde leben.

Paul Trautvetter.

Vom Unkraut unter dem Weizen.

> Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor und ſprach: Das Himmelreich iſt gleich einem Menſchen, der guten Samen auf ſeinen Acker ſäte. Doch während die Leute ſchliefen, kam ſein Feind und ſäte Unkraut dazu, mitten unter den Weizen, und ging davon. Als aber die Saat ſproßte und Frucht anſetzte, da zeigte ſich auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausherrn herzu und ſagten zu ihm: „Herr, haſt Du nicht guten Samen auf Deinen Acker geſät? Woher hat er nun das Unkraut?“ Er aber ſagte zu ihnen: „Das hat der Feind getan.“ Da ſagten die Knechte zu ihm: „Willſt Du nun, daß wir hingehen und es zuſammenleſen?“ Er aber ſagte: „Nein, damit ihr nicht, indem ihr das Unkraut zuſammenleſet, zugleich mit ihm den Weizen ausrauft. Laſſet beides zuſammen wachſen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern ſagen: „Leſet erſt das Unkraut zuſammen und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; den Weizen aber ſammelt in meine Scheune.‘“ Matthäus 13, 24—30.

Eines wiſſen wir alle von der Bibel, auch wenn wir in ihrem buchſtäblichen Inhalt nicht ſo beſchlagen ſind, daß wir nämlich in dieſem Buche aufgefordert werden, uns für Gott zu entſcheiden. „Liebet das Gute und haſſet das Böſe!“, nicht wahr, das iſt ein großes Thema, das die Bibel durchzieht. Es iſt nicht damit getan, daß man von Gottes Daſein einfach Kenntnis nimmt; man muß ſich auf ſeine Seite ſtellen, man muß für ihn Partei ergreifen, für ſeine Sache einſtehen. Man muß Mitarbeiter ſein auf ſein Reich hin. Man muß *für* ihn ſein — oder dann *gegen* ihn.

Für Gott oder gegen Gott. Aber womit fängt das an und worin äußert es ſich? Wie heißt denn die Frage, ob deren Beantwortung ſich nun die Geiſter ſcheiden zur Rechten oder zur Linken? Wo begegnen wir denn Gott und ſehen ihn ſchaffen und kämpfen, damit wir mitſchaffen und mitkämpfen können?

Wir begegnen ihm auf unſerer Erde. Er iſt ja in unſere Welt ſelber hineingekommen; es iſt Weihnachten geworden; er hat unſern irdiſchen Erdboden betreten und hat ihn zum Schauplatz ſeines Daſeins gemacht. Die Frage iſt nicht die: Wie denkſt du über das Jenſeits? — und jetzt tut ſich die Kluft auf, jetzt ſcheiden ſich die Menſchen in Auserwählte und in Verworfene, während man in allen diesſeitigen Angelegenheiten ruhig und ungefährdet verſchiedener Auffaſſung ſein kann. Nicht ſo iſt es, daß es doch gar nicht ankommt auf all dieſe Zwieſpälte, die ſich auftun zwiſchen ſcheinbar bloß irdiſchen und darum nebenſächlichen Dingen. Nicht ſo iſt es, daß man doch trotz all dieſer Verſchiedenheiten auf einer höheren Ebene, vor Gott, im Glauben immer noch einig ſein und immer noch zuſammengehören kann. Nein, ſo iſt es: Hier und jetzt, vor beſtimmten irdiſchen Dingen, Geſchehniſſen und Gewalten, hier entſcheide dich; hier fälle dein Urteil; hier ſprich dein Ja oder dein

Nein — du wählſt damit gleichzeitig Gott oder die Hölle. Hier, ſchau her und bekenne: Wie ſagſt du dem, Weizen oder Giftkraut? Rücke heraus: Wie nennſt du das, gut oder böſe?

So wie die Zeitgenoſſen Jeſu haben wählen müſſen: „Welchen wollt ihr, Jeſus, den man den Chriſtus nennt, oder den Barabbas? Für welchen entſcheidet ihr euch, welcher ſoll leben und welcher ſterben?“ Da waren die beiden Menſchen, Jeſus und Barabbas. Keinem ſtand die göttliche Würde *ſichtbar* auf der Stirn geſchrieben; keine Stimme vom Himmel ertönte, um den Menſchen die eigene Wahl zu erſparen. Ganz auf ſich ſelber geſtellt, ganz auf eigene Verantwortung mußten ſie wählen und konnten nicht ausweichen und ſagen: Wir ſind einfach für Gott, zwiſchen dieſen beiden Menſchen aber wollen wir nicht wählen; wie Gott zu denen ſteht, das überlaſſen wir ihm, da maßen wir uns kein Urteil an.

Das wäre bequem, wenn man ſeine Entſcheidungen, ja gerade ſeine eigentliche große Lebensentſcheidung einfach auf das Gebiet des Jenſeitigen, Unſichtbaren verlegen könnte. Da hätte man ſich ſchlau aus der Affäre gezogen; da wäre keine Gefahr, ſich falſch zu entſcheiden. Da liefe man kein Riſiko, allenfalls für eine Entſcheidung einſtehen oder gutſtehen zu müſſen. Da könnte man ſich überall verdrücken, wo es gefährlich wird, wo die Geiſter — und manchmal nicht bloß die Geiſter — aufeinanderprallen. Man könnte einfach ſagen: „Dieſe weltlichen Angelegenheiten intereſſieren mich nicht, da miſche ich mich nicht ein.“ Das wäre nichts anderes als der blöde Verſuch, Gott auszuweichen.

Hier auf dieſer Erde ſollſt du wählen. Hier grenze die Sache Gottes ab, ſchäle ſie heraus und bekenne dich dazu. Du fragſt vielleicht: „Wie kann ich das, wo doch auf Erden ein ſolches Durcheinander herrſcht, wo doch Weizen und Unkraut ſo bunt durcheinander geſät ſind?“ Ja, Weizen und Unkraut, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſind untereinander — manchmal maskiert, ſchwer zu unterſcheiden — ſcheinen unlöslich ineinander verflochten und verfilzt. Ideen tauchen auf, Beſtrebungen und Bewegungen melden ſich an, Forderungen werden erhoben, Programme und Pläne ins Werk geſetzt. Nicht immer iſt es möglich, ſchon im erſten Augenblick zu wiſſen, woran man mit ihnen iſt. Nicht jedem iſt es gegeben, gleich zu erkennen, was man von dieſem oder jenem zu halten hat. Was da für Kräfte am Werke ſind, gute oder böſe, das iſt nicht immer ſo ſchnell auszumachen. Man kann ſich auch täuſchen. Vielleicht berührt mich ſo etwas Neues ſympathiſch, verwandtſchaftlich; aber darauf kommt's nicht an. Ich bin auch nicht aus lauter Güte zuſammengeſetzt, und es könnte wohl ſein, daß da eine Seite an mir ſich verwandtſchaftlich angeſprochen fühlte, die ſelber nicht über jeden Verdacht erhaben iſt. Vielleicht auch weckt die Sache mein Mißtrauen. Damit iſt auch noch nichts Entſcheidendes geſagt, denn ich habe auch nicht alle Wahrheit in mir vereinigt. Meine

Abneigung kann auch nur daher kommen, daß da eine Wahrheit laut wird, die ich eben vergeſſen habe, die mir unbequem iſt, weil ich ſchon meine fertige Weltanſchauung beiſammen habe und ſie für unfehlbar halte und darin nicht geſtört oder angezweifelt werden möchte.

Aber es wird ſchon Klarheit geſchaffen. Alles wächſt, alles muß ſich entwickeln, muß ſeine endgültige, eindeutige Geſtalt annehmen. Alles muß ſich offenbaren, wes Geiſtes Kind es iſt. Man kann da manchmal Ueberraſchungen erleben, frohe Ueberraſchungen zum Guten, auch bittere Enttäuſchungen zum Böſen. Aber alles reift heran, zeigt immer deutlicher ſein wahres Geſicht. Es muß es zeigen, denn das iſt göttlicher Zwang.

Die Gegenſätze tun ſich auf, der Riß wird ſichtbar, die Kluft unüberbrückbar. Wehe dann jenen, welche immer noch nicht ſehen, wehe dann jenen, welche immer noch ausgleichen, den Riß verkleiſtern, immer noch alles unter einen Hut bringen wollen!

Es kommt der Moment, wo du nur noch ſagen kannſt: „Da iſt ein Böſer am Werk. Ein Gott und Menſchen feindlicher Menſch hat das getan.“ Und dann ſuche nicht, mit allerhand Ausreden der Stellungnahme auszuweichen. Wenn du in das Geſicht der brutalen Bosheit ſchauſt, dann ſage nicht: „Es wird auch wieder für etwas gut ſein, man ſoll ſich nicht ſo ereifern; Gott hat ſicher auch damit wieder ſeine verborgenen, wunderbaren Abſichten.“ Sage das um der Wahrheit, ſage es um Gottes und um deiner Seele willen nicht, damit du nicht im ſelben Augenblick bei Gott aus dem Buche des Lebens geſtrichen werdeſt! Sage: „Hier iſt ein Böſer am Werk.“ Komm jetzt auch nicht mit dem entſchuldigenden Sprüchlein, daß wir ja allzumal Sünder ſeien und kein Recht haben, zu richten. Mach nicht ſo das Wort Gottes zur Lüge und zum Deckmantel deiner Erbärmlichkeit. Ja, es ſteht geſchrieben: „Richtet nicht!“ Aber dieſes Wort iſt, wie jedes Wort Gottes, geſprochen, um an ſeinem Orte Wahrheit zu ſchaffen, aber nicht, um damit Wahrheit zu verwiſchen.

Und nimm dich in acht vor einer voreiligen Scheinfrömmigkeit, die gar ſo gottergeben ſich gebärdet und doch gar ſo faul und verworfen iſt, die bei allem ſagt: Es kommt von Gott, man muß es nehmen, wie es iſt und muß damit zufrieden ſein. Hüten wir uns wohl, Gott für alles verantwortlich zu machen, alles ihm zuzuſchreiben, hinter allem ſeine wunderbare Abſicht und Güte entdecken zu wollen, zu allem zu ſingen: „Was Gott tut, das iſt wohlgetan“, auch beim Scheußlichſten, auch bei Dingen, welche die Hölle ausgeſonnen und angerichtet hat. Sollen wir etwa ſo den Krieg betrachten und damit harmlos machen? Wahrhaftig, diejenigen, welche meinen, wegen dieſes Krieges ihren Glauben aufgeben zu müſſen, ſind auch nicht in der Wahrheit; da ſpricht meiſtens viel unerſchütterte Selbſtgerechtigkeit mit. Aber ſie ſind der Wahrheit denn doch noch näher, als wer ſo reden würde; denn ſie verwechſeln wenigſtens nicht Gott mit dem Satan. Die Menſchen-

mörderei ist *dessen* eigentliches Handwerk seit Anbeginn der Zeiten. Dahinter stehen die Gesinnung, die Bosheit, die Sendlinge und Söldlinge der Unterwelt.

Nicht so harmlos ist unser Erdboden. Da begegnen uns Dinge, die können uns die Seele kosten, wenn wir uns mit ihnen abfinden oder arrangieren wollen. Hier gilt es, sich zu entscheiden, zu bekennen: Das hat eine gottlose Macht ausgeheckt, damit will ich nichts zu schaffen haben, daraus will ich keinen Nutzen ziehen, dazu werde ich niemals meine Zustimmung geben. Und wenn es notwendig würde, sollte ich aufgefordert werden oder müßte es um des Gewissens willen sein, damit ich nicht ein Verworfener werde, dann müßte ich laut und offen bekennen: „Das ist böse, das ist von Gott verflucht, dazu muß ich nein sagen."

Damit ist das Entscheidende schon getan. Scheinbar ist damit noch gar nichts getan. Denn es wächst und gedeiht ja ungestört weiter. Das ist etwas vom Qualvollsten, was es gibt, zusehen zu müssen, wie das Böse gedeiht, immer größer und mächtiger wird, und man kann nichts machen, kann ihm nicht beikommen, man steht ohnmächtig da. Man könnte verzweifeln darob, man könnte irre werden an Gottes Dasein und Regiment überhaupt.

Und doch braucht niemand zu verzweifeln. Sage nur die Wahrheit. Sage: „Da ist ein Böser am Werk." Du meinst, das sei nichts? Paß auf, wie die Lüge zusammenzuckt, wenn ihr die Wahrheit ins Gesicht gesagt wird, wie sie aufgeregt wird und sich wild und drohend gebärdet, um dich zum Schweigen zu bringen! Sie ist getroffen. Du hast deine Waffe gebraucht. Sie ist zu Tode getroffen.

Auch wenn sie noch weiterbesteht und weiterwächst. Das muß so sein. Das ist göttliche Notwendigkeit. „Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte." Es muß alles reif werden, auch das Böse, sonst könnte auch das Gute nicht zu seiner Vollendung kommen. Ja, es muß eine Zeitlang so aussehen, als wäre überhaupt bloß noch das Unkraut da und als wäre aller Weizen unter ihm erstickt und erwürgt. Das ist eine überraschende, ja zuerst erschreckende Wahrheit, aber es ist so. Christus muß leiden und sterben, sonst könnte das Göttliche nicht die Bosheit in ihrer ganzen Weite überdauern und überwinden. Wenn damals plötzlich ein Umschwung eingetreten wäre, wenn irgendeine Macht eingegriffen und einen andern Ausgang erzwungen hätte: wir wollten vielleicht erleichtert aufatmen, daß das Aergste nicht geschehen sei. Aber dann wäre eben auch das Werk der Liebe nicht zu seiner Vollendung gelangt, dann wäre eben auch das Größte und Heiligste nicht möglich gewesen, sein freiwilliger Opfertod. Und die Welt wäre nicht erlöst.

Gott will nicht übereilt vorgehen, und er will ganz saubere Arbeit haben. Darum ist sein Weg zwar der schwerste, aber es ist der einzige Weg zur Erlösung. Die Zeit der Reife will abgewartet sein. Denn es

geht nicht darum, daß das Böſe aus der Welt einfach *beſeitigt*, ſondern daß es *überwunden* werde. Beſeitigen iſt menſchliches Pfuſchwerk, bei dem man dann hinterher merken muß, daß man den Teufel durch Belzebub ausgetrieben hat. Ueberwinden, das iſt göttliches Werk. Es iſt gar nicht gut, wenn der Moment der Reife nicht abgewartet, wenn vorzeitig eingegriffen und etwas Unrechtes, Falſches einfach aus der Welt gezwängt wird, bevor es ſich klar und vollſtändig vom Rechten losgelöſt hat. Das iſt auch ſchon geſchehen, und es iſt nicht gut herausgekommen. So hat man zum Beiſpiel in alter Zeit auf weiten Strecken das Heidentum beſeitigt. Dieſes iſt nicht überall dadurch überwunden worden, daß man die Heiden durch die Ueberzeugungskraft des Evangeliums aus ihrem Irrtum und Aberglauben gelöſt und zur freiwilligen Annahme der Wahrheit gebracht hätte. Das iſt einem zu langſam gegangen, und da hat man etwas nachgeholfen. Man hat mit allerlei ganz unheiligen Lock- und Druckmitteln gearbeitet, bis hin zur nackten Gewalt. So hat man das Heidentum beſeitigt, aber nur ſcheinbar. Es war ja nicht tot, denn es war nicht überwunden, ſondern nur betäubt und unterdrückt. Und darum, weil man das ſo gemacht hat, bricht jetzt auf einmal das Heidentum mit Urgewalt, wie aus dem Boden heraus, wieder in unſere Welt hinein, mächtig und verheerend, nur noch viel bösartiger, als es vormals geweſen iſt.

Wenn man es ſo macht, dann iſt eben auch das Gute noch nicht reif geworden, dann hat man es noch nicht begriffen und erfaßt. Sonſt würde man ja in ſeine Kraft größeres Vertrauen ſetzen, man würde ſich *ganz* darauf verlaſſen und es nicht durch ſein eigenes Verhalten Lügen ſtrafen. Wenn es aber noch nicht begriffen und erfaßt iſt, dann kann es nicht ſiegen. Und das Recht, das manchmal mit dem Böſen verbunden iſt, das müſſen wir ihm zuerſt wegnehmen und es uns zu eigen machen. Sonſt iſt die Trennung nicht ſauber. Sonſt müſſen wir bei unſerm Kampfe immer dieſes Recht auf der andern Seite ſehen und ſind durch ein böſes Gewiſſen gelähmt. Sonſt iſt das Gute nicht vollſtändig, und dann kann es nicht aufkommen.

Das iſt auch zu ſagen zu dem Problem von Krieg und Frieden und zu der Enttäuſchung, die der neue Krieg für viele Menſchen bedeutet hat. Die Menſchen hatten es ja noch nicht begriffen, daß man ſich das Gute auch etwas koſten laſſen muß und daß im Krieg auch eine Wahrheit liegt, freilich eine an dieſem Ort verzerrte, geſchändete und mißbrauchte Wahrheit, nämlich die Wahrheit des Wagniſſes und des Opfers, daß man dieſe Wahrheit von ihrem falſchen Orte wegnehmen und an den rechten Ort ſtellen muß, in den Kampf um die Verwirklichung der Wahrheit Gottes. Nichts iſt gefährlicher als eine herumgeiſternde Wahrheit, für die man keine Verwendung hat. Sie wird früher oder ſpäter den Böſen in die Hände fallen und dort als Mittel der Verführung zu Böſem dienen. Die Menſchen hatten es noch nicht erfaßt, daß man für den Frieden, wenn man ihn haben will, eben-

ſoviel Kraft und ebenſoviele Opfer aufbringen muß wie für den Krieg. Dieſe Erkenntnis mußte zuerſt geweckt werden und muß ſich jetzt durchringen.

Wenn beides reif geworden iſt, wenn das Böſe ſich offenbart hat, wenn es bloßgeſtellt iſt, daß es feſtgenagelt und beim Namen genannt werden kann, wenn das Gute in die Ueberzeugung und in das Gewiſſen der Menſchen eingedrungen iſt, dann iſt die Zeit der Ernte gekommen. Dann iſt der Moment des Eingreifens Gottes da. Dann wird geſchnitten, dann wird verbrannt und in Scheunen geſammelt. Dann haben wir kaum Hände genug, um wegzuräumen, was da alles auf einmal dahinfällt. Dann ſtürzen Lügen, Ungerechtigkeiten, Gewalten, die ſich überlebt haben. Dann iſt die Zeit des Aufatmens, der Befreiung und der Erlöſung da. Gott iſt da. Er iſt treu. Wenn die Zeit erfüllt iſt, dann kommt er mit ſeiner Wahrheit, damit die Lüge dahinfalle.

Wir haben noch mehrere ſolcher Lügen, die heute durchſichtig werden und damit ihrem Gerichte entgegendrängen. Da iſt zum Beiſpiel der Raſſenwahn mit ſeiner Menſchenverachtung. Wie wenig lange iſt es doch her, daß die Meinung noch ganz allgemein und unerſchüttert war, daß die farbigen Menſchen von Natur aus minderwertig ſeien und gar keinen Vergleich aushielten mit uns. So ſelbſtverſtändlich war das, daß man gar nicht auf einen anderen Gedanken kam und es ganz in der Ordnung fand, daß dieſe Völker nichts Beſſeres verdienten und auch gar nicht zu mehr fähig ſeien, als das Objekt der Ausbeutung durch die Weißen und allenfalls noch Gegenſtand ihrer wohlwollenden Aufklärungs- und Bekehrungsverſuche zu ſein. Aus dieſem Hochmut, der eine Lüge war, dürften wir heute erwacht ſein und reif geworden für die Wahrheit der Gleichberechtigung und Bruderſchaft aller Völker.

Oder, wenn wir ſchon bei dieſem Thema ſind, noch etwas Näherliegendes: die Judenfeindſchaft. Auch ein Mann wie Martin Luther hat da manchmal Töne angeſchlagen, die uns heute befremdlich und verdächtig vorkommen. Wir wollen nicht mit ihm rechten, wir wollen es ihm zugute halten, daß er in ſeiner Zeit dieſe Sache noch nicht ſo hat überſchauen und durchſchauen können; denn ſie war noch nicht ſoweit gediehen. Heute aber iſt Klarheit geſchaffen. Heute wiſſen wir, was Judenhaß iſt, woher er ſtammt, aus was für Kräften er lebt und wohin er führt. Heute kann ſich keiner mehr täuſchen. Aus unſerem Geſchlecht wird ſich einmal keiner herausreden können, er habe ahnungslos und arglos mitgemacht. Heute ſieht es jeder, der überhaupt ſehen will, daß der Judenhaß aus der Hölle emporgeſtiegen iſt, daß er entſchloſſener Gotteshaß und erbitterte Chriſtusfeindſchaft iſt. Heute kann nur noch ein Verworfener und Verſtockter ihn billigen oder mitmachen. Wer aber, vielleicht gerade von der Qual dieſer Frage ergriffen und beunruhigt, nach Wahrheit und Licht ſich ſehnt, deſſen

Herz ist offen für die Wahrheit der Bibel, daß Juden und Christen wieder vereinigt werden sollen zu dem einen, geläuterten Gottesvolke.

Lügen werden durchsichtig und schwach. Ein Stoß noch, ein Stoß Gottes, und sie brechen zusammen. Wahrheiten drängen zum Lichte. Ein Wort noch, ein Wort Gottes, und sie stehen auf. Halten wir uns nur bereit, rüsten wir uns mit der Wahrheit und dem Rechte Gottes, damit sie bei der Hand sind, wenn ihre Stunde schlägt, damit wir etwas herbeizutragen haben, wenn sie gebraucht werden am Tage Gottes. *Otto Hürlimann.*

Eine religiöse Diskussion.

In der sozialdemokratischen (was man heute so nennt) „Berner Tagwacht" hat eine religiöse Diskussion stattgefunden, die man als ein Zeichen der Zeit auffassen kann.

Unser hochgeschätzter Freund, Doktor *Bernhard Lang*, Arzt in Langenthal, hat in einem Artikel der „Tagwacht" mit der Ueberschrift: „Träger des Sozialismus" aufs neue einen Gesichtspunkt geltend gemacht, den wir „Religiös-Sozialen" stets betont haben, wenn er uns auch so wenig die Hauptsache war, als er es für Doktor Lang, unsern Mitkämpfer, ist: daß der Sozialismus einer religiösen Begründung bedürfe, wenn er bestehen und wieder aufleben wolle, daß es für ihn ebenso töricht als verhängnisvoll sei, wenn er durch seine falsche Stellung zur Religion große Volkskreise von sich stoße, die sonst seiner Botschaft zugänglich wären, und damit seinen Feinden billige Waffen liefere. Es sei das um so törichter und verhängnisvoller, als heute ein neu erwachtes religiöses Sehnen und Suchen in den Menschen lebe. Doktor Lang hat das aus tiefer Liebe zum Sozialismus und zur Arbeiterschaft gesagt, denen er innerhalb und außerhalb seines Berufes so lange, zum Teil unter schwerer Anfechtung, aufs treueste gedient und große Opfer jeder Art gebracht hat. Er gehört zu den so wenigen Schweizern (die religiös-soziale Bewegung leider nicht ausgenommen), welche noch ein Element jenes *Draufgängertums* in sich tragen, ohne das nichts Großes vollbracht wird, verbindet damit aber ein ebenso starkes Element liebevoller ärztlicher Geduld.

Und welcher Art ist das Echo auf diesen Appell gewesen?

Verschiedener Art. Zuerst ist eine Antwort von einer Frau gekommen, die in Stil und Inhalt typisch ist für eine gewisse Art sozialistischer „Freidenkerei" oberflächlichster Art, die wir ja von früher her genugsam kennen. Es ist ein Abhaspeln all der auswendig gelernten, zum Teil richtigen, aber falsch angewendeten Argumente des „Sozialismus" gegen die Religion. Schlimmer aber ist, daß diese Frau so

wenig Sinn für die Wahrheit hat, um Doktor Lang „Jeſuitismus" vorzuwerfen, daß er mit ſeinen Methoden die Arbeiter wieder in die Kirche (und wohl auch vom Sozialismus weg?) locken wolle — was auch nur eine automatiſche Repetition alter, vulgärer Schlagwörter iſt.

Nun iſt aber doch bezeichnend, daß dieſe Schreiberin mit ihrem Votum ſo ziemlich allein geblieben iſt. Es iſt ihr zum Teil ganz vortrefflich erwidert worden. Daneben iſt freilich auch verſchiedenes Oberflächliche und Verkehrte zum Vorſchein gekommen, wie meiſtens in ſolchen Diskuſſionen. Man ſieht, wieviel Arbeit da noch zu tun iſt — nach aller Arbeit, die wir getan haben!

Charakteriſtiſch iſt die Art, wie eine gewiſſe *katholiſche Preſſe* ſich auf die Tatſache dieſer Ausſprache geſtürzt hat. Nicht Doktor Lang, der doch etwas wie ein ſozialiſtiſcher Führer iſt, und nicht die, welche zu ihm ſtehen, auch nicht die Tatſache der Ausſprache ſelbſt ſind für ſie das Wichtigſte, ſondern das Votum jener Frau. Das kann man für ſeine Zwecke ausbeuten. Von ſolchen Lügen lebt dieſe Art von politiſchem Katholizismus. Aber eigentlich noch trauriger, wenigſtens für Sozialiſten, iſt das ſatte Philiſtertum, mit dem das „Volksrecht" über die Diskuſſion urteilt. Ihm iſt ſogar die hahnebüchene Feindſchaft jenes Frauenvotums vorzuziehen. (Das Schlußwort der „Tagwacht" ſteht noch aus.[1])

Eines iſt wohl ſicher: Der Geiſt jenes Frauenvotums iſt eine Stimme der *Vergangenheit.* Ganz freilich iſt ſie noch nicht Vergangenheit. Es gibt einen Sozialismus, der, nachdem er alles preisgegeben hat, was zu einem wirklichen Sozialismus gehört, nur noch deſſen ſchlimmſte Entartungsformen beibehalten hat: ſeine Oberflächlichkeit in Fragen der Weltanſchauung und Religion und ſeinen Sexualismus. Aber die Stimmung und Haltung der Maſſe oder auch nur vieler ihrer „Führer" iſt das ganz ſicher nicht mehr. Eine andere Frage iſt jedoch, was an die Stelle *dieſes* Geiſtes getreten ſei: ob wirklich ein neues Denken, eine tiefere Beſinnung ſowohl auf Weſen und Grundlagen des Sozialismus, als auf die letzten Probleme der menſchlichen Exiſtenz überhaupt eingeſetzt habe. Es iſt anzunehmen, daß auch dieſes vorhanden ſei. Daneben aber doch wohl auch bloße Gleichgültigkeit, Verphiliſterung, Bürgerlichkeit *dieſer* Art neben allen andern, Kompromiß mit dem üblichen kirchlichen Chriſtentum oder auch Bereitſchaft, allerlei ſogenannten religiöſen Bewegungen, zum Teil ſehr reaktionär gearteten, nachzulaufen, nachdem man gegen *unſere* Verkündigung etwa im Geiſte, wenn auch nicht gerade im Stile, jenes Frauenvotums reagiert hatte. Zu einer Zeit, wo man noch meinte, man komme beſſer ohne *Geiſt* aus, weil man ja die *Macht* habe.

[1]) Es iſt inzwiſchen erfolgt. Nicht eine Spur von Verſtändnis für das wirkliche Problem, das man entweder nicht ſieht oder nicht ſehen will, dafür einige hochtrabende Phraſen, die doch bloß die hilfloſe Verlegenheit zudecken ſollen.

Für die religiös-ſoziale Bewegung ſtellt ſich ihre alte Aufgabe aufs neue. Sie kann das nicht genug bedenken. Sie iſt berufen, nicht etwa der Religionskritik der Freidenkerei eine Kritik dieſer ſelbſt oder eine Verteidigung der Religion in entſprechendem Stile entgegenzuſtellen, ſondern die Kritik der Religion viel tiefer und radikaler zu vertreten, aber vom rechten Boden aus und ſo, daß die Verkündigung der Botſchaft ſelbſt die Hauptſache iſt. Dieſe Botſchaft muß zugleich einen zwar erneuerten, aber radikalen Sozialismus einſchließen. Sie muß Chriſtus und das Volk, Gott und das Brot neu zuſammenfügen.

Werden ſich Menſchen finden, welche dieſe größte der Aufgaben übernehmen — junge, feurige Seelen? Apoſtelnaturen? „Die Ernte iſt groß, der Arbeiter aber ſind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter ſende in ſeine Ernte." *Leonhard Ragaz.*

Wilſon-Worte.

Der beſte Patriot iſt manchmal der Mann, der in der Richtung geht, die ihm als die rechte erſcheint, auch wenn er ſieht, daß die halbe Welt gegen ihn iſt.

*

Die Gewalt hat noch nie etwas ausgerichtet, was von Dauer geweſen wäre.

*

Kein Menſch, der nicht Geſichte ſchaut, wird je eine große Hoffnung verwirklichen oder eine hohe Tat unternehmen.

*

Ein Volk, das ſich nicht ſtändig aus friſchen Quellen erneuert, läuft Gefahr, in die Vorurteile und die Engherzigkeit einer allzu abgeſchloſſenen Familie zu geraten.

*

Der Imperialiſt will keinen Völkerbund, aber wenn ein ſolcher als Antwort auf das allgemeine Verlangen der Maſſe allenthalben doch geſchaffen wird, iſt er daran intereſſiert, einen zu ſichern, der ſeinen eigenen Zwecken dient, einen, der ihm geſtatten wird, das hiſtoriſche Spiel mit Pfändern und Völkern fortzuſetzen: das Schachern mit Provinzen, die alten Methoden des Gleichgewichtes der Mächte und die unausbleiblichen Kriege, die dieſen Dingen folgen.

*

Der Völkerbund iſt das Bollwerk, und zwar das einzige Bollwerk, der erſtehenden Weltdemokratie gegen die Mächte des Imperialismus und der Reaktion.

*

Wir haben es im Verlaufe der Ziviliſation fertig gebracht, meine Mitbürger, eine Welt zu ſchaffen, die nicht ſtückweiſe genommen werden kann.

*

Es herrſcht in der ganzen Welt die Ueberzeugung, daß es keinen Zweck hat, von politiſcher Demokratie zu ſprechen, wenn man nicht auch wirtſchaftliche Demokratie hat.

*

Es gibt nur *einen* Weg, dem Radikalismus zu begegnen, und der iſt, ihm die Nahrung zu entziehen, und wo immer etwas unrichtig iſt, da iſt reichliche Nahrung für Radikalismus. Der einzige Weg, die Menſchen vom Agitieren abzuhalten, iſt, die Uebelſtände zu beſeitigen, und ſolange Dinge unrichtig ſind, beabſichtige ich nicht, Menſchen aufzufordern, mit Agitieren aufzuhören.

*

Die Wahrheit iſt das Herrſchende und Triumphierende in dieſer Welt. Man mag ſie mit Füßen treten, man mag ihre Augen mit Trug blenden, aber man kann ſie nicht töten; früher oder ſpäter reckt ſie ſich auf und ſucht und findet ihre Rechte.

*

Es iſt leicht für mich als Präſidenten, den Krieg zu erklären. Ich habe nicht zu kämpfen, und auch nicht die Herren auf dem Hügel [des Kapitols in Waſhington], die jetzt darnach ſchreien. Ein armer Bauernjunge oder der Sohn einer armen Mutter weit weg in einer anſpruchsloſen Gemeinde, oder vielleicht der Sprößling einer großen Familie, würde zu kämpfen oder zu ſterben haben.

*

Die Saat, aus der die Revolution wächſt, iſt die Unterdrückung.

*

Die Arbeit darf nicht länger wie eine Ware behandelt werden.

*

Die Viſion in bezug auf das, was für große Reformen notwendig iſt, iſt ſelten von den oberſten Schichten der Völker gekommen. Sie iſt gekommen aus der Not, dem Aufwärtsſtreben und der Selbſtbehauptung großer Menſchengruppen, die frei ſein wollten.

*

Völker ſind nicht dafür da, ihren Herrſchern durch Erfolg in politiſchen Manövern Auszeichnung zu verſchaffen.

*

Die Frage, die in jedem Lande vor allem andern im Zentrum des großen Erwachens ſteht, iſt die Arbeiterfrage.

*

Das Ziel aller Reform in dieſer weſentlichen Angelegenheit muß die wahrhaftige Demokratiſierung der Induſtrie ſein, begründet auf einen vollen Anſpruch derer, die arbeiten, in welchem Range es auch ſei, auf eine beſtimmte organiſche Weiſe an jeder Entſcheidung teilzunehmen, die ihr Wohlbefinden oder die Rolle, die ſie in der Induſtrie ſpielen ſollen, direkt berührt.

*

Man heilt die Völker, indem man ihnen dient, und man dient ihnen, indem man an die Menſchheit denkt.

*

Es gehört ein gut Teil Intelligenz dazu, frei zu ſein.

*

Das, was jene, die Unrecht üben, am meiſten zu fürchten haben, iſt Oeffentlichkeit und Diskuſſion.

*

Freie Inſtitutionen können die Laſt langausgedehnter militäriſcher Verwaltung nicht ertragen.

*

Ich denke manchmal, wie wahr es iſt, daß kein *Volk* je gegen ein anderes in den Krieg gezogen iſt. *Regierungen* ſind gegeneinander in den Krieg gezogen, Völker, ſoweit ich mich erinnere, niemals.

*

Abmachungen mögen zeitweilig ſein, aber die Aktion der Völker im Intereſſe von Frieden und Gerechtigkeit muß dauernd ſein. Wir mögen nicht imſtande ſein, eine dauernde Entſcheidung zu treffen, aber wir können dauernde Funktionen ſchaffen.

*

Wie kann eine Nation ihre Freiheit bewahren außer durch Verbindung mit andern? Wir geben einen Teil unſerer Freiheit auf, um die übrige zu bewahren. Wenn eine Nation dem Völkerbund beitritt, verliert ſie nicht ihre individuelle Freiheit, ſondern ihre ſelbſtſüchtige Iſolierung. Die einzige Freiheit, die ſie verliert, iſt die Freiheit, Unrecht zu tun.

*

Meine Herren! Die privilegierten Klaſſen ſind nicht mehr die Lenker der Menſchheit. Die Geſchicke der Menſchheit liegen nun in den Händn des einfachen Volkes der Welt. Befriedigen Sie es und Sie haben

nicht nur sein Vertrauen gerechtfertigt, sondern haben den Frieden hergestellt. Unterlassen Sie, es zu befriedigen, und keine Abmachung, die Sie treffen mögen, wird den Weltfrieden schaffen oder erhalten.

*

Diese Dinge sind größer, als wir sind. Sie sind unsere wirklichen Meister; denn sie beherrschen unsern Geist, und die Universitäten werden ihre Pflicht vergessen haben, wenn sie dieses unsterbliche Gewebe zu weben aufhören. Es ist eines der schmerzlichsten Erlebnisse dieses großen Kriges, daß die Universitäten gewisser Mächte die Gedanken der Wissenschaft gebraucht haben, um Menschen zu zerstören. Pflicht der großen Universitäten Italiens und der übrigen Welt ist es, die Wissenschaft von dieser Schmach zu erlösen, zu zeigen, daß der Puls der Menschlichkeit auch im Lehrzimmer schlägt, daß der Puls der Menschlichkeit auch im Laboratorium schlägt, und daß dort nicht die Geheimnisse des Todes, sondern die Geheimnisse des Lebens erforscht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

1. Zu der *Anordnung* dieses Heftes sei bemerkt, daß die Predigt von *Hürlimann* nach dem Vortrag von Trautvetter kommt, statt an der Spitze des Heftes zu stehen, weil sie sowohl selbst durch den Vortrag ins Licht gesetzt wird, als auch ihrerseits ein Licht darauf wirft. Es soll in dieser Stellung also nicht ein Urteil über ihren Wert oder den der Betrachtung des Redaktors liegen.

2. Wichtiger ist ein Anderes. Die meisten Leser des Heftes werden gewiß den „*Rundbrief*“ vermissen. Damit verhält es sich so: Er ist der *Militärzensur* zum Opfer gefallen. Diese hat über ihn die „Vorzensur“ verhängt, das heißt, sie hat ihn *verboten*. Der Umstand, daß er als Manuskript gedruckt und damit als *vertraulich* bezeichnet war, daß er als Brief in verschlossenem Kuvert versendet, in keiner Buchhandlung verkauft, in keinem Lesesaal aufgelegt wurde, er also der Oeffentlichkeit völlig entzogen war, hat ihn nicht vor der Verfolgung durch jene Macht geschützt. Es ist ein neuer Akt rechtswidriger Willkür.

Wir haben dagegen natürlich Protest eingelegt und gedenken überhaupt den Kampf um die „Neuen Wege“ weiterzuführen, wenn auch nach dem 25. Januar (das neue Vorgehen ist gewiß nicht zufällig sofort nach jener Erteilung von carte blanche für dergleichen erfolgt) und der neuen weltpolitischen Wendung die Hoffnung auf Erfolg gering ist.

Die Leser müssen sich also diesmal mit dem andern Inhalt der Sendung begnügen. Dem Redaktor aber ist es besonders schmerzlich, gerade über die Ereignisse der letzten Zeit nicht zu ihnen reden zu dürfen.

INHALT

Nachfolge, Selbſtverleugnung und Kreuz / Leonhard Ragaz
Das Prophetiſche im Gegenſatz zum Poetiſchen und Theologiſchen / G. S. H.
Die Nachfolge. Gedichte / ***
Hermann Kutters Vermächtnis / Heinrich Berger
Mit einem *Nachwort* von Leonhard Ragaz
Gegen die Orthodoxie / Leonhard Ragaz
Worte / Chriſtoph Blumhardt
Korrekturen
Redaktionelle Bemerkung

Nachfolge, Selbſtverleugnung und Kreuz.

Wer mir nachfolgen will, der verleugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach. Matthäus 16, 24.

Mit dieſen Worten bezeichnet Jeſus in göttlicher Einfachheit eine Hauptſchwierigkeit ſeiner Nachfolge und überhaupt aller Arbeit für ſeine Sache, wie für jede Sache, die im intenſiven Sinne eine ſolche iſt. Es ſtellt ſich dem Dienſt der Sache das *Selbſt* in den Weg. Man wendet ſich der Sache zu, vielleicht ſogar mit Begeiſterung, man will ihr dienen, will für ſie arbeiten, ja auch kämpfen. Aber — und das iſt das große, tragiſche Aber! — man will darin auch ſelbſt zur Geltung kommen. Man will eine Rolle ſpielen, will geſchätzt werden, will Ehre und Ruhm gewinnen, will vielleicht ein Führer ſein. Es iſt eine Verſuchung auch für höher geartete Seelen. Auch Jakobus und Johannes machen den Anſpruch, im Reiche Gottes zur Rechten und zur Linken Chriſti zu ſitzen; zum mindeſten hegt ihre Mutter dieſen Ehrgeiz, und ſie iſt damit doch wohl nur der Mund für ihre Söhne. Aber auch da, wo der Geltungswille nicht mehr als gewöhnlich im Spiele iſt und nicht ein ausgeſprochener Ehrgeiz brennt, beſteht dieſe Gefahr. In jeder Sache und Bewegung geſchieht, daß dieſer oder jener, der an ihr teilnimmt, etwa nicht zu ſeinem perſönlichen Rechte kommt, daß ſeine wohlbegründete Auffaſſung nicht berückſichtigt wird, daß er, wörtlich oder figürlich verſtanden, überſtimmt wird, daß ſeine Empfindlichkeit verletzt wird. Wenn das einmal auf eklatantere Art geſchieht oder wenn es ſich wiederholt, dann wendet man ſich, ſtill oder laut, von der Sache ab oder fühlt ſich doch verſucht, es zu tun, wird kühler, gleichgültiger für ſie und wendet ſich mehr oder weniger entſchieden

anderswohin, wo man wirklich oder vermeintlich mehr zur Geltung kommt. Vielleicht auch wendet man ſich nicht ab, aber man verſucht, ſich innerhalb der Sache und Bewegung zur Geltung zu bringen, indem man ſich akzentuiert, indem man Sache und Bewegung ſo betreibt, daß man dabei die eigene Perſon irgendwie in den Mittelpunkt ſtellt, ihr zuwendet, was ſie etwa an Gelegenheit bieten, ſich aber um deren wahres Intereſſe und deren umfaſſenden Sinn wenig kümmert, ja ihn bewußt mißachtet und ſchädigt. Der Verrat taucht in mehr oder weniger ausgeprägter Form auf.

Dieſer Geltungstrieb ſteht hinter manchem ſcheinbar rein ſachlichen Unternehmen, das vielleicht auch ſehr ideal ausſieht. Er wird ſtark gefördert durch einen gewiſſen *Demokratismus*, einen gewiſſen verkehrten Gleichheitsdrang. Es hält ſich jeder nicht nur für etwas, ſondern für allen andern gleichwertig, woraus dann, wenn dieſe Pflanze einmal wuchert, leicht die ſtille Ueberzeugung erwächſt, man ſei im Grunde auch *mehr* als die andern. Dieſer Demokratismus duldet kein Ueberragen beſtimmter Menſchen. Er ſpricht, oder denkt doch, mit den Bürgern jener bekannten Stadt des Altertums: „Bei uns ſei keiner der Beſte; wenn es aber einer ſein will, der ſei es anderswo und bei andern.“ Auch die Jugendbewegung war und iſt ſtark von dieſer Krankheit bedroht. Nur ja nicht etwa von Aeltern abhängig ſcheinen! Wir erſt ſind die Wahrheit! So darf man auch ja nicht den Verdacht erregen, man gehöre etwa zum Gefolge eines andern. Man muß ſeinen eigenen „Kreis“ haben und wenn möglich ſein eigenes Organ. Man muß ſeine liebe Eitelkeit in die Sonne ſtellen können. Daß man dabei diejenigen, von denen man das Beſte hat, ſorgfältig verſchweigt oder möglichſt wohlfeil erledigt, gehört dazu. Indem nun aber alles Bedeutende verkleinert wird, wird alles Unbedeutende vergrößert. Es werden die Maßſtäbe verkürzt. Die Folge davon iſt ein Kultus der Mittelmäßigkeit — wenn nicht der Kleinheit — worin alles Große erſtickt.

Der dies ſchreibt, iſt Demokrat bis auf die Knochen und kommt von uraltem demokratiſchen Stamm, aber Demokratismus iſt nicht Demokratie, ſondern bloß deren lächerliche Karikatur. Er ſtammt nicht aus dem Wert, ſondern aus dem Unwert. Der dies ſchreibt, wünſcht nichts inniger, als daß jeder Menſch etwas *gelte*, auch der „geringſte“, aber etwas anderes iſt gelten und etwas anderes gelten *wollen*. Vom wirklichen Gelten lebt die Demokratie, ja ſie *beſteht* darin, am bloßen Geltenwollen aber geht gerade die Demokratie zugrunde. Denn die gleichen Leute, welche keine wirkliche Ueberlegenheit anerkennen wollen und eine wirkliche Führung, die vielleicht gar keine ſein will, nicht dulden können, laufen eines Tages einem Scharlatan nach. Der Demokratismus endet in der Demagogie.

So wird das durch ehrgeiziges, eiferſüchtiges Geltenwollen verfälſchte Selbſt zum Verderben jeder Sache und führt in ſeiner ſchlimmſten Steigerung von Johannes und Jakobus zu Judas.

Aber viel häufiger als der Judas iſt der Petrus. Man will wirklich der Sache dienen und will nicht ſich ſelbſt zur Geltung bringen. Aber man will das Selbſt nicht *ganz* der Sache geben. Man will zum mindeſten ein Stück davon reſervieren. Man will der Sache, oder ſagen wir nun lieber: Gott, Chriſtus, ſchon *viel* geben, aber nicht *alles*. Gewiſſe Beziehungen will man ſich dadurch doch nicht ſtören laſſen, gewiſſe Rückſichten will man doch nehmen. Man will das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, aber man will daneben und im gleichen Range auch der Welt und ihren Göttern den geforderten Tribut leiſten. Das kann ſich ſogar ſoweit ſteigern, daß es heißt (wenn auch nicht mit Worten): „*Zuerſt* kommen denn doch Beruf, Amt, Stellung, Familie, Lebensbehagen, das Uebrige freilich will ich der Sache geben, will ich Gott geben." Wobei zuletzt für dieſe dann nicht mehr viel übrigbleibt. Denn man liebt recht nur, was man *ganz* liebt. Mit der halben oder einer Viertelſeele kann man auf die Länge keiner Sache recht dienen: es wird nach und nach ein völliges Erkalten eintreten.

Und noch wichtiger iſt ein drittes Moment. Jede Sache, auch die beſte, iſt mit Mängeln und Fehlern behaftet. Es geht darin nicht bloß, wie man ſagt, menſchlich zu oder allzumenſchlich, es können auch arge Dinge vorkommen, welche die Sache aufs tiefſte ſchädigen. Sie kann auch ſonſt ſchwere Enttäuſchungen bereiten. Menſchen können darin eine Rolle ſpielen, die man nicht mag oder denen man nicht traut. Selbſtſucht, Eitelkeit, Unlauterkeit dieſer oder jener Art und andere ſchlimme Geiſter mögen darin ihr Weſen haben. Aber auch die, auf welche man all ſein Vertrauen geſetzt, mögen in dieſem oder jenem Punkte wirklich oder doch unſerer Meinung nach verſagen. Die Sache mag einen Gang nehmen, der nicht der eigenen Auffaſſung entſpricht. Dann naht ſich wieder die Verſuchung, ſich von ihr abzuwenden. Und zwar in bloßer Verſtimmung, ohne Kampf und Not. Denn man darf, ja muß unter Umſtänden ſich ſchon von einer Sache abwenden, vielleicht ſogar von einer, woran man ſein Herzblut geſetzt, wenn ſie ſich ſelbſt dauernd aufgibt, beſſer geſagt: man darf, ja muß unter Umſtänden ſich von der *Form* der Sache abwenden, um der *Sache* treu zu bleiben. Und ſelbſtverſtändlich muß man ſich von einer Sache abwenden, wenn die eigene Ueberzeugung nicht mehr mit ihr gehen kann. Aber dann darf es nur geſchehen nach ernſter Ueberlegung, ja nach ſchwerem inneren Kampfe, nach angeſtrengtem Bemühen, die Sache auf andere Bahnen zu bringen, nach ehrlicher Prüfung der eigenen Gedanken und Motive, nicht aus bloßer Verſtimmung oder gar Laune heraus — anders geſagt, aus der Sache, nicht aus dem Selbſt heraus.

Fügen wir noch hinzu: Das, was wir bisher mehr von den Einzelnen geſagt haben, gilt auch von *Gemeinſchaften* und *Bewegungen*. Auch bei der Entſtehung ſolcher ſpielt ja der Geltungswille eine große, wenn auch oft weniger ſichtbare Rolle. Man trennt ſich als Gruppe

oder Bewegung im Namen einer ſpezielleren Sache von einer umfaſſenderen Sache und Bewegung und gründet eifrig eine andere, einfach, weil man ſelbſt etwas ſein will, weil man ſelbſt etwas machen will, weil man ſelbſt im Mittelpunkt ſein will. Dieſer Spaltpilz ſcheint namentlich in kleinen Völkern eine Rolle zu ſpielen. Man glaubt offenbar, dadurch größer zu werden, daß man ſich in möglichſt viele kleine Kreiſe verzweigt, daß man an die Stelle des einen, umfaſſenden Zieles, das alle einigen könnte, trotz allerlei Verſchiedenheit oder doch Nuancierung des Denkens und Wollens, und das allen freien Spielraum gewährte, alle möglichen Spezialitäten mit ihren Organen und Organiſationen ſetzt.

Die Folgen von alledem liegen auf der Hand. Ernſte und große Sachen zerfallen oder werden doch äußerſt geſchwächt dadurch, daß, ſei's auf individuelle, ſei's auf kollektive Weiſe, ſei's in akuter, ſei's in chroniſcher, ſei's in ſchlimmerer, ſei's in harmloſerer Form, ſich das Selbſt an die Stelle der Sache ſetzt. Man zerſplittert ſich. Aus dem Geltungswillen entſpringt Eiferſucht, ja Zwietracht. Die Halbheit läßt keine Kraft entſtehen. Die Unlauterkeit raubt der Sache Freude und Segen. Die Selbſtſucht verdirbt Gottes Plan und Weg.

Der Einzelne aber, der auf dieſe Weiſe ſich durch ſein Selbſt von der Sache — und von Gott — abhalten läßt: lebt er nicht in einer ewigen Qual? Lebt er nicht in einer ewigen Angſt und Sorge um das Ergehen ſeines Selbſt? Iſt das nicht ein ewiges Brennen in unbefriedigten Anſprüchen? Können nicht Ehrgeiz und Eiferſucht zu einer rechten Hölle werden? Hält nicht das Selbſt Gott ab, das Reich ab, die Sonne ab?

Darum ſpricht Jeſus: „Wer mir nachfolgen will, *der verleugne ſich ſelbſt.*“

Was bedeutet dieſe Selbſtverleugnung? Bedeutet ſie bloß, daß man im Dienſte einer Sache, im Dienſte der Sache *Chriſti*, auch da und dort eine Selbſtüberwindung, Entbehrung oder gar eine Entſagung auf ſich nehmen ſoll, und zwar ſo, daß wir für gewöhnlich unſerem Selbſt ſeinen Lauf ließen, ihm aber gelegentlich für die Sache eine beſondere Leiſtung auferlegten? Oder bedeutet ſie eine allgemeine Haltung, in dem Sinne, daß wir als Jünger oder gar Nachfolger Chriſti demütige, liebevolle, anſpruchsloſe Menſchen ſein müßten, wenn möglich Menſchen ohne feſtes Selbſt, ſtets zum Nachgeben, zur Aufopferung unſerer Perſönlichkeit bereit? Daß wir uns in alles fügen müßten, auch wenn es unſerem Urteil und Gewiſſen noch ſo ſtark widerſpräche? Verlangt man in dieſem Sinne von uns eine „Selbſtloſigkeit“, die einfach Verluſt der eigenen geiſtigen Exiſtenz bedeutete?

So faßt man die Forderung gewöhnlich auf. Aber man mißdeutet ſie damit völlig. Ein paar „Selbſtverleugnungen“ bei Gelegenheit genügen ihrem Anſpruch keineswegs. Auf der andern Seite aber erfordert die Nachfolge Chriſti, erfordert, allgemein geſagt, der

Dienſt jeder guten und großen Sache ſogar ein feſtes und ſtarkes Selbſt, erfordert ſtolze Wahrung der Perſönlichkeit, erfordert geradezu energiſche, oft ſehr ſchwierige, ja märtyrerhafte *Selbſtbehauptung*.

Die Selbſtverleugnung, die Jeſus verlangt, iſt etwas ganz anderes. Es iſt, wie in manchen ähnlichen Fällen, ſchon die übliche *Ueberſetzung*[1]) eine, aus einer beſtimmten Auffaſſung und Tendenz entſtandene Ablenkung vom echten Sinne. Es müßte heißen, nicht „der verleugne ſich ſelbſt", ſondern: *„der ſage ſeinem Selbſt ab"*. Und das bedeutet: Wer meine Sache ergreift, der ſetze ſein ganzes Selbſt dafür ein. Es darf nicht mehr ſein egoiſtiſches natürliches Selbſt gelten, ſondern bloß noch die Sache. Die Sache muß geradezu an die Stelle dieſes Selbſt treten, das aber bedeutet: das Selbſt ſoll ein *höheres* Selbſt werden, ein Selbſt, das ſtark und lauter nicht ſich, ſondern *Gottes* Sache dient. Das Selbſt ſoll in der natürlichen Sphäre ſterben, um in der geiſtigen aufzuerſtehen.

Das bedeutet aber für unſer Thema: Auch wenn deine Geltung dir an ſich nicht gleichgültig iſt, weil du kein Heiliger biſt, ſondern ein Menſch wie andere; wenn es dich ſchmerzt, wo ſie unterdrückt oder auch nur verkürzt wird — die Sache ſoll das nicht entgelten. Die Sache kommt zuerſt. Der Sache haſt du lauter zu dienen. Die Sache darfſt du nicht ſelbſtiſch verunreinigen. Auch wenn du ein empfindlicher Menſch biſt — und ſolche ſind oft mehr wert als Dickhäuter —, ſo darf deine Empfindlichkeit dich nie auf die Länge von der Sache abhalten — die iſt dafür zu groß und heilig. Die gehört nicht dir, ſondern Du ihr. Jeſus hat einmal, als er den Streit ſeiner Jünger über die Frage, wer von ihnen der Größte ſei, gehört hatte, ein Kind genommen, es in ihre Mitte geſtellt und geſprochen: „Wahrlich, ich ſage euch: Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen." (Matthäus 17, 3.) Eine ſolche Kindlichkeit ſollte uns eignen. Wir ſollten nicht beſtändig für unſere Geltung auf dem Qui vive ſein. Wir ſollten gar nicht merken, daß unſere Perſon verkürzt oder verletzt werde. Wir ſollten ſo der Sache gehören, daß wir darauf gar nicht achteten. (Dann wären wir groß!) Und auch wenn es nicht immer nach deinem Kopfe geht: die Sache iſt größer als dein Kopf. Auch wenn Menſchen mitmachen, die Dir nicht gefallen: die Sache iſt auch größer als ſie und kann auch ſolche Menſchen ertragen. Ja ſogar, wenn darin Schlimmeres ſich regt, Unlauterkeit, Aergernis dieſer oder jener Art, wenn du harte Enttäuſchung erlebſt: die Sache, die von *Gott* kommt, wird auch das überwinden, und du ſollſt erſt recht an ſie glauben und erſt recht ihr dienen, ſtatt ſie aufzugeben, wenn es ihr ſchlecht geht. Du darfſt ſie auch nicht für dich ſelbſt in Anſpruch nehmen, um deinen Ehrgeiz zu ſtillen, ſondern

---

[1]) die wir im Texte haben gelten laſſen, weil das Wort Jeſu unter uns in dieſer Form bekannt iſt.

ſollſt ihr Geſamtwohl im Auge haben. Du ſollſt nicht einfach mitmachen, wenn eine zu einer größeren gehörende ſpezielle Sache meint, ſie müſſe eine beſondere Gruppe, eine beſondere Bewegung, eine beſondere Organiſation ſchaffen. Wer wirklich einer Sache dient, der dient ihr als einem Ganzen. Gott will nicht bloß Stücke, ſondern das Ganze. Gott will Einheit, nicht Spaltung. Wenn du ihm dienſt, und nicht dir ſelbſt, ſo ſtrebſt du nach Vereinigung, nicht nach Trennung. Vor allem aber mußt du ſelbſt dich *ganz* ſeiner Sache, jeder Sache, die aus ihm ſtammt, geben, nicht bloß halb oder gar bloß zu einem Viertel. Es muß *ganz* deine Sache ſein. Es darf nicht du ſelbſt auf der einen Seite ſtehen und die Sache auf der andern, ſondern dein Selbſt und die Sache müſſen eine Einheit bilden, und zwar ſo, daß dein Selbſt in der Sache aufgeht, um ihr gerade als ſtarkes Selbſt ganz zu dienen.

Groß iſt der Lohn dieſer echten Selbſtverleugnung. Wer einer großen Sache, ſagen wir: der Sache Gottes, der Sache Chriſti, ſo dient, der findet in ihr höchſte Freude und höchſte Erfüllung des Lebens. Es wirkt ſich an ihm die Ordnung aus: „Wer ſeine Seele verlieret um meinetwillen, der wird ſie finden.“ Wer aber ſeinen Geltungswillen befriedigen will, dem ſtirbt nach und nach die Sache. Die Quelle, woraus er ſein Selbſt ſtillen will, verſiegt. „Wer ſeine Seele ſuchet, der wird ſie verlieren.“ So verlieren auch alle Abſpaltungen bald ihre Kraft. Sie ſind wie Aeſte und Zweige, die von dem Stamm, zu dem ſie gehören, getrennt werden. Auch die können ja eine Weile noch grünen, ja ſogar blühen, aber ſie tragen ſchwerlich Frucht, verwelken vielmehr bald. Wir werden auch nicht durch Aufſpaltung *größer*, ſondern werden kleiner. Und endlich: wo du dich nur halb gibſt, da bekommſt du — nichts; da iſt auch das Halbe verloren.

Kurz: Das Selbſt, das ſich zur Geltung bringen will, kommt gerade nicht zur Geltung. Es wäre aber auf dem Boden der Sache zur höchſten Geltung gekommen. Ja, es wäre ſogar über ſich ſelbſt hinausgekommen. Wie oft haben wir beobachtet, daß an und für ſich nicht ſehr bedeutende Menſchen durch treuen, lauteren und ganzen Dienſt einer Sache etwas Wertvolles, ja Großes geworden ſind, während glänzend Begabte, ſcheinbar zum Höchſten Berufene am Suchen ihrer ſelbſt des Höchſten verluſtig gingen. Auf dem Boden der Sache wächſt am beſten das Selbſt. Es wächſt aus Gott. Wer *zuerſt* nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit trachtet, dem fällt das rechte Selbſt zu: das ſchwache Selbſt wird ſtark, das ſchwankende feſt, das unreine rein, das unbedeutende bedeutend. Wir müſſen dem Selbſt abſagen um Gottes willen: dann allein können wir recht Gott dienen, aber dann auch durch Dienen groß ſein. Wir müſſen „ſelbſtlos“ im guten und großen Sinn werden, indem wir unſer Selbſt der Sache geben, Gott geben: dann ſind wir auch die Qual des Selbſt, dieſes „dunklen Deſpoten“, los. Wir müſſen uns *ganz* geben: dann ernten wir den ganzen

Erfolg des Reiches, dann gelangen wir zu dem ganzen Sieg und zu der ganzen Freudigkeit der Nachfolge.

Das allein ist wirklich Nachfolge.

Zur Nachfolge gehört aber noch ein Zweites: Wer mir nachfolgen will, *der nehme sein Kreuz auf sich* und folge mir nach."

Was bedeutet diese Forderung?

Auch sie wird mißverstanden. Man deutet herkömmlicherweise das Kreuz einfach als Leid, Ungemach, Schicksalsschwere im allgemeinen. Darnach gehören Krankheit, Familiensorgen, Unglück im Geschäft und Beruf und Aehnliches zum Kreuz. Ein Jünger oder Nachfolger Christi bewährt sich darnach als solcher, wenn er diese und ähnliche Dinge geduldig und gläubig trägt. Aber davon kann keine Rede sein, daß das Kreuz im Sinne des Jesuswortes wäre. *Kreuz ist in seinem Sinne nur das Schwere, das wir auf dem Wege der Nachfolge tragen,* das wir leiden, weil wir die Sache Christi, die Sache des Reiches Gottes, zu der unsrigen machen. Wir müssen in diesem Sinne gegen die „Entleerung" des Kreuzes (wie Paulus in einem andern Zusammenhang sagt, vgl. 1. Korinther 1, 17) ihm wieder seinen ursprünglichen hohen Sinn zurückerobern, anders gesagt: wir müssen von dem bürgerlich gewordenen Kreuz weg wieder zum Kreuz der Nachfolge gelangen. Dieses Kreuz, das Jesus meint, ist nicht ein theologisiertes Kreuz, oder gar ein ästhetisiertes, überhaupt irgendwie vergeistigtes oder verschöntes, seines Gewichtes und seiner Härte entkleidetes Kreuz, sondern der schwere, einschneidende, häßliche Schandpfahl, an den man Jesus selbst gehängt hat.

Aber man kann den Sinn der Forderung Jesu noch auf eine andere Art verfehlen. Beachtet genau ihren Wortlaut! Es heißt nicht: „der nehme *das* Kreuz auf sich", sondern: „der nehme *sein* Kreuz auf sich". Dieser Unterschied ist sehr wichtig. Wir wissen Alle, daß wir, wenn wir die Sache Christi auf uns nehmen, auf *das* Kreuz, oder auch, anders gesagt, auf *ein* Kreuz gefaßt sein müssen, auf Verkennung, Anfechtung, Schwierigkeiten, Nöte, Kämpfe und Leiden aller Art. Das hat man uns ja gelehrt und wir haben es nicht vergessen. Ja, wir finden es sogar in der Ordnung. Wir begreifen, daß es so sein muß und sind vielleicht bereit, darin eine Ehre zu erblicken, ja sogar für den Gedanken des Kreuzes zu schwärmen.

Aber da lauert nun wieder ein Mißverständnis, welches verhängnisvoll werden kann. Was wir auf diese Art erwarten, ist *das* Kreuz, das *allgemeine* Kreuz, oder auch *ein* Kreuz, eine besondere Form dieses allgemeinen Kreuzes. Aber nun kommt das Kreuz zu uns als *unser* Kreuz. Das heißt: es kommt in einer *konkreten* Form, die uns als solche unerwartet ist. Es handelt sich nicht um Familie, Beruf, Stellung im allgemeinen, sondern um *unsere* Familie, *unseren* Beruf, *unsere* Stellung. Ich soll der Wahrheit zu Liebe auf *diese* Stelle verzichten; ich soll, weil ich dem Reiche diene, auf *diese* Art verleumdet und ver-

folgt werden; ich ſoll, weil ich zu Jeſus halte, auf *dieſe* Art einſam werden. Ich ſoll ... Darüber werden wir irre. *Das* ertragen wir nicht. *Das* können wir nicht auf uns nehmen: Ich weiß, daß ich als Jünger oder gar Nachfolger Chriſti *das* Kreuz auf mich nehmen muß; ich weiß, allgemeiner geſagt, daß man für die Wahrheit leiden muß; aber gerade dies! Nein, das iſt zuviel! Das iſt unerträglich! Wir erkennen in dieſem konkreten Kreuz das allgemeine Kreuz nicht mehr. *Das* Kreuz: ja!, aber *dieſes* Kreuz: nein!

An dieſem Stein des Anſtoßes nun kommen wieder viele zu Fall. Hier kehren ſie auf dem Wege der Nachfolge um. Es iſt nicht ehrgeiziger Geltungswille, nicht Halbheit des Herzens, was ſie der Sache entfremdet, ſondern *Schwachheit* des Herzens, Mangel an Fähigkeit, das wirkliche Kreuz auf ſich zu nehmen: Zwiſt in der Familie, Schwierigkeiten im Berufe, Benachteiligung im Geſchäft, Entfremdung in Freundſchaft und Liebe, Verkennung, Verleumdung, Vereinſamung. Hier verſagen ihnen Herz und Hand. Sie kehren um. Sie drücken ſich. Sie bleiben weg. Und werfen damit ihr Beſtes fort. Und verlieren ihre Seele. Denn mag das Leben ihnen nun auch allerlei Schönes und Begehrenswertes bringen: Liebe, Ehre, Gewinn, Frieden (was man ſo Frieden nennt!), das eigentliche Leben iſt doch dahin; es iſt eine große Verödung geſchehen; es iſt etwas geſchehen, was nicht mehr gutzumachen iſt. Wehe, wehe dem, der nicht wagte, durch ſein ſchwaches, bequemes oder egoiſtiſches Selbſt gehindert, als *ſein* Kreuz das Kreuz auf ſich zu nehmen. An dieſer Stelle fällt die Entſcheidung über den Wert eines Lebens, ja ſogar über Verluſt oder Gewinn des Lebens.

Es kommt darauf an, daß ich in *meinem* Kreuze *das* Kreuz erkenne. Das Kreuz kommt eben nicht in einer allgemeinen Form zu uns, ſondern zu jedem von uns in einer beſonderen Form, als *unſer* Kreuz. Und da kommt es darauf an, daß wir es gerade in *dieſer* Form erkennen und anerkennen. Jenes allgemeine Kreuz, das wir in Gedanken ſo leicht, ja freudig tragen, iſt gar kein Kreuz, ſondern eine Fiktion, wie etwa das „eiſerne Kreuz" oder ähnliche Gebilde; das Kreuz wird *wirkliches* Kreuz erſt als *mein* Kreuz. Und da wird es denn zunächſt nicht leicht, ſondern ſchwer, ſogar ſehr ſchwer, oft beinahe unerträglich; da wird es zunächſt nicht Freude, ſondern Schmerz, bitterer und bitterſter Schmerz.

Und doch ſollen wir gerade *dieſes* Kreuz auf uns nehmen. Wir ſollen erkennen, daß eben gerade in dieſer Form das allgemeine Kreuz zu uns kommt — in einer unerwarteten und unbeſtellten Form. Wir ſollen erkennen, daß es gerade in dieſer Form ſeinen guten und großen Sinn hat, daß es gerade ſo zu uns gehört. Wir ſollen erkennen, daß es *das* Kreuz iſt, das erwartete, das ſogar freudig erwartete.

Dann werden wir aber auch erfahren, daß von *unſerem* Kreuze auch die Verheißung *des* Kreuzes gilt. Dann kann es zu tiefem Segen und zu hoher Freudigkeit werden. Dann wünſchten wir nicht, daß es

nicht gekommen wäre, oder anders gekommen wäre, und daß es von uns weiche. Dann wird es zum koſtbarſten Beſitz unſeres Lebens. Dann umtönt uns das Wort: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben."

Jede Sache lebt von der Lauterkeit und Ganzheit derer, die ſie tragen oder tragen ſollen; ſie lebt davon, daß ſie ihrem Selbſt abſagen um der Sache willen, und das heißt zuletzt: um Gottes willen, und daß ſie um ihretwillen, und das heißt: um Gottes willen, das Kreuz auf ſich nehmen — *ihr* Kreuz; aber auch jeder Menſch lebt davon, daß er nicht ſich ſelbſt lebt und ſich ſelbſt ſucht, ſondern eine Sache hat, eine große Sache, eine Sache, die von Gott kommt, und ſich ihr ganz gibt. Die größte, ſchwerſte, freudigſte Sache aber iſt die Nachfolge Chriſti.

Leonhard Ragaz.

Das Prophetiſche im Gegenſatz zum Poetiſchen und Theoretiſchen.

„Das Eine iſt: zu leiden, ein anderes: Profeſſor darin zu ſein, daß ein anderer litt. Das erſte iſt der Weg, das andere iſt: den Ort umgehen." Kierkegaard.

Damit hat Kierkegaard das exiſtenzielle Chriſtentum vom theologiſchen Chriſtentum, beziehungsweiſe das Reichgottes-Chriſtentum vom Kirchenchriſtentum unterſchieden. Das eine geht den Weg Chriſti, der Apoſtel, Propheten und Märtyrer: es kämpft, ringt und leidet um die Wahrheit und um der Wahrheit willen. Das iſt „der Weg, die Wahrheit und das Leben", das heißt: der Weg der lebendigen Wahrheit und des wahren Lebens. Es iſt der Weg der ernſten Nachfolge, des Bekennertums, des Wahrheitszeugniſſes, der lebendigen, exiſtenziellen Verkündigung, des Leidens und des Verfolgtwerdens um der Wahrheit willen. Es iſt das Prophetiſche gegenüber dem Theoretiſchen, Schulmäßigen, das unmittelbare Reichgottesleben gegenüber dem erbaulichen Kirchenleben; es iſt die göttliche Wirklichkeit gegenüber der poetiſchen Feier des Göttlichen, „dem Feſt frommer Erinnerungen und Gottesdienſte", wie Nietzſche ſich einmal ausdrückt.

Anders iſt es mit dem theologiſchen Chriſtentum und dem anbetenden Kirchenchriſtentum. Da wird, in erſter Linie wenigſtens, nicht der Weg Chriſti und der Heiligen ſelbſt gegangen. Das erſchiene als eine übertriebene Zumutung. Da wird der Ort, an welchem Chriſtus ſteht, nicht ſelbſt betreten, er wird vielmehr ſingend und anbetend umkreiſt und umgangen, lobend und preiſend umſchrieben; er wird ſtudiert, tief und ſchön dargelegt, gelehrt, erbaulich und korrekt gepredigt, mit Blumen und Weihrauch gefeiert. Das alles mag ſeine Berechtigung haben. Es gibt auch ein Bedürfnis des Kultes und der Anbetung. „Erſt in einer

künftigen Welt wird kein Tempel mehr ſein" (Hilty). Aber daß hier die Nachfolge in der Anbetung und Bewunderung *untergeht*, daß die korrekte Lehre und der wahre Kult in allem Ernſt, ja mit höchſtem Ernſt als *das* Chriſtentum betrachet wird, ja allein als Chriſtentum betrachtet wird; daß man alſo ſogar den Blickpunkt dafür, was *Ernſt* iſt und *um was es letztlich eigentlich geht*, verrückt; daß man die *Feier* von dem *Ernſt* nicht unterſcheidet, ſondern beide miteinander verwechſelt; daß man (um im obigen Bild Kierkegaards zu bleiben) den Sprung vom Karuſſelpferd der Kirchlichkeit, das ſich nur im Kreiſe dreht, zum wirklichen Pferd des wirklichen Lebens nicht findet: das iſt das Bedenkliche und Tragiſche, das zeigt die Größe der Spannung, die zwiſchen dem theologiſchen Kirchenchriſtentum und einem prophetiſchen Reichgotteschriſtentum beſteht. Dieſen Gegenſatz zwiſchen dem Prophetiſchen und dem Kultiſchen, Religiöſen, haben wir indeſſen bereits in einer früheren Abhandlung beleuchtet. Hier wollen wir daher uns mehr mit dem Unterſchied befaſſen, der beſteht zwiſchen dem Prophetiſchen und dem Poetentum und Gelehrtentum im allgemeinen.

Inwiefern ſteht nun das Prophetiſche im Gegenſatz zum Poetiſchen und Theoretiſchen überhaupt? Der Prophet, als Wahrheitszeuge und Richter ſeiner Zeit, iſt dem herrſchenden Zeitgeiſt höchſt unbequem, und muß es ſein. Was die Welt nicht prämieren kann oder nicht in eine ihrer Schubladen einreihen kann, das fürchtet und läſtert und bekämpft ſie. Solange ſie einen Geiſtesmann in die Schublade des Gelehrten oder Poeten unterbringen kann, iſt alles gut — aber auch harmlos. Es paſſiert nichts beſonderes; es ändert ſich nichts in der Welt, und das iſt den meiſten die Hauptſache. Es wird im Gegenteil der beſtehenden Ordnung Intereſſantes, Genuß und Unterhaltung geboten. Allerdings, die Wartenden, jene, die auf die Erlöſung Iſraels harren, die Sehnſüchtigen und Unzufriedenen, ſind enttäuſcht. „Nur ein Gelehrter, nur ein Poet!" ſagen ſie. Er ſchreibt zwar ſchöne Bücher, aber es iſt nur Literatur. Nichts für den einfachen Mann.

„Das Volk geht vorüber, bedauert nur:
‚Ich hab' keine Zeit für Literatur!' "

Er mag als Gelehrter und anerkannter Dichter ſogar gewiſſe Freiheiten und Kühnheiten ſich erlauben: die Maßgebenden laſſen ihm dieſe Lizenzen. Sie wiſſen: für ſie, für die beſtehende Ordnung, iſt er nicht gefährlich. Sie ſind ſeiner ſicher: iſt er doch abhängig von ihrem Geld und ihrem Lob. Er macht ſogar Reklame für ihre Sache. Und alles bleibt beim alten:

„Es geht in der alten Schlenderweiſe
Ein jeder die ausgetret'nen Geleiſe.
Und den Philiſtern zum Pläſier
Bleibt das Himmelreich bloß auf dem Papier!"

Auf der Linie des Poetentums und des Gelehrtentums mag viel Schönes und Interessantes geschafft werden, gegen die eigenen Zeitgenossen wird dabei aber nur blind geschossen. Der Prophet dagegen steht auf der ungemütlichen Linie existenzieller Wirklichkeit, wo es ernst gilt, wo man scharf schießt.

Es passiert nun zuweilen dem Weltgeist und dem Kirchengeist, daß er selbst, wider seinen Willen, den Propheten erwecken muß, der mit seinem lebendigen Wort das Urteil und Gericht Gottes vollzieht. Durch übermäßigen Druck von Unrecht und Gewalt schlagen sie den prophetischen Funken aus dem Stein. Ja, jeder Zeitgeist schafft sich den Propheten, der gegen ihn die Sache Gottes zu vertreten hat, selber. Wahre Erkenntnis, prophetische Erkenntnis und prophetisches Zeugnis erwacht stets nur auf dem Weg des Kreuzes, auf dem Weg leidvoller Erfahrung, nicht am Studiertisch.[1]) Wer diesem Kreuz der leidvollen Erfahrung klug aus dem Weg geht, der kann es vielleicht zum erfolgreichen Schriftsteller bringen, aber nicht zum Propheten. Der Poet will in erster Linie gefallen, durch den Klang und Stil seiner Worte sich und anderen Freude machen, der Prophet aber will aufwecken und zünden. Der Poet bläst die Schalmei, der Prophet die Trompete. Die Arbeit des Poeten und Literaten ist meist ein einträgliches Geschäft, es trägt Geld und Ehre ein, das Amt des Propheten trägt seinem Träger zu Lebzeiten meist nur Kritik und Verfolgung ein. Darum sind diese so selten und fehlen zeitweise ganz. Mancher Prophet hat durch menschliche Diplomatie und Klugheit sich selber verdorben. Denn es gibt keine „klugen Propheten". Womit nicht gesagt ist, daß er nicht vorsichtig umgehen soll mit der Wahrheit. Er wird sogar schweigen, bis er nicht mehr schweigen kann.

Treffend hat schon der alte Goethe den Unterschied zwischen Poetentum und Prophetentum herausgestellt: „Wollen wir den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: *beide* sind von *einem* Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu sein, sich in Gesinnung und Darstellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen, bestimmten Punkt und Zweck, und solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgendein bestimmtes Wort hat er zu verkünden, wie um eine Standarte will er durch dasselbe und um dasselbe die Menschen sammeln. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaubt; er muß also (in gewisser Hinsicht) eintönig und eindeutig reden und bleiben."

In der Tat: durch das eindeutige prophetische Wort erst werden Sünde und Irrtum einem Menschen oder einer bestimmten Zeit so recht

---

[1]) „In cruce robur mentis": Im Kreuze liegt die Kraft des prophetischen Geistes.

ins Bewußtſein gehoben. Mit dem prophetiſchen Wort erſt kommt der „Skandal". Er war zwar ſchon da, vielleicht ärgerten ſich ſchon Einzelne, aber man getraute ſich nichts zu ſagen, weil dem Einzelnen die Vollmacht und auch die Sprache dazu fehlte. Der Prophet erſt vermag die Wahrheit in die rechten Worte zu faſſen, er erſt wagt die Ruheſtörung, die mit der Aufdeckung des ſündhaften oder irrigen Zuſtandes gegeben iſt. Niemand vor ihm konnte ſich über dieſen Zuſtand Rechenſchaft geben, wenn man auch noch ſo ſehr darunter litt. Das macht den Propheten verhaßt. Er iſt nicht nur eine Art „Hofnarr", wie mancher Poet und begabte Schriftſteller es iſt, dem der fehlerhafte Zuſtand nur Stoff für ein paar geiſtreiche und anzügliche Witze liefert, der die Wahrheit nur poetiſch „durch die Blume" ausſpricht; oder ein Kanzelprediger, der die Wahrheit nur den kleinen und armen Sündern mit Salbung und Emphaſe ins Gewiſſen hineindonnert, ſondern ein Mann, der es wagt, die unangenehmſte Wahrheit nicht nur nach unten, ſondern auch nach oben, den Mächtigen und Herrſchenden, zu ſagen, der nicht nur die private, ſondern auch die kollektive, öffentliche Sünde anklagt.

Der Prophet hat zwar mit dem Dichter etwas gemein. Beide haben die Fähigkeit, etwas Erlebtes oder Geſchautes ſprachlich zum Ausdruck zu bringen. Allein der Dichter und Poet verklärt nur das Beſtehende in Natur und Geſchichte und hebt es ins Bewußtſein des Volkes, während der Prophet mit ſeiner Sprachgewalt das Seinſollende und Künftige dem Volk ins Bewußtſein hämmert. *Wo daher Poeten und Gelehrte, Schulmänner und Theologen den Propheten erſetzen wollen, da werden ſie zu falſchen Propheten.* Inſofern gilt, was Paul Schütz ſagt: „Die Theoriſten, das ſind die falſchen Propheten der Gegenwart." „Sie ſagen ‚gut ſteht's, gut ſteht's', wo es übel ſteht, und ‚Friede, Friede', wo kein Friede iſt." Ebenſo gehören Poeten und Prieſter leicht zu jenen, die die toten Propheten und Heroen der Vergangenheit preiſen, während ſie die lebendigen Propheten ſteinigen.

Da iſt aber noch ein anderer ſehr wichtiger Unterſchied zu beachten: Poeten und Gelehrte, religiöſe Schriftſteller, Theologen und Prieſter beſchäftigen ſich mit dem laufenden, ordentlichen Dienſt an der Bildung, Unterweiſung und Erziehung der Menſchen. Das muß ſein und kann und will durch die Propheten *nicht* erſetzt werden. Der Prophet ſetzt aber *da* ein, wo das ordentliche Bildungsweſen, Lehrertum und Prieſtertum verſagt: in außerordentlichen Zeitſituationen, in Zeiten kollektiver Fehlentwicklung in Staat und Kirche. In ſolchen Situationen ſind die ordentlichen Bildungsträger meiſt blind und ſchwerhörig: ſie bemerken nicht die Achſendrehung der Welt und die Willensänderung Gottes, die da eingetreten iſt. Denn — das wird oft überſehen — Gott iſt in bezug auf die Menſchen nicht „unveränderlich". Gott geht nicht ſtarr geſetzlich oder doktrinär vor in der Behandlung der Menſchheit, ſondern pädagogiſch, heilpädagogiſch. Gott kennt in der Leitung ſei-

nes Volkes nicht nur ein ſtarres „Entweder — Oder", ein bloßes Gut oder Bös, ſondern er kennt auch ein „Vorgeben und Nachgeben", ein Sich-Anpaſſen an den ſeeliſchen Zuſtand der Menſchen. Seine Forderungen können daher bald milder, bald ſtrenger ſein; was er geſtern geduldet, das kann er heute verbieten.

„Was geſtern wohlgeklungen,
Iſt heute falſch geſungen."

So konnte ein Prophet Amos den Opfergottesdienſt, den einſt Moſes auf Geheiß Gottes eingeführt, als einen Greuel bezeichnen, „den Gott nicht riechen mag"; ſo konnte einſt der gleiche Samuel heute unter den ſtärkſten Ausdrücken ſein Volk davon abhalten, einen König zu wählen (als Abfall von Gott, ja beinahe als Götzendienſt hatte er dies hingeſtellt), während er nachher, als alles nichts nützte, ihrem Willen willfahrte und ihnen den König als von Gott gegeben vorſtellte, dem ſie gehorſam ſein ſollen. So konnten im Laufe der Zeit die gleichen Einrichtungen, Königtum und Tempelweſen, von den einen Propheten gefordert, von andern Propheten wiederum bekämpft und als bös bzw. als erledigt hingeſtellt werden, je nachdem die konkrete Situation es erforderte. Das gleiche ſehen wir ſpäter in erhöhtem Maße bei Chriſtus: „Von den Alten iſt euch geſagt worden, *Ich* aber ſage euch." Was einmal „der Herzenshärtigkeit eurer Väter wegen" erlaubt war, iſt jetzt Sünde etc. Hier gilt das Wort: „Die Großen haben immer Recht, auch wenn ſie einander widerſprechen." Propheten ſind eben nicht Theoretiker, ſondern ſie ſtehen als *Korrektoren* in der lebendigen Geſchichte. Sie ſind es, die die Zeichen der Zeit erkennen und die Willensänderung Gottes wahrnehmen. Der Prophet iſt ſozuſagen ein „*ἰητρὸς ἀνήρ*", ein Arzt ſeines Volkes, er hat im Gegenſatz zum Theoretiker und Gelehrten eine *ärztliche* Aufgabe, und zwar vor allem die Aufgabe, *einem beſtimmten Volk in einer beſtimmten Zeit die richtige Diagnoſe zu ſtellen.* Der Prophet iſt weſentlich Diagnoſtiker, nicht Theoretiker und nicht Aktiviſt und auch nicht Wundertäter. Darin liegt die Größe und die Grenze der prophetiſchen Miſſion. Dieſe ihre Bedeutung kann kaum hoch genug geſchätzt werden.

Worin liegt denn ſolche prophetiſche Diagnoſe? Wenn zwei das gleiche Ausſehen haben, ſind ſie nicht notwendig die gleichen. Es kann zum Beiſpiel ein Volkskörper oder ein Kirchenkörper uns heute ſo ordentlich und geſund erſcheinen wie vor hundert Jahren oder eher noch geſunder und beſſer, und doch kann eine tiefer dringende Diagnoſe eine bedenkliche Verſchlimmerung feſtſtellen. Wenn mancher in ſeinem inneren Weſen echt und gut iſt, ſo daß man ihm Vertrauen entgegenbringen kann, ſo „mag es viel leiden", das heißt, man erträgt dann den Staub und den Schmutz, die Flecken und Fehler an ſeiner äußeren Erſcheinung leicht. Nichts vermag uns an ihm irre zu machen. Die Fehler ſind dann eben nicht Symptome ſeines inneren Seins, ſon-

dern mehr zufälliger Natur, der Tribut ſeiner Menſchlichkeit, die Folgen ſeines Helfenwollens mitten im Staub und Kampf dieſes Lebens. Seine Wunden und Schrammen und Fehler machen ihn uns eigentlich eher noch ehrwürdig und liebenswürdig, ſind ſie doch ein Zeichen dafür, daß er etwas wagte und ſich einſetzte. Die Fehler eines wahrhaft heiligen und guten Menſchen nützen uns daher mehr als ſeine Tugenden, ebenſo wie umgekehrt die Tugenden eines ſchlechten Menſchen uns mehr ſchaden wie ſeine offenbaren Laſter. Denn die Menſchlichkeiten und Fehler an einem Heiligen ſind uns ein Beweis ſeiner Lebendigkeit und Geſchichtlichkeit, ſie bringen uns ihn menſchlich näher, ſo daß ſein Beiſpiel uns ein Halt wird. So iſt es auch im Großen mit der geſchichtlichen Erſcheinung eines Volkes oder einer Kirche (oder beſſer einem beſtimmten Syſtem oder einer beſtimmten Regierung derſelben). Solange ſie noch lebendig und ſchöpferiſch tätig in der Geſchichte ſtand und im allgemeinen ſegensreich wirkte, konnte man an ihr vieles ertragen, man nahm alles in Kauf um des Guten willen, das ſie wirkte. Man weiß ja, wie lange ſtaatliche und kirchliche Herrſcher das Vertrauen des Volkes mißbrauchen, wie lange ſie auf Koſten dieſes Vertrauens, dieſes Volkskredits, ſündigen konnten. *Das kann aber auf einmal anders werden.* Während früher die Laſter und Fehler einen nicht irre machen durften an der Kirche, ſo kann es morgen vielleicht ſo ſein, *daß uns umgekehrt ihre ſcheinbare Tugendhaftigkeit nicht irre machen darf an ihrer tatſächlichen Dekadenz und Gefallenheit.* Wenn es nicht mehr viel leidet, um an der Kirche irre zu werden, wie das heute zum Beiſpiel der Fall iſt, ſo iſt das bereits ein ſchlimmes Zeichen. Gewiſſe in Erſcheinung tretende Fehler, ſelbſt ſcheinbar geringe Fehlentwicklungen, machen uns viel raſcher bedenklich und nehmen wir viel ernſter, als dies früher bei viel gröberen Fehlern der Fall war. Warum? *Die Fehler werden jetzt eben zu Symptomen der Dekadenz, der inneren Pervertierung.* Darum auch von ſeiten der Kirche die übergroße Empfindlichkeit, die krampfhafte und krankhafte Selbſtapologie. Es mag nicht mehr viel leiden, ſie mag nichts mehr ertragen. Das iſt ein Zeichen der inneren Schwäche und Unſicherheit. Darum fürchtet ſie auch jeden Hauch der Kritik gleich einem Kartenhaus. Gewiß: Kirche bleibt immer noch Ideal, „Anſich-Wahrheit", wie immer ihr konkreter Zuſtand ſein mag. Aber hic et nunc, die empiriſche Erſcheinung derſelben befindet ſich dann laut der prophetiſchen Diagnoſe in einem Krankheits- oder Erſtarrungszuſtand. Während die Gelehrten nur das „an ſich" einer Erſcheinung im Auge haben (der Anthropoſoph zum Beiſpiel „den Menſchen an ſich", der Theologe „die Kirche an ſich"), hat der Arzt den *konkreten* Menſchen im Auge und der Prophet die *konkrete Menſchheit,* die *konkrete Kirche,* nicht bloß eine lehrhafte dogmatiſche Sicht derſelben. Er hat die Fähigkeit, eine richtige Diagnoſe und Prognoſe zu ſtellen über den wirklichen Zuſtand des Patienten, ob er geſund, krank oder ſterbend ſei. Und der Theo-

retiker mag entſetzt ſein über dieſe Diagnoſe, weil ſein Bild von der Kirche immer gleich ideal und wundervoll iſt. Aber es gilt dennoch vom Propheten das Wort, das Homer vom Arzt ſagt: „ἰητρός γάρ ἀνήρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων", „Der heilende Mann iſt über alle andern zu ſchätzen." *Denn die rechte Diagnoſe iſt von entſcheidender Wichtigkeit.* *H.*

Die Nachfolge.

Choix.

Si Jésus revenait
il choisirait de n'appartenir point
à une race particulière, à une nation, à une classe,
pour être tout à tous!
A moins qu'il ne choisisse, pour encore porter une croix,
la race la plus honnie,
la nation la plus meurtrie,
la classe la plus méprisée et la plus exploitée.

Suivre.

Que les hommes de bonne volonté
tombent,
n'ayant rien accompli de leur haut dessein,
je ne leur reprocherai rien,
sauf avoir été si peu suivis.
Ils me répondront, le sourire triste,
les mains lasses,
que l'essentiel pour eux n'était pas d'être suivis,
mais d'avoir eux-mêmes suivis, jusqu'à l'échec même,
leur maître.

Si l'ame capitulait . . .

Que serait la vie, si l'âme capitulait,
si devant les résistances de la masse pesante
et les avances de la vie facile
elle se déterminait à n'espérer plus,
à ne désirer plus,
à ne vouloir plus,
se contentant de subir la vie . . .
Dût-elle se dire, pour se donner figure de volonté libre:
Je veux être esclave, je préfère la mort?

Mais . . .

„Seigneur, je veux bien te suivre,
mais . . .
je voudrais savoir exactement ce qui m'attend;
voir comment va se passer cette vie, que tu veux tracée sur un autre modèle,
a quoi vont me mener ces décisions que tu veux immédiates, absolues, définitives,
ce qui va sortir de ce radical renversement des valeurs . . .

„Tu ne peux rien savoir, sauf que je te mène à la vie,
et que t'obstiner où tu es, c'est la mort."

La croix victorieuse.

Nous croyons en la paix,
quand même,
ayant lié notre foi à Jésus-Christ,
qui, par sa croix,
a voulu des peuples antagonistes
faire un seul peuple!
Et nous savons,
que la croix ne peut être vaincue.

Dans la nuit . . .

Sentinelle, que dis-tu de la nuit,
longue encore et en elle
aucun signe
d'une proche aurore?
Le noir est encore lourd sur le front de la colline,
la peur est encore pesante sur nos cœurs d'hommes.
Sentinelle, que dis-tu de la nuit?
Une aurore se lève, avant l'heure,
et j'entends des voix d'anges:
Paix sur la terre!
Ce n'est point la paix encore, mais l'espérance;
ce n'est point l'aube encore, mais le prélude;
ce n'est point Pâques encore, mais c'est Noël;
le noir est moins lourd au front de la colline;
la peur moins pesante sur nos cœurs d'hommes.

***

Hermann Kutters Vermächtnis.

Kritiſche Bemerkungen zu einer Schrift.[1])

Im vergangenen Jahre hat *Walter Nigg*, Profeſſor für Kirchengeſchichte an der Univerſität Zürich, eine Schrift herausgegeben mit dem anſpruchsvollen Titel: „Hermann Kutters Vermächtnis." Sie iſt in der Hauptſache eine Zitatenſammlung aus Kutters Büchern, die von Nigg kommentiert und dem beſonderen Zweck der Schrift ein- oder vielmehr untergeordnet wird. Iſt das Prinzip der Zitatenauswahl ſchon willkürlich, engt ſie auch das Vermächtnis Kutters in die Schablone gegenwärtiger theologiſcher Streitfragen ein, ſo wären wir Walter Nigg dennoch zu Dank verpflichtet, wenn er verſucht hätte, Kutters Anſchauungen mit der nötigen Sachlichkeit wiederzugeben, ſoweit ſie die gegenwärtige theologiſche und kirchliche Frage berühren oder überhaupt dem Menſchen von heute von Bedeutung ſein könnten. Nun iſt aber der Geſichtspunkt der genannten Publikation keineswegs, wie der Titel vermuten ließe, ein objektiver. Es wurde gar nicht der Verſuch unternommen, in ſachlicher Weiſe die Frage zu beantworten: wer iſt Kutter geweſen, was hat er geſagt und was hat er getan? Das Ganze iſt ein literariſches Unternehmen, um Kutter für die theologiſch-kirchliche Kampfpoſition des Herrn Profeſſor Walter Nigg und ſeiner Geſinnungsgenoſſen *nutzbar* zu machen. Freilich geſchieht das, der beſonderen Mentalität des Herrn Nigg entſprechend, nicht ſo, daß der Liberalismus des Walter Nigg und ſeiner Freunde ernſtlich und nachdrücklich an Kutter gewieſen würde, ſondern, daß im Gegenteil Kutters Schriften nach ihrer Verwandtſchaft mit dem religiöſen Liberalismus Niggs unterſucht werden. Die nach ſolchem Prinzip erfolgte Zitatenauswahl erhält dann den Namen des „Vermächtniſſes".

Mit Recht nehmen die kritiſchen Aeußerungen Kutters über Dogma, Kirche und Theologie einen breiten Raum ein. Es ſind Aeußerungen, die mutatis mutandis heute noch zu Recht beſtehen. Ebenſo wichtig indeſſen wie die Kritik ſelber iſt uns die Poſition, von der aus kritiſiert wird. Während der Standort Kutters für uns klar iſt, dürfte dies in bezug auf Walter Nigg keineswegs der Fall ſein. Zum mindeſten vernehmen wir von Nigg ſelber darüber nichts.

I.

Am Anfang ſeiner Schrift zeichnet der Verfaſſer mit begeiſterten Worten das Bild Hermann Kutters. Soweit es die äußere Erſcheinung des bedeutenden Mannes vor unſerem Auge erſtehen läßt, iſt es treffend, lebendig, beinahe romantiſch. Wo es aber mehr ſagen will, muß es als überſchwengliche und unhaltbare Verzeichnung von all denen empfun-

[1]) Vgl. das „*Nachwort*".

den werden, die nicht wie Nigg als blutjunge Menſchen, ſondern als gereifte Männer mit Kutter verkehrten. Wenn auch an den Schilderungen weiter nichts auffiele, ſo müßte allein die Tatſache alle Leſer zur Vorſicht mahnen, daß ein angeblicher Verehrer Kutters in dieſer Weiſe, in dieſen Superlativen und Hyperbeln, in den ausſchweifendſten Ausdrücken, die ihm zu Gebote ſtanden, von Hermann Kutter redet.

Hat Kutter das nötig? Die Ehrfurcht vor dem lebendigen Gott, dem Kutter diente, legte ſie dem Schüler nicht eine gedämpftere Tonart, eine maßvollere Sprache nahe? Sollte es wirklich ſo ſein, daß Hermann Kutter ſelber ſolchen „Huldigungen" zugänglich geweſen wäre, ſolche Schüler zu ſeinen Vertrauten gemacht hätte? Wahrlich, die Pietät allein gegenüber dem Toten verhindert uns, hier mehr zu tun, als *Einſprache* gegen dieſes Kutterbild zu erheben.

Ein weiteres Charakteriſtikum der in Frage ſtehenden Schrift beſteht in dem Eindruck, daß Nigg ſich geradezu mit Kutter identifiziere. Dieſes ſich auf jeder Seite äußernde Selbſtbewußtſein ermächtigt den Verfaſſer, nach allen Seiten Noten auszuteilen, allen, außer ſich ſelbſt, den Spiegel vorzuhalten. Die Berechtigung zu einem derartigen Verhalten ſcheint uns nicht vorhanden. Was haben denn Walter Nigg und ſeine Geſinnungsgenoſſen getan, um Kutters Erbe lebendig zu erhalten? Wo vernehmen wir denn von dieſer Seite etwas von dem leidenſchaftlichen Kampf gegen den Mammon und ſeine Trabanten? Wo hören wir denn in dieſen Kreiſen einen klaren Trompetenſtoß gegen die Knebelung unſerer bedeutendſten Freiheitsrechte? Wenn Hermann Kutter einſt in jener gewaltigen Weiſe das Evangelium für die Oeffentlichkeit, für Staat und Geſellſchaft reklamierte — wo ſind denn Kutters Erben heute?

Hat Walter Nigg das geringſte Recht, andere zu beſchuldigen, das Kutterſche Erbe mißachtet oder vertan zu haben, er, der vorderhand nur eine Zitatenſammlung aus Kutter dazu benützt, ſich und ſeine theologiſche Richtung hinter Kutter zu verſchanzen, um andere um ſo bequemer angreifen zu können?

Mit welchen Mitteln das geſchieht, wird vor allem in den polemiſchen Aeußerungen gegen Ragaz erſichtlich. Typiſch dafür, wie ein Vorurteil, ein Reſſentiment das Urteil eines Hiſtorikers, und leider im beſonderen Maße das eines Kirchenhiſtorikers, zu trüben vermag, iſt Niggs Behauptung: „Kutter iſt als Vater der religiös-ſozialen Bewegung anzuſprechen." Dieſe Behauptung iſt unrichtig und dürfte, auf das zutreffende Maß zurückgeführt, etwa ſo lauten: Kutter iſt als einer der Väter anzuſprechen. Abgeſehen davon, daß Kutter an der Gründung der religiös-ſozialen Bewegung im Jahre 1907 zu Degersheim gar nicht beteiligt war, erſchien ſein Buch „Sie müſſen" im Jahre 1906, in welchem vorher von Leonhard Ragaz „Das Evangelium und der ſoziale Kampf der Gegenwart" der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Die Unrichtigkeit der Behauptung bedingt auch die Unrichtigkeit der Folge-

rungen, die Nigg daraus zieht, insofern er von dieser fälschlich behaupteten Urheberschaft her eine Gebundenheit an Kutter ableitet und eine Abhängigkeit postuliert, die ja schließlich nicht die *Größe*, sondern die *Eitelkeit* Kutters beweisen würde. Es ist bezeichnend für Walter Nigg, daß er dies nicht einmal zu merken scheint. Wie aber, so fragen wir weiter, konnte Nigg die entscheidende Bedeutung von Leonhard Ragaz für die Gründung der religiös-sozialen Bewegung unterschlagen?

Wie konnte der Kirchenhistoriker Nigg, der wenigstens bei der Interpretation Kutters den Schein der Wissenschaftlichkeit durch Zitate wahrte, in seinen polemischen Behauptungen gegen Ragaz auf solche völlig *verzichten?* Es muß doch als ein Unikum bezeichnet werden, wenn in einer Schrift, die religiöse Gegenwartsfragen ernsthaft zu behandeln vorgibt, ein Mann wie Leonhard Ragaz, dessen Arbeit in 35 Jahrgängen der „Neuen Wege" und zahlreichen andern Veröffentlichungen vorliegt, nicht mit einem einzigen eigenen Worte angeführt, sondern mit bloßen zum Teil *völlig aus der Luft gegriffenen Behauptungen apostrophiert wird.* So schreibt Nigg Seite 37: „Die Kluft vertiefte sich noch, als im ersten Weltkrieg die religiös-soziale Gruppe sich in ihrer Entente-Freundschaft immer mehr in die Rolle eines jüngsten Richters hinein steigerte, während Kutter für Deutschland seine ‚Reden' schrieb."

Man kann heute nur wiederholen, was damals schon die Religiös-Sozialen ausgesprochen: Kutters „Reden" waren ein verhängnisvoller Mißgriff, ein kolossaler Irrtum, begangen in der Pose eines prophetischen Geschichtsdeuters und (im Sinne Niggs) Weltrichters, ein Vergehen, insofern er Dinge bagatellisierte, die vor Gott laut genug anklagten. Es sollte einem prophetischen Manne innerlich unmöglich sein, die Zertretung der Kleinen zu bagatellisieren, selbst auf die Gefahr hin, vor der Welt und den Kirchenhistorikern als Doktrinär zu gelten. Daß aber die Behauptung Niggs, die wir oben zitiert, auch sonst *aus der Luft gegriffen ist*, hätte eine auch nur oberflächliche Einsichtnahme in „Neue Wege" 1918 dartun können. Wir lesen nämlich am Schlusse einer „Unsere Politik" überschriebenen Artikelserie von Ragaz auf Seite 293: „Wir haben damit zwar nicht alles gesagt, was zu diesem Thema gehört, aber vielleicht doch den Grundriß unseres Denkens gezeichnet. *Unsere letzte Formel lautet: Wir sind nicht für oder gegen Deutschland und nicht für oder gegen die Entente, sondern gegen die vorhandene politisch-soziale Ordnung und für ein neues Europa und eine neue Welt.* Das ist der Schlüssel zu all unserem Tun und Urteilen. Man hat uns bösartigerweise vorgeworfen, wir seien im Grunde weniger ‚Antimilitaristen' als ‚Deutschfeinde' und ‚Ententisten'. Aber wir fragen: Was in aller Welt hätte uns denn zu ‚Deutschfeinden und Ententisten' gemacht? Das müßte doch einen Grund haben! Die Sache liegt umgekehrt: Wir sind Anhänger eines

menſchheitlichen Ideals, und davon hängt unſere politiſche Stellungnahme im einzelnen ab. Wir würden dieſe ſofort ändern, ſobald das Verhältnis der Völker zu dieſem Ideal ſich änderte. Ein verändertes Deutſchland fände uns gegen eine imperialiſtiſch-militariſtiſche Entente ſofort auf ſeiner Seite. In alledem können wir ſelbſtverſtändlich irren. Wir wollten ja nur zeigen, wie wir's *meinen*, wollten zeigen, daß wir für unſere Haltung die ernſthafteſten *Gründe* haben und ſie am Höchſten orientieren. Es iſt *unſer* Denken; wir verlangen nicht, daß Andere es teilen, ſind aber bereit, mit ihnen darüber zu verhandeln."

Sapienti sat. Wo iſt hier die Rolle eines jüngſten Richters? Sie exiſtiert nirgends als in der Phantaſie des Herrn Nigg. Wo findet ſich hier das geringſte Zeichen von Doktrinarismus? Herr Profeſſor Nigg wird uns darauf ewig die Antwort ſchuldig bleiben.

II.

Wer ſich einmal daran gewöhnt hat, Behauptungen für Beweiſe auszugeben, der mag auch an folgendem Unſinn Geſchmack finden: Seite 37: „Während Ragaz die neuen Einſichten als ſozialdemokratiſches Parteimitglied in politiſcher Beziehung auszumünzen begann, beurteilte Kutter dieſe organiſatoriſch-aktiviſtiſche Tätigkeit als Irrweg, der vom Zentrum ins Peripheriſche abführe." Wir wollen es zunächſt Walter Nigg nicht übel nehmen, daß er das, worüber er hier redet, nicht beſſer weiß; denn damals, als Leonhard Ragaz in Arbeiterverſammlungen von Jeſus Chriſtus und dem ſozialen Sinn der Bibel und des Evangeliums ſprach, damals, als Kutter *in der Kirche* und *nur in der Kirche* predigen wollte und den Kirchenrock mit Bäffchen nicht auszuziehen imſtande war, damals, als Kutter nie in Volksverſammlungen zu den Zöllnern und Sündern hinunterſtieg und auch niemals die Motive ſeiner Zurückhaltung bekanntgeben wollte, damals, als die meiſten Pfarrer die angemeſſene Sprache, die Kirche aber das Vertrauen verloren hatten, damals war Herr Profeſſor Nigg noch nicht einmal Konfirmand. Wir wollen es ihm gerne nachſehen, wenn er darum auch nie ſelber in ſolchen Verſammlungen den Vorträgen von Ragaz zugehört hat. Aber dem heutigen Kirchenhiſtoriker Nigg müſſen wir es ins Geſicht ſchleudern: was er im obigen Zitat aus ſeiner Schrift behauptet, *iſt eine Verleumdung*, um ſo trauriger, als gerade dieſe mühevolle und ſelbſtloſe Arbeit dem Verſuch gewidmet war, das Evangelium vom Reiche Gottes den religionsfeindlichen und kirchenfremden Arbeiterkreiſen zu verkünden. Ohne Kirchenraum, ohne Talar und ohne Liturgie. Man ſollte meinen, der Verwalter des Kutterſchen Erbes ſollte dafür ein ganz beſonderes Verſtändnis haben. Leider fehlt ihm das, um ſo weniger gebricht es ihm dafür an anmaßendem Urteil. Wo, ſo fragen wir, hat Ragaz ſeine Bekenntniſſe parteipolitiſch ausgemünzt? Ragaz hat nie für die Sozialdemokratie ſo unkritiſche Töne

gefunden wie Kutter in ſeinem „Sie müſſen“. Gerade die letztgenannte Schrift Kutters belaſtete die religiös-ſoziale Bewegung der Schweiz aufs ſchwerſte wegen ihrer kritikloſen Verherrlichung der Sozialdemokratie. Es gehört gerade zum Unverſtändlichſten der ſeitherigen Entwicklung, daß Ragaz mit Vorwürfen bedacht wird, die niemand anders als Kutters „Sie müſſen“ provoziert hatte. Bis zum heutigen Tag werden dieſe Vorwürfe erhoben. Aber daß ein Walter Nigg ſie wieder erhebt, ohne den geringſten Beweis für ihre Berechtigung zu erbringen, iſt allerdings ein bedenkliches Zeugnis für eine beſtimmte Art von Kirchenhiſtoriker. Die ganze Vortragsarbeit von Leonhard Ragaz in den Kreiſen des Proletariates hatte ja gar nichts Organiſatoriſch-Aktiviſtiſches an ſich. Sie hat nie und in keinem Fall parteipolitiſchen Zwecken gedient. Freilich, wenn Nigg weiter unten in ſeiner Schrift behauptet, daß die doktrinär gewordene religiös-ſoziale Bewegung keine Bedeutung neben der marxiſtiſchen Sozialdemokratie habe beanſpruchen können, ſo dürfen wir hier immerhin feſtſtellen, daß Ragaz zu einer gewiſſen Zeit in der Arbeiterſchaft ein ſolches Vertrauen und Anſehen genoß, daß man zum Beiſpiel ihm eine Nationalratskandidatur faſt aufzwingen wollte. Ragaz hat das abgelehnt, weil er nicht auf der politiſchen Tribüne ſeine Aufgabe ſah. Aber offenbar weiß es Walter Nigg, wie die Theologen nun einmal ſind, auch hier beſſer.

III.

Wenn Nigg mit einer kritiſchen Aeußerung Kutters ſeine Behauptung gegen Ragaz zu ſtützen ſucht, ſo fragen wir: „War es peripheriſch für Kutter, das Evangelium aus der Kirche hinaus auf die Gaſſe zu tragen? War es peripheriſch für Kutter, die Botſchaft vom Reiche Gottes undogmatiſch, unliturgiſch, im Werktagsgewand und im Dunſt der Volksverſammlungen zu verkünden? Was wollten denn die Schriften Kutters? Wollten ſie etwas, was er ſelber dann doch nicht tun konnte? Ragaz aber hat nicht in einer einzigen zu rein politiſchen Zwecken veranſtalteten Verſammlung geredet. Es iſt ja ſehr intereſſant, dogmenkirchen- und ſakraments-kritiſch zu ſchreiben, wenn man eine Kirchenpflege hat, die bereitwillig auf die Wünſche und Bedenken des einen Pfarrers eingeht, da ſie jederzeit die Möglichkeit hat, die andern mit dem zu belaſten, was der eine nicht beſorgt.

Aber wir ſind mit Walter Nigg noch nicht fertig. Auf Seite 37 befaßt er ſich mit dem „Dokrinarismus der religiös-ſozialen Bewegung“. Er ſpielt darin Kutter gegen Ragaz aus. Das iſt immer ein pikantes Spiel für Leute, die nichts Eigenes zu ſagen haben. Wir fragen gegen Kutter und Nigg: Woraus, wenn nicht aus der göttlichen Forderung, woraus, wenn nicht aus der Arbeit, aus dem Kampfe für Gottes Sache ſollten uns die nötigen Kräfte fließen? Der fordernde Gott iſt's ja, der uns, wenn wir nur ernſtlich gehorchen wollen, die

Kraft zum Vollbringen ſchenkt. Aber auf Vorſchuß freilich gibt Gott keine Kraft. Es iſt darum nicht viel mehr als ein bloßes Wortſpiel oder dann ein Hinweis auf die überwindende Kraft des Glaubens, wenn Kutter ſagt: „Wer in Gott gegründet iſt, der verlangt und poſtuliert den Frieden nicht, der erzeugt ihn als ſelbſtverſtändliche Frucht ſeines Lebens aus ſich ſelbſt.“ Was beweiſt nun das gegen die unermüdliche Arbeit von Ragaz für den Frieden, was beweiſt das gegen die Notwendigkeit der Aufrüttelung der Gewiſſen zur Friedensarbeit nach dem Weltkrieg? Gar nichts! Es iſt ein klägliches Fündlein, das Nigg uns vorſetzt, um ſo kläglicher, als der Kampf um den Frieden wahrhaftig nicht ein Privatvergnügen von Leonhard Ragaz, ſondern eine unter ſchweren Anfechtungen geleiſtete, bis in die jüngſten Jahre unſäglich opfervolle Arbeit war. Sollte es wirklich der Kutterſchen Haltung entſprechen, wenn Nigg mit der hämiſchen Bemerkung „Doktrinär“ den Kampf um eine Friedensordnung erledigt? Wo ſtanden denn die ſpeziellen Geſinnungsgenoſſen des Herrn Nigg in den langen Jahren nach dem erſten Weltkrieg? Laſſen wir Ragaz ſelber zur Sache ſich äußern („Neue Wege“ 1918, Seite 243—244): „Es hat uns dabei wirklich nicht irgendeine Laune oder Sympathie oder Voreingenommenheit geleitet. Wir haben in dieſes ungeheure Geſchehen hineingeſchaut mit der Hoffnung, daß es uns ſchließlich, wenn auch gleichſam wider Willen, dem näherbringen werde, was das A und O unſeres Sehnens und Wollens iſt: dem Reich Chriſti. Wir haben erwartet — und tun es noch —, daß es den Zuſammenbruch der ganzen Welt bedeute, gegen die wir gekämpft haben und kämpfen. Vor allem unſeres politiſch-militäriſchen und ſozialen und unſeres religiöſen Syſtems. Wir haben gehofft — und tun es noch —, daß es den Götzen der Staatsallmacht ſtürzen werde, aber dazu noch eine Fülle von andern Götzen, die an die Stelle Gottes getreten waren. Eine ganze götzenhaft und gottlos gewordene Kultur. Es wurde ein Kampf zwiſchen Cäſar und Chriſtus, ja einer zwiſchen Chriſt und Antichriſt. *Unſer* Feind war dabei der religiöſe Militarismus, eine ganze Art Chriſtentum, eine Weiſe, Gott zu verſtehen, ja — man erlaube dieſen Ausdruck — ein beſtimmter Gott. Es war in letzter Linie ein Kampf zweier Weltanſchauungen, zweier Religionen, zweier „Götter“. Es war nicht bloß ein politiſch-militäriſches Geſchehen. Dieſes war nur gleichſam das unterſte Stockwerk. Ueber ihm erhob ſich, höher und höher ſteigend, ein Geiſteskampf und Geiſterkampf um die letzten und größten Menſchenfragen. Die Ereigniſſe der Schlachtfelder wurden klein neben *dieſen* Schlachten, von denen wir annehmen, daß ſie auch nach dem Ende des blutigen Krieges vorwärtsgehen und ſich nur immer heftiger geſtalten werden. Das Höchſte und Größte war im Spiel; eine Wendung der Menſchengeſchichte, das Kommen eines neuen Aeon ſtand in Frage. Wir nahmen Partei mit unſern höchſten Ueberzeugungen und ſtärkſten Gefühlen, wir ſtellten uns mit in den Geiſterkampf.

Er verdichtete ſich im Kampf gegen den *Krieg*. Der Krieg wurde uns zum Symbol der ganzen widergöttlichen und widermenſchlichen Welt, gegen die wir ſtritten, und der Sieg über ihn, das Symbol des Durchbruchs der neuen Welt. Es war alſo nicht bloß der Krieg allein, als einzelne Tatſache, was uns zu einem Kampfe aufregte, den wir als entſcheidend betrachten. Wer uns nur ſo verſtanden hat, der hat uns mißverſtanden. Er konnte dann zu der Meinung kommen, daß wir uns zu ſtark auf dieſen Einen Punkt feſtlegten und konnte jene bekannten Vorwürfe erheben, es ſei mit der Beſeitigung des Krieges nicht getan und man dürfe ihn auch nicht für ſich allein bekämpfen, ſondern nur im Zuſammenhang mit einer Umkehr des ganzen menſchlichen Weſens und einem Kommen Gottes. Das war durchaus unſere Meinung. Wir erblickten im Kriege eine Zuſammenfaſſung jener ganzen widerchriſtlichen und widermenſchlichen Welt. Wenn uns Uniform, Gewehr und Bajonett Zorn und Ekel einflößten, ſo taten ſie dies als Symbol der Unmenſchlichkeit, Roheit und Sklaverei. Auch war uns klar, daß nur mit allen Kräften der neuen Welt zuſammen und gerade ihrer tiefſten: dem reinen Opfer, der Krieg grundſätzlich beſiegt und damit in die himmelhohen Mauern der alten Welt eine Breſche gelegt werden könne. Aus *dieſem* Grunde, nicht aus irgendeiner politiſchen Berechnung, haben wir die Dienſtverweigerung, falls ſie aus den rechten Beweggründen und auf die rechte Weiſe geſchehe, als Waffe gegen den Krieg ſo hoch eingeſchätzt. Aber auch ſie, überhaupt unſern ganzen „Antimilitarismus", wollten wir nicht eine Sache für ſich, einen neuen „Ismus", ein Dogma, eine Sekte, eine Einzelbewegung werden laſſen, ſondern betonten ſtets, daß ſie nur als ein Ausfluß der Bewegung auf das *ganze* Reich Gottes hin ihr Recht und geſundes Leben hätten. Auch darum haben wir jede politiſche Agitation dafür trotz großen Verſuchungen vermieden. In der Dienſtverweigerung wie im ganzen Kampf gegen den Krieg („Antimilitarismus") verdichtete ſich uns für dieſe Weltſtunde der Kampf des Reiches Gottes. Es half nichts, allerlei ſchöne religiöſe Wahrheiten zu verkündigen, während der Kanonendonner zu uns herüberdrang. Das wäre religiöſe Willkür geweſen. *Hier* rief Gott, *hier* mahnte er, *hier* mußte, wer ihm dienen wollte, einſtehen. Aber wir haben im Zuſammenhang mit dem Kampf gegen den Krieg *alle* Probleme der Kataſtrophe und der neuen Orientierung durchdacht, durchlebt, durchlitten, ſoweit Kopf und Herz und die Kraft des Leibes und der Seele reichten, und nur ein kleiner Teil dieſer Arbeit iſt in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Das iſt's, worum es ſich für uns handelte. Zu dieſen höchſten Geſichtspunkten kamen ſolche von mehr untergeordneter, wenn auch nicht unwichtiger Art. Wir ſind *Schweizer*. Die Zukunft unſeres Volkes iſt uns zwar nicht das allerhöchſte, aber doch ein hohes Anliegen. Wir ſind *Demokraten*, nicht im Schlapphutſtil, aber im Sinne der entfalteten Grundgedanken der ſchweizeriſchen Reformation. Wir

ſind Liebhaber der *Freiheit*, ſie iſt unſere ſtärkſte Leidenſchaft. Die Schweiz, die Demokratie, die Freiheit waren alſo im Spiel. Wir erblickten in dieſer weltgeſchichtlichen Kriſe einen Zuſammenſtoß des autoritären und autokratiſchen Syſtems der Menſchengemeinſchaft mit dem freiheitlichen und demokratiſchen. Erſt am Ende kamen vielleicht auch einige rein ſubjektive und private Gefühle und Erlebniſſe, die auch ihrerſeits keine bloßen Launen waren. Die große Hauptſache blieb uns immer die Frage: alte oder neue Welt, Chriſt oder Antichriſt? Unſer Gottesglaube und Reich-Gottesglaube war im Einſatz, nicht „Politik".

IV.

Dieſe Stelle im Zuſammenhang mit dem Hinweis auf den Vortrag von Ragaz „Ueber den Sinn des Krieges" dürfte allen Kundigen genügen, um die Unhaltbarkeit der Niggſchen Behauptungen darzutun. Es ſcheint mir aber nicht ganz belanglos zu ſein, die obige Zitation mit der Kutterſchen Schrift „Ich kann mir nicht helfen" zu vergleichen. Man wird ohne weiteres einſehen, wo nationale Voreingenommenheit im Spiele war, bei Kutter oder bei Ragaz. Wir haben damit alles geſagt, was zu dem Vorwurf des „Doktrinarismus" geſagt werden kann. Treue zu einer in ſchwerſter Not gewonnenen, in heiligem Entſchluß gefaßten Erkenntnis und Kampf um dieſe Wahrheit auf dem harten Boden der Wirklichkeit iſt für Walter Nigg „Doktrinarismus". Wie gut, daß dieſer Mann nur Kirchengeſchichte und nicht bibliſche Theologie zu lehren hat!

Man mußte eigentlich darauf gefaßt ſein, daß Nigg, nachdem er Kutter gegen Ragaz ausgeſpielt, auch noch *Blumhardt* für ſeine polemiſchen Zwecke mißbrauchen werde. Dabei zeigt nun Walter Nigg ſich wirklich in noch weniger ſchmeichelhaftem Lichte. Während er in ſeiner Geſchichte des religiöſen Liberalismus mit einigem Bedauern und faſt mitleidig feſtſtellt, daß die Religiös-Sozialen, zu ſtark von Blumhardt beeinflußt, dem liberalen Chriſtentum je länger deſto mehr entfremdet wurden, *bedauert* er in der vorliegenden Schrift, daß der jüngere Blumhardt *leider viel zu wenig bekannt ſei*. Was gilt nun eigentlich? Das Bedauern über den unbekannten Blumhardt oder dasjenige über den einflußreichen Blumhardt? Entweder iſt alles Spielerei, was wohl die zutreffende Annahme iſt, dann haben wir die Ausſprüche über Blumhardt gar nicht ernſt zu nehmen, oder aber das widerſpruchsvolle Verhalten gegenüber Blumhardt iſt ernſt, dann zweifeln wir an der Perſon des Herrn Nigg. Einige Klarheit in dieſe Verwirrung dürfte es bringen, wenn wir uns erinnern, wie die ſpeziellen Geſinnungsgenoſſen Niggs, etwa Willi Wuhrmann im „Religiöſen Volksblatt", die Blumhardt-Predigten „begrüßt" hat. In Verbindung mit jenen Artikeln bedeuten die Auslaſſungen Walter Niggs über Blumhardt geradezu die Vervollſtändigung der Karikatur von Blumhardt-Verehrung.

Und wer hat nun das Verdienſt, den leider viel zu wenig bekannten jüngeren Blumhardt wieder bekanntgemacht zu haben? Vor allem Leonhard Ragaz, der ſchon 1921 uns den reichen Schatz der Glaubenswelt Blumhardts in ſeinem Buche „Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn und weiter" erſchloſſen hat. Nigg, der die glühende Zigarre Kutters, den Papagei und den Bernhardiner nicht vergeſſen hat, überſieht — wie es ja ſchließlich einem Profeſſor geſchehen kann — dieſe außerordentliche Publikation. Wir ahnen, nach allem Vorangegangenen, weshalb. Ich will dieſen Abſchnitt nicht beſchließen, ohne eine Erinnerung an die Gymnaſialzeit feſtzuhalten. Als die Aufſätze von Ragaz über Blumhardt erſchienen, kommentierte ein Lehrer, der Herrn Nigg nicht unbekannt ſein dürfte, dieſe Veröffentlichungen mit folgenden Worten: „Und nun befaßt ſich dieſer Profeſſor Ragaz *mit einem ſeichten Sektenprediger* namens *Blumhardt.*" Das war vor mehr als zwanzig Jahren die Art, wie man ſowohl über Blumhardt wie über Ragaz geſprochen hat in Kreiſen, die Nigg naheſtehen. Nigg ſelber beweiſt nur, daß es bis heute nicht anders geworden iſt. Wenn Walter Nigg ſoviel an Blumhardt gelegen wäre, ſo hätte er ſeinen Leſern einen großen Dienſt und der wiſſenſchaftlichen Objektivität viel mehr Genüge geleiſtet, indem er etwas über das Zuſammentreffen Kutters mit Blumhardt hätte verlauten laſſen. Denn jenes Zuſammentreffen iſt nicht ohne Zeugen geblieben. Die originale Leiſtung Kutters beſteht unſeres Erachtens in ſeiner Philoſophie, nicht aber in ſeiner religiöſen Erkenntnis. Es iſt befremdlich, daß Nigg den Unterſchied zwiſchen Ragaz und Kutter nicht in ihren eigentlichen Anſatzpunkten, für Kutter bei Luther und für Ragaz bei Zwingli und Calvin, ſieht, ſondern in der ſprudelnden Genialität des einen und dem Doktrinarismus des andern. Wer aber eines jeden Beſonderheit nicht tiefer, objektiver, nicht mit mehr Willen zur Wahrheit zu würdigen vermag, der ſollte ſich beſcheiden, zu beſchreiben, was er ernſtlich und ohne hämiſche Abſichten zu verſtehen ſich bemüht hat. Für den Hiſtoriker Nigg wäre es ja ein Leichtes geweſen, ſich objektiv und gründlich über Ragaz zu informieren. Er glaubte, das für die vorliegende Schrift nicht nötig zu haben. Wir wollen ihn nicht belehren; denn er hat in dieſer allen wiſſenſchaftlichen Anſtand verletzenden Schrift bewieſen, daß er Ragaz weder verſtehen kann noch will, daß alles unter der Sonne ihm nur zur Kurzweil ſeiner Kritikluſt da iſt. Wir bekennen mit Kutter, daß es troſtlos iſt, wenn der Glaube zu bloßen Forderungen und Ideen (Bohnenſtangen) zuſammenſchrumpft. Aber troſtloſer noch iſt es, wenn man große Männer, deren Arbeit uns zu Ehrfurcht und Beſcheidenheit zwingt, als Bohnenſtangen benutzt, um an ihnen das Stroh eines hochfahrenden Kritizismus emporzuziehen, der alles geringſchätzig behandelt, was über ſeinem Horizont liegt.

Heinrich Berger.

*

Nachwort.

Ich fühle mich genötigt, zu diesem Beitrag ein paar kurze Bemerkungen zu fügen.

Zunächst muß ich feststellen, daß der Aufsatz zuerst dem *„Kirchenblatt"* zugestellt worden ist, das ihn aber abgelehnt hat. Einen, der die von Nigg ebenfalls angegriffene dialektische Theologie in Schutz nahm, hat es gebracht, aber auch einen zu bringen, der die schmählich behandelten Religiös-Sozialen verteidigt, ging offenbar über das Maß seiner Ritterlichkeit hinaus. Weil aber daneben kein anderes Organ in Frage kam, muß der Aufsatz nun hier erscheinen.

Die Abwehr erwies sich als notwendig. Wir wußten lange nicht, ob es nicht besser sei, das traurige Niggsche Machwerk zu ignorieren. Aber als wir erkennen mußten, daß es doch eine gewisse Verbreitung gefunden habe und eine gewisse Wirkung tue, erschien das Schweigen nicht mehr angebracht.

Es tut uns jedoch sehr leid, daß es dazu kommen mußte. Wie gern hätten wir das, was uns von Kutter trennte und was wir gegen ihn auf dem Herzen hatten, auf sich beruhen lassen, um nur noch auf das Gute und Große an seinem Wesen und Wirken und das viele uns mit ihm Gemeinsame zu achten. Nigg hat das aber verhindert; er konnte es nicht lassen, Kutter für seine Zwecke auszubeuten.

Denn darum handelt es sich, wie Berger unwiderleglich feststellt. Das ist ja bei Nigg Methode. Er macht sich an Menschen, mit denen er seiner ganzen Geistesart nach rein nichts zu tun hat, um sich in ihren Lichtkreis zu stellen und aus ihnen etwas herauszuschlagen, was er für sich und gegen Andere brauchen kann. Ein edles Geschäft! So hat er sich auch berufen gefühlt, einen Martin Buber, dem er nicht wert ist, die Schuhriemen aufzulösen, in seinen Kreis zu ziehen. Wer wird wohl der Nächste sein? Hoffentlich nicht Kierkegaard oder Blumhardt!

Zur Sache selbst möchte ich bloß in äußerster Kürze einiges Notwendige sagen.

Ich habe nie mit einem Wort Kutters Bedeutung zu verkleinern versucht. Wo ich über ihn öffentlich reden mußte, habe ich es stets mit größter Zurückhaltung in der Kritik getan. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Schrift über „Sinn und Werden der religiös-sozialen Bewegung". Daß er größer sei als gewisse Andere, die sich etwa auf ihn berufen, habe ich stark hervorgehoben. Nachdem das gesagt ist, muß allerdings zur Ehre der Wahrheit mit großem Nachdruck einiges Andere betont werden. Wie verkehrt es ist, Kutter als „Vater der religiös-sozialen Bewegung" zu bezeichnen und daß nicht er an uns zu tragen gehabt hat, sondern wir an ihm, hat Berger mit Recht festgestellt. Man zwinge mich nicht, darüber mehr zu sagen. Ich für meine Person bin lange vor Kutters Auftreten auf meinem besonderen Wege gewesen. Ich bin für ihn eingetreten, trotzdem ich starke Einwände

gegen ſeine Art hatte und ihm das nicht verſchwieg. Von einem „Vermächtnis“ Kutters, das ich hätte übernehmen wollen, weiß ich nichts. Kutter hat mich intereſſiert und angeregt (auch etwa aufgeregt), aber Weſentliches für mein Denken und Wirken habe ich nicht von ihm gelernt, jedenfalls nicht in *poſitivem* Sinne. Es iſt mir aber auch nie eingefallen, zu ihm in Konkurrenz zu treten. Ich bin *meinen* Weg gegangen, ſo gut ich konnte. *Gelernt* habe ich, um nur dieſe zwei zu nennen, von Kierkegaard und Blumhardt. Weil Kutter ſein Beſtes von Blumhardt hatte, freilich ohne das immer gelten zu laſſen, konnte es Unwiſſenden ſcheinen, ich ſei Kutters Schüler oder „Anhänger“. Wenn ich in der neueren Zeit ähnlich wie Kutter mit beſonderem Nachdruck vom „lebendigen Gott“ rede, ſo habe ich das nicht von Kutter, ſondern primär von der Bibel und ſekundär aus dem, was ich meine Geſchichtsphiloſophie nennen kann, die man, wenn man will, auch aus meinem neuen Buche über die Botſchaft vom Reiche Gottes und meiner Schrift über „Iſrael, Judentum und Chriſtentum“ kennenlernen kann.

Bei dieſen notgedrungenen Bemerkungen will ich es bewenden laſſen, ſoweit es an mir liegt. Ich hoffe, wie geſagt, daß man mich nicht zu mehr nötige! *Leonhard Ragaz.*

Gegen die Orthodoxie.

Seit einiger Zeit bildet die Tatſache einer neuen Orthodoxie einen wichtigen Faktor des kirchlichen und religiöſen Lebens der Schweiz — und nicht nur der Schweiz. Sie tritt in zwei Formen auf. Die eine, robuſtere, aber unbedeutendere, iſt der ſogenannte Neocalvinismus, der, wie der Name andeutet, einfach eine Wiederaufnahme des Calvinismus iſt oder ſein will. Es handelt ſich dabei aber nur um die Wiederaufnahme der calviniſtiſchen Dogmatik; denn der *Geiſt* des Calvinismus, oder gar der Geiſt Calvins ſelber, läßt ſich natürlich nicht ſo leicht wieder aufnehmen, und man merkt meiſtens bei den Vertretern des Neocalvinismus auch nicht viel davon, es ſei denn, man nehme ein hochmütiges, borniertes, ketzerrichtendes Pfaffentum für Calvinismus. Die andere, viel wichtigere, ſelbſtändigere und geiſtvollere Form aber hat ſich aus der dialektiſchen Theologie entwickelt und ſpielt die Rolle, die man kennt, wenn auch, wie der Schreibende glaubt, mit ſtark verminderter und ſich wohl raſch noch weiter vermindernder Kraft. *Dieſe* „neue Orthodoxie“ iſt alſo mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit aus der „neuen Theologie“ entſtanden.

Wir müſſen uns, wenn wir die Tatſache dieſer neuen Orthodoxie beurteilen wollen, darüber klar ſein, was unter Orthodoxie zu verſtehen iſt. Es handelt ſich nicht etwa um das ſogenannte *poſitive Chriſten-*

tum,[1]) deſſen Charakteriſtikum bildete, daß es gewiſſe Wahrheiten feſthielt oder neu behauptete, welche der Liberalismus und Rationalismus, bei uns durch die Reformtheologie und ſpäter durch die moderne Theologie vertreten, anfochten, ſondern um die Betonung des *intellektuellen* Elementes im Glauben, das zur Hauptſache wird, die Auffriſchung des Dogmas, die Erhebung der Theologie zum Hauptſtück des Chriſtentums, die Erſetzung jenes Glaubens, der eine Sache des Herzens und Gewiſſens und der Nachfolge Chriſti iſt, durch das Credo des dogmatiſchen Bekenntniſſes (was dann der „rechte Glaube" wäre: Orthodoxie heißt ja auf deutſch ſo), alles verbunden mit einem neuen, ſtraffen und ſelbſtbewußten Kirchentum, das die Zugehörigkeit zur Gemeinde wieder an ein formuliertes „ſtrenggläubiges" Bekenntnis, wenn möglich im Stile der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, binden will, ſich auf die im gleichen Stil verſtandene, zum Papſt und Gott gemachte Bibel gründet und bei uns ſeine Herrſchaft auch durch ein neues Kirchengeſangbuch endgültig befeſtigen will.

Der Schreibende hält dieſe neue Orthodoxie für einen Teil der faſchiſtiſchen Bewegung. Es handelt ſich in dieſer neuen Orthodoxie, wie beim Faſchismus überhaupt, um die Aufrichtung einer neuen *Autorität,* welche die Freiheit des Individuums im Namen eines Objektivs (ſo möchte ich es nennen) erſtickt. Dieſes Objektiv iſt bei den Einen der durch eine pſeudo-philoſophiſche politiſche Theorie geſtützte Staat, bei den andern die durch eine theologiſch-dogmatiſche Theorie geſtützte Kirche. In beiden Fällen wird der *Menſch* als Menſch entwertet und in beiden Fällen muß, das eine Mal in maſſiveren, das andere Mal in etwas geiſtigeren Formen, die *Gewalt* dem Geiſte oder dem, was ſich als Geiſt („Weltanſchauung") ausgibt, zu Hilfe kommen. Der Umſtand, daß dieſe beiden Richtungen des Faſchismus, die politiſche und die kirchliche, miteinander etwa in Konflikt geraten, ſpricht keineswegs gegen ihre intime geiſtige Verwandtſchaft: es iſt der Konflikt unter Verwandten, über dieſen Rahmen geht er ernſtlich nie hinaus. Für dieſe Verwandtſchaft iſt ja auch bezeichnend, daß in der Kirche die neue Orthodoxie genau in dem Augenblick einſetzte, wo im Staate die Demokratie zu zerfallen begann. Das Zuſammentreffen iſt wahrhaftig kein Zufall.

Dieſe Tatſache der neuen Orthodoxie und ihre Rolle iſt von großer Tragik. Zweierlei war ja wirklich notwendig: Es war notwendig die Wiedergewinnung der *Chriſtuswahrheit,* die vom Liberalismus und Rationalismus in manchen ihrer Formen tatſächlich verkannt oder verwäſſert und überhaupt durch die ſogenannte moderne Kultur verſchüttet worden war. Und es war ebenſo notwendig die Gewinnung einer neuen *Autorität,* das heißt einer das Chaos geſtaltenden, die

[1]) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dabei nicht an das zu denken iſt, was heute innerhalb des deutſchen Nazismus und ſeiner Filialen als „poſitives Chriſtentum" figuriert.

Geiſteswelt tragenden, die Gemeinſchaft bindenden und verbindenden Wahrheit. Aber in beiden Richtungen dieſer Notwendigkeit geriet die neue Orthodoxie, ähnlich wie der allgemeine Faſchismus, ſofort auf ein falſches Geleiſe. Die neu entdeckte Chriſtuswahrheit, wie etwa Blumhardt ſie ſah und die religiös-ſoziale Bewegung, Kutter damals inbegriffen, ſie vertrat — von ihr iſt ja die dialektiſche Theologie urſprünglich ausgegangen! — wurde zuerſt eine neue Theologie, dann eine neue Orthodoxie und die neu geſehene Wahrheit des Reiches Gottes verſteinerte und erſtarb in einem neuen Dogma, einem neuen Kirchentum und Bibeltum. An die Stelle des lebendigen Gottes und Chriſtus, der ſich in ſeinem Reiche und deſſen Gerechtigkeit kund tut und der aus der wirklichen Bibel ſpricht, trat ein *Erſatz* — eben die Theologie, die Kirche und die Schriftgelehrſamkeit. Es war die Linie des geringſten Widerſtandes. Auf dieſer Linie kam dieſe Theologie einer mächtigen Strömung der Zeit entgegen und hatte den großen Erfolg. Aber ſie geriet damit aus dem Leben in den Tod. Und ſo verhält es ſich auch mit der neuen Autorität. Was anderes hätte dieſe Autorität ſein können, als Gott ſelbſt, als Chriſtus ſelbſt, als der Heilige Geiſt ſelbſt, neu erkannt, in neuem Glauben und Gehorſam erfaßt? Was anderes, als das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit als Erlöſung von der Not und Erfüllung der Sehnſucht, auch der dumpfen, irrenden, der Zeit zu den Menſchen und über die Menſchen kommend? Statt deſſen kam beim politiſchen Faſchismus in politiſchen und ſtaatlichen, beim religiöſen in theologiſchen und kirchlichen Formen eine *Zwangs*-Autorität, ſtatt der Autorität des lebendigen Gottes eine von Menſchen gemachte. Man war wieder auf die Linie des geringſten Widerſtandes geraten. Dieſe Autorität wurde ein bloßer *Erſatz* für die echte. Gerade als ſolcher Erſatz befriedigte ſie die Menſchen, weil ſie zu der Anſtrengung, welche die *echte* Autorität, die Autorität der *Freiheit* erfordert, unwillig und unfähig waren. Aber auch hier endigte der Weg in Erſtarrung und Tod.

Zu alledem geſellt ſich noch ein weiterer gravierender Umſtand. Dieſe neue Orthodoxie iſt, wie faſt immer ſolche Reſtaurationen, mit einer gewiſſen *Unwahrheit* belaſtet. Die alte Orthodoxie war wenigſtens ehrlich. Sie ſtand auf dem Boden des Denkens ihrer Zeit und arbeitete mit ihren Mitteln. Sie konnte ſich mit Recht auf die Bibel ſtützen, weil die Bibel allgemein ſo verſtanden wurde, wie ſie ſelbſt es tat. Das gilt aber für die neue Orthodoxie nicht. Ihre bedeutendſten Vertreter ſind durch die Schule der ſogenannten Bibelkritik gegangen und ſind in der großen Mehrheit weit davon entfernt, deren Ergebniſſe zu beſtreiten. Damit aber errichten ſie das Gebäude ihrer Theologie auf einer Fiktion. Gewiß galt es auch in dieſem Punkte, jene Denkweiſe zu überwinden, welche zuletzt in der ſchon genannten modernen Theologie Geſtalt gewonnen hatte. Aber das mußte auf einem *neuen* Wege und auf einem *neuen* Boden geſchehen. Auch dafür bot

ſich die neu entdeckte Wahrheit vom Reiche Gottes an.[1]) Aber auch hier kam es, auf der Linie des geringſten Widerſtandes, zu einem eilfertigen *Erſatz:* zu der bloßen Reſtauration einer alten Theologie, der ſogenannten Theologie der Reformation, und dazu in der orthodoxen Geſtalt. Damit jedoch ſtellte ſich eben jene Unwahrheit ein, die allem willkürlichen Menſchenwerk und, wie ich ſchon bemerkt habe, beſonders allen Reſtaurationen anhaftet. Das ſpürt man wohl auch in den Kreiſen dieſer Bewegung, aber wie es zu gehen pflegt behauptet man um ſo fanatiſcher die falſche Poſition.

Das iſt die Tragik der neuen Orthodoxie. Es iſt aber das am meiſten Tragiſche an dieſer, daß ihre beſſere Form nicht nur als eine Verengerung, Entgleiſung und Entartung aus einer viel größeren, umfaſſenderen und auch tieferen Bewegung hervorgegangen iſt, ſondern dieſe auch um einen großen Teil ihrer Kraft und Verheißung gebracht und ihre Berufung weitgehend vereitelt hat.

Es war zu erwarten, daß dieſe neue Orthodoxie mit der Zeit einer *Reaktion* darauf rufen würde. Auf zwei Arten konnte ſich dieſe vollziehen. Sie konnte geſchehen in Form einer *Ueberbietung,* dadurch, daß dieſer neuorthodoxen Verengung und Entartung der Wahrheit dieſe ſelbſt in ihrer lebendigen und zugleich umfaſſenden Form entgegentrat. Sie konnte aber auch geſchehen durch *Konkurrenz,* nämlich durch einen Widerſtand auf der gleichen Linie, ſo daß der Orthodoxie einfach wieder der Liberalismus und Rationalismus begegnete, wenn möglich in ebenſo unwahrer und entarteter Form, als dieſe neue Orthodoxie eine unwahre und entartete Form der alten iſt. Dieſer zweite Fall wäre dann eine Erweiterung der Tragik, die in der neuen Orthodoxie liegt, und eine ſolche Folge liegt ja im Weſen der Tragik.

Damit ſind wir bei dem Manne und dem Buche angelangt, die uns zu dieſen Betrachtungen veranlaſſen. Zu den leidenſchaftlichſten Gegnern der neuen Orthodoxie (und übrigens der Orthodoxie überhaupt) gehört Doktor *Kuno Fiedler,* der aus Hitler-Deutſchland nach dem bündneriſchen Hochtal von St. Antönien verſchlagene Pfarrer und Vertreter des „andern Deutſchland", der nach ſeinem ganzen Geiſte ſo gut nach alt fry Rhätien paßt — freilich nur alt *fry* Rhätien! Wir haben vor einiger Zeit ſeine kleinere Schrift: „Gnade, Glaube und Erlöſung" beſprochen (vgl. „Neue Wege" 1940). Nun hat er dieſer eine größere folgen laſſen, die den Titel *„Schrift und Schriftgelehrte"* trägt.[2]) Sie iſt ein Angriff auf die neue Orthodoxie, deſſen Wucht ein wenig an den Anſturm einer deutſchen Panzerdiviſion, oder beſſer an den der alten Bündner gegen die Calvenſchanze erinnert.

Wer iſt Kuno Fiedler, und wie iſt ſein Angriff auf die Orthodoxie zu beurteilen? Iſt es wohl die richtige Art, die der Ueberbietung, oder

[1]) Ich verweiſe zur Erläuterung deſſen, was ich damit meine, auf meine Schrift: *„Sollen und können wir die Bibel leſen und wie?"*

[2]) Im Verlag von *Paul Haupt,* Bern, erſchienen.

iſt es die der Konkurrenz? Kommt er von einer überlegenen Höhe oder bloß aus der entgegengeſetzten Richtung? Man konnte dieſe Frage ſchon an die andere Schrift ſtellen, und der Schreibende hat ſie auch geſtellt. Die Antwort war ſchon damals doppelt: Schon damals kam der Angriff zum Teil aus dem *Rationalismus*. Und ſo haben ihn denn auch die, welche er treffen wollte, aufgefaßt oder wenigſtens hingeſtellt und waren dann leicht mit ihm fertig. Sie brauchten dazu nur den Landſturm der üblichen Schlagworte aufzubieten. Aber der Schreibende hat ſchon damals ſtark betont, daß man damit zwar die Schale der Schrift und des Mannes treffe, aber nicht den Kern. Man hat es bei Kuno Fiedler weder mit einem bloßen Rationaliſten überhaupt, noch gar mit einem oberflächlichen Aufklärer zu tun. Von Oberflächlichkeit kann ohnehin bei einem Denker wie Kuno Fiedler keine Rede ſein. Ein ſolcher Vorwurf müßte an dem Manne, der die Schrift über den „Anbruch des Nihilismus" geſchrieben hat und der die höchſte und beſte Geiſteskultur unſerer Epoche beherrſcht, von vornherein abprallen. Es iſt nur das zuzugeſtehen: Ein gewiſſer Rationalismus gehört tatſächlich zu dem Manne. Er iſt gleichſam ſeine Stachelhaut zur Abwehr alles Schwindels und aller *unlautern* Ablehnung von „Vernunft und Wiſſenſchaft". Aber die Leidenſchaft ſeines Kampfes gegen die Orthodoxie ſtammt nicht aus der Ratio und kann es nicht; denn die Ratio iſt ihrer Natur nach kühl. Sie kommt ganz anderswoher: aus der Leidenſchaft für die *Wahrheit* (wie Kierkegaard ſie verſteht), aus der Ergriffenheit durch Jeſus und das Reich Gottes, aus dem *Kampf* um die Wahrheit im Sinne der Sehnſucht nach einer neuen Geſtalt der Sache Chriſti.

Wenn das ſchon für die Charakteriſtik jener Schrift gilt, ſo gilt es in verſchärftem Maße von dem neuen Buche. Hier tritt dieſer Gegenſatz im Weſen des Mannes noch ſtärker hervor. Das Beſte des Buches, das, was ſeinen Ernſt, ſeine Wahrheit, ſeine Wucht, ſeine Vollmacht ausmacht, ſtammt aus dem Geiſte Jeſu, iſt die Wahrheit des echten Evangeliums. Es wird auf dieſer Linie eigentlich alles Weſentliche geſagt, was gegen das, was Fiedler „Orthodoxie" nennt und was noch über das, was *wir* ſo nennen hinausgeht, geſagt werden kann. Es wird mit Recht im Anſchluß an den gleichen Kampf Jeſu und der Propheten geſagt. Und es wird mit einem ungewöhnlichen Maß von Geiſt und Originalität geſagt, wird geſagt aus einem leidenſchaftlichen inneren Ringen mit dem Gegner. So wird, um nur das Wichtigſte wenigſtens anzudeuten, gezeigt, wie dieſe Orthodoxie ſich an die Stelle Gottes (der „Religion", wie Fiedler ſagt) ſetzt; wie ſie nicht nur ſelbſt nicht in das Reich Gottes eingeht, ſondern auch die andern daran hindert; wie ſie viel weniger nach Gott als nach der Welt fragt; wie ſie ſich mit der Welt verbündet; wie ſie immer und immer die Reaktion ſtützt und ſich gegen jede vorwärtsdrängende Bewegung ſtellt; wie ſie keinen Ort hat für das *Tun* des Willens Gottes, die Nachfolge Chriſti nicht kennt,

ſie ſogar als „Titanismus“ verhöhnt; wie ſie mit alledem die ſchlimmſte Feindin Gottes und der Sache Jeſu und eine wichtige Wegbereiterin deſſen wird, was nun über die Welt gekommen iſt und einen Zuſammenbruch des Chriſtentums darſtellt. An dieſen Stellen können wir nur tiefbewegt innehalten und überlegen. Ja ſogar ſie uns einprägen, uns der Wahrheit freuen. Man wird zwar auch hier nicht überall ohne weiteres zuſtimmen. Die pſychologiſche Analyſe, welcher die Vertreter der Orthodoxie unterzogen werden und die gelegentlich zur Pſychanalyſe wird, mag zwar da und dort nicht unrichtig ſein und iſt jedenfalls oft ergötzlich. Es wäre wünſchenswert, wenn die dort Gezeichneten ein wenig in dieſen Spiegel ſchauten. Manches wird auch ſtimmen und es wird nicht ſchaden, einmal dieſem Gegner auch mit dieſen Methoden auf den Leib zu rücken. Aber man darf dazu auch einige Fragezeichen ſetzen.

Das Weſentliche jedoch iſt: Es wird die Orthodoxie, die ſich ja als die echte, allein echte Vertretung des Chriſtentums gibt, gerade vom Standpunkt der Religion, beſſer: des Evangeliums, des wirklichen Glaubens aus bekämpft. Das iſt das Richtige. Ein Kampf bloß vom Boden der Vernunft aus ſtößt neben dem Gegner vorbei. Hier kommt der Angriff wirklich von einem überlegenen Ort her. Zum Wichtigſten und Schlagendſten des reichen Buches gehört der Nachweis, daß die Orthodoxie nie aus der Kraft des Glaubens entſteht, ſondern gerade aus ſeiner Unſicherheit, und daß ſie ſtets eine Sache der *Epigonen* iſt. Das iſt die Kraft und Wahrheit des Buches. Von hier aus gewinnt es ſeine Bedeutung. Wehe dem Gegner, wenn er das nicht erkennt![1])

Aber nachdem das alles mit Nachdruck feſtgeſtellt iſt, muß nun freilich auch der *Widerſpruch* einſetzen. Es kommt in dem Buche nicht nur der von einer tieferen Wahrheit Ergriffene in prophetiſch gearteter Leidenſchaft zum Worte, ſondern auch der Rationaliſt.

Zuerſt aber einige allgemeine Bemerkungen.

Man muß bedenken, daß Fiedler eine *Kampfſchrift* ſchreibt. Er redet nicht als Gelehrter, ſondern als Polemiker. Seine Waffe iſt vielfach Spott, Ironie, Satire. Auch die Karrikatur wird nicht verſchmäht. Die Argumente werden oft abſichtlich kraß entwickelt, werden provozierend geſtaltet. Es wird mit Luſt Anſtoß gegeben; es wird mit Leidenſchaft Aergernis erregt. Das alles im Sinne von ſo hohen Vorbildern wie Pascal und Kierkegaard. Man muß das bedenken, wenn man dem Buche und ſeinem Verfaſſer nicht Unrecht tun

---

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um warm empfehlend auf eine kleine Schrift hinzuweiſen, die, freilich auf eine andere Art, das gleiche Ziel verfolgt: *Georges Berguer: „Pour le Dieu, qui parle contre ceux qui font parler leur dieu!“ „Für den Gott, der ſpricht, gegen die, welche ihren Gott ſprechen laſſen.“* (Verlag Georg, Corraterie, Genf.)

will; man darf kein Pedant und Philiſter ſein. Aber Fiedler überſchreitet mit dieſem Stil doch wohl da und dort die Grenze.

Dazu ein Zweites: Es iſt, wie mir ſcheint, ein wirklicher Mangel, ja Fehler des Buches, daß er den Begriff der *Orthodoxie* zu wenig genau faßt und dieſe namentlich nicht von einer mehr *pietiſtiſchen* Art unterſcheidet, ſo daß alles ſogenannte poſitive Chriſtentum von ſeiner Kritik betroffen ſcheint, was dann zu Unrichtigkeit und Ungerechtigkeit führt.

Und noch ein Drittes. Fiedler braucht den Begriff *„Religion"* gerade da, wo wir im Gegenſatz zur Religion „Reich Gottes" ſagen. So ſtellt er der Orthodoxie die echte Religion gegenüber. Für den Schreibenden und andere aber iſt die Orthodoxie gerade eine Aeußerungsform der Religion im Gegenſatz zum Reiche Gottes und ſind ihre Mängel eben typiſche Erſcheinungen des religiöſen Weſens. Durch dieſen Sprachgebrauch (den Fiedler vielleicht aus pädagogiſchen Gründen gewählt hat) kommt etwas Unſtimmiges in ſeine Argumentation. *Religiös* iſt die Orthodoxie ſchon und wie! Aber gerade damit abſeits von Gott und dem Reiche Gottes.

Kommen wir nun aber zu dem, was wir im Einzelnen an dem Buche *ablehnen* müſſen.

Wir lehnen ſeine Kritik ab, ſoweit ſie aus dem *Rationalismus* ſtammt. Darum einen Teil ſeiner Auffaſſung und Behandlung der *Bibel*. Hier ſcheint es uns dem Verfaſſer vielfach an dem zu fehlen, was man religiöſes Verſtändnis nennt, ſagen wir: am *richtigen* Verſtändnis. Er ſcheint ſogar manchmal direkt in den Fehler ſeiner Gegner zu verfallen, indem er einzelne Stellen und Partien der Bibel rein für ſich betrachtet und analyſiert, ſtatt ſie aus dem Geſamtſinn der Bibel zu verſtehen. In dieſem Geſamtſinn nehmen ſich zum Beiſpiel auch die Geſchichte vom Blutbräutigam (vgl. Moſe 4, 24—26) und das Hohelied anders aus, als wenn ſie davon abgeſondert betrachtet werden. Ein ganz kraſſes Beiſpiel ſolch mangelnden Verſtändniſſes iſt Fiedlers Behandlung der jungfräulichen Geburt. Er verrät dabei nicht eine Ahnung von dem zarten und großen Sinn auch dieſes Teils des Weihnachtsevangeliums. Die Art, wie er davon redet, iſt nicht mehr durch jenen ſatiriſchen Stil zu entſchuldigen, das iſt arge Entgleiſung und wird dem Buche ohne Not ſchwer ſchaden. Ich darf das nicht verſchweigen, gerade weil ich auf Fiedler ſo viel halte.

Nur nebenbei ſei noch bemerkt, daß mir Fiedler in der Bibel zu viel *„Theologie"* zu ſehen ſcheint. Theologie im ſtrengen Sinne iſt doch wohl nur da vorhanden, wo es ſich um *wiſſenſchaftliche*, zum mindeſten um *ſyſtematiſche* Bearbeitung religiöſer Dinge handelt. Aber dieſe ſpielt in der Bibel eine ſehr geringe Rolle. Sie iſt kaum vorhanden. Auch bei Paulus und Johannes nicht. Religiöſes *Denken* aber, auch zuſammenhängendes, iſt noch nicht ohne weiteres Theologie. Die Bibel iſt nach meinem Urteil kein theologiſches Buch. Wenn man aber den

Begriff der Theologie *erweitern* will, dann verliert ſie den tadelnswerten Charakter — dann treibt auch Fiedler Theologie!

Das gleiche mangelnde Verſtändnis wie der Bibel gegenüber zeigt ſich auch in bezug auf das *Dogma.* Es fehlt hier die ſchärfere Unterſcheidung zwiſchen der bibliſchen Botſchaft ſelbſt und der Dogma-Form, die ſie auf dem Boden des Griechentums angenommen hat. Aber es fehlt auch am Sinne für die Wahrheit, die dem *Inhalt* das Dogmas eignet. So vor allem bei der Lehre von der Erlöſung und Verſöhnung. Hier bewegt ſich Fiedlers Kritik auf dem Boden einer ſowohl religiös als ſittlich ganz oberflächlichen Aufklärung. Das gleiche gilt von der Trinitätslehre. Keine Rede davon, daß dieſe den Monotheismus antaſten wollte. Sie will vielmehr, freilich in ungenügender Form, den Glauben an den *lebendigen* Gott zum Ausdruck bringen. Ebenſo tut Fiedler dem Apoſtolicum Unrecht. Er verkennt deſſen lapidare Großartigkeit. Wenn er darin die Bezugnahme auf das Leben Jeſu und das von Jeſus verkündigte und vertretene Evangelium vermißt, ſo hat er an und für ſich recht, er vergißt aber, daß ja das Bekenntnis nicht die *ganze* Wahrheit Chriſti darſtellen, ſondern bloß im Blick auf beſtimmte Strömungen jener Zeit zu einzelnen Streitpunkten Stellung nehmen will. Ganz oberflächlich iſt ſodann — ich kann es nicht anders nennen! — ſeine Behandlung der Auferſtehungslehre. Wieder redet hier ein für einen Mann wie Fiedler ganz unerlaubter Rationalismus vulgaris. Ganz unangebracht und wieder eine arge Entgleiſung iſt vollends die Verhöhnung der Lehre von der Höllenfahrt Chriſti, dieſes tiefſinnigen und herrlichen Symbols einer fundamentalen Chriſtuswahrheit. Aber freilich hat Fiedler überhaupt kein Verſtändnis für den Sinn des *Symbols* als Ausdruck überrationaler Wahrheit. Hier könnte ihm vielleicht Bergſon helfen.

Nein, der Kampf, den wir gegen die Art, wie die Orthodoxie Bibel und Dogma behandelt und verwendet, führen müſſen, kann nicht von *dieſem* Boden aus geführt werden. Er kann nicht von dem Boden oberflächlicher Aufklärung aus geführt werden, ſondern nur von dem überlegenen Orte einer gerade dem Sinn der Bibel, wie dem Geiſte Jeſu und der Propheten entſprechenden Wahrheit aus; ſo wie es Fiedler ja in dem beſten und weſentlichen Teil ſeines Buches tut. Auch das Dogma iſt nicht einfach falſch und haſſenswert. Es iſt Wahrheit, nur in eine falſche Form gebrachte und verengte. Dieſe Wahrheit darf nicht einfach nur zerſchlagen und weggeworfen, ſondern muß umgedacht, umgeſchmolzen und muß zugleich an einen andern Ort und in einem andern Zuſammenhang gebracht werden. Sie muß aus der Dogma-Form in die Reichgottes-Form überſetzt werden. Das alles iſt auch die allein wirkſame Art, Dogma und Dogmatismus, wie auch die ganze Theologie und die Schriftgelehrſamkeit zu überwinden.[1])

[1]) Ich verſuche, in einer Erklärung des Apoſtolicums, die ich verfaßt habe, zu zeigen, wie das in bezug auf das Dogma zu geſchehen habe.

Das muß freilich geſchehen. Und damit kehren wir zu dem großen *Recht* des Fiedlerſchen Buches zurück.

Wie verhalten ſich endgiltig der rationaliſtiſche und der — ſagen wir prophetiſche Teil ſeines Buches?

Ich wiederhole: *Dieſer* iſt nicht nur das Wertvolle, ſondern auch das *Weſentliche* daran. Jedenfalls haben wir die Pflicht, uns *daran* zu halten, uns allfällig *daran* mit ihm auseinanderzuſetzen. Das andere können wir ruhig beiſeite laſſen. Wer weiß, ob der Verfaſſer ſelbſt es nicht eines Tages fallen läßt! In dieſem prophetiſchen Teil iſt nicht nur außergewöhnlich viel Wertvolles und Originales (wie zum Beiſpiel eine ganz neue Erklärung von Matthäus 20, 28), ſondern auch viel geradezu Großartiges. Großartig finde ich beſonders das Kapitel über das Verhältnis der Orthodoxie zur *Moral* — wenigſtens in ſeinen Hauptpartien — und das Schlußkapitel über Jeſus und Judas. Dieſes rückt wirklich in die Nähe Kierkegaards.

Vergeſſen wir auch Eines nicht: Es brauchte, um dieſes Buch zu ſchreiben, eine *Leidenſchaft* für die Wahrheit und einen *Mut* für die Wahrheit, wie ſie in unſern Tagen ſehr ſelten geworden ſind. Das bedeutet aber ſehr viel, mehr als theologiſche und andere Korrektheit.

Die Art, wie man dieſes Buch aufnehmen wird, geſtaltet ſich darum zu einer Probe für unſere geiſtige Lage. Faſt möchte ich bitten: Tut doch dieſem Buche nicht das Unrecht an, es um ſeiner tadelnswerten Anſtößigkeiten willen (um von den andern nicht zu reden) zu verhöhnen und zu zerfleiſchen, ſondern haltet vor ſeiner *Wahrheit* ſtille. Denn die kommt von Gott. *Leonhard Ragaz.*

Worte.

Unſer Fleiſch möchte gern das Reich Gottes *machen*, aber das geht nicht; wir brauchen einen *Kommandeur*, der unſer Fleiſch niederſchlägt. — Wer nicht einem Kommando folgen kann, wenn es einmal in der Wahrheit an ihn kommt, der wird es nicht gewinnen. Du gewinnſt es nicht, wenn du nicht *folgſt!* Das iſt der große Schaden im Reiche Gottes, daß kein Menſch *folgen* will. Darum machen ſie ſich ihre Frömmigkeit jeder nach ſeiner Art zurecht. Es gibt tauſenderlei Frömmigkeiten, über dem Leben ſchwebende Gedanken, Kirchlichkeiten, Geſetzlichkeiten, kurz, Frömmigkeiten jeder Art; aber wo iſt der Menſch, der dem Kommando Gottes folgt, wo es einmal nach der Wahrheit an ihn kommt?

Wenn ihr auch noch ſo ungeſchickt ſeid, das hat nichts zu ſagen; wenn nur euer Herz bereit iſt zu ſagen: „Ich will folgen! Ich will folgen! Ich will folgen!“ ... Nur ſo kann es kommen, daß Chriſtus eine Schar um ſich findet, auf die er ſich verlaſſen kann ...

*

Wo ihr in eurem Leben das *Rechte* tut und das Unrechte verleugnet, da ist das Reich Gottes, sonst nirgends. Denn Gott ist ein Gott der *Gerechtigkeit* und der *Wahrheit*...: Leider geschieht heute unendlich viel, wodurch die Leute meinen, je himmlischer und überirdischer sie sich zu halten verständen, desto besser sei es; aber gerade umgekehrt ist's wahr: Je mehr wir verstehen, auf dem Boden, auf den Gott uns hingestellt hat, sei's auch im Schutz verkehrter Menschen und Einrichtungen, die Wahrheit zu suchen und soweit es angeht zu tun, desto besser ist es; denn Christus will nicht in Ideen kommen, sondern in Wirklichkeit, zu den Menschen, wo sie leben und sterben. Da muß Bahn gemacht werden...

*

Ich wünsche dir, daß du dich freuen kannst in dem Herrn Jesus und daß du diese Festigkeit in diesem Mann finden kannst. Das wünsche ich dir. Der Mann muß dir etwas sein, derselbige Mann, der vor bald zweitausend Jahren, wie die Leute sagen, gestorben ist. Der Mann, der muß dir über Kaiser und Könige gehen, auch über Kirchen und was alles sonst existiert. Der Mann muß dir wirklich zur Freude werden und wirklich zur Kraft...

Es ist ein Wunder ... in einem Manne fest sein, der vor zweitausend Jahren gelebt hat. Ich meine nicht, *religiös* fest sein. Die Mohammedaner sind religiös und in Mohammed fest. Das ist etwas ganz Anderes. Und die Buddhisten haben es so in Buddha. Aber weder Mohammed noch Buddha ist ihnen etwas, sondern nur ihre Religion. *Uns* ist die *Religion* ein Pfifferling und *Jesus* ist alles, und mit dem wollen wir die Welt erobern. Wir fragen nach keiner Lehre von Jesus... Kein Satz, keine Lehre, nichts anderes ist es, sondern der *Mann* ist es, und *den* wollen wir haben ... der ist ein Fels, an dem alle Welt zerschmettern muß, wenn er in uns drin ist. — Den Mann müßtet ihr alle haben. Wer diesen Mann nicht hat, lebt heute und ist morgen tot.

Christoph Blumhardt.

Korrektur. In der letzten Sendung sind infolge ungünstiger Umstände einige Fehler stehen geblieben. Auf Seite 2, Zeile 29 von oben, muß es heißen: „Die *Andern*" (statt „die Jünger"); auf Seite 8, Zeile 17 von oben, „jene *Wendung*" (statt „Erlösung"), und Zeile 21 von oben, „Auf ihn blickend *finden* wir" (statt „ist uns"); auf Seite 9, Zeile 9, „*schwere* Rätsel" (statt „seelische Rätsel"); auf Seite 15, Zeile 19 von oben, „*vor* jenem Ausblick" (statt „nach"); auf Seite 17, Zeile 2 von unten, „im Aprilheft *1941*" (statt bloß „Aprilheft"); auf Seite 18, Zeile 6 von oben, „*Inzwischen*" (statt „insofern").

Redaktionelle Bemerkung.

Es trifft sich, daß in dieser Sendung das *Theologische*, zum Teil als Polemik, einen ungewöhnlich großen Raum einnimmt. Die Leser werden dafür um Entschuldigung gebeten. Es handelt sich immerhin um wichtige Dinge.

In einer Sturmnacht.

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht,
In ſeine grellen Pfeifen bläſt der Föhn.
Prophetiſch kämpft am Himmel eine Schlacht
Und überſchreit ein wimmernd Sterbgetön.

Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
Eh das Jahrhundert ſchließt, erfüllt's die Zeit —
In Sturmespauſen klingt das Friedelied
Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Die Ampel, die in leichten Ketten hangt,
Hellt meiner Kammer weite Dämmerung.
Und wann die Decke bebt, die Diele bangt,
Bewegt ſie leiſe ſich in ſachtem Schwung.

Mir redet dieſe Flamme wunderbar
Von einer windbewegten Ampel Licht,
Die einſt geglommen für ein nächtlich Paar,
Ein greiſes und ein göttlich Angeſicht.

Es ſprach der Friedeſtifter, den du weißt,
In einer ſolchen wilden Nacht wie heut:
„Hörſt, Nicodeme, du den Schöpfer Geiſt,
Der mächtig weht und ſeine Welt erneut?"

Konrad Ferdinand Meyer.

Der Geiſt als Waffe.

Nehmet zur Hand das Schwert des Geiſtes.
Epheſer 6, 17.

In dieſer von Waffen ſtarrenden Welt ſucht man nach Waffen, nach mehr Waffen, nach der Ueberlegenheit in der Waffenrüſtung, nach immer beſſeren Waffen, nach immer vernichtenderen Waffen. Die Großen ſuchen auf dieſe Art nach Waffen und die Kleinen tun es ebenſo. Aber

eine doppelte Frage erhebt ſich: Können die Kleinen ſich wirklich ſo rüſten, daß ſie ſich auf die Waffen verlaſſen dürften? Und in dieſen Tagen, wo wir, an Pfingſten, von dem Geiſte hören und reden, der von oben her neu ſchaffend in die Welt gebrochen ſei und immer wieder brechen wolle, zittert die Welt vor jener Offenbarung der Hölle, die als letzte Waffe, vernichtend, „von oben" über die Welt zu kommen droht. Wir aber, die wir an das kommende Reich Gottes glauben, die wir als Jünger Chriſti dieſem Weſen zuſchauen — in Furcht und Grauen, in Not und Entſetzen —, was können wir gegen das alles tun? Sind wir nicht ohnmächtig, wehrlos? Oder haben wir auch Waffen? Haben wir eine Waffe? Und wenn ja — welche denn?

Da kommt Pfingſten zu uns und ſpricht: „Ihr habt eine Waffe, die ſtärkſte von allen, den *Geiſt!*"

„Den Geiſt?", fragen wir. „Iſt es nicht gerade der Geiſt, den die Völker als Waffe benutzen, um einander zu beſiegen und zu vernichten und die Welt zu verheeren? Wird er nicht zur ſtärkſten Waffe, freilich aber zur Waffe der Hölle? Sitzen nicht die Vertreter des Geiſtes in den Laboratorien des Krieges, den ſichtbaren und unſichtbaren, und denken Tag und Nacht über neue Flugzeuge, neue Tanks, neue Kanonen nach? Sitzen ſie nicht in den Preſſebureaus und an den Sendern und ſchicken Tag für Tag neue Lügen in die Welt? Iſt nicht der Geiſt der ärgſte Feind des Menſchen geworden, das ſchlimmſte Inſtrument der Hölle — die ſtärkſte aller Waffen, aber zum Dienſt des Böſen, nicht des Guten, dazu die Waffe des Starken und Großen, nicht des Kleinen und Schwachen?"

Pfingſten antwortet: „Das iſt nicht *mein* Geiſt. Das iſt unheiliger Geiſt, nicht heiliger Geiſt, nicht *der* Heilige Geiſt. Verſuchet es mit *dieſem* Geiſt! Glaubet an *dieſen* Geiſt! *Er* iſt die ſtärkſte aller Waffen. Er iſt ſtärker als die andern. Der Heilige Geiſt beſiegt den unheiligen Geiſt!"

Dürfen wir daran glauben?

Es gibt heute eine von der Welt wenn nicht geglaubte, ſo doch gehörte Botſchaft, welche dies verlangt, und es gibt einen hochwichtigen Verſuch, die Waffe *dieſes* Geiſtes anzuwenden an Stelle der anderen Waffen und gegen ſie. Es iſt ſeltſam und traurig bedeutſam, daß dieſe Botſchaft nicht dort verkündigt wird, wo man alle Jahre Pfingſten feiert und der Heilige Geiſt im Mittelpunkt des Bekenntniſſes ſteht, ſondern außerhalb der Chriſtenheit, wenn auch nicht außerhalb des Chriſtus; daß dieſer Verſuch von einem Manne ausgeht, der die Taufe durch das Waſſer nicht empfangen hat, wenn auch die Taufe des Geiſtes. *Gandhi* will der drohenden Ueberflutung ſeines Landes und Volkes durch die Rieſenheere eines Eroberers nicht mit der Waffe aus Stahl entgegentreten, ſondern mit der Waffe des Geiſtes. Man nennt das mit einer falſchen und irreführenden Ueberſetzung „Gewaltloſigkeit", es iſt aber gemeint das Vertrauen zum Geiſte, nämlich zum Geiſte

der Wahrheit, zum Geiſte der Freiheit, zum Geiſte der Menſchlichkeit, zum Geiſte Gottes, der freilich gegen den Geiſt der *Gewalt* iſt. Damit will er, wie er bisher damit gegen eine fremde Herrſchaft gekämpft hat, gegen eine neue kämpfen, falls dieſe eintreten ſollte. Er will dieſer Macht das entgegenſetzen, was man etwa die „paſſive Reſiſtenz" nennt und für das nur der Geiſt die Kraft gibt.

Was iſt davon zu halten?

Es iſt hier nicht der Ort, um auf die rein politiſche Seite dieſes Problems einzugehen und zu unterſuchen, ob dieſer große Mann in dieſer Stunde mit ſeiner Haltung das Richtige treffe oder nicht; es gilt bloß das *Prinzip*, das er vertritt, ins Auge zu faſſen. Dann iſt die Antwort klar: Dieſes Prinzip, oder beſſer geſagt, dieſe Wahrheit iſt der Weg der Rettung; ſie iſt das Banner der Freiheit im Kampfe gegen die furchtbare Macht der Verſklavung, die heute der Welt droht; ſie iſt die Waffe der Kleinen und Schwachen; ſie iſt die Waffe der Waffenloſen. Sie allein.

Denn bedenken wir: Durch die Entwicklung, welche auf der einen Seite der Staat, auf der andern die Technik genommen hat, ſind ungeheure, früher nur in phantaſtiſchen Träumen auftretende Machtmittel in die Hände weniger gekommen, die darüber verfügen können, wie es ihnen beliebt. Aufſtände der Völker gegen Tyrannei, die früher möglich und erfolgreich waren, erſcheinen dieſer Lage gegenüber von vornherein als ſinnlos und hoffnungslos. Das Gleiche gilt aber auch im Verhältnis der Völker zueinander: die Kleinen ſind in dieſer Lage gegenüber den Großen von vornherein verloren.

Es bleibt nur Eins übrig: Der *Geiſt* und der geiſtige *Widerſtand*, der übrigens auch zum Angriff werden kann und ſoll, iſt die ſtärkſte Waffe. Dieſer Geiſt iſt ſogar allmächtig. Denn er ſtammt aus der Allmacht Gottes. Das iſt ganz ſicher: Wenn ein Volk, ein noch ſo kleines, den Geiſt beſäße, wenn es dem Geiſt vertraute und ſich in ſeinem inneren Leben entſprechend einſtellte — kein Großer und Gewaltiger könnte ihm etwas anhaben. Es bliebe auch in der Niederlage durch jene andern Waffen unbeſiegt. Und es iſt ſicher: Wenn über ein ſolches Volk fremde Eroberung käme, dann vermöchte ſie wieder nichts gegen ein ſolches Volk. Der Geiſt iſt allmächtig; er iſt ſtärker als die Waffen. Das bezeugen ſogar aus eigenſter Erfahrung die großen Meiſter der Waffen. Wir haben darum für dieſe Lage nur die eine, große, weſentliche Aufgabe: *dieſe* Waffe, *unſere* Waffe zu ſchmieden, den *Geiſt*, *dieſen* Geiſt, in unſerem Volk zu erwecken, ihn, wenn nötig im Stillen, zu hüten und zu mehren. Das wird wie ein Granitfels ſein, den die Waſſer wohl bedecken können, von dem ſie aber wieder abfließen müſſen. Unſere Waffe iſt das Pfingſtgebet: „Veni, Creator Spiritus — Komm, Schöpfergeiſt — ſchaffe du, erwecke du unter uns den Geiſt!"

Das Gleiche aber gilt von dem *ganzen* Kampf, der heute gegen die zuſammengeballten Rieſenmächte der Tyrannei zu führen iſt, auch im

inneren Leben der Völker. Auch hier ſind die Allmächte ohnmächtig gegen den Geiſt. Sie ſind nur Scheinmächte: ihre Macht iſt die Schwäche des Geiſtes, iſt der Unglaube an den Geiſt. Laſſet den Geiſt erwachen, laſſet den Geiſt ſich ſammeln, den Geiſt der Freiheit, den Geiſt der Wahrheit, den Geiſt des Rechtes und der Heiligkeit; laſſet den Glauben an den Geiſt erwachen — und ihr werdet ſehen, wie raſch dieſe Scheinmächte zuſammenbrechen; ihr werdet ſehen, wie dieſe ſcheinallmächtigen Waffen der Gewalt ihr aus der Fauſt fallen, zerſplittern, ohnmächtig werden vor der allmächtigen Waffe des Geiſtes. Das wiſſen gerade die Tyrannenmächte am beſten. Sie haben vor nichts ſo ſehr Angſt als vor *dieſer* Waffe. Sie fürchten die Flugzeuge, U-Boote, Tanks, Kanonen ihrer Feinde viel weniger als dieſen Geiſt; ſie fürchten nichts ſo ſehr wie die *Wahrheit*. Denn die Wahrheit iſt die ſtärkſte Verbündete der *Freiheit*. Das iſt der Albdruck der Tyrannen bei Tag und Nacht. Ihr eifrigſtes Nachdenken richtet ſich darauf, wie ſie den Geiſt feſſeln und die Wahrheit erſticken könnten. Sie machen auch den Verſuch, ſogar *dieſen* Geiſt in ihren Dienſt zu nehmen, was freilich ſeine gründlichſte Vernichtung wäre. Uns aber lehren ſie, was unſer Kampf ſein muß und was unſere Waffe iſt. Wieder iſt die weſentliche Aufgabe das Pfingſtgebet: Veni, Creator Spiritus! *Dieſen* Geiſt aber kann auf die Dauer keine Macht der Welt verhindern.

Aber unſere ſtärkſte Waffe iſt nicht die, daß wir den Geiſt *haben*, daß wir den Geiſt *ſuchen*, daß wir den Geiſt *wecken*, in uns und in andern, ſondern daß der Geiſt *iſt*, und zwar der Heilige Geiſt. Es wird in der Bibel und auch in den anderen Ausſagen über den Heiligen Geiſt immer hervorgehoben, daß der Geiſt auch *Richter* ſei. Und das iſt eine große Wahrheit und ein großer Troſt. Er iſt der Richter über jene Mächte, die uns heute als ſo übermächtig erſcheinen wollen. Das Gefährlichſte an dieſen Mächten iſt gerade der Geiſt, mit dem ſie ſich umgeben, der *falſche* Geiſt: ihre Ideologie, wie man heute ſagt, ihre trügeriſche, da und dort ſogar glänzend und tiefſinnig erſcheinende Philoſophie, ja ihre Lügentheologie, ihr Lügenchriſtentum. Da iſt es Troſt und Rettung, daß es einen Geiſt der Wahrheit gibt, der ſich nicht von den Menſchen handhaben und für ihre Zwecke benutzen läßt. Dieſer Geiſt der Wahrheit iſt der Heilige Geiſt. Immer ſteht er — im Evangelium wie im Kirchenlied — in Verbindung mit der *Wahrheit*. Dieſe Wahrheit iſt die Wahrheit Gottes, die in Chriſtus hervorgetreten iſt und die als Heiliger Geiſt vom heiligen Gott und ſeinem Chriſtus her immer wieder in die Welt bricht, neues Licht und Leben ſchaffend, aber auch die Lüge vernichtend und die Throne der Gewalt niederwerfend. Darum iſt das Horchen auf das Wehen des Pfingſtgeiſtes unſere ſtärkſte Waffe. Dadurch wird unſer ſchwacher Glaube an den Geiſt ſtark, mächtig, allmächtig — an der Allmacht des Geiſtes teilnehmend — dadurch wird das matte Feuer des Geiſtes in uns hell und lodernd. Es gibt einen Heiligen Geiſt, vor dem jener unheilige zunichte wird. Jene Ideologien mögen glänzen und

blenden, ſolange bloß unſer menſchlicher Geiſt in Betracht kommt. Sie verführen oft gerade die Vertreter *dieſes* Geiſtes, die ſogenannten Intellektuellen, viel weniger das einfache Volk, welches der elementaren Wahrheit des Lebens näher ſteht. Denn vor jener Wahrheit, die ſich im *Heiligen* Geiſte enthüllt, werden dieſe Ideologien, dieſe Philoſophien und Theologien zum Spott. Sie vergehen wie ein trügeriſcher Traum vor dem Erwachen; ſie zerfließen wie Nebel vor der Sonne. Und mit ihnen ſtürzen ihre Träger im Gericht. Das Gericht iſt ſchon vollzogen; der äußere Sturz wird folgen. Der Geiſt iſt eine Waffe, die ſelber kämpft, ohne unſern Arm. Aber unſer Arm wird ſtark durch das Vertrauen auf dieſe Waffe. Wir werden ſtark, weil wir in Zuverſicht beten dürfen, in einen Glauben, der ſchon Erfüllung iſt, beten dürfen: „Veni, Creator Spiritus!“

Aber wir *ſollen* ſo beten, *ſollen* um den Geiſt bitten. Allgemeiner geſagt: Das Kommen, Siegen, Richten und Schaffen des Geiſtes iſt doch auch *unſer* Werk. Der Geiſt, der von oben kommt, der *ohne* uns iſt, der *über* uns iſt, aus dem alles ſtammt, was an Geiſt, an Glauben an den Geiſt in uns iſt, er kommt doch nur dann von oben her über die Welt und zieht in uns ein, wenn wir ihn ſuchen, wenn wir nach ihm ſeufzen, wenn wir um ihn bitten.

Aber daß wir das *dürfen*, das iſt eine gewaltige Waffe, die gewaltigſte von allen. Erinnern wir uns nun noch daran, daß der Heilige Geiſt immer auch mit dem *Gebet* in Zuſammenhang ſteht, im Neuen Teſtament wie im Kirchenlied. Und zwar iſt es ſo, daß dieſem Gebet Kraft, Erhörung, Vollmacht zugeſchrieben wird. Das rechte Gebet verleiht Anteil an der Allmacht Gottes. „Das Gebet des Gerechten [d. h. des auf das Rechte, auf die Gerechtigkeit des Reiches Gottes Gerichteten] vermag viel, wenn es ernſtlich iſt“, ſagt der Bruder Jeſu (Jak. 5, 16). Es iſt nur ein Echo dieſes Wortes, wenn ein Großer, der bei allem, was auch von Mängeln an ihm hängt, doch wußte, was Beten iſt, erklärt: „Das Gebet iſt der allmächtige Herr aller Dinge“ [1]) — eben weil es den Menſchen teilhaben läßt an Gottes Allmacht, vorausgeſetzt, daß er *dieſer* dienen will und nicht ſich ſelbſt! Ich weiſe auf dieſes Geheimnis bloß hin und frage: Sollten wir waffenlos ſein, wenn *dieſe* Waffe uns zur Verfügung ſteht? Sollteſt du, beſcheidener, kleiner Mann, ſollteſt du, ſchwache, arme Frau, nichts vermögen gegen die Rieſenmächte, welche die Welt verheeren, heißen ſie Mammon oder Gewalt oder Laſter, Imperialismus, Nationalismus, Kapitalismus oder Alkoholismus, Proſtitution, Ausbeutung? Sollten nur Rooſevelt, Churchill, Stalin, Tſchiang-Kai-Shek und ſeine große Frau mächtig ſein? Sollten die Gott näher ſein als du, weil ſie weltliche Gewalt zur Verfügung haben? Sind ſie deswegen mehr Kinder, Söhne und Töchter Gottes, als du Kind, Sohn, Tochter Gottes biſt? Das iſt doch ſicher nicht die Meinung der Bibel, nicht die Mei-

[1]) Es iſt Luther gemeint.

nung Jeſu! Oder willſt du dir das, was das Neue Teſtament ſagt, lieber durch einen großen weltlichen Dichter unſeres Zeitalters ſagen laſſen:

„Mehr Dinge werden durch Gebet vollbracht,
Als wir uns träumen laſſen.“ (Tennyſon.)

Denke daran, wenn du gerne Waffen hätteſt für die Kriege Gottes! Du haſt ſie, du haſt teil an der Allmacht.

Der dies ſchreibt, gibt viel auf die *Fürbitte*. Fehlt es uns nicht ſtark daran? Sind wir nicht darum ſo ohnmächtig? Es fehlt zwar ſicher nicht an der *privaten* Fürbitte, der Bitte für Sohn und Tochter, Bruder und Schweſter, Vater und Mutter, Freund und Freundin, der Bitte um ihre Geſundheit, Bewahrung, Segnung, Führung, und gewiß auch nicht an der Fürbitte für die Wohlfahrt ſeines Landes und Volkes — aber wie iſt es mit der Bitte um das Reich Gottes, um die Heiligung des Namens Gottes, um die Erfüllung ſeines Willens auf Erden, um das Kommen und Getanwerden ſeiner Gerechtigkeit? Wie ſteht es mit der Fürbitte einer *Gemeinde* des Reiches Gottes? Ich glaube, daß ſie eine ungeheure Vollmacht hätte. Ich glaube es auf Grund der Verheißung Chriſti.

Auf alle Fälle bleibt es dabei, ſo oder ſo, wie jeder es am beſten faſſen kann: Der Geiſt iſt die Waffe. Der Geiſt ſiegt. Er ſiegt auch in äußerer Niederlage, ja in ſcheinbarem Untergang, und dann ſogar erſt recht. Der Geiſt iſt das Wunder und tut das Wunder. Immer wieder können wir es erfahren. Der Geiſt iſt die Allmacht. Unſere Waffe iſt, daß wir in hoher Freudigkeit oder aus tiefſter Not beten können:

Veni, Creator Spiritus!

Leonhard Ragaz.

Die Frage Gottes an unſere Zeit — und unſere Antworten.

III. Teil.[1])

„Ihr ſeid das Salz der Erde! Wenn aber das Salz ſeine Schärfe verliert, womit ſoll es ſalzig gemacht werden?“ Wir haben immer wieder den Eindruck, die Kirche wiſſe gar nicht, wie ſehr die zweite Hälfte dieſes gleichnishaften Wortes ihres Meiſters auf ſie zutrifft. Sicher hat das Kirchenchriſtentum noch viele gute Eigenſchaften und verfügt immer noch über Kräfte und geiſtige Reichtümer, aber alle dieſe Dinge geben ihm — wenn es nach dem ſtrengen Maß ſeines Herrn beurteilt wird — keine Exiſtenzberechtigung. Auch wenn die Welt gewiſſe nützliche Dienſte, die es ihr leiſtet, noch ſo hoch ſchätzt, — wenn es jene „Schärfe“ verloren hat, die ſchließlich doch das iſt, was die Welt am allernötigſten hat, nötiger als alle kulturellen, erzieheriſchen

[1]) Vgl. die Sendungen vom Januar und Februar. R.

und ſogar charitativen Dienſte — dann iſt über dieſes Chriſtentum doch das Urteil gefällt: „Es iſt zu nichts mehr nütze als daß es hinausgeworfen und von den Leuten zertreten wird." Leider aber fehlt dem Chriſtentum das klare Bewußtſein dieſes Mangels, trotzdem das Urteil und die Haltung der Welt ihm gegenüber an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen; beſcheinigt ſie ihm doch auf Schritt und Tritt ſeine Harmloſigkeit, lobt es dafür und — verachtet es. Sicher iſt die Welt in mancher Hinſicht nicht kompetent, die Kirche zu beurteilen, ſicher verſteht ſie von vielen großen und tiefen Dingen, deren Trägerin die Kirche iſt, nichts, aber — das Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein jener „Schärfe" zu beurteilen, dafür iſt ſie doch wohl zuſtändig, dafür hat ſie immer ein feines Gefühl gehabt, ja ſie hat dafür meiſt ſogar eine gewiſſe Ueberempfindlichkeit an den Tag gelegt und prompt und ſcharf reagiert, wenn auf Seiten der Kirche auch nur eine Spur jenes Salzcharakters ſich geltend machte. Darum müßte es einer Kirche, die jene Warnung ihres Meiſters zu Herzen genommen hat, zu denken geben, wenn ihr die Welt — deren Urteil ſie in andern Dingen nicht zu überſchätzen braucht — immer wieder zu verſtehen gibt, daß ſie von ihr zu allerletzt irgendwelche Störung ihres Kurſes befürchtet. Es müßte die Kirche veranlaſſen, mit ganzem Ernſt darüber nachzuſinnen, was mit jener ſalzigen Schärfe gemeint ſein könnte. Es würde ihr dabei ſehr bald klar werden, daß dieſe Schärfe nicht in der Form, ſondern in der Sache liegt. Nicht darum handelt es ſich, daß die Kirche alles, was ſie zu ſagen hat, mit zugeſpitzten Worten und in ſchneidend ſcharfer Formulierung ſagt, ſondern darum, daß ſie das ſagt, was geſagt werden muß. Sicher iſt die Wahrheit der Kirche mannigfaltig und vielſeitig, aber wenn ſie lebendig iſt, dann wird ſie nicht als ſtarres Dogma zu jeder beliebigen Zeit ihre ſchematiſche Anwendung finden, ſondern ſie wird dann, wenn ihre Stunde gekommen iſt, mit *einer* Seite ihres Weſens hervorbrechen, nämlich mit dem Teil der Wahrheit, nach dem das Leben im konkreten geſchichtlichen Augenblick hungert. Denn Gott ſelbſt iſt es, der den Ruf aus der Tiefe nicht ungehört und nicht unbeantwortet läßt. Und auf die Verkündigung dieſer im ernſteſten Sinne aktuellen Wahrheiten kommt es an. In der Vertretung dieſes jetzt und hier gültigen Gotteswillens liegt das Geheimnis ihrer Salzkraft gegenüber der Welt. Wenn dieſe Verkündigung erfolgt, dann hat die Kirche geredet, wenn ſie nicht erfolgt, dann hat ſie geſchwiegen, auch wenn ſie ihre ganze Dogmatik, ohne jeden Abſtrich, vor den Menſchen ausgebreitet hätte. Darum beſteht der Vorwurf des Schweigens, den eine erſchütterte und nach dem Gotteswort hungernde Welt in den vergangenen Jahrzehnten immer und immer wieder gegen die Kirche erhoben hat, zurecht — trotzdem die Kirche in dieſem Zeitraum ihren Verkündigungsapparat emſiger denn je hat laufen laſſen. Alle dieſe ihre Anſtrengungen, ihr Wort wirkſam zu machen und ihm Gehör zu verſchaffen, alle ihre theologiſchen und methodiſchen Bemühungen konnten

nicht zum Ziele führen; denn die Menſchen waren ſchlechterdings nicht in der Lage, Wahrheiten zu vernehmen, bevor einmal *die* Wahrheit an ihr Ohr gedrungen war. Wahrheit im lebendigen Sinne iſt nur das, was ſein muß, das, wonach die Tiefe des Lebens ſchreit. Wäre jenes eine, lebendige Wort zu den Menſchen gekommen, dann hätten ſich ihre Seelen geöffnet für Vieles, ja Alles, was die Kirche ihnen ſonſt zu ſagen hatte; wenn aber jenes Wort nicht kam, dann war alles, was da von der Kirche her an ihr Ohr drang, ein peinigendes, ärgerliches und unerträgliches Gerede. Wenn gegenüber dieſer Forderung, daß das eine Wort geſagt werde, von kirchlicher Seite her das Bedenken geäußert wird, daß wir die kirchliche Verkündigung in monotoner Einſeitigkeit verarmen laſſen, die ganze reiche Vielſeitigkeit der chriſtlichen Wahrheit preisgeben wollten — dann liegt in dieſem Einwand der für die Kirche ſo typiſche Irrtum, daß es ſich bei der kirchlichen Verkündigung weſentlich um ein Reden, um das Halten von Predigten handle. Aber es geht ja bei jenem erwarteten und geforderten „*Wort*“ um etwas ganz anderes: um eine Stellungnahme, um ein Bekenntnis. Von dieſem Bekenntnis iſt nichts anderes gefordert, als daß es deutlich, unmißverſtändlich und weithin vernehmbar ſei. Die Art und Weiſe, in der es zu den Menſchen kommt, wird durch den Augenblick und die Situation beſtimmt. Es kann ein einziges Wort ſein, ein einziger Satz — wenn es zur rechten Zeit und am rechten Ort geſprochen worden iſt, kann ihm eine unendliche Fruchtbarkeit verliehen ſein. Es kann eine Stellungnahme, eine Haltung ſein — ohne Worte und dennoch völlig klar und unmißverſtändlich. Es kann ſein, daß ein ſolches Wort, eine ſolche Haltung in einem beſtimmten Augenblick auf Jahre hinaus genügt, indem es dem Träger unverwiſchbare Züge aufprägt, es kann aber auch ſein, daß ein Wort unabläſſig wiederholt werden, daß dafür anhaltend und treu gekämpft werden muß.

Wenn die Welt einmal weiß, woran ſie mit der Kirche iſt in bezug auf die Fragen, die um Gottes willen aktuell ſind, dann mag die Kirche nachher dieſe oder jene Art der Verkündigung treiben, ſie mag predigen, ſchlecht und recht, ſie mag ſogar einen Kultus haben — ſie iſt dann durch ihr Bekenntnis eine Realität geworden, ſie hat ein ſichtbares und deutliches Zeichen aufgerichtet, das ſogar mit den Gefahren, die in der verſchwommenen Feierlichkeit eines Kultus liegen, fertig wird. Ja, es könnte ſogar ſein, daß all dieſe kultiſchen Symbole und theologiſchen Worte von jenem Zeichen und Bekenntnis her nun wirkliches Leben bekämen. Wenn aber jenes Bekenntnis nicht erfolgt, dann iſt alles, was die Kirche predigend und feiernd tut, ſelbſt wenn ſie es in vollkommenſter Weiſe tut, tief unwirklich, eine Scheinwelt, die ſich wohl leicht einfügt in das übrige Scheinweſen dieſer Welt, aber mehr als dieſes unter das Gericht deſſen fällt, der der Wirkliche iſt und durch nichts mehr beleidigt wird als durch den Mißbrauch ſeines Namens zugunſten irgendwelchen Scheinweſens.

Die Kirche bedarf wie nichts anderes der Fähigkeit zur Selbſtkritik. Es iſt ein arge Situation, wenn ſie, anſtatt ſich das ſelber einzugeſtehen, ſich von der Welt ſagen laſſen muß, daß ſie ein Salz iſt, das ſeine Schärfe verloren hat. In den letzten Jahren iſt aber in den Kirchen nicht die Fähigkeit zur Selbſtkritik, ſondern das Selbſtgefühl gewachſen, ein Selbſtgefühl, deſſen Grund den Außenſtehenden rätſelhaft ſein mußte, ſtanden ſie doch einerſeits unter dem Eindruck des ſich über die Welt ſenkenden Grauens, anderſeits unter dem des Schweigens der Kirche. Sie ſahen, wie die Kirche die wenigen Warner allein ließ und es immer wieder ärgerlich oder hochmütig von ſich wies, wenn ihr zugemutet wurde, ihre Stimme zu erheben. Worauf beruhte dann aber jenes geſteigerte Selbſtgefühl der Kirchen? Auf Illuſionen. Es iſt leider nicht möglich, eine ſchonendere Antwort zu geben. Die Kirche hat tatſächlich mehr und mehr ſich daran gewöhnt, von Illuſionen zu leben, von den Illuſionen des Redens, des Kämpfens, des Bekennens.

Es gibt wohl wenige Epochen in der Kirchengeſchichte, in denen die Kirche ſo viel darüber geredet hat, daß ſie rede, ſo viel Worte darüber gemacht hat, daß ſie das Wort verkündige. Man ſteigerte die ſchlichte — in ihrer gewohnheitsmäßigen Erſtarrung ja ſo fragwürdige — Sitte der ſonntäglichen Predigt geradezu zu einem Ereignis, in deſſen Betrachtung man ſich nicht genug tun konnte. So erzeugte man mit einem ungeheuren theologiſchen Apparat in einer Zeit, deren ausgeprägteſtes kirchengeſchichtliches Merkmal das Fehlen des Wortes war, die Illuſion des Wortes, und man brachte es ſchließlich ſo weit, daß in der Kirche, vor allem unter den Theologen, jedes Verſtändnis für das, was ein wirkliches Gotteswort iſt, verloren ging, ſo daß man nun gerade hier auf die ſchlimmſten Verkennungen und Verhöhnungen gefaßt ſein muß, wenn das Reden Gottes — wahrſcheinlich dann in unerwarteter Form und ohne feierliche kirchliche Zurüſtungen — Ereignis wird.

Neben die Illuſion des Wortes iſt immer auch, vor allem aber in der neueſten Zeit, die Illuſion des Kampfes getreten. Einen Beweis dafür liefert der Entwurf zu einem neuen Kirchengeſangbuch für die ſchweizeriſchen reformierten Kirchen mit ſeiner erſtaunlich großen und eindrucksvollen Anzahl trotzigſter Kampflieder. Dieſes Geſangbuch würde — falls es angenommen wird — bei ſpäteren Geſchlechtern den doch ſicher irrigen Eindruck erwecken, daß es von einer kämpfenden Kirche geſchaffen worden ſei. Aber wie iſt es denn zu erklären, daß eine ſo kleinlaute, allem Proteſt und Kampf ſo ſehr abgeneigte, vorſichtige, ſtets kompromißbereite, grundſätzlich ſich anpaſſende, ihre Gefügigkeit mit Römer 13 theologiſch begründende Kirche dazu kommt, Lieder voller Trotz und Kampf zwar nicht ſelber zu ſchaffen, aber wenigſtens zu ſammeln und zum regelmäßigen Gebrauch offiziell zu beſtimmen? Es handelt ſich auch hier um die Pflege einer Illuſion. Wir möchten dieſer leider nicht zu umgehenden Antwort aber gerne eine poſitivere Deutung hinzufügen und ſagen, daß gerade die offenſichtliche Unentbehr-

lichkeit dieſer Illuſion des Kampfes verrät, daß man im Grunde immer noch weiß, daß die Kirche eigentlich eine kämpfende Kirche ſein müßte, und daß man die Sehnſucht darnach noch nicht völlig eingebüßt hat. Ja, vielleicht müßte man noch etwas anderes, etwas Ueberraſchendes feſtſtellen, nämlich das, daß die unkämpferiſche Haltung der Kirchen nicht einfach aus dem Fehlen der Tapferkeit zu erklären iſt, ſondern aus einem viel ſeltſameren Umſtand: aus dem Fehlen eines Feindes. Dieſe ſchweizeriſchen Kirchen mit ihrem kämpferiſchen Liederbuch müſſen ihre latente Tapferkeit brach liegen laſſen, weil ſie ſchlechterdings keine Feinde haben. Eine Situation, die der Komik nicht entbehrte, wenn ſie nicht ſo tief tragiſch wäre. Denn die Lage iſt doch ſo: Chriſtus wird gekreuzigt in der Welt, Chriſtus hat tauſend Feinde, er wird verfolgt und geſchändet; denn Chriſtus wird eben überall geſchändet, wo die Wahrheit geſchändet wird und diejenigen, die ſie ſagen — wo die Gerechtigkeit angetaſtet wird und diejenigen, die ſie vertreten, aber er wird auch überall verfolgt, wo einfach der Menſch geſchändet wird, der Menſch ſchlechthin, der Arme, der Sünder, der Kommuniſt, der Jude — Chriſtus hat Feinde, Haſſer, Verächter und Verfolger. Aber die Religion hat keine Feinde. Man läßt ſie — in der ziviliſierten Welt wenigſtens — überall gewähren. Sie darf in voller Oeffentlichkeit wirken, mit den Glocken läuten, ſie darf die Bibel auslegen, Theologie treiben, ſie darf trotzige Lieder ſingen, Meſſe leſen, ihre Symbole öffentlich anbringen, Kruzifixe aufrichten; ſie hat ihre offiziellen Plätze in ſehr offiziellen Inſtitutionen, in den Univerſitäten, in den Armeen, an den Volksfeſten. Die Religion hat keinen Feind, denn ſie hat ſich ja in ſich ſelbſt eingeſchloſſen. Während Chriſtus draußen in der wirklichen Welt iſt, nur dort ſein will — und dort unvermeidlich mit andern Mächten zuſammenſtoßen muß, hat ſich die Religion ihren eigenen heiligen und unwirklichen Bezirk geſchaffen, deſſen Grenzen ſie nicht überſchreitet. Auch wenn ſie außerhalb ihres ſakralen Raumes auftritt, in den Hörſälen der Univerſitäten oder auf den Feldkanzeln und an den Armee-Altären, ſo bleibt ſie geiſtig eingeſchloſſen in ihre ſelbſtgeſchaffene und darum unreale, aber vielleicht feierliche Welt. Darum bleibt ſie unbehelligt und wird ſogar von den Weltmächten gefördert, erſcheint ſie ihnen doch als das ſicherſte Gefängnis des lebendigen Gottes. Wenn man bedenkt, in welch bedrohlicher Art ſich Gott in Chriſtus den Weltmächten genähert hat, dann kann man begreifen, daß dieſe den Dienſt zu würdigen wiſſen, den ihnen das Kirchentum leiſtete, indem es die Fleiſchwerdung Gottes ſozuſagen rückgängig machte, Gott wieder in eine „rein geiſtige", dem realen Leben entrückte Größe zurückverwandelte. Die Weltmächte hatten in der letzten kirchengeſchichtlichen Epoche nicht mehr viel damit zu tun, die Religion „in ihre Schranken" zu weiſen, denn die Kirche hat ſelbſt einen unbegreiflichen Eifer an den Tag gelegt, ihre Wirkungsſphäre „ſauber abzugrenzen", das heißt ſich der Welt gegenüber zu entmannen, den Herrſchaftsanſpruch Gottes

theologiſch zu ſabotieren, den Salz- und Sauerteigcharakter auszufegen. Man hätte ſich bei all dem aber klar ſein müſſen, daß man nichts Geringeres unternahm als die Gründung eines Chriſtentums ohne Chriſtus — denn Chriſtus iſt das Ende aller Religion als abgeſonderter Sphäre, er iſt der Anfang der Gottesherrſchaft, die nirgends anderswo aufgerichtet werden kann als in der realſten Wirklichkeit des Lebens. Das zur Religion gewordene Chriſtentum iſt wie ein Zahnrad, deſſen Zähne abgeſchliffen ſind, ſo daß es nicht mehr eingreifen kann in das Getriebe des Lebens. Schließlich wird dann der reibungsloſe Leerlauf, den zwar die Welt kopfſchüttelnd mit anſieht, innerhalb der Kirche ſelbſt für den normalen oder ſogar idealen Zuſtand gehalten. Man bewundert die glatte Politur des Rades, das — während es doch einmal ein Zahnrad war, das ächzend und knirſchend in das Getriebe der Welt eingegriffen hatte — nun in der gewandten Anpaſſungsfähigkeit der Kirchenhäupter ſeinen letzten Schliff bekommen hat. Dennoch fährt man fort, in der Illuſion zu leben, daß man etwas anderes ſei als die Welt, denn ſchließlich dreht ſich das Rad ja immer noch, ja es dreht ſich gewiſſermaßen, verglichen mit den Rädern des Weltgetriebes, in umgekehrter Richtung. Die Worte der Kirche, ihre Formeln und Parolen, ihre Glaubensſätze, ihre Symbole drücken tatſächlich etwas anderes, meiſt das gerade Gegenteil von dem aus, was in der Welt gilt. Es ſind Symbole der Bruderſchaft, der Gotteskindſchaft aller Menſchen, der Heiligkeit des Lebens (denken wir zum Beiſpiel an Taufe und Abendmahl), Worte des Erbarmens, des Einſtehens für die Armen und Geringen, Worte der Verachtung des Mammons, der Freiheit gegenüber allem Weltweſen, der ſtolzen Unabhängigkeit von den Mächten dieſer Welt. Für dieſe Dinge wird unabläſſig Zeugnis abgelegt, das Rad dreht ſich unaufhörlich, dreht ſich in der entgegengeſetzten Richtung, aber — durch irgendwelche Vorkehrungen iſt verhindert, daß dieſe Wahrheiten der Kirche ins Leben eingreifen; die Zähne des Zahnrades ſind abgeſchliffen, jene Zähne, welche in der Konkretheit und Aktualität beſtünden; oder aber, was noch raffinierter iſt, man läßt die Zähne kühn ſtehen, jedoch durch irgendwelche geſchickte Montage der ganzen Maſchinerie erreicht man, daß die Kirchenräder zwar ganz dicht an das Getriebe der Welt herankommen, jedoch im entſcheidenden Moment das Ineinandergreifen elegant vermieden wird. Neben den kirchlichen Verkündigern, deren paradoxe Kunſt darin beſteht, nichts zu ſagen, „als ſagten ſie etwas“, unter Aufbietung aller Künſte der Beredſamkeit zu ſchweigen, ſtehen jene, die ſich ganz dicht an die Zone des Ernſtes heranbegeben, ſogar prophetiſch konkret und aktuell werden, wenigſtens in ihrer Ausdrucksweiſe, und dann doch mit wunderbarer Geſchicklichkeit im entſcheidenden Moment den Zuſammenſtoß zu vermeiden wiſſen. Sie holen ſo wuchtig aus, daß es den Zuſchauern faſt den Atem benimmt, laſſen dann aber den Schlag, zur allgemeinen Entſpannung, dicht neben dem Ziel niederſauſen.

So wird die Illuſion des Kampfes gepflegt. Aber zu einem wirklichen Kampf kann es gar nicht kommen, wenn wir wenigſtens unter Kampf eine um Gottes willen notwendige und im jetzigen Augenblick gebotene Auseinanderſetzung mit einem wirklichen Feind, das heißt mit einer wirklichen Macht, verſtehen. Sicher gibt es geiſtige Mächte, mit denen der Menſch und Chriſt immer zu ringen haben wird: Schuld, Schickſal, Tod — aber wenn wir von einer kämpfenden Kirche reden, dann meinen wir nicht dieſes Ringen mit den ſogenannten „ewigen Fragen", ſondern mit den Formen des Böſen, die in dieſer Welt über eine reale, vielfach offizielle Macht verfügen. Das iſt dann der Kampf, dem die Kirche „um Gottes willen" nicht ausweichen darf. Wenn ſie in dieſen Dingen nicht Stellung bezieht, dann iſt ihre Beſchäftigung mit jenen „ewigen Fragen" nichts anderes als Ungehorſam.

Aber es gibt etwas, das vielleicht noch ſchlimmer iſt als nicht zu kämpfen, nämlich das Kämpfen auf falſchen Fronten — ſchlimmer, weil es Lüge iſt und den Sinn für das, was wirklicher Kampf iſt, völlig abſtumpft. Zu dieſen Pſeudo-Kämpfen gehört alles das, was man unter Pfaffentum, kirchlichem Fanatismus, Phariſäertum und Engigkeit verſteht. Aus dieſem Weſen gehen ſo viele Streitereien und Rechthabereien hervor, die nicht ſelten die einzige Würze eines ſonſt faden, ſalzloſen Kirchentums ſind. Da macht ſich in frommen Kreiſen manchmal jene Engigkeit breit — armſeliger Reſt einer ehemals heroiſchen Weltflüchtigkeit! —, die von „Sünde" und von „Weltlichkeit" redet, aber die konzentrierteſte und bösartigſte Weltlichkeit, wie ſie in Mammonismus und Gewaltgeiſt vorliegen, gar nicht erkennt.

Wirklichen Kampf, im ernſten und großen Sinne des Wortes, wird es nur geben, wenn das Chriſtentum die Sphäre der Religion, den Raum der Kirche verläßt und mit den Mächten des Böſen draußen in der Welt zu ringen beginnt. Aber könnte es nicht auch geſchehen, daß dieſe Mächte ihrerſeits die Grenze überſchritten und in das Gebiet von Religion und Kirche eindringen würden? Dieſer Fall wäre ſehr ſeltſam, ſehr überraſchend, geradezu irrational. Denn — wie bereits geſagt — es kann ja für dieſe Mächte kein bequemeres Arrangement geben als jene gegenſeitige Abgrenzung der „weltlichen" und der „geiſtlichen" Einflußzone. Nicht nur ſind die Weltmächte dadurch in ihrem Bereich vor jeder geiſtlichen Einmiſchung geſichert, ſondern es wird auch die Grenzziehung in einer für die Weltmächte überaus günſtigen Weiſe vorgenommen, läßt man doch die Grenzen zwiſchen dem, „was Gottes iſt", und dem, „was des Kaiſers iſt", zuſammenfallen mit derjenigen zwiſchen dem Diesſeits und dem Jenſeits — womit die Weltmächte doch wohl zufrieden ſein dürften.

Aber nun ſtehen wir vor einer Tatſache, welche in den letzten Jahren das kirchliche Chriſtentum in der ganzen Welt aufs ſtärkſte beſchäftigt hat, wir meinen das, was man den deutſchen Kirchenkampf nennt. Man kann wohl ſagen, daß das Chriſtentum, gerade auch in unſeren

ſchweizeriſchen Kirchen, von dieſer Sache in den letzten Jahren innerlich gelebt hat. Offenbar tritt darin wieder jenes noch nicht erſtorbene Verlangen nach einer kämpfenden Haltung der Kirche zutage. Aber es iſt zu prüfen, ob nicht auch hier die Kirche von einer Illuſion gelebt hat. Ganz abgeſehen davon, daß es für die außerdeutſche Chriſtenheit ein fremder, nicht ſelbſt gekämpfter Kampf war, muß die Frage geſtellt werden, ob das Vorgefallene ein Ringen wirklichen Chriſtusgeiſtes mit dem Weltgeiſt war. Daß ausgerechnet der deutſchen Kirche das Unheil — oder Heil! — eines Zuſammenſtoßes mit der Weltmacht widerfahren mußte, war ja in gewiſſem Sinne mehr als überraſchend, war doch gerade Deutſchland das klaſſiſche Land eines ſich auf die innerlichen Bezirke der Seele zurückziehenden und den Weltmächten ihre Eigengeſetzlichkeit zubilligenden Chriſtentums. Und es iſt nun gerade das Entſcheidende, daß es nicht etwa ein Aufgeben dieſer Haltung war, was einem Teil des deutſchen Chriſtentums, der ſogenannten Bekenntniskirche, den Kampf zugezogen hat. Auch dieſe Kirche iſt nicht etwa von ſich aus, getrieben von dem Chriſtus, zu dem ſie ſich bekannte, dazu gekommen, zum Kampf gegen die Gewalten anzutreten, welche über das deutſche Volk hereingebrochen waren. Sie hat im Gegenteil auch dieſen Gewalten gegenüber die ſtärkſten Beweiſe ihres kirchlichen Nicht-Einmiſchungs-Willens, ja ihrer Loyalität nach Römer 13 abgegeben. Zum Kampf iſt es erſt gekommen, als eben jenes Irrationale geſchah, daß die Gewalten, welche doch — wenigſtens ſoweit es auf die offizielle Theologie ankam — des Schweigens der Kirche zu *allem*, was ſie taten, hätten gewiß ſein können, nun ihrerſeits die Grenzen überſchritten, in die Sphäre des Kirchlichen eindrangen und ihre Auffaſſungen, zum Beiſpiel ihre Raſſentheorie, auch in der kirchlichen Praxis zur Geltung bringen wollten. Da entſtand die merkwürdige Situation, daß die Kirche, welche die handgreiflichen, realen — grauenhaft handgreiflichen und realen! — Auswirkungen jener Theorien ohne Proteſt hatte geſchehen laſſen, ſich nun energiſch zur Wehr ſetzte, als man von ihr verlangte, daß ſie das, was man draußen praktiſch — ohne jeden kirchlichen Proteſt! — übte, auch innerhalb der Kirche theoretiſch anerkennen ſollte. Man mache ſich die Paradoxie dieſer Haltung klar: gegen die Zumutung, die Juden von Taufe und Abendmahl auszuſchließen, kämpfte die Kirche mit leidenſchaftlichem und höchſte Geſichtspunkte anrufendem Pathos, gegen die Vernichtung der wirtſchaftlichen Exiſtenz der Juden, gegen ihre Beraubung, gegen ihre moraliſche Erniedrigung, gegen die Schändung ihrer Menſchenwürde, gegen ihre phyſiſche Mißhandlung bis zum ausgeſprochenen Mord, kämpfte dieſe Kirche nicht. Denn ſie hat eben in ihrer Theorie und Theologie dieſe Welt in kaltherzigem oder auch tragiſchem Peſſimismus den Dämonen preisgegeben und kennt eine Verwirklichung der göttlichen Ehre nur noch in der privaten und individuellen Sphäre und in den irrealen Geſtaltungen ihrer Formen und Symbole. Aber eine Kirche, der die Fleiſchwerdung Gottes in Chri-

ſtus etwas anderes wäre als ein totes Dogma, hätte alle dieſe Dinge gerade umgekehrt bewertet. Ihr leidenſchaftlicher Proteſt und heiliger Zorn hätte der realen Antaſtung des Menſchen, der Verletzung des heiligen Menſchenrechtes gegolten. Es wäre ihr mit unbeirrbarer Klarheit vor der Seele geſtanden, daß die wirkliche Welt, auch die Welt der phyſiſchen Exiſtenz irgendeines Judenkindes, von der Gerechtigkeit getragen und gehalten ſein muß, daß Chriſtus — *bevor* er in den irrealen Formen der Taufe und des Abendmahles zu uns kommen kann — in der Wirklichkeit des Hungernden, des Frierenden, des Entrechteten, des Geſchändeten und Gemarterten uns begegnen will, daß er den ſakralen Formen ſeine beſeeligende Gegenwart entzieht und die zeremoniellen Begegnungen zur Illuſion werden läßt, wenn nicht zuvor in jenen Tiefen des wirklichen Lebens ſeine Gegenwart, ſeine „Real-Präſenz" geſucht worden iſt.

Man verſtehe uns wohl: was wir an der Bekenntniskirche angreifen, das iſt gerade und einzig ihre theologiſche Grundlage und nicht ihre moraliſche Haltung. Wir fühlen uns durchaus nicht berufen, über irgendwelche zutage getretene Tapferkeit oder Nicht-Tapferkeit unſer Urteil zu fällen. Aber eines ſcheint uns ſicher zu ſein: daß jenes falſche Kirchendenken den ganzen Kampf verfälſcht, in ſeinen Urſprüngen faſt erſtickt, in ſeinem Verlauf gehemmt, von ſeiner tiefſten Kraftquelle abgeſchnitten und ſchließlich — wie es ſcheint — zum Im-Sande-verlaufen gebracht hat.

Soweit die Theologie ihn beſtimmte, war der deutſche Kirchenkampf kein Chriſtus-Kampf, ſondern eben nur ein Kirchen-Kampf. Die Theologie iſt es geweſen, die der deutſchen Chriſtenheit — ſchon ſeit Jahrhunderten — die Gleichgültigkeit gegenüber Recht und Unrecht im ſtaatlichen Leben eingeimpft hat, und ſie iſt es wiederum geweſen, die in den letzten Jahrzehnten den Menſchen das gute Gewiſſen für ihre hochmütige politiſche und ſoziale Intereſſeloſigkeit gegeben hat. Wenn man dieſe, alle politiſchen Spannungen entſpannende und alle ſoziale Beunruhigung beſchwichtigende Rolle der dominierenden Theologie bedenkt, kann man nur mit Staunen davon Kenntnis nehmen, daß ausgerechnet ihr ein beſonderes Verdienſt am Zuſtandekommen eines Kirchenkampfes zugeſchrieben wird. In Tat und Wahrheit liegen die Dinge ſo, daß dieſe Theologie eine nicht unweſentliche Mitſchuld trifft an der Tatſache, daß in der Kirche der Gedanke an einen Widerſtand gegen die hereinbrechende Dämonie eines tief gottloſen und unmenſchlichen Syſtems nicht wach und nicht bereit geweſen iſt. Gott ſei Dank iſt in der deutſchen Chriſtenheit die Theologie nicht allein beſtimmend geweſen, ſondern es haben noch lebendige Impulſe von Chriſtus her in einzelnen Menſchen gewirkt, und aus dieſen heraus iſt es dann zu tapferer, bekenntnisartiger Haltung gekommen. Ja wir möchten ſogar ſagen: Gott ſei Dank iſt auch bei den Theologen die Theologie nicht allein ausſchlaggebend, ſonſt hätten wir nicht die widerſpruchsvolle Er-

ſcheinung vor uns, daß die gleichen Menſchen, die, ſoweit ſie Theologen ſind, die große Indifferenz gegenüber ſo „peripheriſchen" Dingen wie Politik verkündet haben, nun, als Menſchen, zu Herolden des Widerſtandes gegenüber politiſchem Unrecht werden können.

Der deutſche Kirchenkampf hat ſowohl in kirchenfremden als auch in kirchlichen Kreiſen weit in der Welt herum größte Beachtung gefunden und Begeiſterung ausgelöſt. Alſo das gibt es noch in dieſer Welt und in dieſem Chriſtentum, ſagte man, Bekennermut und Märtyrertum um einer geiſtigen Sache willen, Heldentum, das nicht hochgetragen iſt durch den Beifall der Menge oder eines ganzen Volkes, auch nicht durch den Rauſch und Taumel der Schlacht oder die unausweichliche Notwendigkeit der Selbſtverteidigung, ſondern das viel ſchwerere Heldentum deſſen, der *gegen* die offizielle Macht ſteht, ſich in der Minderheit befindet oder gar allein ſteht. Wir begreifen es durchaus, daß die Welt aufgehorcht hat, als eine derartige Kunde zu ihr kam. Aber gerade weil es ſich hier um etwas handelt, das wahrhaft groß iſt, groß auch dann, wenn es nur vereinzelt Wirklichkeit geweſen wäre, ja ſogar dann, wenn es in der Verwirklichung mit tauſend Schwachheiten und mit unendlichem Verſagen behaftet geweſen wäre, gerade darum iſt es ſo wichtig, daß nicht falſche Dinge ſich an dieſe Sache heften und ſie in der Wurzel vergiften. Das Gift aber, das ſich auf den deutſchen Kirchenkampf geworfen und ihn eigentlich zerſtört hat, iſt von der Theologie und dem Kirchentum hergekommen. Während die nicht-fromme, die gewöhnlich-menſchliche Welt hinter jenem Kirchenkampf einen Anſturm gegen das zur Herrſchaft gekommene Syſtem von Unrecht und Barbarei ſah und ſo eine chriſtusmäßige Geſinnung in dieſen Kampf hineinglaubte und ihn durch dieſen Glauben über die ihm noch anhaftende Engigkeit hinausgehoben und von allerlei kirchlich-geſetzlichen Bindungen befreit hätte, beeilte ſich die Theologie innerhalb und außerhalb der Bekenntniskirche, innerhalb und außerhalb Deutſchlands, gerade jenes chriſtusmäßige Freie und Menſchliche aus dem Kirchenkampf auszumerzen und der kämpfenden Kirche beizubringen, daß es beileibe nicht um die menſchlichen Belange von Gerechtigkeit und Humanität gehe, ſondern um die reine Lehre und um die Bibel. Denn für dieſe Leute iſt die Verfolgung der Juden nicht deshalb chriſtusfeindlich, weil ſie unmenſchlich iſt, ſondern weil ſich Bibelſtellen dagegen anführen laſſen. Soweit iſt man tatſächlich in der Geſetzlichkeit wieder gekommen. Chriſtus aber erſtickt in dieſer Atmoſphäre, er kann nur atmen in der Welt.

In der Art, wie die außer-deutſchen Kirchen, vor allem auch die ſchweizeriſchen, ſich am Kampf der Bekenntniskirche beteiligt haben, kommt wieder das Bedürfnis zum Ausdruck, irgend etwas von dem verlorenen Kampfcharakter des Chriſtentums zurückzugewinnen, ſei es ſchließlich auch nur in fiktiver und illuſionärer Form. Das Erlebnis des deutſchen Kirchenkampfes war bei uns nicht unweſentlich mitbeſtim-

mend bei der erwähnten Ausstattung des neuen Kirchengesangbuches mit Kampfliedern. Man hatte ja immer das Lutherlied gehabt mit seinem „der alt' böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint, groß' Macht und viel List, sein' grausam Rüstung ist". Aber die Begeisterung, mit der man etwa gerade diesen Vers zu singen pflegte, hatte immer etwas reichlich Historisches, um nicht zu sagen Aufgewärmtes an sich gehabt, denn man mochte sich umschauen, wohin man wollte, es war kein böser Feind mehr zu entdecken, seitdem derjenige, den Luther seinerzeit gemeint hatte, nicht mehr so bös und vor allem nicht mehr so mächtig war. Doch nun bekam von Deutschland her die kirchliche Kampfdichtung — wenigstens das alte Liedergut derselben — neuen Auftrieb, und man schritt zu der auffälligen Vermehrung der kämpferischen Gesangbuchlieder.

Aber wir sind berechtigt, ja gezwungen, das alles als die Pflege einer Illusion zu bezeichnen, solange sich in unserer Kirche keinerlei Anzeichen entdecken lassen, daß sie ihrerseits bereit wäre, ihren Kampf wirklich zu kämpfen. Die verlegene Frage, wogegen wir denn bei uns zu kämpfen hätten, offenbart nicht gerade eine ernste kämpferische Gesinnung, denn eines der Hauptmerkmale einer solchen ist doch immer die Wachsamkeit gewesen. Wenn diese uns nicht völlig fehlte, könnten wir kaum behaupten, daß der „totale Staat" mit seiner Weltanschauung und mit seinen Gewaltmethoden bei uns etwas völlig Unbekanntes und Unmögliches sei. Der oberflächliche Blick mag nichts davon sehen, aber einer Wachsamkeit, die in ihrer Sensibilität gesteigert wäre durch die leidenschaftliche Ablehnung jenes als tief christusfeindlich empfundenen Systems, würden auch die versteckteften und leisesten Anzeichen einer solchen Sache nicht entgehen.

Vor allem ist ja das Eine nicht zu vergessen, daß der Faschismus — wir wenden der Kürze halber einmal diesen Namen für das ganze Phänomen an — nur deshalb zu der die ganze Welt bedrohenden Macht werden konnte, weil er in dieser ganzen Welt keinen oder nur ungenügenden moralischen Widerstand gefunden hat. Wenn wir aber bedenken, daß die absolut widerchristliche, den Menschen schändende und erniedrigende, Staat und Krieg vergottende Art dieses Systems völlig offen zutage getreten war, dann bedeutet jene Widerstandslosigkeit eine besonders furchtbare Anklage gegen die Christenheit. Es sollte schießlich von einer christlichen Gesellschaft nicht zuviel verlangt sein, Gott und den Teufel voneinander unterscheiden zu können. Tatsache ist aber, daß weite christliche Kreise von der wahren Natur jener aus dem Abgrund der Zersetzung und Fäulnis emporsteigenden Macht nicht das Geringste gemerkt haben. Man hatte zwar die Apokalypse des Johannes in den Händen, aber was half das, wenn man daneben verlernt hatte, schön und häßlich, gut und böse, gerecht und ungerecht zu unterscheiden. Dann konnte man schließlich auch das Tier aus dem Abgrunde schön finden und erklären, daß es „auch sein Gutes an sich habe". Man fiel dann auf jede Grimasse, die es gerade schnitt, herein. Man pries die

Ausgeburt des Chaos als eine Macht, die „Ordnung" ſchaffte, man pries die „ſozialen" Maßnahmen dieſes menſchenfeindlichſten, die Menſchen am tiefſten verachtenden Gebildes, ja man glaubte ihm ſogar die chriſtliche Grimaſſe, wenn es gerade die Feldpredigerſtellen vermehrte, Kruzifixe aufhing in Gerichtsſälen und Schulen — in denen eine ſo merkwürdige Juſtiz und eine ſo merkwürdige Weisheit gepflegt wurde — und wenn es ſich zu annehmbaren Konkordaten mit den verſchiedenen Kirchen herbeiließ.

Die Chriſtenheit hat die in dieſen entſcheidungsvollen Ereigniſſen liegende Probe auf ihre Wachſamkeit, die im echteſten und ernſteſten Sinne des Wortes eine *Glaubens*probe war, ſchlecht beſtanden. Daß ihr ihre Katechismen und dogmatiſchen Lehrbücher die Augen für die Unterſcheidung des Göttlichen und Widergöttlichen nicht geöffnet hatten, überraſcht uns nicht, daß aber auch die Beſchäftigung mit der Bibel jenes Unterſcheidungsvermögen nicht geſchärft hatte, iſt beſonders traurig und beweiſt, daß auch dieſes Lebensbuch, das den größten Kampf zwiſchen Licht und Finſternis, der je gekämpft wurde, enthält, nur mit Katechismus- und Schriftgelehrtenaugen geleſen wurde. Es hat ſich ſogar gezeigt, daß jene Glaubensprüfung von denen, die bloß Menſchen waren, beſſer beſtanden wurde als von den Chriſten. Wir haben zum Beiſpiel in künſtleriſchen Veranſtaltungen mehr von Enthüllung und leidenſchaftlicher Bekämpfung jenes Syſtems erlebt als in Kirchenſynoden und geiſtlichen Verſammlungen, von der grundſätzlichen Leiſetreterei kirchlicher Preſſeorgane gar nicht zu reden. Der große Aufſchrei gegen das Gorgonenhaupt der Unmenſchlichkeit iſt uns viel öfter aus weltlicher als aus chriſtlicher Literatur entgegengeklungen, ja es iſt ſogar bei dieſen Weltlichen, gerade in dieſem Kampf, zu einer Erkenntnis Chriſti gekommen. Auf einmal ſtand vor Menſchen, deren Blick nicht durch gewohnheits- und katechismusmäßige Chriſtlichkeit abgeſtumpft war, Chriſtus in ſeiner Herrlichkeit und Größe da als die entſcheidende Gegenmacht gegen jene Welt der Erbarmungsloſigkeit und des Chaos. Wir, in der Kirche, haben dagegen eine, zwar kleine, dafür aber umſo frecher hervortretende Schar halb-faſchiſtiſcher und halb-antiſemitiſcher Pfaffen gehabt, die eine Rolle ſpielen, „reformierte" „Schweizer"-Zeitungen herausgeben und auf nicht einflußloſe Weiſe Kirchenpolitik treiben konnten.

Aus dem zuletzt Geſagten iſt bereits deutlich hervorgegangen, daß die geiſtige Zerſetzung, um die es ſich beim Faſchismus handelt,[1]) auch bei uns die Menſchen ergriffen hat. Ueberall, wo derartige Symptome ſich zeigen, hätte der wachſame Widerſtand der Kirche einſetzen müſſen. Denn wenn es ihr ernſt iſt mit dem Kampf, dann wird ſie ihn nicht

[1]) Der Faſchismus iſt nicht, wie er ſelber behauptet, eine Revolution, ein ſchöpferiſcher Prozeß, ein Durchbruch neuen Rechtes durch altes Unrecht, ſondern er iſt nichts anderes als Zerſetzung, Zerfall, Rechtszerfall, Religionszerfall, Kulturzerfall.

bloß bewundern und beſingen, wenn er in entlegenen Zeiten und an entlegenen Orten geführt wird, ſondern ſie wird ſelber zu kämpfen beginnen. Wir möchten hier nur auf einige dringende Punkte hinweiſen.

Gegen das ſich einſchleichende Fäulnisgift des Antiſemitismus müßte mit ſolchem Nachdruck und mit ſolcher Klarheit der Stellungnahme gekämpft werden, daß es unter uns keinen Menſchen mehr gäbe, der nicht wüßte, daß Antiſemitismus in den Augen der Kirche eine weit ſchlimmere Ketzerei und Sünde iſt als die Leugnung irgend eines der zentralen Dogmen, ſo gut die Haltung des einwandfrei orthodoxen Prieſters im Gleichnis Sünde iſt, während die fragwürdigen Glaubensvorſtellungen des barmherzigen Samariters nicht Sünde ſind. Einzelne Kirchen haben in der Sache des Antiſemitismus geredet, recht geredet; aber kann man behaupten, daß ſie gekämpft hätten? Das könnte man wohl erſt ſagen, wenn die Antiſemiten ſich um ihrer Anſchauung willen — die eben im gegenwärtigen Moment nicht nur ſo eine Anſchauung iſt, ſondern Mitſchuld an fortgeſetzt verübten Verbrechen — zum Kirchenaustritt veranlaßt ſähen.

Neben dieſer Sache, auf die die Kirchen wenigſtens in vereinzelten Fällen aufmerkſam geworden ſind, gibt es noch andere Symptome des drohenden Chaos, an denen die Kirchen aber vorübergegangen ſind. Daß Prieſter und Leviten immer wieder am Entſcheidenden vorübergehen, ſcheint ein verhängnisvolles Geſetz zu ſein, von dem das Kirchentum nicht loszukommen vermag. Wir weiſen hin auf das, was man Rechtszerfall genannt hat, auf das Sicheinſchleichen der Willkür durch immer häufigeres Beiſeiteſchieben von Geſetz und Verfaſſung. Wir weiſen hin auf die Beſeitigung der Preſſefreiheit, die nicht etwa nur aus jener, ſich vielleicht einmal als große Torheit erweiſenden außenpolitiſchen „Klugheit“ vorgenommen wird, ſondern häufig genug zur Beſeitigung unbequemer Kritik. Sicher ſind alle dieſe Symptome nicht zu vergleichen mit der ausgewachſenen Tyrannei, ihrem Terror und ihren Greueln, aber gerade weil wir dieſe vor Augen haben, haben wir umſo mehr Veranlaſſung, ſchon die allererſten Attentate gegen das, was Recht und Freiheit iſt, bitter ernſt zu nehmen und uns für das zu wehren, was uns heilig ſein müßte. Wenn auch nur ein Hauch jener heiligen Rechtsleidenſchaft, welche die Bibel erfüllt, in der Kirche lebendig wäre, dann wäre ſie nicht erſtaunt über die Zumutung, ſich jener Dinge mit ganzer Wachſamkeit und Treue anzunehmen.

Was jetzt durch die Welt raſt und ſie mit namenloſem Grauen erfüllt, iſt der große Triumph von Unrecht und Gewalt. Es gibt kein Recht des Menſchen, keine Unantaſtbarkeit des Wehrloſen, keine Heiligkeit des Armen und Geringen mehr. Wer die Gewalt hat, darf den Menſchen, ja ganze Völker zertreten. Daß es ſo weit kommen konnte, iſt Schuld. Und die Kirche ſteht in gemeinſamer Schuld mit allen andern Hütern der höchſten Wahrheiten, die über dieſer Welt erſchienen ſind.

Ja die Schuld und Verantwortung der Kirche ist die allergrößte, weil sie die heiligen Quellen alles Rechtes kannte und den Anspruch erhoben hatte, sie zu hüten. Sie hat diese, ihre heiligste Berufung, vergessen. Durch alle Jahrhunderte hindurch ist sie vor den Mächtigen zurückgewichen und hat den Menschen preisgegeben, trotzdem sie die Bibel in der Hand hielt, in der Moses und die Propheten und der Menschensohn für den Menschen zeugen, für den Menschen, der nichts ist als Mensch, nichts als ein Armer, nichts als ein Kind.

Unter dem tatenlosen und schweigenden Zuschauen der Kirche, wenn nicht gar mit dem Segen eines den Mächtigen verfallenen Pfaffentums, ist die große Schändung der Schöpfung und des Menschen, der Krieg, immer wieder vorbereitet worden. Wenn es der Kirche ernst gewesen wäre mit ihrem Lobpreis des Bekennermutes, des Martyriums, des Kampfes für Gott und sein Reich, dann hätte sie — besonders in der Epoche, in der wir leben — gerade hier Gelegenheit gehabt, es zu beweisen. Wenn es dem Protestantismus ernst gewesen wäre mit dem Protestieren, und den reformierten Kirchen mit dem Reformieren, dann hätten sie spüren müssen, daß die Welt gerade hier nach ihrem Protest und ihrer Reformation hungerte. Wenn es der katholischen Kirche ernst gewesen wäre mit ihrem „Katholizismus", das heißt auf deutsch: mit ihrer großen Einheit des Glaubens und der Liebe, wenn es ihr ernst gewesen wäre mit der Verehrung der heiligen Märtyrer und mit der Anbetung des Kreuzes, die sie mit Millionen aufgerichteter Kruzifixe zum Ausdruck bringt, dann wäre von ihr eine Kraft des Widerstandes ausgegangen gegen die Mächte, die den Menschen ans Kreuz schlagen.

Die Kirche wird für ihren Kampf letzten Endes nur *eine* Waffe zu führen haben, sie heißt: *Bekenntnis*. Aber sie hat lange kein Bekenntnis mehr abgelegt, ja sie hat nicht einmal mehr gewußt, was ein Bekenntnis ist. Dieses Wort muß wieder seinen lebendigen, großen und zugleich schlichten und demütigen Sinn bekommen. Christliches Bekenntnis heißt: zu Christus ja und zu den widerchristlichen Gewalten nein sagen. Nur in dieser unlöslichen Verbindung des Ja und des Nein wird das Bekenntnis lebendig. Wiederholung und Rezitation alter Formeln ist kein Bekenntnis, es sei denn, die alten Formeln könnten so wiederholt werden, daß ihre alte gewaltige Lebendigkeit wieder erwacht. Sonst sind es große Worte, die von jeder schlichten, tapferen Stellungnahme gegenüber den Gewalten unserer Zeit an Bekenntniswert übertroffen werden. Eine Kirche, die sich in einem vom Dämon der Macht besessenen Volk zum Frieden bekennt, ist eine bekennende Kirche. Eine Kirche, die sich vor den Mächtigen zu den Bedrückten, vor den Gewalttätigkeiten zu den Wehrlosen, vor den Reichen zu den Armen bekennt, ist eine bekennende Kirche. Eine Kirche, die mitten im Taumel des nationalistischen Patriotismus das Ideal der Solidarität und der Bruderschaft aller Menschen hochhält, ist eine bekennende Kirche. Die Kirche ist heute nicht nach

ihrer Stellung zu den alten Lehren und Dogmen gefragt, ſondern nach ihrer Stellung zu Recht und Gerechtigkeit, zu Menſchlichkeit und Frieden. Ob ſie dieſe Fragen als Gottesfragen verſteht und wie ſie darauf antwortet, das wird ihre große Entſcheidung ſein. *Paul Trautvetter.*

Die Pfingſtbotſchaft in unſerer Zeit.

Nichts iſt für die heutige tragiſche Situation der Chriſten und Kirchen im Bereiche der totalitären Staaten im allgemeinen, und in Deutſchland im beſonderen, ſo bezeichnend, wie die apologetiſche, ja kirchenpolitiſche Ausſchlachtung der Möldersbriefe[1]) durch beide Konfeſſionen. Dieſer geradezu peinliche Wetteifer der Chriſten, in Wort und Tat den Nachweis zu liefern, daß es „auch noch chriſtliche Soſdaten“ gebe,[2]) daß das Chriſtentum, der chriſtliche Glaube, nicht untauglich mache, für die Reiche dieſer Welt heroiſch zu kämpfen, ſcheint mir wie nichts die Tatſache zu beweiſen, *wie bedenklich uns heutigen Chriſten der Reich-Gottes-Glaube und das Reich-Gottes-Bewußtſein verloren gegangen oder doch in den Hintergrund und in Vergeſſenheit geraten iſt.*

Dieſes kataſtrophale Mißverſtändnis des Chriſtentums als bloßer Jenſeitsreligion und als moraliſchen Ausrüſtungsſtückes für den Kampf um die irdiſchen Reiche mahnt nachgerade zum Aufſehen. Mit Recht hat der Schriftleiter des „Reformierten Kirchenblattes“ (Nr. 7, S. 107) darauf hingewieſen, daß dadurch der chriſtliche Glaube zu einem Mittel zum Zweck degradiert werde. Als Schweizer Theologe, der die ganze Entwicklung zur neuheidniſchen Geiſtigkeit in Deutſchland miterlebt hat und mitten im Kampfe dagegen geſtanden iſt, möchte ich mit freudigſter Zuſtimmung jene Sätze unterſtreichen, die dort zum Streit um die Möldersbriefe geſchrieben wurden: „Dabei [d. h. bei dieſer apologetiſchen Ausſchlachtung der rein perſönlich-moraliſchen Nützlichkeit des chriſtlichen Glaubens] wird völlig verſchwiegen, daß der chriſtliche Glaube immer auch einen Inhalt hat, daß er Bekenntnis zu Jeſus Chriſtus als unſerem Herrn iſt und daß aus dem Gehorſam gegen dieſen Herrn nicht nur perſönliche Tapferkeit, ſondern auch ein beſtimmtes Ja zur Herrſchaft dieſes Herrn und ein ebenſo entſchiedenes Nein gegenüber andern Herren folgen muß, die die Alleinherrſchaft über die Menſchen beanſpruchen.“ *Hier zeigt ſich der gefährliche Rückzug auf die*

[1]) Es handelt ſich um einen Brief, den der kürzlich gefallene berühmte deutſche Fliegeroffizier Mölders an einen höheren katholiſchen Geiſtlichen geſchrieben haben ſoll und worin er behauptete, der katholiſche Glaube ſei auch die feſteſte Stütze des Soldaten. Die Echtheit dieſes Briefes iſt übrigens lebhaft beſtritten worden. D. R.

[2]) Wofür man kürzlich katholiſcherſeits darauf hinwies, daß Papſt Pius XII. den Offizieren der deutſchen Afrika-Panzertruppen den Segen erteilt und ſich mit ihnen beſonders angelegentlich unterhalten habe!

bloß persönliche Sphäre . . ., man erliegt dabei fast immer der Gefahr, durch das, was man verschweigt, gerade das Zentrum unseres Glaubens, den Glauben an Gottes Herrschaft in Jesus Christus zu verraten.

Ueber diesen „Verrat" des Reich-Gottes-Gedankens und des Reich-Gottes-Anspruchs handeln nachfolgende Ausführungen, die, schon seit einigen Jahren geschrieben, heute erst besondere Aktualität erlangt haben dürften.[1])

I. *Verrat der Geistigen am Geiste.*

In einem Pfingstartikel[2]) schrieb ein deutscher katholischer Theologieprofessor: „Reich Gottes be-inhaltet alle geistigen Güter im Gegensatz zu den materiellen, die nur Ursache zu Streit und Unfriede geben." Den Grundgedanken des Pfingstfestes sieht er daher in der Forderung: „Zurück zum Geist!" Es ist wohl weder den Lesern des betreffenden Artikels noch dem Autor selbst zum Bewußtsein gekommen, daß in diesen Sätzen eine völlige Verfälschung des Pfingstevangeliums und des Pfingstgeheimnisses enthalten ist, daß darin nicht nur ein verhängnisvolles Mißverständnis des Reiches Gottes, sondern auch ein Verrat am Geiste zum Ausdruck kommt. Tatsächlich liegt in dieser unbewußten Mißdeutung zentralster Glaubensgeheimnisse eine Grundursache aller heutigen Uebel. Alle bestehenden Uebelstände stehen irgendwie im Zusammenhang mit diesem Mißverständnis des Reich-Gottes-Gedankens, mit dieser Sinn-Verdrehung der tiefsten und letzten christlichen Grundtatsachen. Das Uebel ist darum so schlimm, weil es sogar bei den geistigen Führern, den offiziellen Vertretern und Wortführern des Christentums sich findet und von dort ausgeht. Es herrscht dort seit langem das heillose intellektualistische Mißverständnis, daß Gott schlechthin mit dem Geist (lies „Intellekt") identisch und so der Materie entgegengesetzt sei. Dies Mißverständnis beruht auf der verhängnisvollen Ueberschätzung und Vergötzung des Geistes und des intellektuellen Wissens, der intellektuellen Bildung. Diese Selbstüberhebung und Selbstverherrlichung des Geistes ist der Sündenfall der Geistigen und Intellektuellen. *Daher* der selbstverständliche Ausspruch des obigen Theologieprofessors, als Hüter und „Verwalter der geistigen Güter", d. h. der theologischen und philosophischen Wissenschaft etc. sei er ohne weiteres der berufene Sachwalter des Heiligen Geistes, den der Hochschulprofessor auf dem Katheder an seine Hörer verkauft! Und *daher* auch die Meinung, mit dem „Rückzug auf den Geist" den Menschen in den totalitären Staaten einen Trost und Ersatz zu bieten und eine Mög-

[1]) Schon 1930 hatte der Verfasser im Wiener „Seelsorger" die Parole vom „Reichgottespatriotismus" ausgegeben, in dem er das wirksamste Gegenmittel gegen den überhandnehmenden Nationalismus erblickte.

[2]) In „Der Katholik", Mainz, 1938.

lichkeit, dem Kampf und Streit dieſer Zeit zu entkommen. Sieht man nicht, daß der Sinn und die Rolle des Pfingſtgeiſtes nicht gründlicher mißverſtanden werden kann als auf dieſe Weiſe? *Die Botſchaft des Pfingſtgeiſtes wird ſo unter der Hand zu etwas ganz anderem, als ſie im Evangelium erſcheint;* ſie beſteht nicht mehr darin, daß der Geiſt Gottes die Erde erfüllen und alle Weltverhältniſſe umwandeln und erneuern und zum Reiche Gottes geſtalten ſoll, ſondern darin, daß man zum „Rückzug ins Geiſtige" aufruft, zum Rückzug in die bequeme, unverbindliche intellektuelle Sphäre, wo man weder mit dem ſtaatlichen noch mit dem ſozialen und ſittlichen Heidentum in Konflikt kommt!

O nein! Der Heilige Geiſt, der Geiſt, der am Pfingſtfeſt kam, war kein ſolch bequemer und einträglicher Wiſſensgeiſt, kein Profeſſoren-Geiſt, ſondern ein ſchlichter, mutiger Zeugengeiſt, ein Märtyrer-Geiſt, eine ganz gefährliche Kraft, ein Geiſt, der ſeine Träger ins Gefängnis brachte und vor das Synedrium; denn es war ein Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit, der die Propheten, Märtyrer und Bekenner aller Zeiten erfüllte, durch ſie redete und wirkte und ſie in aller Verfolgung ſtärkte und tröſtete. Das Pfingſtfeſt ruft daher nicht auf zum Rückzug auf die „geiſtigen Güter" und zum Sichbeſcheiden mit den geiſtigen Gütern, ſondern es ruft auf zum *Verwirklichen des Geiſtigen inmitten des Materiellen,* des *Göttlichen inmitten des Menſchlichen.* Nicht „Zurück zum Geiſt" alſo darf eine chriſtliche Parole lauten, ſondern „Hinein mit dem Geiſt, dem Heiligen Geiſt der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe in alle Bereiche der ſichtbaren Welt!" Alles andere iſt Verfälſchung und Verharmloſung des Evangeliums, iſt Verrat der Geiſtigen am Geiſte!

Der wahre Pfingſtgeiſt ſtammt nicht vom Katheder der intellektuellen Arbeit, ſondern vom Kreuze des Leidens und der Verfolgung um Chriſti willen und er führt auch zunächſt wieder zum Kreuz, zu Bekenntnis und Martyrium. Seine endliche Frucht aber iſt das Reich Gottes. Aller andere Geiſt iſt geiſtige Ware, die mehr hindert als nützt für die Gewinnung des Heils und des Reiches Gottes. Von ihm gilt das Wort Chriſti: „Selig, die arm ſind an ſolchem Geiſt, denn ihrer iſt das Himmelreich." Dieſer Geiſt muß erſt beſeitigt werden, wenn man zu Gott, zu ſeiner Schöpfung und Erlöſung gelangen will. Die geiſtige Ueberladung hindert uns, durch das Nadelöhr in das Reich Gottes einzutreten.

Es möchte ſcheinen, daß wir damit dem Anti-Intellektualismus und der Primitivität das Wort reden, die heute durch die deutſche Geiſtfeindlichkeit gefördert wird. Wir ſehen in der Tat in dieſer Geiſtfeindlichkeit eine Art Gericht über die Hypertrophie und Hybris des Geiſtes und des Intellektualismus, wie er beſonders in Deutſchland zu Hauſe war. Dadurch wird aber im Sinne der Vorſehung nur der Weg freigemacht für das Wirken des wahren Geiſtes; dadurch werden uns nur die Augen geöffnet für die Unterſcheidung zwiſchen Geiſt und

Geiſt, zwiſchen lebendigem Geiſt und geiſtiger Ware. Heilend, tröſtend, ſchöpferiſch iſt nur der lebendige, heilige Geiſt. Dieſer allein iſt auch der heutigen Ungeiſtigkeit und Dämonie gewachſen. Dieſer Geiſt iſt von Chriſtus den Apoſteln und treuen Nachfolgern verſprochen worden, und dieſer Geiſt wird auch wiederum von neuem das Angeſicht der Erde erneuern.

Dieſer wahre Pfingſtgeiſt wird aber nur denen gegeben, die das Kreuz nicht fliehen, die den Weg Chriſti gehen von Bethlehem über Nazareth nach Golgatha. Der Heilige Geiſt, die wahre Erkenntnis iſt immer irgendwie die Frucht des Leidens, der Mühe und Not in der Nachfolge Chriſti. „Wenn ich nicht hingehe [d. h. in Kampf und Tod], kann der Geiſt nicht zu euch kommen." Nicht durch künſtliches Studium, ſondern durch die Erfahrung des Kreuzes gelangt man zum Lichte der Erkenntnis, zum „Troſt" des Heiligen Geiſtes.

II. Das Reich und das Jenſeits.

Dieſe zwei Dinge ſtehen heute im Brennpunkt und Mittelpunkt des weltanſchaulichen Kampfes im deutſchen Reichsgebiet: das Reich und das Jenſeits. Das Reich, d. h. die Herrſchaft (und zwar nicht nur die politiſche, ſondern auch die geiſtige) über alle Gebiete des wirklichen Lebens, wollen die Herren des Tages, die neuheidniſchen Träger der Macht im nationalſozialiſtiſchen Dritten Reiche, als Monopol völlig für ſich in Anſpruch nehmen. Das Jenſeits dagegen wird bereitwillig den Chriſten, den gläubigen, bekenntnistreuen Katholiken und Proteſtanten, überlaſſen. Sogar bis hinein in die offiziellen- ſtaatlich-miniſteriellen Erlaſſe macht ſich dieſe Zweiteilung und Zuteilung der Sphären und der Kompetenzen geltend. Schon im erſten Jahr der Machtergreifung durch den Nationalſozialismus gab der bayriſche Kultusminiſter Schemm die bekannte Parole aus: „Unſere Religion iſt Chriſtus, unſere Politik iſt Deutſchland." Man ſah damals noch nicht, daß damit nichts anderes gemeint war, als die völlige Ausweiſung nicht nur der chriſtlichen Parteipolitik, ſondern *jeder* Aeußerung chriſtlichen Geiſtes und Gewiſſens aus dem Gebiet des ſozialen, politiſchen, öffentlichen Lebens. Dies Wort wurde nicht nur nicht durchſchaut, es wurde ſogar von den Pfarrern, zum Teil dankbar und freudig, begrüßt und auf die Kanzel gebracht, wie das Weisheitswort eines Kirchenvaters. Die Chriſten merkten nicht, daß ſie bei dieſem Grundſatz die Angeſchmierten waren, daß damit Chriſtus durchaus noch nicht anerkannt, ſondern im Gegenteil entthront wird, wenn er nur als Religion anerkannt wird! Chriſtus will ja nicht nur unſere „Religion" ſein, d. h. im Sinne jenes Autors: etwas Innenkultur für die Seele, eine harmloſe Jenſeitsgeſtalt; Chriſtus will vielmehr unſer König ſein, er will ſeine Herrſchaft und ſein Reich über uns aufrichten. Ein Reich freilich nicht *von dieſer* Welt und *von der Art dieſer* Welt, kein Reich irdiſcher Machtpolitik (es iſt

das leider im Namen Chriſti ja auch ſchon verſucht worden, was ſich eben jetzt rächt!), ſondern „ein Reich der Wahrheit und des Friedens, der Gerechtigkeit und der Liebe“ und ſomit allerdings ein Reich *für dieſe Welt*, inſofern es dieſelbe in allen Lebensgebieten erlöſen, heiligen und umwandeln will, — durch das einfache Zeugnis ſeiner gehorſamen und wenn es ſein muß bis zum Tode opfermutigen Bekenner. Wäre alſo Chriſtus nur als „Religion“ geduldet, dann wäre er ja ſchon abgeſetzt von ſeinem Königsthron! Entweder wird Chriſtus als König des Reiches Gottes anerkannt, dem unbedingter Gehorſam geſchuldet wird, was bei aller Loyalität dem Staat gegenüber zum Konflikt mit ſeinem Totalitäts- und Unbedingtheitsanſpruch führen kann — oder aber Chriſtus iſt bloß Gegenſtand eines religiöſen Kultes und einer harmloſen Jenſeitsſache, mißbraucht als Opium für das Volk im Intereſſe der diesſeitsgerichteten Machthaber. Dieſe Sachlage haben nun aber die Chriſten in Deutſchland und auch anderswo im allgemeinen bis heute noch nicht klar erfaßt. Sie ſehen nicht, daß man dem Chriſtentum nicht gerecht wird, wenn man es nur als „Religion“, als Kirchen- und Sakriſteireligion zu retten ſucht.

Heute rächt ſich an uns Chriſten ein alter Fehler. Die Chriſtenheit hatte den urſprünglichen Reich-Gottes-Gedanken faſt völlig vergeſſen. Das Chriſtentum wurde allzulange als bloße „Weltreligion“, als Seelen- und Jenſeitsanſtalt betrachtet, ſo daß man ſich nicht wundern muß, daß es heute auch im Bewußtſein ſeiner Gegner keine andere Rolle ſpielt. Wir werden jetzt von ihnen beim Wort genommen. Wenn heute wir Chriſten durch den neuheidniſchen Nationalſozialismus auf der ganzen Linie mit Spott und Hohn aus dem Leben hinausgedrängt und auf das Jenſeits verwieſen werden, ſo erhalten wir jetzt lediglich die Quittung und Beſtätigung für unſer bloßes, wenn auch inkonſequent praktiziertes, Jenſeitschriſtentum. Und überdies auch die Strafe für unſere Halbheit und Inkonſequenz: denn es iſt Gefahr, daß wir dabei zwiſchen Stuhl und Bank fallen, daß wir *dieſe* Welt *und* die andere, das Reich *und* das Jenſeits verlieren, weil wir keinem ernſt, ganz und entſchieden gedient.

In dieſer Situtation bedarf der Chriſt dringend jenes Lichtes und jener Kraft, wie ſie allein das Zentralgeheimnis des Chriſtentums zu ſpenden vermag: *das Pfingſtgeheimnis*. Denn dieſe Pfingſtwahrheit der Herabkunft des Heiligen Geiſtes erlöſt uns von jener falſchen Auffaſſung von Chriſtentum, die — ſei es durch falſche Verweltlichung oder durch falſche Vergeiſtlichung — alle Gebiete des geſchöpflichen Lebens dem Fürſten dieſer Welt und der Herrſchaft der Dämonen überlaſſen hat.

In ſeiner Abſchiedsrede am Tage vor ſeinem Leiden ſagte Jeſus zu ſeinen Jüngern: „Ihr werdet Drangſal leiden in der Welt, aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden!“ Es ſcheint, als ob wir dies Wort bisher ſo verſtanden hätten: „Dieſe Welt iſt ein Jammertal, ver-

tröſtet euch daher auf das beſſere Jenſeits, das ich euch in der Ewigkeit drüben bereite!" So lautete jedenfalls der durchſchnittliche Tenor der chriſtlichen Predigt. Daß wir nicht konſequent danach gelebt haben — was übrigens nicht zu verwundern iſt —, ändert nichts an der Tatſache, ſondern verſchlimmert ſie nur. In Wirklichkeit will nun aber Chriſtus mit jenem Worte *gerade das Gegenteil* ſagen: Wir ſollen uns zwar nicht täuſchen über die Herrſchaft des Böſen in der Welt, aber wir ſollen und wir brauchen uns auch nicht mehr zu fürchten vor den dämoniſchen Mächten, die dieſe Welt beherrſchen. Wir brauchen nicht mehr, voll Angſt, vor irgendeinem Baal das Knie zu beugen, irgendeiner totalen Macht uns hilflos auszuliefern: „Seid getroſt, ich habe *dieſe* Welt (d. h. die Welt des Böſen) überwunden. Ich habe das Reich des Teufels zerſtört, wenn auch zunächſt nicht äußerlich und in allen ſeinen Auswirkungen, ſo doch innerlich und in ſeinem Weſen; in mir und in meinem Sieg könnt nun auch ihr ſeeliſch ſtandhalten und ſiegen." Triumph und Seligkeit iſt es ja, in Chriſtus und mit Chriſtus Verfolgung zu leiden: Verwirklichung des Reiches Gottes in uns und außer uns iſt die ſelige Frucht und Folge davon."

Das Reich Gottes, die Verwirklichung der Herrſchaft Gottes in dieſer Welt und ſomit Erlöſung nicht nur der *Seele* und des ſeeliſchen Lebens, ſondern Erlöſung der *Welt* und alles leiblichen Lebens: das iſt das Beſondere, das beſonders Erfreuliche und Erlöſende an der Pfingſtbotſchaft! Nicht die Flucht aus der Drangſal der Welt, hinein in eine myſtiſche Troſtwelt des Geiſtes, der Seele und des Jenſeits, ſondern die *Eroberung der Welt und des Reiches für Chriſtus.* Gerade weil wir durch den Auferſtandenen geiſtig erlöſt ſind von den dämoniſchen Mächten, ſeeliſch gefeſtigt und geſtärkt, ſo daß wir uns von ihnen nicht mehr feige überwinden und gleichſchalten laſſen müſſen, gerade darum ſind wir auch leiblich erlöſt und in der Welt Sieger: Wir haben gegen den Satan uns behauptet und ihm ein Stück Welt abgerungen für die Herrſchaft Chriſti. Die Trennung von Leib und Seele, von Himmel und Erde, von Jenſeits und Diesſeits iſt durch den Sieg Chriſti und die Herabkunft des Heiligen Geiſtes im Grunde überwunden, und ſo iſt das Reich Gottes wieder hergeſtellt und die Herrſchaft Satans gebrochen. Das Oſterfeſt und das Pfingſtfeſt ſind daher ſo recht eigentlich die Reich-Gottes-Feſte des Kirchenjahres. Das kommt ſtets beſonders klar und ergreifend zum Ausdruck in dem herrlichen Exultet-Geſang des Karſamstages, wo von der Oſternacht geſagt wird: „Haec nox est, in qua terrena coelestibus, humana divinis junguntur", „Das iſt die Nacht, in der das Irdiſche dem Himmliſchen, das Menſchliche dem Göttlichen verbunden wird." Alſo *nicht Rückzug auf das Geiſtige, Jenſeitige,* ſondern *Erlöſung und Heiligung des Irdiſchen durch das Geiſtige, Göttliche* iſt die Botſchaft des Pfingſtfeſtes. Dieſe Botſchaft allein vermag den ſo ſehr gefährdeten und bedrohten Chriſten von heute zu tröſten und zu ſtärken, aufzuklären und aufzurichten. Sie

bewahrt ihn nicht nur vor dem äußeren, ſondern vor dem ungleich gefährlicheren inneren Feind: vor dem inneren Verſagen und damit davor, das Chriſtentum zu kompromittieren und zu verraten. Dieſe Pfingſtbotſchaft bewahrt den Chriſten auch vor der *beſonderen Gefahr der gegenwärtigen Stunde:* nämlich vor dem *falſchen Frieden.* Es iſt heute wieder die Zeit, von der der Prophet ſagt: „Man ruft Friede, Friede, und es iſt doch kein Friede." Eine Zeit des falſchen Friedens, in der der Friede nicht Gott und den Menſchen, ſondern dem Teufel und dem Böſen dient. Der Friede weltkluger Berechnung oder der Feigheit, der Friede der Oberflächlichkeit und der Selbſttäuſchung iſt nicht der wahre Friede. Der wahre Friede iſt der Oſterfriede Chriſti, der Friede, der nicht durch Feigheit und Bequemlichkeit erkauft wird, indem man dem Kreuz, dem Kampf und der Auseinanderſetzung aus dem Wege geht, ſondern der Friede, der auf Golgatha erſteht als Frucht unerſchrockenen Wahrheitsdienſtes, unverletzter Gewiſſenstreue und mutigen Martyriums. Es iſt der „Friede Chriſti im Reiche Chriſti". *H.*

Von Hegel bis Nietzſche.[1])

Von Hegel bis Nietzſche: ein Buch, das dieſes Thema behandelt, trägt die Möglichkeit in ſich, ſehr intereſſant und ſehr zeitgemäß zu ſein. Das trifft auf das Buch von Karl Löwith zu. Es ſtellt eine Entwicklung dar, die in dieſer Vollſtändigkeit und Wucht wohl nicht leicht von andern geſehen und empfunden worden iſt. Denn es iſt *die Auflöſung der bürgerlich-chriſtlichen Welt,* und zwar auf der *geiſtigen* Linie, die das Buch beſchreibt. Den Ausgangspunkt bildet *Hegel.* In ihm iſt ſowohl Revolution als Reaktion angelegt, aber ſo, daß nach der Auffaſſung des Buches (die ich teile) das revolutionäre Element das Weſentliche iſt. Es tritt bei Feuerbach und den Junghegelianern, Karl Marx, Bruno Bauer und David Friedrich Strauß — um nur dieſe zu nennen — ſowohl in ſeiner politiſchen als in ſeiner religiöſen Geſtalt heraus. Die Auflöſung des Chriſtentums wird allerdings noch mehr von der Tiefe her durch Kierkegaard und Overbeck, die der Moral aber durch Nietzſche vollendet. So nach Löwiths Darſtellung.

Dieſe Linie zu verfolgen, iſt ſicher nicht nur hochintereſſant, ſondern auch wertvoll. Es war wohl gut, daß ſie einmal auf dieſe Weiſe gezeichnet wurde. Freilich laſſen ſich ſtarke Fragezeichen anbringen. Darf man Kant und den Neu-Kantianismus ſo eng mit dem Begriff der *Bürgerlichkeit* verbinden? Waren die Neu-Kantianer nicht durchs Band Sozialiſten, von dem Begründer der ganzen Richtung, Friedrich

[1]) Der Artikel ſchließt an das Buch von *Karl Löwith* an, das dieſen Titel trägt; es iſt im Europa Verlag, Zürich, erſchienen.

Albert Lange, an, der ein Pionier des Sozialismus iſt, bis auf Hermann Cohen und — Jean Jaurès? Bezeichnet Kierkegaard die *Auflöſung* des Chriſtentums und nicht ſeine Erneuerung? Oder vielleicht wohl die Auflöſung des Chriſtentums, aber nicht der Sache Chriſti?

Ueberhaupt: Löwith endigt bei der Auflöſung, beim Nein; wo aber iſt die Erfüllung, wo das Ja? Soll ein anderes Buch dieſe Ergänzung bringen oder der Nihilismus das letzte Wort ſein?

Es iſt doch auch zu ſagen, daß die religiös-theologiſche Lage, die der Verfaſſer zeichnet, eine *vergangene* iſt. Overbeck nicht weniger als Strauß ſind heute überwunden. Und hat Löwith nie etwas von einem *Blumhardt* gehört? Ich meinerſeits kann mit Löwith auch von einer Auflöſung des Chriſtentums, beſonders ſeiner „Moral", das heißt deſſen, was als „chriſtliche Moral" umgeht, reden, aber ich füge hinzu: Es geht vom Chriſtentum zu *Chriſtus* und von der Religion zum *Reiche Gottes*. Und das ſchwebte ſowohl Hegel als Feuerbach, Marx und Nietzſche vor. Was ſie in *falſchen* Formen vertraten, das taucht nun in der *echten* auf. Es geht durch die Auflöſung zur Erfüllung.

Daß das Buch aus *Japan* kommt, wo der Verfaſſer, offenbar als Emigrant, Profeſſor iſt, berührt Einen als eigenartiges Zeichen der Zeit.

Leonhard Ragaz.

Ein Zeichen.

Der Europa-Verlag (ausgerechnet der Europa-Verlag!) ſtellt uns ein Büchlein zu, das ein Zeichen der Zeit iſt, im Guten und im Schlimmen. Es trägt den ſenſationellen Titel: *„Abſchaffung des Chriſtentums*, Tagebuch eines Beunruhigten." Als Verfaſſer nennt ſich *Thomas Brendel;* es iſt aber jedenfalls ein Pſeudonym, ganz im Stile Kierkegaards fingiert.

Und das Büchlein iſt auch ein Reflex von Kierkegaard. Das iſt das *Gute* an dem Zeichen. Es geht in einem Radikalismus mit unſerem Chriſtentum ins Gericht, der auf Schritt und Tritt an Kierkegaard erinnert, und zwar beſonders an ſeine letzten Flugſchriften, „Der Augenblick" genannt. Ja man darf ſagen: es iſt eine *Nachahmung* Kierkegaards nach dem Inhalt, aber auch nach dem Stil. Die Nachahmung geht ſo weit, daß der Autor, Kierkegaards Kunſtgriff anwendend, ſich als Einen ausgibt, der nicht ſelber Chriſt ſei, wohl aber wiſſe, was Chriſtentum wäre und Chriſt ſein *möchte*. Auch ſeine Verwendung von draſtiſchen Bildern entſpricht ganz und gar Kierkegaards Weiſe.

Das alles iſt nicht unbedingt ein Tadel. Es kommt darauf an, wie die Nachahmung iſt. Und ſie iſt nicht ſchlecht. Sie iſt keine Verfälſchung. Sie iſt geiſtreich, ja aufregend. Sie wird Eindruck machen.

Es iſt ein gutes Zeichen. Es iſt ein Beweis der Gärung, die in unſer

chriſtliches Weſen nach der theologiſch-kirchlichen Reaktion und Verſteifung wieder in raſches Tempo gerät. Es iſt eine Aeußerung der kommenden — und ſchon vorhandenen — Revolution Chriſti.

Aber das Büchlein iſt daneben doch auch ein Zeichen der Zeit im *üblen* Sinne. Es iſt daran doch viel Mache. Es iſt ein künſtliches Produkt. Es iſt, wenn auch auf eine etwas höhere Weiſe, der Stil des Sportes, des Rekordes, der Senſation. Der Verfaſſer zeigt ſeinen Geiſt. Er iſt, in ſeiner Sphäre, ein „smarter Kerl" und weiß, wie er ſeinem Kreiſe imponieren wird. Das iſt nun bei Kierkegaard ſchon anders! Der kämpft einen *wirklichen* Kampf. Und zwar einen einſamen, als wirklicher Einzelner. Der will nicht imponieren, imponiert aber freilich von ſelber. Thomas Brendel tut gut, auf dem Wege der Nachfolge zunächſt einmal auch die Mahnung deſſen, dem er nachfolgen möchte, zu beherzigen: ſeinem Selbſt abzuſagen und das Kreuz auf ſich zu nehmen.

Aber man könnte Thomas Brendel dieſe Unreife des Weſens, dieſe Hülle des Allzumenſchlichen verzeihen; denn es ſcheint ein *junger* Menſch zu ſein. Weniger aber etwas anderes. Daß er kein Wort von denen ſagt, die längſt und nicht im Verborgenen das vertreten haben, was er als revolutionäre Neuheit ausgibt, ſei auch hingenommen. Weniger ſchön aber und Zeichen eines nicht adeligen, unritterlichen Gemütes iſt, daß er, freilich auch nach dem ſehr üblichen Stil, ihnen einen Fußtritt gibt. Mit einer hochmütigen Gebärde werden „ſoziales Chriſtentum" und „religiöſer Sozialismus" abgetan. Die Nachfolge allein gelte, nicht ſolche Dinge! Von deren wirklichem Weſen und Wollen weiß der Verfaſſer natürlich nichts, oder will er nichts wiſſen, aber der Fußtritt muß ſein. Sonſt wäre man eben nicht der neu Auftretende und Ueberlegene, der smarte und ſchneidige Kerl.

Dazu iſt zweierlei zu bemerken:

Worin beſteht denn nach dieſem Thomas Brendel die Nachfolge? Davon erfährt man nicht viel Konkretes. Ich frage jedenfalls: Sollten Mammon und Gewalt für ſeine Nachfolge unweſentliche Dinge ſein? Dann wird die Folge ſeiner Nachfolge jedenfalls nicht das *Kreuz* ſein. Solche geiſtreichen Nachfolge-Reflexionen, wie er ſie gibt, läßt die Welt ſich ſchon gefallen. Die kann man in den Salons diskutieren. Der Verfaſſer kann dafür Ruhm und Bewunderung ernten.

Das war bei Kierkegaard ſchon anders!

Die zweite Bemerkung aber iſt: Der Verfaſſer kennt, Kierkegaard nachahmend, doch auch Kierkegaard nicht recht. Sonſt wüßte er, daß Kierkegaard immer mehr gerade auf die Stellung des Chriſtentums zu dem *ſozialen* Problem Gewicht gelegt, daß er dieſe zum Kriterium der Nachfolge gemacht hat. Man denke an das, was der Schreibende im Anſchluß an Küttemeyers Buch: „Der Einzelne und die Kirche" in ſeiner Schrift: „Reformation nach Vorwärts oder nach Rückwärts?" geltend gemacht hat. Aber freilich, wenn er das geſehen und geltend gemacht hätte, dann wäre er zu ſehr in die Nähe der Religiös-Sozialen

geraten und nicht mehr salonfähig — was zu sein für die Nachfolge Christi doch gewiß sehr wichtig ist!

Summa: Das Büchlein ist als Zeichen der erwachten Unruhe gut, aber wenn daraus etwas Rechtes werden soll, dann muß noch viel Eitelkeit weg — dann muß noch ein ganz anderer *Ernst* kommen.

Leonhard Ragaz.

Ein anderes Zeichen.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Es handelt sich um ein anspruchsloses Büchlein mit einem großen Kreuz auf dem Titelblatt und dem Titel: „*Christliche Einheit* im Zeichen des Kreuzes." [1]) Der Verfasser nennt sich *Johannes Stephanos* und ist, wie man schon verraten darf, ein bekannter katholischer Priester und Vorkämpfer der Erneuerung der Kirche aus der Erneuerung der Sache Christi. Seine Losung ist die „Christliche Einheit"; aber diese wird nicht als etwas verstanden, was sozusagen als Mosaik aus den verschiedenen Katholizismen und Protestantismen und als Produkt geschickter kirchenpolitischer Aktion zustande käme, sondern als Ergebnis einer von dem neu verstandenen Christus und dem neu aufgenommenen Glauben an das Reich Gottes ausgehenden Revolution unseres christlichen Denkens und Tuns. Der Inhalt des Büchleins geht darum weit über sein nächstes Thema hinaus und wird zu einem umfassenden und tiefgreifenden Programm. Es ist ein großer Reichtum auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Und es ist auch ein radikales, ja revolutionäres Programm. Aber ohne die radikale oder revolutionäre Affiche und Gebärde, sondern schlicht und wahr. Der Verfasser will nicht durch Geist und Stil und durch überlegene Pose imponieren, sondern einfach der Wahrheit dienen. Er hat für diese Wahrheit gekämpft und gelitten, ihr Karriere und glänzende Wirksamkeit geopfert. Wenn er von Nachfolge redet, so ist es realistischer Ernst. Und es ist keine abstrakte Nachfolge, sondern militia Christi, die dem Kampf mit den heutigen Weltmächten, Gewalt und Mammon, nicht aus dem Wege geht, sondern ihn gerade im Namen der Nachfolge aufsucht. Dafür aber ist seine Schrift nicht aus der Nachahmung entsprungen, sondern aus seiner eigenen Seele und aus schwerem Erleben erwachsen. Sie schwelgt nicht in glänzenden Paradoxien, ist aber von originalem Geist erfüllt. Sie ist Brot und Wein, nicht Trüffeln und Champagner.

Darum ist diesem kleinen Buche eine große, wenn auch stille Wirkung zu wünschen. Bei Protestanten wie bei Katholiken. Denn sein Inhalt ist für jene ebenso wichtig und aktuell wie für diese. Und es ist in seiner Einfachheit jedem zugänglich. Es ist seinem Titelzeichen entsprechend ein Kreuzzug.

Leonhard Ragaz.

[1]) Una Sancta Verlag, Zug.

Und noch ein Buch!

Ich fühle mich verpflichtet, den Lesern dieses Heftes mitzuteilen, daß mein Buch: „*Die Botschaft vom Reiche Gottes* — ein Katechismus für Erwachsene", dessen Erscheinen auf Ostern angekündigt war und gesichert schien, nun auf Pfingsten hin wirklich erschienen ist. Diese Verzögerung ist offenbar auf die ungünstigen Arbeitsverhältnisse im Druckereigewerbe zurückzuführen. Die Besteller, welche das Buch auf Ostern erwartet haben, werden um freundliche Entschuldigung gebeten.

Vielleicht darf ich dieser Bitte um Entschuldigung noch eine andere hinzufügen: Das Buch muß natürlich, wie seit langem alle meine Veröffentlichungen (die über mich inbegriffen), mit einem weitgehenden Boykott durch die Presse wie durch den Buchhandel rechnen. Darum muß seine Verbreitung durch alle Freunde gefördert werden, die glauben, daß es einer solchen wert sei. Meine Bitte ist, daß sie das tun möchten, sei's durch persönliche Empfehlung von Mensch zu Mensch, sei's durch die Presse, soweit sie ihnen doch zugänglich sein sollte. Es geht ja damit um eine *gemeinsame* Sache. Warmen Dank für alle Hilfe!

L. R.

Lydia Boß †.

Ganz unerwartet hat uns ein schwerer Schlag getroffen: Wir empfingen mitten in der Freude des Berg-Frühlings die Nachricht, *Lydia Boß* sei gestorben. Zwar war sie schon lange krank gewesen. Seit manchem Jahre kämpfte sie mit dem Feinde, dem sie nun plötzlich erlegen ist. Zuletzt hatte sie in der Höhe Genesung gesucht, und wir alle hofften zuversichtlich. Von Davos-Platz hat man sie für eine Operation nach Clavadel gebracht. Die Operation erwies die unheilbare, oder doch nur durch ein Wunder heilbare, leibliche Zerstörung der Patientin. Sie ruht auf dem herrlichen Waldfriedhof von Clavadel, der zu den Bergen Gottes aufschaut.

Sie selbst ist geistig ein Mensch der Höhe gewesen — eine geborene Tochter Gottes, könnte man mit Anwendung eines Blumhardtwortes sagen: lauter, freudig, frei und groß, Gott zugewendet wie eine jener herrlichen Sonnenblumen der Alpen, Christus zugewendet wie auf einen leuchtenden Gipfel hin. Aus der methodistischen Gemeinschaft hervorgehend, hat sie, wie nicht wenige der geistigen Söhne und Töchter Wesleys, ohne mit jener Gemeinschaft zu brechen, sich unserer Botschaft und Sache angeschlossen und besonders auch den Kampf gegen den Krieg in ihr Herz und Gewissen aufgenommen. Ohne äußerlich hervorzutreten, woran sie schon durch ihr langes Leiden verhindert war, ist sie uns doch auf ihre Art eine Hilfe und Stütze gewesen, die wir nur schwer entbehren können. Schon von ihr zu wissen, ihr Verstehen, ihr Eintreten

vor Gott, ihr Mitkämpfen zu kennen, oder doch zu ahnen, war uns Troſt und Stärkung. Wir können die ſcheinbare Beraubung nur ertragen und ihr individuelles Los nur verſtehen, indem wir uns mit ihr in der „Gemeinſchaft der Heiligen“ auch über das Grab hinaus durch Arbeit und Kampf für das Reich Gottes verbunden wiſſen.

Ihr Weſen und Geſchick erinnern uns ſtark an unſere teure Hanna Geyer, die, obwohl geſtorben, doch zu uns redet. (Hebräerbrief 11, 4.) Sie war anders und doch ähnlich. Wie Hanna Geyer war — und iſt — war auch Lydia Boß groß und ſtrahlend, wie ſie ganz und gar Gottes Sache zugewendet; wie ſie hat ſie ſiegreich ihren ſchweren Kampf geſtritten. Auch ihr Leben und Sterben iſt eine Erläuterung deſſen, was in der Eingangsbetrachtung dieſes Heftes geſagt wird. Die Schweſtern und die Kranken ihres letzten Aufenthaltes (vor Clavadel, wo ſie bloß noch einige Tage weilte) erklären, es ſei ihre Beſtimmung geweſen, ihnen zu zeigen, wie man ſieghaft Leiden trage und überwinde. So geſchah auch ihr Hingang im Lichte. Ihr nur zweiunddreißigjähriges Leben zeigt, was der *Geiſt* vermag, wie der Geiſt ſiegt. Denn es ſtrahlt von *ewigem* Leben. *Leonhard Ragaz.*

Redaktionelle Bemerkung.

Von verſchiedenen Seiten iſt die Frage gekommen, warum der vertrauliche *„Rundbrief“* mit der Darſtellung der Weltlage nicht mehr erſcheine. Ich glaubte, die Leſer ſeien darüber orientiert worden. Das Warum war übrigens leicht zu erraten: Es iſt auch gegen dieſen vertraulichen, in geſchloſſenem Couvert an einen beſtimmten Leſerkreis verſendeten, eigentlich rein privaten Brief ein *Eingriff des Preſſevogtes* erfolgt, und zwar in einer beſonders brutalen Form, von der man gelegentlich vielleicht erfahren wird.

Die Leſer dieſes Heftes dürfen aber wiſſen, daß der Kampf um die „Neuen Wege“ weitergeht.

Lavater-Worte.[1])

Der Chriſt oder der von Chriſtus ſich ſo verſchieden und Chriſtus ſich ſo ähnlich wie möglich denkende Menſch iſt nach meinem Syſtem der allerfreiſte und der allergebundenſte, der willenloſeſte und willensreichſte Menſch, der geſetzloſeſte und gewiſſenhafteſte. Er verachtet alle Geſetze und iſt der genaueſte Erfüller des Buchſtabens und Geiſtes der Geſetze Chriſti. Er fühlt ſich freier als alle Freien, und alles, was er als

[1]) Aus *„Land! Land!“*, Lavater-Worte, zuſammengeſtellt von Oskar Farner.

erleuchteter Chriſt denkt, will und tut, iſt ſo notwendig, wie der Fall des ſchweren Steines gegen den Mittelpunkt der Erde.

*

Ich, Schreiber dieſes, bezeuge als ein ehrlicher Mann, daß mir nichts leichter ſcheint für einen geſunden, unbefangenen Menſchen, als den Sinn der meiſten Worte Jeſu oder ſeine Lehren der Wahrheit, über welche ſiebenzehn Jahrhunderte geſtritten wird, zu verſtehen, und daß ich es bloß für die höchſte Nachläſſigkeit, die ſchlaffeſte Unaufmerkſamkeit oder abgeſchmackte Zweifelſüchtelei halte, wenn man ſich ſo wunderſam gebärdet, als ob alles ſo dunkel, zweideutig, widerſinnig oder ſchwerſinnig ſei; als ob es, Gott weiß, welche unermeßliche Gelehrſamkeit, Kritik, Sprachkunde, Philoſophie oder Kirchenverſammlungen und Kirchenentſcheidungen bedürfe, um den Sinn der Worte Jeſu zu verſtehen.

*

Gott heiligt nur den, der ſich heiligen laſſen will. Gott hilft nur dem zur Vollkommenheit, der nach Vollkommenheit ſtrebt. Er erleuchtet, erwärmt, beſeeligt nur den, dem es um Erleuchtung, Erwärmung, Beſeeligung Ernſt iſt. Er zwingt nicht. Er leitet nur. Seine Gewalt iſt kein Notzwang. Sie iſt eine Gewalt der Liebe. Wer nicht will, muß nicht. Der Allerfreieſte läßt Freiheit. Du mußt mitwollen, wenn ſein Wille herzlenkend und beſtimmend für dich werden ſoll. Du mußt ſo ernſtlich wollen, als er will. Wer will, der kann. Nichts ohne Chriſtus; mit Chriſtus alles.

INHALT

In einer Sturmnacht. *Conrad Ferdinand Meyer.*
Der Geiſt als Waffe. *Leonhard Ragaz.*
Gottes Frage an unſere Zeit — und unſere Antworten. *Paul Trautvetter.*
Die Pfingſtbotſchaft in unſerer Zeit. *H.*
Von Hegel zu Nietzſche. *Leonhard Ragaz.*
Ein Zeichen. *Leonhard Ragaz.*
Ein anderes Zeichen. *Leonhard Ragaz.*
Noch ein Buch. *L. R.*
Lydia Boß †. *Leonhard Ragaz.*
Redaktionelle Bemerkung.
Lavater-Worte.

INHALT

Selbſtprüfung, Selbſterkenntnis, Selbſtgericht / Leonhard Ragaz

Umgehung des prophetiſchen Wortes heute / Leonhard Ragaz

Der heutige Menſch und das Dogma. Eine freundſchaftliche Ausſprache / Kuno Fiedler und Leonhard Ragaz

Chriſtoph Blumhardts Botſchaft

Ein Japaner über den Aufbau einer neuen Geſellſchaft / Leonhard Ragaz

Bücher / Leonhard Ragaz

Selbſtprüfung, Selbſterkenntnis, Selbſtgericht.

> Wenn wir uns ſelbſt richteten, würden wir nicht gerichtet werden. 1. Korinther 11, 31.
> Nicht, daß ich es ſchon ergriffen hätte oder ſchon vollkommen wäre, ich jage ihm aber nach, auf daß ich es ergreife, auf Grund davon, daß ich ſelbſt von Jeſus Chriſtus ergriffen bin.
> Philipper 3, 12.

Wenn man viel mit den Menſchen zu ſchaffen hat, wenn man mannigfache Menſchenſchickſale auf dem Herzen trägt und gewiſſe Menſchen — ſo ſage ich wohl beſſer — ganz beſonders; wenn man dazu noch den Menſchen etwas zumutet, ihnen vielleicht Aufgaben für das Reich Gottes zumutet, und wieder gewiſſen Menſchen ganz beſonders, dann ſtößt man immer wieder auf eine Tatſache, die Einen mehr als vieles andere entmutigen will: auf die *Unverbeſſerlichkeit* der Menſchen. Da ſind Menſchen, die uns wichtig ſind, mit deutlichen Fehlern behaftet, Fehlern, die ihr ganzes Weſen und Wirken ſchädigen, wie etwa ein Wurmfraß eine Frucht zerſtört oder eine Schlingpflanze einen Baum ausſaugt. Dieſe Fehler liegen offen zutage. Jedermann ſieht ſie — nur ſie ſelber nicht. Sie ſind darin wie mit völliger Blindheit geſchlagen. Sie ſcheinen keine Ahnung von dem zu haben, was doch jedermann weiß oder zum mindeſten ſchärfere Augen deutlich genug ſehen.

Wenn wir uns nach der Urſache dieſes Unheils fragen, dann ſtoßen wir beſonders auf *eine* — auf eine, die ſich nun eigentlich von ſelbſt verſteht: Es fehlt dieſen Menſchen offenbar ganz an der Luſt und Fähigkeit zur *Selbſtprüfung*, zur *Selbſterkenntnis* und damit zum

Selbſtgericht. Es fehlt ihnen an der entſprechenden Arbeit an ſich ſelbſt. Sie ſehen, ſo ſcheint es, nie nach Innen, immer nur nach Außen.

Die Folgen dieſer Haltung ſind verhängnisvoll. Nicht nur wirken dieſe Fehler — oder *dieſer* Fehler; denn gewöhnlich gehen ſie auf *einen* Fehler zurück, einen Grundfehler — ſich allgemein aus, ihr ganzes Weſen und Tun ſchädigend, oft zu Kataſtrophen treibend, ſondern ſie haben beſonders *eine* Wirkung: *dieſe Menſchen kommen nicht vorwärts.* Sie bleiben ſtehen, und das bedeutet: ſie gehen zurück. Jener Wurm wird immer größer, jene Schlingpflanze ſaugt immer mehr den Stamm aus. Mit Schrecken beobachten wir dieſen fortſchreitenden Verfall von Menſchen, auf die wir einſt viel geſetzt hatten. Aber noch eine andere Folge tritt häufig ein: dieſe Menſchen, die ſich nicht kritiſch nach Innen wenden, wenden ſich oft um ſo kritiſcher nach Außen; das Gericht, das ſie nicht an ſich ſelbſt vollziehen, vollziehen ſie deſto eifriger an Andern. Das Ende iſt Verbitterung, Verwirrung, Unfruchtbarkeit, wenn nicht gar Bankrott.

Ach, wenn dieſe Menſchen nur Eines tun möchten: wenn ſie die *Wendung* machten, die Wendung nach Innen, die Wendung gegen ſich ſelbſt! Damit hörte ſchon das *Verhängnis* auf. Dann fiele ſofort die Selbſtgerechtigkeit weg, und das iſt ſchon ſehr, ſehr viel. Dann fiele die Neigung weg, Andere zu richten, ſtatt ſich ſelbſt. Dann begänne die nie ruhende Arbeit an ſich ſelbſt. Dann hörte der innere Stillſtand auf, der zum Rückgang wird, und begänne ein Aufſtieg, ein ſtetiger, ſtiller, ein mühſamer, aber lohnender, ein ſchmerzlicher, aber auch freudiger. Dann würde das Leben, das geſchloſſen war, offen — offen für reichen, überſchwenglich reichen Sieg und Gottesſegen. Dann erfüllte ſich an ſolchen Menſchen die Verheißung: „Selig ſind die Armen, denn ihrer iſt das Reich Gottes!“ Aber ſie machen die Wendung nicht, ſie tun dieſen einfachen und doch ſo entſcheidenden Schritt nicht. Es iſt, als ob ſie nicht könnten, als ob es einfach ihre Natur wäre, ſo zu ſein, wie ſie ſind, und ein Andersſein nicht möglich.

Das Gleiche, wie für den einzelnen Menſchen, gilt auch für die *Gemeinſchaften.* Wir ſehen Völker vor uns, vielleicht hochbegabte, zu Großem, ja Größtem Berufene, aber die Kehrſeite dieſer Größe ſind ſchwere Gefahren des Weſens und Wollens, ſchwere Fehler, die vielleicht auch auf einen einzigen Grundfehler zurückgehen. Jedermann ſieht dieſe Fehler, nur ſie ſelber nicht. Sie halten vielleicht ihre ſchwerſten Fehler für ihre höchſten Tugenden, die bloß noch vermehrt werden müßten. So taumeln ſie verblendet, ja trunken dem Verhängnis entgegen. Wenn ſie nur einen Augenblick die Augen auftun und ſich richtend ſehen könnten wie ſie ſind — ſie wären gerettet. Wenn ſie gar die Wendung nach Innen machen würden — was könnten ſie ſein! Aber ſie machen erſt recht die Wendung nach Außen. Sie prüfen um ſo intenſiver andere Völker, je weniger ſie ſich ſelbſt prüfen. Damit gehen ſie zurück, verleugnen ihr Beſtes, verlieren ihre Berufung, verarmen, und

der Bankrott, ja Untergang ist dann nicht ferne. Und was von den Völkern gilt, gilt von den *Kirchen.* Wieder diese unbegreifliche Blindheit gegen sich selbst bei sehr viel Rede von Sünde und Buße. Jedermann sieht, wo es bei ihnen fehlt, jedermann sieht, wo die Umkehr einsetzen müßte. Nur sie selbst sehen es nicht. Warnende, mahnende, den Weg weisende Stimmen wollen sie nicht hören. Und je weniger sie sich selbst richten — nämlich im Ernst, durch die Tat, nicht bloß mit Worten und Gebärden! — desto geneigter sind auch sie, *die Andern zu richten.* Oh, wenn sie doch Augen bekämen zum Sehen! Wenn sie doch Ohren bekämen zum Hören! Wenn sie doch die Wendung nach Innen, die Wendung gegen sich selbst machen könnten! Aber sie scheinen es nicht zu können. Es liegt wie ein Fatum auf ihnen.

„Wenn wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet werden" — so würden wir *gesegnet* werden, und wie!

Was ist gegen diese große Not zu machen — bei den Einzelnen und bei den Gemeinschaften? Ist überhaupt etwas zu machen?

Denken wir zuerst wieder an die einzelnen Menschen. Das Nächstliegende scheint zu sein, daß wir ihnen um jeden Preis die Augen öffnen sollten. Als ob das so leicht wäre! Als ob wir nur so ohne weiteres etwas könnten, was — so scheint es wenigstens — Gott selbst nicht kann! Wir denken wohl etwa an scharfes Anfassen und Schütteln, an rücksichtslos harte Wahrheitsrede. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß das auch etwa sein muß und seine heilsame Wirkung haben kann. Aber ob es nicht auch das Gegenteil von dem wirken kann, was es wirken sollte: die Seele erst recht verschließen, statt sie zu öffnen? Bedenken wir: Die Seele kann sich nur von Innen her ändern, die Seele kann nur annehmen, was sie selbst, im tieferen Sinne des Wortes, annehmen will, was sie im Grunde selbst verlangt; die Seele, besonders die edel geartete Seele, will vornehm behandelt sein. Denn sie ist ja auch von vornehmer Abkunft und sie hat ein Bewußtsein ihrer freigeborenen Art; sie erträgt keine Vergewaltigung, und möge es die bestgemeinte sein — um von Erniedrigung zu schweigen. Bedenken wir: Wenn wir die Seele so leicht umwenden könnten, dann hätte sie es wohl auch von selbst getan. So kann sie uns nicht einmal verstehen; denn verstünde sie uns, so brauchte sie uns nicht. Es muß ihr die Wahrheit anders gezeigt werden und von jemand anderem. Aber wie und von wem? Wir stehen vor einer verschlossenen, rätselhaft verschlossenen Türe.

Und so ist die Aufgabe auch Gemeinschaften gegenüber fast unlöslich schwierig. Es gilt wieder von ihnen das Gleiche, was vom Einzelnen gesagt ist. Wahrheitsrede, Wahrheitszeugnis, Bußpredigt, alles unter Umständen in äußerster Schärfe — das hat alles sein Recht, und es ist darum verhängnisvoll und frevelhaft, wenn nun in Zeiten, wo Selbstprüfung, Selbsterkenntnis und Selbstgericht für ein Volk geradezu die einzige Rettung wären, von denen, welche die *Macht* in den Händen haben, dafür gesorgt wird, daß gerade die *Wahrheit* nicht zu Worte

kommen darf. Aber bedenken wir auch hier: Dieſe kann nur verſtanden werden, wenn von *Innen* etwas entgegenkommt. Ein Volk z. B. iſt, wie der einzelne Menſch, ſo, wie es iſt, geſchloſſen und verſchloſſen. Wie der einzelne Menſch ſieht und hört es auch wie es *iſt*, nicht wie es ſein *ſollte*. Wie der einzelne Menſch ſieht es und hört es das, was ihm paßt, was ihm zugänglich iſt, was ſeinem jetzigen Zuſtand entſpricht. Es mag auch einen Bet- und Bußtag haben — man läßt dieſe offiziellen Bußpredigten, dieſe offiziellen Gebete an ſich ablaufen und iſt nachher wie vorher, wenn man nicht gar dadurch in ſeiner ſelbſtgerechten Verhärtung geſtärkt worden iſt. Das Volk ſieht ſich nach wie vor ſo, wie es ſelbſt nun gerade iſt. Es bleibt in ſich befangen und gefangen. Es bewegt ſich wie der Einzelne in einem circulus vitiosus. Und mit harter Rede allein — ich ſage: *allein!* — würdeſt du es bloß beleidigen und nicht erlöſen.

Wer und was erlöſt aber? Wer und was ſprengt dieſen Bann? Wer und was zerbricht dieſen circulus vitiosus?

Die erſte Antwort iſt: Das kann *Gott* allein tun. In ſeinem Gericht. Dieſes Gericht kommt in Leiden, vielleicht in Kataſtrophen über die Einzelnen und über die Völker, in Leiden und Kataſtrophen, deren Urſache weſentlich jene Fehler ſind. Dann öffnet ſich das Auge, dann tut die Türe ſich auf. Das iſt ein Hauptſinn alles Leidens. Wir tun gut, nach ihm zu fragen, wenn wir leiden.

„Aber öffnet ſich das Auge wirklich? Tut die Türe ſich wirklich auf? Zeigt nicht die Erfahrung, daß ſie ſich auch erſt recht ſchließen kann? Daß Leiden verhärten, ſtatt aufzuweichen, Kataſtrophen ein Ende ſind ſtatt ein Anfang?“

Gewiß; ſo iſt es. Die Erfahrung zeigt das nur zu deutlich. Zwar wird das Auge nach einem ſolchen Hammerſchlag Gottes wohl immer für einen Augenblick ſich öffnen und die Türe für einen Moment ſich auftun; aber dann können beide ſich raſch erſt recht wieder ſchließen. Was dann?

Die zweite Antwort iſt:

Hier ſetzt nun *unſere* Aufgabe ein. Sie iſt dreifacher Art. Wir müſſen *vor* dem Hammerſchlag Gottes unſer Werk getan haben. Wir müſſen die *Wahrheit* vertreten haben, vielleicht in Schärfe, beſonders dem Hochmut gegenüber, der Macht gegenüber, oder auch in Zartheit, der bloßen blinden Schwachheit gegenüber, am beſten ohne es zu wiſſen, indem wir einfach *ſelber* der Wahrheit dienten. Es mochte dabei einem Einzelnen gegenüber unter Umſtänden genügen, wenn das ein *Einzelner* tat, obſchon vielleicht mehrere auch noch mehr ausgerichtet hätten. Es mochte vielleicht ſogar ein Einzelner für eine ganze Gemeinſchaft genügen — man denke bloß an Moſes, Elias, Jeremias! —, aber noch größer war die Verheißung, wenn es eine *Schar* war, ein „heiliger Reſt“. Es mochte in duldender Liebe geſchehen, es durfte, ja mußte unter Umſtänden, auch in bitterer Schärfe geſchehen — bei

Peſtalozzi war beides der Fall, abwechſelnd: man denke an „Lienhard und Gertrud“ auf der einen und an die „Fabeln“ auf der andern Seite! —, in Reinheit und Lauterkeit mußte es geſchehen, in Güte und Milde, aber auch da, wo Schärfe nötig war, in Achtung und Liebe. Das wurde nicht verſtanden, aber doch *geſehen*. Nun wird es verſtanden, ohne Erniedrigung für die Seele.

Zu dieſem Erſten gehört aber ein Zweites. Mehr als das Wort wirkt das Beiſpiel, mehr als das Lehren das Sein. Jenes hat nur einen mittelbaren Wert. Wir müſſen ſelbſt ſolche ſein, welche die Wendung nach Innen gemacht haben und immer wieder machen. Wir dürfen keine Selbſtgerechten ſein. Nie hat ein Phariſäer einen Zöllner bekehrt. Wir müſſen ſelbſt die am meiſten unter uns ſelbſt Leidenden ſein. Wir müſſen — im tiefſten Sinne — die *Schuldigen* ſein, die Schuldtragenden, auch ſtellvertretend Tragenden. Das iſt der Schlüſſel, der die ehernen Pforten der Hölle öffnet, der Schlüſſel, der die Tiefen der einzelnen Seele wie der Völker und ſonſtigen Gemeinſchaften aufſchließt.

Das Dritte aber liegt auf der gleichen Linie. Es gibt keinen unmittelbaren Zugang zu der Seele, ſei's des Einzelnen, ſei's der Gemeinſchaft. Und das iſt an ſich gut ſo. Es iſt nach Gottes Ordnung ſo. Er allein hat den Schlüſſel zu der ehernen Pforte. Aber es gibt doch einen Zugang: *durch Gott ſelbſt*, über Gott ſelbſt. Und das iſt ein großes, koſtbares Geheimnis, faſt zu zart, um davon zu reden. Sagen wir: Wir vermögen vielleicht, ſcheinbar, gar nichts gegen jene Verſchloſſenheit für die Wahrheit, gegen jene falſche Haltung. Ein bloßes Rütteln an der Pforte, vielleicht Fauſtſchläge daran, würden die Pforte nur noch feſter verſchließen. Gewiß. Wir können aber etwas anderes tun: Wir können dieſen Menſchen, dieſes Volk — um bei dem *einen* Beiſpiel für die Gemeinſchaft zu bleiben — auf dem Herzen tragen. In Liebe, in Schmerz, aber ohne Gewaltſamkeit; in heiliger Scheu vor Gottes Weg, in der Geduld, die daraus fließt, im Glauben, in der Hoffnung. Wir können das im innerſten Heiligtum, vor Gott, tun. Und es wird nicht umſonſt ſein. „Klopfet an, ſo wird euch aufgetan.“

„Immer?“

Immer! Auch da, wo wir es nicht ſehen. Es wird nicht umſonſt geſchehen ſein. Das Wunder geſchieht ſicher. Auch wo wir es nicht ſehen. Es gibt kein Fatum. Es gibt keine bloße Natur. Es gibt in letzter Inſtanz nur den freien Gott und den freien Menſchen.

Nun ſind wir aber beinahe dem gleichen Fehler verfallen, den wir bei Andern ſo ſchwer beklagten. Wir beklagten ſchwer, daß es Menſchen gäbe, welche ſo gar nicht ſähen, wie ſie wirklich ſind, welche ihre Fehler nicht ſähen, die jedermann ſonſt ſieht und wie Blinde oder Trunkene ihren Weg taumelten, dem Verhängnis und Fall entgegen. Wir konnten es nicht begreifen und fragten, wie da geholfen werden könnte. Da fährt plötzlich ein Erſchrecken durch unſere Seele. „Wie?

Wenn wir am Ende auch ſelbſt ſo wären? Wenn wir an dem gleichen Uebel litten, das wir an den Andern ſo ſehr tadeln oder doch beklagen? Wenn wir am Ende auch den Splitter im Auge des Andern ſähen und den Balken im eigenen nicht?“

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, es iſt faſt ſicher, ja, es iſt ſicher, daß wir ſolche Menſchen ſind. Dann aber gäbe es nichts Wichtigeres und nichts Eiligeres für uns, als daß wir ſelbſt aus dieſer tödlichen Gefahr gerettet würden.

Aber wie? Auch hier ſtellt ſich die gleiche Schwierigkeit ein wie in den andern Fällen. Wie ſollen wir uns gegen uns ſelbſt wenden, da wir eben doch — wir ſelbſt ſind? Wir ſehen uns ſelbſt und beurteilen uns ſelbſt eben auch nach der Art, die wir haben, die wir *ſind*. Wie ſollen wir uns auf einmal *anders* ſehen und beurteilen? Können wir denn Andere werden? Können wir über unſern Schatten ſpringen?

Wir ſtehen alſo wieder vor einem circulus vitiosus ohne Ausgang.

Ohne Ausgang? Wirklich?

Es iſt doch Eins ſchon wichtig: dieſes *Erſchrecken*. Schon dieſes rettet uns vor dem *Verhängnis*. Schon damit öffnet ſich das Auge. Es fängt an zu ſehen. Und nun iſt es ſo, daß es immer mehr ſieht; oft faſt zuviel — zuviel, wenn nicht das Wort der *Gnade* wäre und in die tiefſten Tiefen, ja in die Hölle ſelbſt das Kreuz ſchaute. Wir werden in der Tat *Andere*. Denn wir ſind ja nicht einfach wir ſelbſt. Wir haben tieferen Grund. Gott iſt der creator spiritus — wir *ſind* nicht bloß geſchaffen, ſondern *werden* geſchaffen — unaufhörlich. Und es heißt: „Iſt Einer in Chriſtus, ſo iſt er eine neue Schöpfung.“ Der neue Menſch aber ſieht den alten ſo wie dieſer *iſt*. Er erſchrickt; er flieht vor ihm immer höher hinauf. Die Wendung kann geſchehen, ſie geſchieht. Und damit iſt der Weg offen zu allem Sieg und Segen Gottes. Nur das Erſchrecken iſt nötig! Nur die Wendung muß ſein! Sonſt geht es uns wie den Andern — ſonſt geht es uns noch ſchlimmer als ihnen.

Selbſtprüfung, Selbſterkenntnis, Selbſtgericht ſind die große Aufgabe, für die Völker und für die Einzelnen; ſie ſind die Vorbedingung für alles andere, was wir ſein und tun ſollen.

Aber wie? Lauert hier nicht eine neue Gefahr? Führt eine ſolche Haltung nicht zum *Grübeln über ſich ſelbſt* und iſt nicht gerade dies geeignet, uns über uns ſelbſt irre zu führen? Wenn nicht zur *Schwermut*, die daran verzweifeln möchte, daß es ein ſittliches Vorwärtskommen gebe, führt es dann nicht vielleicht zur *Eitelkeit* in Form der Selbſtbeſpiegelung, zum falſchen Wichtignehmen ſeiner Selbſt, vielleicht auch zur *Selbſtgerechtigkeit*, weil wir meinen, wir hätten es doch ſchon mit uns recht weit gebracht, beſonders im Vergleich mit Andern? Und kommen wir damit nicht auf das Problem zurück, ob es denn überhaupt möglich ſei, ſich ſelbſt zu ſehen, wie man iſt?

Das Bedenken iſt äußerſt richtig und äußerſt wichtig. Es führt uns zu einer letzten und höchſten Antwort.

Es gibt drei Spiegel, worin wir unſer Bild ſehen können. Der eine Spiegel iſt *die Welt*, iſt das Urteil der Menſchen und der Zuſtand der Menſchen. Wer wüßte nicht, wie trügeriſch dieſer Spiegel iſt? Wehe dem, der nur ihn kennte! Von dieſem Spiegel weg können wir, Troſt ſuchend, uns zu dem zweiten flüchten: das ſind *wir ſelbſt*. Aber dieſer Spiegel iſt — wir haben ja gezeigt, warum — wenn möglich noch trügeriſcher. Gibt es keinen andern, keinen, der uns die Wahrheit zeigte, die Wahrheit überhaupt und die über uns ſelbſt? Es gibt einen. Dieſer dritte Spiegel iſt *Gott*. Blicken wir in dieſen! Dieſer Spiegel zeigt uns zweierlei: Zuerſt, wie wir von *Gott* aus ſind und ſein ſollen, und ſodann, wie wir wirklich ſind. Er zeigt uns wie wir handeln ſollen und wie wir *nicht* handeln. Er zeigt uns unſeren Auftrag und zeigt uns unſer Verſagen. Er zeigt uns das Gericht und zeigt uns die Rettung. Er zeigt uns die Wahrheit. Er ſchmeichelt nicht, aber er verzerrt auch nicht. Es blickt der Richter dem Angeklagten, aber auch der Vater ſeinem Kinde entgegen. Mehr brauchen wir nicht zu wiſſen, als was dieſer Spiegel uns zeigt. Es iſt genug. Wir brauchen nicht grübleriſch in uns ſelbſt zu verſinken, ſei's zur Schwermut, ſei's zur egozentriſchen Eitelkeit, wir brauchen auch keine Selbſtgerechtigkeit zu fürchten, wir brauchen nur auf Gott zu ſchauen. *Nur Gotteserkenntnis iſt echte Selbſterkenntnis.* Wir dürfen und ſollen vielleicht auch in den Spiegel der Welt ſchauen, und in den Spiegel des Ich, aber nur, um dann in den Spiegel Gottes zu blicken: zu Demut und Troſt.

Und dann geſchieht das hohe Wunder: Der Blick in dieſen Spiegel *verändert* uns. Wir brauchen nicht mühſam alles ſelbſt zu tun: Gott tut ſelbſt das Beſte. Er *ſchafft*, er ſchafft uns um. Nicht das Grübeln, das ſchwermütige oder hochmütige, hilft uns, ſondern die Wendung. Denn dieſer Wendung kommt Gott entgegen. Die Wendung zu ihm bringt das große Anderswerden. Von ſelbſt. Als neue Schöpfung, als Wunder.

Das Gleiche gilt auch für die Gemeinſchaften. Sie brauchen nicht tiefſinnige Spekulationen anzuſtellen über ihre Volksart oder göttliche Berufung, und ſollen es nicht. Auf dieſem Wege kommt es doch nur zu Mythenbildung, Selbſtverherrlichung und Selbſtbetrug, aber unter Umſtänden auch zur Verzweiflung, zum Defaitismus. Sie ſollen auf *Gott* blicken, der ihnen ihre Aufgabe deutlich genug zeigt, wenn ſie dieſe ſehen wollen, und der ihnen auch die nötige Kraft gibt. Auch hier kommt es nicht auf mühſames Tun an, ſondern auf die *Wendung*. Sie iſt die große Aufgabe; aus ihr folgt alles übrige von ſelbſt. Und auch diejenigen, die eine Berufung haben, Gemeinſchaften Weg und Wahrheit zu zeigen, können und dürfen das nicht nach den Gedanken ihres eigenen Kopfes und den Träumen ihres Herzens tun, ſondern können und dürfen es nur ſo tun, daß ſie ihnen *Gottes* offenbaren Willen und Weg zeigen. Alles andere wird dann von ſelbſt recht.

Und damit ſind wir auf das Letzte gekommen, auf jenen Weg, in

den alle rechten Wege einmünden und von dem alle rechten Wege ausgehen: „Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches zufallen." Du brauchſt dich, einzelner Menſch oder Gemeinſchaft von Menſchen, nicht zu zergrübeln, um dich zu finden, um die Wahrheit deiner ſelbſt, die Wahrheit über dich und für dich zu finden: gib dich nur Gottes Sache ganz und lauter hin und ſie wird dich ſchon zurechtbringen. *Leonhard Ragaz.*

Umgehung des prophetiſchen Wortes heute.

Motto: „Charakteriſtiſch iſt für heute: Man redet nicht von dem Zerfall, man beſchreibt ihn nicht, man meint darum, er ſei gar nicht vorhanden, — aber um ſo heftiger nimmt gerade dann der Zerfall zu. Der Zerfall iſt wie unkontrolliert, wenn das Wort nicht zu ihm gelangt. Er wächſt ins Unermeßliche, in das vom Wort nicht Gemeſſene. Der Zerfall iſt wie unbeaufſichtigt, er wird nicht vom klaren Wort geholt und vor *das Gewiſſen* geſtellt.

Der Zerfall iſt nicht nur darum ſo groß, weil der Menſch von Gott abfiel, ſondern weil der Zerfall nicht als ſolcher erkannt, in das Wort geholt und vor das Gewiſſen gebracht wurde. Auf dieſe Weiſe vollzieht ſich der Zerfall außerhalb des menſchlichen Bezirkes. Denn außerhalb des menſchlichen Wortes iſt außerhalb des menſchlichen Bezirkes. Das gerade iſt das Unheimliche an ihm und das gibt ihm das Dämoniſche; denn alles was außerhalb des Wortes, des vom Logos ſtammenden Wortes, geſchieht, wird dämoniſch.

Anſtatt dieſes notwendige aber unbequeme Wahrheitszeugnis zu wagen, verlegt man ſich aufs Organiſieren. Der Trieb, alles zu organiſieren, Männer, Frauen, Kinder, Spiele etc., verdrängt heute alles andere. Und das iſt falſch. Es kommt *heute* nur auf das Gebet an und auf das Zeugnisgeben, nicht aber auf die Organiſation des Nebenſächlichen. Im Organiſieren werden wir Chriſten immer ins Hintertreffen geraten gegenüber den Mächten, die das beſſer verſtehen. Nur im *Beten* und im *prophetiſchen Geiſt* ſollten und könnten wir den anderen überlegen ſein. Auch haben wir nicht ſo ſehr Diplomatie und Klugheit nötig; auch darin ſind uns die anderen über. Nicht kluge Diplomaten brauchen wir heute als Führer, ſondern Männer von prophetiſcher Art. Nicht die Organiſation durchbricht heute das Zement des Viehiſchen und Verſtockten und Unchriſtlichen, ſondern der prophetiſche Geiſt, der Ueberfall vom Prophetiſchen her, das Unberechenbare des Prophetiſchen. Nur das ganz und gar andere vermag dieſe Welt der Unchriſtlichkeit zu vernichten, nicht aber etwas, was mit ihr konkurriert. Und Organiſation iſt ein Konkurrieren mit dem Unchriſtlichen. Nur vom ganz und gar anderen her kann man dieſe Welt des Unchriſtlichen heraushebeln, nicht aber, indem man ſich der gleichen Art des Geiſtes, nur mit anderen Vorzeichen, bedient." *(Max Piccard.)*

In der Tat: im heutigen religiöſen, kirchlichen und kulturellen Leben findet ſich ſolch eine Hypertrophie an Organiſatoriſchem und an Kultiſchem, an ſportlichen und religiöſen Veranſtaltungen, daß ſchon dadurch das prophetiſche Wort verdrängt wird und als deplaciert erſcheint. Allein es wird auch *abſichtlich* vermieden und umgangen, ſo daß man mit dem Propheten Jeremias klagen könnte: *„Mein Volk! Deine Lehrer und Prieſter ließen dich in Irrtum, Blindheit und Unkenntnis; ſie ſagten über deine ſchlimmſten Sünden nichts, ſie weckten dich nicht auf, um dadurch dein Geſchick zu wenden, ſie predigten dir nur ſchöne*

Sprüche, die dich in deiner Selbſttäuſchung und falſchen Ruhe nur beſtärkten." (Klagel. 2, 14.) So kam es vor allem zu einem bedenklichen Fehlen des prophetiſchen Wortes in der heutigen *religiöſen Literatur.*

Prof. P. Simon ſagt in ſeinem Buch „Das Menſchliche in der Kirche", daß gewiſſe Zeiten die Menſchen dazu zwängen, „die Sprache als Verhüllung ihrer Gedanken zu benützen". Dieſem Grundſatz ſcheint nicht nur er, ſondern unſere zeitgenöſſiſche religiöſe Literatur überhaupt, beſonders die deutſche, nachzuleben. Es ſcheint, als ob ein ungeſchriebenes Geſetz beſtehe, welches fordert, daß die Wahrheit nicht geſagt werde, daß die Sprache vielmehr dazu benützt werde, möglichſt klug und geiſtreich die eigene wahre Anſicht zu verbergen oder nur hie und da etwas geiſtreich aber harmlos ſchillern und zwinkern zu laſſen, des literariſchen Effektes halber. Das iſt aber ein furchtbarer Mißbrauch der Sprache, der ſich früher oder ſpäter rächen muß. Denn die Sprache iſt dem Menſchengeiſt gegeben nicht als Mittel, die Wahrheit zu verdecken, ſondern im Gegenteil als Hilfsmittel, dieſelbe möglichſt klar zum Ausdruck zu bringen. Wir ſehen nun aber in der Tat ſchon lange, nicht erſt heute, wo „propter malitiam temporum",[1]) wegen der politiſchen Lage in den Diktaturländern ſich viele von der offenen Ausſprache der Wahrheit dispenſiert fühlen, dieſe Tendenz, die Wahrheit möglichſt kunſtreich zu umgehen und doch etwas zu ſagen. Es kann ja oft ratſam und erlaubt ſein, zu ſchweigen; jedenfalls aber iſt es immer beſſer zu ſchweigen, wenn man die Wahrheit nicht ſagen kann, als zu tun, als ob man die Wahrheit ſage, ſie aber doch nicht ſagt. Auch das Schweigen kann oft ſehr beredt ſein!

In dieſer Verſündigung gegen die von Gott geſchenkte Sprache gibt es nun verſchiedene Grade, die ſchon ſeit langem und beſonders auch in der katholiſchen deutſchen Literatur feſtzuſtellen ſind.

Der erſte Grad beſteht darin, daß man ſich im literariſchen Schaffen auf ſogenannte ungefährliche, harmloſe Stoffe beſchränkt und konzentriert, daß man ſich in bloßen Ideologien der katholiſchen Wahrheit „an ſich" ergeht und die Berührung mit der peinlichen Wirklichkeit möglichſt meidet. Es iſt ja viel ſchöner und bequemer und vor allem ungefährlicher, dank dem reichen Erbe der Kirche aus vergangenen Epochen ihres Wirkens durch Weſensſchau oder Sinndeutung einen Kosmos vor das Auge zu zaubern, ſo daß man ſich ſchier nicht ſattſehen kann und es gar nicht wahrhaben will, wenn die Darſtellung zu Ende iſt und der wirkliche graue Alltag vor der Türe ſteht. (Ein Biſchof gab einmal einem Schriftſteller, der wegen einer mutigen Schrift indiziert worden war, den Rat, ein Buch über die Herrlichkeiten der Katholiſchen Kirche zu ſchreiben. Darauf gab dieſer ihm zur Antwort: „Excellenz, ich darf der Kirche, gerade weil ich ſie liebe, nicht ſagen, was ſie gerne hört, weil ſie es beſitzt, ſondern ich muß betonen, was ihr fehlt, auch wenn es ihr

[1]) „Wegen der Schlimme der Zeiten."

zur Zeit unangenehm sein sollte.“) Wirklichkeitsflucht ins Objektive, Ideale, wenn auch im Gewande der Ehrfurcht, Liebe und Demut, ist wahrlich keine Treue gegen die Kirche. „Insbesondere wir deutschen Katholiken“, sagt Ernst Michel [1]), „sind durch unseren Servilismus in dem letzten Jahrhundert einem entseelenden und verarmenden Massengeiste verfallen, den auch die religiöse Betriebsamkeit der letzten Jahrzehnte mehr aufgezeigt als verdeckt hat. Das Prinzip ‚catholica non leguntur‘ [2]) war in Anbetracht der mangelnden Ursprünglichkeit, der Langeweile und der sterilen Sachlichkeit neuzeitlicher katholischer Literatur leider weitgehend berechtigt.“ Aber auch auf protestantischer Seite muß ein ähnlicher Uebelstand herrschen. „Der Teufel“, sagt *Karl Barth* mit Recht, „besitzt keinen besseren Bundesgenossen, als eine in der Sorge um ihren guten Ruf und sauberen Mantel ewig schweigende, ewig meditierende und diskutierende, ewig neutrale Kirche, eine Kirche, die allzu bekümmert um die doch wirklich nicht zu leicht zu bedrohende Transzendenz des Reiches Gottes *zum stummen Hunde geworden ist.*“

Ein weiterer, schon viel schlimmerer Grad der Versündigung gegen den Sinn der Sprache und ein noch besserer und lieberer Bundesgenosse des Teufels ist der bewußte Kult der toten Propheten und Heiligen auf Kosten der lebendigen, die absichtliche Beschäftigung mit der Vergangenheit, was bequemer und ungefährlicher ist, als an der Front der Gegenwartskämpfe mitzukämpfen. Hier zeigt sich schon ein direkter Gegensatz zwischen dem prophetischen Wort und bloßer Literatur und Wissenschaft. Literatur und Wissenschaft haben es wie die Synagoge: Wenn sie den lebendigen Propheten gesteinigt haben, erheben sie ihn auf ihre Altäre. Erst wenn der Heilige, der Prophet, in die Geschichte eingegangen ist und seine Schriften in die Literatur, dann erst können sie ihn auf ihr Piedestal erheben, über ihn schreiben, eventuell sogar sich zu ihm bekennen. *Vorher* aber hat man Angst, man könnte sich mit ihm kompromittieren. *Nachher* aber kann man mit ihm sogar Geschäfte machen.

Die Furcht und Flucht vor der Wahrheit führt aber letzten Endes zur schlimmsten Versündigung an der Sprache: *zur bewußten Lüge*. Das Verschweigen und Vertuschen der Wahrheit mögen heute viele noch für keine Sünde halten. Man hält es für Klugheit, für Diplomatie, für praktische Lebensweisheit, ja für eine Tugend der Mäßigung und der Rücksichtnahme, der Pietät gegenüber Staat oder Kirche, für ein „Sentire cum ecclesia“ [3]) kurz, für jene vielgeforderte und vielgepriesene Gesinnungstüchtigkeit, die da „nicht das eigene Nest beschmutzen will“. Aber auf dieser schiefen Ebene kommt man immer weiter, bis man bei der bewußten Lüge und schließlich bei der offenen Bundesgenossenschaft mit dem Bösen landet. So kann man denn zum Beispiel

---

[1]) „Kirche und Wirklichkeit“ 1924.

[2]) „Das Katholische wird nicht gelesen.“

[3]) „Mit der Kirche fühlen.“

feſtſtellen, wie ſogar tüchtige Gelehrte und Schriftſteller alle ihre profunde Wiſſenſchaft, all ihre Ueberredungskunſt und ſtiliſtiſche Meiſterſchaft aufwenden, um vor ſich ſelbſt und vor anderen offenbare Fehler des Syſtems zu rechtfertigen und zu verteidigen, aus Unterlaſſung Klugheit, aus Feigheit höchſte Tugend, aus Irrtum höchſte Wahrheit zu machen. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Die Finſternis ſcheint heute allmählich und ganz unvermerkt bereits auf die Katheder der Gelehrten und auf die Schreibtiſche der Literaten zu kommen, die ſich annoch als Hüter des Lichtes ausgeben. Was Kierkegaard ſchon prophetiſch vorausgeſagt, ſcheint mehr und mehr einzutreffen: „In unſeren chriſtlichen Zeiten iſt das Chriſtentum im Begriff, Paganismus zu werden und muß man ſich auf ein Martyrium gerade von ſeiten religiöſer Kreiſe gefaßt machen. Denn die Hauptpunkte der Lehre Chriſti hat die Chriſtenheit längſt verlaſſen.“ Es hat in der Tat oft den Anſchein, als ob Predigt und religiöſe Literatur nur noch den einen Zweck verfolgten, die Wahrheit abzuwehren und den Irrtum, die Erſtarrung und Verblendung um jeden Preis zu verteidigen.

Kein Wunder, daß das prophetiſche Wort, das mutige Wahrheitszeugnis in dieſer Situation einen ſchweren Stand hat. Dieſes Zeugnis iſt heute nur möglich um den Preis, nicht nur den „Heiden“ eine Torheit, ſondern vor allem den „Chriſten“ ein Aergernis zu ſein. Es befriedigt in ſeiner Schlichtheit nicht den verbildeten und verwöhnten literariſchen Gourmand.[1]) Man kann Tauſende von gelehrten und geiſtreichen Worten und Floskeln machen, um das ſchlichte, ehrliche Zeugnis und Bekenntnis der Wahrheit zu umgehen. Man kann ganze Spalten füllen mit literariſchen Windungen und Drehungen, wo das ehrliche Wahrheitszeugnis nur einen einzigen Satz brauchte. Das prophetiſche Wort verſteht jeder, der Große und der Kleine, der Gelehrte und der Ungelehrte. Den Großen und Gelehrten iſt es aber meiſt ein Aergernis und eine Torheit; das iſt der Grund, warum ſie es verfolgen.

Es rächen ſich heute im chriſtlichen Geiſtesleben alte Fehler. Die Inferiorität der riligiöſen Literatur im vergangenen Jahrhundert ſchlug um in eine (allerdings mehr äußerliche) Hyperkultur an religiöſer Literatur und wiſſenſchaftlichem Schrifttum. An dieſer, aus dem früheren Inferioritätsgefühl ſtammenden, übermäßigen Wertſchätzung der Wiſſenſchaft und Literatur leidet nun das chriſtliche Geiſtesleben, inſofern dem prophetiſchen Wort, dem mutigen

---

[1]) Im deutſchen religiöſen Schrifttum findet ſich oft auch zuviel äſthetiſche Freude an der Sprache ſelbſt, ihrer Schönheit und ihrem Wohlklang. Dieſer Gebrauch der Sprache, deſſen Ziel nicht einzig und allein iſt, ſich auszuſprechen, ſondern ſich ſelbſt in ihr zu gefallen oder mit ihr zu protzen, in ihrem Reichtum auszuruhen, iſt im Grunde auch ein Mißbrauch der Sprache. Es fehlt ihr dann an der nötigen Beſtimmtheit und Klarheit, wie ſie gerade heute unerläßlich iſt, will ſie nicht der Macht des Böſen Vorſchub leiſten.

Wahrheitszeugnis dadurch der Boden und das Anſehen entzogen wurde. Es muß uns heute wieder bewußt werden: literariſche und wiſſenſchaftliche Leiſtung iſt noch lange nicht das Höchſte. Sie ſchafft oft nur blaſierte, kraftloſe Intellektuelle, die den Kriſen der Gegenwart meiſt nicht gewachſen ſind. Das ſchlichte prophetiſche Wort, das einfache aber mutige, zeitnotwendige Wahrheitszeugnis und -bekenntnis iſt unter dieſen Umſtänden hundertmal mehr wert, ja es iſt etwas ganz *anderes*, es iſt eine religiös-ſittliche *Tat*, eine Tat des Glaubensmutes, die nicht nur für das Reich Gottes, ſondern auch für den Zeugen ſelbſt von größtem Wert und von größter Bedeutung iſt. Denn es ſchafft nicht nur Köpfe und Kapazitäten, ſondern Männer und Charaktere. *H.*

Der heutige Menſch und das Dogma.

Eine freundſchaftliche Ausſprache.

I.

Das eigentliche Problem des Dogmas iſt heute kaum mehr das Problem ſeines Anſpruchs auf geſchichtliche Richtigkeit und Zuverläſſigkeit. Denn über dieſes ſind die Akten wohl ſo ziemlich geſchloſſen, nämlich in durchaus verneinendem Sinn. Das eigentliche Problem des Dogmas iſt für uns vielmehr zunächſt und vor allem das Problem einer Verſchiedenheit der Sprachen, — und zwar nicht der räumlich nebeneinander ſtehenden, ſondern der zeitlich aufeinander folgenden, nicht der ſchon in Lauten ſich ausdrückenden, ſondern der erſt in Vorſtellungen und Denkformen zum Reden anſetzenden. Es iſt, kurz geſagt, das Problem zweier von einander grundſätzlich abweichender Geiſtesdialekte, die ſich im Lauf der Jahrtauſende einer nach dem andern herausgebildet haben.

Die Dogmen entſtammen — zum größten Teil wenigſtens — einer Periode der Menſchheitskultur, die ſich faſt ausſchließlich noch der Bilderſprache zur Darſtellung abgezogener Erkenntniſſe bediente. Wir Gegenwartsmenſchen aber kleiden unſere Gedanken vornehmlich in die Sprache der Begriffe. Und damit iſt ein Unterſchied bezeichnet, der weit tiefer geht als der Unterſchied der Worte.

Die Worte können bei beiden Denkſtilen genau dieſelben ſein, — ihr Inhalt und ihre Bedeutung ſind trotzdem völlig andere. Und das hat in der Praxis begreiflicherweiſe etwas ungemein Verwirrendes. Denn es führt mit Notwendigkeit zu zwei weit auseinandergehenden (und ſtreng auseinanderzu*haltenden*) Auffaſſungen der Wahrheit.

„Wahr" ſind ſicher auch die Dogmen, — oder zum mindeſten ſteht dem, *daß* ſie es ſind, an ſich nichts im Wege. Aber ſie ſind wahr darum doch noch keineswegs nach Maßgabe *heutiger* Anforderungen. Und ſie

ſind es gerade dann am wenigſten, wenn man ſich bemüht, ſie ſo wörtlich wie nur möglich zu nehmen.

Wörtlich genommene Dogmen ſind im Munde des modernen Menſchen einfach ausgeſprochene Unwahrheiten. Und ſie *können* nichts anderes ſein, weil unſere Worte heute — mehr oder weniger allerdings — *eigentlich* verſtanden werden wollen, während die Dogmen durchaus und weſentlich *uneigentlich* zu verſtehen ſind.

Das aber heißt unfraglich, daß, wie Leonhard Ragaz ſich neulich mit Recht einmal ausgedrückt hat (April-Sendung 1942, S. 34), die Wahrheit der Dogmen, um für uns brauchbar zu werden, „umgedacht, umgeſchmolzen" und „zugleich an einen andern Ort und in einen andern Zuſammenhang gebracht werden" muß. Das jedoch iſt ungeheuer ſchwer, ja es iſt im Grunde eine völlig unlösbare Aufgabe.

Und warum ſie es iſt, das läßt ſich einigermaßen ſchon am Beiſpiel der dichteriſchen Redeweiſe deutlich machen. Denn dieſe iſt gleichſam noch ein zeitgenöſſiſches Reſervatgebiet des bildhaften und uneigentlichen Denkſtils, — freilich auch nicht mehr in vollem Umfang. Aber verſuchen wir nur einmal, etwa ein Gedicht wie das Goethe'ſche „Wer nie ſein Brot mit Tränen aß" in die Sprachformen wiſſenſchaftlicher Erkenntnis zu übertragen, — wir werden ſehr bald verzweifelt davon abſtehen. Denn der beſondere Reiz des Uneigentlichen und Bildhaften läßt ſich begrifflich überhaupt nicht wiedergeben, — ſo wenig wie der Reiz eines Bildes von Gauguin in einer nüchternen Schwarz-weiß-Reproduktion.

Und es kommt noch etwas anderes hinzu. Die Dogmen ſind nicht gleichzeitig entſtanden und deshalb auch nicht *gleichwertig*, das heißt gleich uneigentlich *gemeint*. Man kann ſehr alte, unmißverſtändlich heidniſche, von der chriſtlichen Kirche nur übernommene und notdürftig chriſtianiſierte (wie etwa die Jungfrauengeburt oder die Verſöhnung durch das Blut), daneben aber auch verhältnismäßig neue und ſpezifiſch chriſtliche (wie etwa die Zweinaturenlehre oder die Höllenfahrt) unterſcheiden. Und jede dieſer Gruppen iſt religionspſychologiſch ganz anders zu betrachten — und zu behandeln. Das will ſagen: ihr Wahrheitsgehalt ebenſo wie ihre Ausdruckskraft ſind völlig unvergleichbar. Aber unvergleichbar iſt auch ſchon ihre erkenntnismäßige Struktur. Denn die „neuen" Dogmen weiſen bereits ein beträchtliches Maß von abſichtsvollem Rationalismus und Moralismus auf, ſie ſind alſo nicht *geworden*, ſondern *geſchaffen*, ſie ſind nicht mythologiſch-religiöſen, ſondern hirnlich-konſtruktiven Urſprungs. Und wie ſoll man ſolche Abweichungen der Weſensart auf einen Nenner bringen, der es geſtattet, die Einheitlichkeit der chriſtlichen Lehre zu bewahren?

Vielleicht ſcheint es nach dem Geſagten, daß die „alten" Dogmen „tiefer" und ſomit geeigneter ſeien, die Grundlage einer neuen Form der „Lehre" zu bilden. Und in gewiſſer Hinſicht mag das ja ſogar

auch ſtimmen. Sie ſind in jedem Fall beziehungsreicher, geheimnisvoller, ehrwürdiger. Aber für das im eigentlichen Wortverſtand religiöſe Empfinden werden ſie dadurch doch nicht ohne weiteres annehmbarer. Denn wie ſchon eine ſehr oberflächliche Unterſuchung zeigt (eingehendere ſind noch kaum angeſtellt worden, — ein falſch verſtandenes Taktgefühl hat es bisher verhindert), iſt ihr Erkenntnisgehalt gar nicht *rein* religiöſer Natur. Sie weiſen vielmehr — neben dem dichteriſchen — auch ein naturwiſſenſchaftliches und ein philoſophiſches Element auf. Und es iſt von vornherein ſehr die Frage, ob wir dem, was ſie naturwiſſenſchaftlich und philoſophiſch ausſagen wollen, ſelbſt nach Vornahme aller erforderlichen Abzüge und Zurechtrückungen noch beizupflichten vermögen. Wie aber verhält es ſich dann mit ihrem damit in untrennbarer Verbindung ſtehenden religiöſen Gehalt?

Nehmen wir die Jungfrauengeburt, die wahrſcheinlich zu der allerälteſten Dogmenſchicht gehört. Was bekundet ſie? Man könnte es verſuchsweiſe (denn von Gewißheit kann hier noch keine Rede ſein) einmal ſo formulieren:

Naturwiſſenſchaftlich: Das Auftauchen des Genies iſt verſtandesmäßig nicht reſtlos zu erklären.

Philoſophiſch: Das Geſchlechtliche iſt ein Notbehelf, und die Jungfräulichkeit bedeutet ein Ideal.

Religiös: Das Göttliche iſt nicht an die Geſetze menſchlicher Unvollkommenheit gebunden.

Sicher iſt die letzte Tiefe des Symbols damit noch bei weitem nicht erſchöpft. Denn wie die Geſchichte dieſes Dogmas zeigt, offenbart es ja zum Beiſpiel auch einen beſtimmten Geſchlechtsgeſchmack (nämlich eben den für die Vereinigung von „Jungfräulichkeit“ und „Mütterlichkeit“). Aber bleiben wir einmal bei dem Feſtgeſtellten ſtehen und ſprechen wir zunächſt von dem naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Wert des Behaupteten!

Iſt es ohne weiteres richtig, daß das Auftauchen des Genies nicht reſtlos zu erklären ſei? Es iſt *vorläufig* noch nicht reſtlos zu erklären (heute ſo wenig wie damals). Aber dieſes „Vorläufig noch nicht“ gilt für *alle* wiſſenſchaftliche Forſchung. Und das heißt: es beſagt praktiſch hier überhaupt nichts.

Und wie ſteht es mit der philoſophiſchen Verurteilung des Geſchlechtslebens, die das Dogma nach unſerer Annahme gleichfalls in ſich ſchließt? Sie trifft augenſcheinlich nur die primitive und rein naturhafte Geſchlechtlichkeit, nicht aber die veredelte und vergeiſtigte. Inſofern jedoch bietet auch ſie nichts Weiterführendes. Denn ſelbſtverſtändlich iſt *alles* Primitive und Naturhafte lediglich Rohmaterial für den Geiſt.

Wenn man ſich darüber aber erſt einmal klar geworden iſt, ſo wird man unwillkürlich auch dem religiöſen Gehalt des Dogmas gegenüber mißtrauiſch geſtimmt. Iſt es wirklich ohne Einſchränkung wahr,

daß das Göttliche nicht an die Gesetze menschlicher Unvollkommenheit gebunden ist? Haben wir uns das Wunder (das nicht geleugnet werden soll) also lediglich als eine gelegentliche Durchbrechung der Naturgesetze vorzustellen? Man wird das bezweifeln dürfen. Und zwar gerade vom Standpunkt religiöser Ehrfurcht aus.

Es spricht nun freilich viel dafür, daß der religiöse Wahrheitswert etwa des Stellvertretungs- und Versöhnungsdogmas bedeutend höher einzuschätzen ist. Aber immerhin wird man zugeben müssen, daß die Dogmen religiös zum Teil nicht eben unüberbietbar sind.

Und wenn das bereits von den „alten" Dogmen gilt, in denen sich die religiöse Erfahrung von ganzen Jahrtausenden zusammenfaßt, so erst recht von den „neuen", die ja auf den ersten Blick schon einen ziemlich gekünstelten und gezwungenen Eindruck machen (wie etwa das von der Auffahrt oder das von der realen Gegenwart des Aufgefahrenen in Brot und Wein des Heiligen Abendmahls). Es gilt von ihnen sogar in dem Maße, daß sie teilweise von der evangelischen Kirche bekanntlich wieder aufgegeben worden sind. Aber wo ist da die Grenze zu setzen? Sie ist offenbar fließend.

Damit aber steigt auch schon die Frage auf: lohnt es sich überhaupt, die Dogmen — gleich versiegelten Paketen — von Jahrhundert zu Jahrhundert fortzuschleppen? Und lohnt es sich andererseits, sie — unter Oeffnung ihrer Hülle — einem verwickelten Prüf- und Deutungsverfahren zu unterziehen, das weder viel Neues noch viel Sicheres oder gar Unumstößliches zutage zu fördern verspricht?

Wirklich religiöse Persönlichkeiten haben niemals Dogmen nötig gehabt. Und die Menschen, die Dogmen nötig gehabt haben, sind durch sie bestimmt nicht religiöser geworden, — gleichviel, ob und wie sie sie ausgedeutet haben.

Wo sind etwa die Dogmen, in denen Jesus sein Wissen um Gott niedergelegt hat? Sie sind nicht vorhanden. Denn selbst seine Voraussage eines bevorstehenden Gerichts, die die Kirche später (unter vorsichtigem Verzicht auf ihre Terminbestimmung) dogmatisch verabsolutiert hat, ist bei *ihm* noch keineswegs dogmatisch zu verstehen. Und gereicht ihr das etwa zum Nachteil? Sie ist, historisch angesehen, als teilweise irrig zu bezeichnen (insofern das Gericht in der erwarteten Ausdehnung ja eben nicht zur Zeit des damals lebenden Geschlechtes eingetreten ist, Matth. 24, 34); im übrigen aber zeugt sie doch von einer so lebendigen und unwiderlegbaren inneren Gewißheit nahender Katastrophen, daß man gut tun würde, sie ein wenig ernster zu nehmen, als es ihre Dogmatisierung, die sie in nebelhafte und ungefährliche Ferne gerückt hat, heute noch erlaubt.

Jesus war kein Dogmatiker, aber er war im höchsten, nämlich prophetischen Sinne religiös. Ja, vielleicht hat man zu sagen: Er war kein Dogmatiker; *denn* er war religiös.

Hingegen: die Zeit etwa der lutherischen Rechtgläubigkeit war

dogmatiſch. Aber war ſie auch religiös? Die Früchte, die ſie gezeitigt hat (Matth. 7, 18), ſprechen keineswegs dafür. Sie *konnte* es gar nicht ſein, — deshalb nicht, *weil* ſie dogmatiſch war.

Damit indeſſen ſtehen wir bereits vor einer vorläufigen Entſcheidung über Nutzen und Schaden des Dogmas.

Der Nutzen braucht gar nicht in Abrede geſtellt zu werden. Er liegt vornehmlich darin, daß es das Religiöſe in einer Form darbietet, die erſtens einmal die Autorität des Alters beſitzt und die zweitens von der Ebene jedes geiſtigen Ranges aus einen entſprechenden Sinn ergibt.

Aber freilich hängen mit dieſen Hauptvorzügen auch die Nachteile aufs engſte zuſammen. Und ſie überwiegen die Vorzüge bei weitem.

Weil das Dogma alt iſt, wirkt es fremdartig auf den heutigen Menſchen. Es vermag die ihm gemäße Art von Religion nur ſehr unzureichend zum Ausdruck zu bringen.

Und weil das Dogma vieldeutig iſt, überliefert es den, der nicht ſchon ſelbſt religiös iſt, einer vollkommenen Willkür der Auslegung, — einer Willkür, für die nicht nur die Mannigfaltigkeit in den Auffaſſungen der verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, ſondern für die ſozuſagen auch bereits jede Predigt Beweiſe erbringt.

Es gibt nun allerdings ein Mittel, dieſe Willkür weitgehend zu beſeitigen. Aber das iſt ein Mittel der Verzweiflung, ja des nahezu reſtloſen religiöſen Bankerotts. Es iſt dasjenige, das die Katholiken, neuerdings aber in ſteigendem Maß auch die orthodoxen Proteſtanten, anwenden. Es beſteht in nichts anderem als der Feſtlegung des Dogmas auf ſeinen Sinn gerade für die allerniedrigſte und primitivſte Stufe, das heißt: in der Behauptung einer eindeutig wörtlichen Wahrheit des Dogmas. Aber einmal iſt damit deſſen wichtigſter Vorzug, nämlich ſeine religiöſe Ausdeutbarkeit für *alle* geiſtigen Rangſtufen, wieder preisgegeben. Und dann wurde ja bereits geſagt, daß wörtlich genommene Dogmen lediglich Unwahrheiten ſind. Sie müſſen den religiöſen Wahrheitsſinn ſelber aufs empfindlichſte beeinträchtigen. Und ihnen gegenüber iſt darum der vulgäre Rationalismus ſchlechthin *immer* im Recht. Denn ſo, wie der Wortlaut der Dogmen die Dinge darſtellt, laſſen ſie ſich ſchon durch ein einfaches „Das trifft doch aber nicht zu“ zum Verſtummen bringen.

Dem heutigen Menſchen iſt es nicht möglich, zwei Wahrheiten nebeneinander anzuerkennen. Er kann nicht, wie noch Matthäus in Kapitel 1 ſeines Evangeliums, auf der einen Seite an die davidiſche Abſtammung Jeſu glauben und dieſe ſich durch einen bis zu Joſeph führenden Stammbaum beweiſen laſſen, auf der andern aber annehmen, daß nicht Joſeph, ſondern der Heilige Geiſt Maria in andere Umſtände verſetzt habe (ſo daß Jeſus mit dem aufgeſtellten Stammbaum Joſephs nicht das geringſte mehr zu tun hätte). Denn beides widerſpricht ſich nach ſeiner Empfindung. Und wenn dieſer Wider-

ſpruch die Väter der Kirche *nicht* geſtört hat, — *ihn* ſtört er und muß er ſtören, ſofern es ihm noch ernſthaft um die Erfaſſung der Wahrheit zu tun iſt.

Alle Beſchwichtigungs- und Vertuſchungsverſuche aber, auf die eine ſolche Unſumme von Scharfſinn verwandt worden iſt, können hier nur den einen Erfolg haben: den Blick von dem, worum es in der Religion wirklich geht, abzulenken, — abzulenken nämlich auf das Gebiet einer völlig unfruchtbaren, rein rationaliſtiſchen und nirgends in der greifbaren Wirklichkeit fußenden Spekulation. Und dieſe Fehlleitung des religiöſen Dranges, deren Spuren ſich durch alle Jahrhunderte nachweiſen laſſen und heute mit beſonderer Deutlichkeit zu Tage treten, iſt unſtreitig das ſchlimmſte Unheil, das das hartnäckig feſtgehaltene Dogma bisher angerichtet hat, — ſelbſt die Religionskriege und die Ketzerverbrennungen mit eingerechnet. Sie hat bewirkt, daß beiſpielsweiſe die Verkündigung Jeſu in ihrer wahren, revolutionären, auf die Vorbereitung des Reiches Gottes hin gerichteten Bedeutung überhaupt nicht mehr gewürdigt, geſchweige denn durch Taten anerkannt werden kann.

Man darf wirklich geradezu ſagen: es gibt kein Chriſtentum mehr, weil und inſoweit es ein Dogma gibt. Die Menſchen bemühen ſich wohl noch um den „Glauben", d. h. um die — gänzlich ausſichtsloſe — Vereinigung des Dogmas mit ihrem Begriffsvermögen, aber ſie bemühen ſich *nicht* — denn dazu kommen ſie ſchon gar nicht — um die Darlegung deſſen, was für Jeſus einſt von ausſchlaggebendem Belang geweſen iſt.

Das Dogma hat die Nachfolge, der „Glaube" den Gehorſam ertötet. Und das heißt zugleich: Dogma und „Glaube" haben den Weg zu echter Religion verſperrt. Denn nach Jeſu Meinung — und nach aller bisheriger Erfahrung — ſind Nachfolge und Gehorſam *allerdings* der Weg zur Religion, — und zwar der einzig mögliche.

„So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob dieſe Lehre von Gott ſei oder ob ich von mir ſelbſt rede" (Joh. 7, 12). Das Tun des göttlichen Willens führt zum Wiſſen um Gott, das Wiſſen um Gott macht empfänglich für ſeine Offenbarung, und ſeine Offenbarung iſt Religion — ſo und nicht anders ſteht es.

Warum alſo ſich nicht endlich, endlich von den Feſſeln des Dogmas freimachen, das im beſten Fall nur die Uebernahme fremder Religioſität — auf autoritäre Bürgſchaft hin — ermöglicht? Warum nicht — nach dem Vorbild des Verlorenen Sohnes (Luk. 15, 18) — ſelber und unmittelbar zu Gott vorſtoßen, wenn das Mittel dazu einem in die Hand gegeben, die Richtung dahin einem gewieſen iſt?

Es läßt ſich — nämlich vom Boden der Religion aus — in keiner Weiſe mehr einſehen und rechtfertigen.

Und darum: fort mit dem Dogma! Es iſt religiös von zweifelhaftem Wert, es ſetzt ſeiner Ausdeutung und Uebertragung in die

Begriffsſprache unſerer Zeit faſt unüberwindliche Widerſtände entgegen, es leitet den Wahrheitsſinn irre, es macht blind für das eigentliche Weſen der Religion, es verhindert die religiöſe Mündigwerdung des Einzelnen, es iſt ein Hemmnis auf dem Wege zu Gott. Und das, ſollte man meinen, genügt zu ſeiner Verwerfung.

Es genügt dann, wenn der aufrichtige Entſchluß zur Nachfolge und zum Gehorſam da iſt. *Kuno Fiedler.*

II.

Die vorſtehenden Ausführungen über das Dogma ſind, auf Veranlaſſung des Herausgebers dieſer Blätter, im Anſchluß an die Beſprechung des Buches „Schrift und Schriftgelehrte“ von deſſen Verfaſſer geſchrieben worden. Ich kann ſie inſofern nicht als eine Antwort auf die Beſprechung betrachten, als in bezug auf den Geſichtspunkt, unter dem ſie ſtehen, zwiſchen ihm und mir kein grundſätzlicher Unterſchied beſteht. Auch ich bejahe nicht das Dogma als Dogma, ſondern bloß das, was, *in falſcher Form*, das Dogma meint. Zwiſchen ihm und mir iſt bloß die Art und Weiſe ſtreitig, wie das Dogma als Dogma *bekämpft* werden ſoll und kann. Aber eine Ausſprache über Sinn und Bedeutung des Dogmas iſt gewiß gerade in der gegenwärtigen Lage von Wert.

Zunächſt ſcheint mir nötig, daß wir uns über den genauen *Begriff* des Dogmas klar werden. Darüber herrſcht viel Unklarheit. Der Sprachgebrauch nennt ja oft jede Glaubensausſage Dogma und verurteilt ſie damit. Namentlich geht es nicht an, gewiſſe *bibliſche* Ausſagen als Dogma zu bezeichnen. Das Dogma iſt vielmehr ein ſehr beſtimmtes, ſcharf umriſſenes geiſtiges Gebilde. Es iſt, innerhalb des chriſtlichen Denkens, zunächſt einmal die Form, welche beſtimmte, weſentliche Glaubensausſagen der Bibel auf dem Boden der von den Lehrern der Kirche vorausgeſetzten griechiſchen Religionsphiloſophie angenommen haben und die dann in den ſogenannten Bekenntniſſen (Symbolen) der Kirche zuſammengefaßt worden ſind, als deren wichtigſtes in dieſer Beziehung das ſogenannte Athanaſianum gilt. Dazu kommt dann ſpäter eine zweite Hauptſchicht: das Dogma, welches, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert entſtanden, die *konfeſſionellen* Unterſchiede feſtlegt und ſich auf der proteſtantiſchen Seite in ſehr vielen Bekenntniſſen niederſchlägt. Den weſentlichen Inhalt des auf dem Boden der alten Kirche entſtandenen allgemeinen chriſtlichen Dogmas bildet die Lehre von den zwei Naturen in Chriſtus, die in der Trinitätslehre zum Abſchluß kommt, den des ſpäteren, konfeſſionell geprägten Dogmas das Problem der Kirche und des Verhältniſſes von Glauben und Werken.

Es gehört aber zum Dogma, daß es als *Geſetz* betrachtet, d. h. geſetzlich giltige Lehre innerhalb der Kirche wird, ohne deren An-

nahme man nicht zu ihr gehört, ſondern *Ketzer* wird, während ſie ſelbſt die *Orthodoxie*, d. h. die Rechtgläubigkeit, darſtellt.[1])

Was iſt von dieſem damit genauer definierten Gebilde, Dogma genannt, zu halten?

Zunächſt iſt doch wohl, wenn auch mit einigem Vorbehalt, feſtzuſtellen, daß es ein Verſuch iſt, die Glaubensausſagen des Evangeliums in die Formen des *Denkens* zu faſſen. Es iſt Theologie, alſo eine Art Wiſſenſchaft. Was im Evangelium „Bildnis und Gleichnis" iſt, wird zum *Begriff*. Es iſt alſo genau das Umgekehrte deſſen der Fall, was Fiedler vom Dogma ausſagt: Nicht das Dogma repräſentiert das *Bild*, ſondern das, was er „Religion" nennt, ich aber lieber Bibel, Evangelium oder Reich Gottes nenne. Weil es ſich beim Dogma alſo um Denken und Wiſſenſchaft handelt, ſo müßte eigentlich der Rationalismus daran Freude haben. Das Dogma iſt eine Form des Rationalismus. Darum haben gerade die großen Rationaliſten (in einem etwas weiteren Sinne des Wortes — es müſſen nicht gerade Intellektualiſten ſein) auch wirklich daran Freude gehabt. So, um nur dieſes naheliegende Beiſpiel zu nennen, Hegel und der große Zürcher Theologe Biedermann, der Schüler Hegels. Sie haben bloß die alten Formeln in neue überſetzt, aber im gleichen Geiſt und Stil.

Der moderne Rationalismus hat freilich den Einwand gegen das Dogma zu erheben, daß es ſeine Wahrheit auf eine *äußere Autorität* ſtützte und zu einem *Geſetz* gemacht wurde, während der echte Rationalismus nur auf dem Boden der autonomen Vernunft ſtehen will. Aber auch wir Andern lehnen dieſe geſetzlich-autoritäre Form der Wahrheit ab, wenn auch nicht aus dem gleichen Grunde.

Wir lehnen aber die Art des Denkens, die im Dogma zum Ausdruck kommt, auch darum ab, weil dieſes Denken ſeinem Inhalt nicht angemeſſen iſt. Nicht nur ſind die Denkformen der griechiſchen Philoſophie jener Zeit für uns zum guten Teil veraltet, ſondern es kommt dazu noch ein anderes, bis jetzt zu wenig beachtetes Moment. Das griechiſche Denken iſt, wie das ganze heidniſche Denken, *ſtatiſch* geartet. Es rechnet mit einer *ruhenden* Gottheit und einer *ruhenden* Welt. Darum kann es den *lebendigen* Gott und das *werdende* Reich nicht faſſen, und es entſteht eine Miſchung aus griechiſchem Denken und bibliſcher Art. Dieſer Sachverhalt tritt beſonders klar in der Trinitätslehre hervor, worin der lebendige Gott der Bibel und der ruhende Gott des Ariſtoteles, der „unbewegte Beweger des Alls" zu

---

[1]) Dogma iſt bezeichnenderweiſe ein griechiſches Wort und heißt eigentlich: Meinung. Man brauchte das Wort auch von den Lehren der Philoſophen. Orthodoxie heißt alſo wörtlich: die rechte Meinung. Aber es handelt ſich dabei eben um die geſetzlich gültige, allein erlaubte Meinung. Alles andersartige Denken iſt *Häreſie*, wörtlich überſetzt: Abſpaltung. Aus dem Häretiker wurde ſpäter, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, im Zuſammenhang mit der gewaltigen Oppoſitionsbewegung der Katharer (wörtlich: der Reinen), der *Ketzer*.

einem ſeltſamen logiſchen Unding verbunden ſind, das ſeinen tiefen Sinn gerade darin hat, daß es über die griechiſche Logik hinausgeht. *Es muß darum dieſe Form zerbrochen und für die Botſchaft vom lebendigen Gott und ſeinem Reiche eine andere gefunden werden.*

Aber auch noch aus einem andern Grunde. Die auf das Dogma gebaute Orthodoxie ſetzt den *Akzent* auf den Intellekt, auf den rechten Glauben im Sinne des rechten dogmatiſchen Bekenntniſſes, nicht etwa des rechten Vertrauens und Wagens mit dem daraus entſpringenden Hoffen, und nicht auf die Liebe. Sie iſt alſo *intellektualiſtiſch.* Darum lenkt ſie von der Hauptſache ab, vom Trachten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit und von der Nachfolge, darum bedeutet ſie eine elementare Entartung und Schädigung der Sache Chriſti. Was Fiedler darüber in ſeinem Artikel viel ausführlicher, und noch gewaltiger in ſeinem Buche ſagt, trifft darum vollkommen zu und muß heute wieder neu betont werden. Es iſt bloß paradox, daß gerade der Rationalismus, den Fiedler in ſeiner Kritik des Dogmas zu vertreten ſcheint, ſich darin ganz gleich verhält, wie die Orthodoxie. (Ich denke dabei an die philoſophiſche Denkweiſe, die Rationalismus heißt, nicht an die kirchengeſchichtliche Bewegung, die man auch etwa ſo nennt, die aber beſſer als „Aufklärung" bezeichnet wird). Nur wird damit bloß aufs neue bewieſen, daß Fiedlers Kritik der Orthodoxie aus einem viel tieferen und gewaltigeren Motive ſtammt, als der Rationalismus ſein kann.

Und wie ſoll man ſich nun endgiltig zu Fiedlers Kritik ſtellen?

Ich antworte: Zuſtimmend, ſoweit das Dogma wirklich als Dogma und als Orthodoxie in Betracht kommt. Wir ſind, wie gezeigt worden iſt, mit ihm vollkommen darin einig, daß im Namen der Bibel, der Sache Chriſti und des heutigen Denkens das Dogma aufgelöſt und die Orthodoxie als ſolche, vor allem die „neue Orthodoxie", bekämpft werden muß. *Aber wie?* Das iſt die große Frage.

Machen wir uns, bevor wir nochmals dieſe Frage in Kürze zu beantworten verſuchen, klar, um was es ſich handelt. Fiedler verſteht unter „Dogma" offenbar beſtimmte *bibliſche* Glaubensausſagen, wie Schöpfung und Sündenfall, jungfräuliche Geburt Chriſti, Verſöhnung durch den Kreuzestod Chriſti, Auferſtehung und Himmelfahrt. Wie ich ſchon erklärt habe, kann ich dieſe Ausſagen nicht als *Dogma* gelten laſſen. Ich nenne einen Teil von ihnen *Symbole*, durch die fundamentale Wahrheiten ausgedrückt werden, welche nicht in begriffliche Formen gehen, oder auch einfach *Berichte* von beſtimmten geſchichtlichen Tatſachen (denen freilich auch ein ſymboliſches Element anhaften kann) und betone das ewige Recht der ſymboliſchen Darſtellung; Fiedler aber möchte ſie mehr oder weniger durch das *moderne Denken* erſetzen. Aber was iſt denn das moderne Denken? Etwa das ſogenannte naturwiſſenſchaftliche, das zum ſogenannten naturwiſſenſchaftlichen *Weltbild* gehört? Aber dann ſtellen ſich zwei weitere Fragen.

Einmal: Kann denn das *Denken* Antworten auf die letzten Fragen von Gott und Welt geben? Sind das nicht immer Ausſagen des *Glaubens* (in einem weiteren Sinne des Wortes) anders ausgedrückt: *Deutungen* der Intuition, des Schauens? Inwiefern dürfen dieſe dann beanſpruchen, der Deutungsform des Symbols überlegen zu ſein? Sodann: Iſt nicht dieſes „moderne" Denken und das ihm entſprechende Weltbild in voller Auflöſung begriffen, alſo gar nicht mehr modern, beſſer geſagt, nicht mehr lebendig? Kommen wir nicht vielmehr auf der ganzen Linie gerade zu der Lebendigkeit und zum Symbolismus des *bibliſchen* Den*kens* zurück oder beſſer: vorwärts?

Was aber Fiedlers Kritik im *Einzelnen* betrifft, ſo würde ich zunächſt die Unterſcheidung von alten und neuen Dogmen nicht gelten laſſen, etwa in dem Sinne, daß die Lehre von der Jungfrauengeburt ein altes und die Zweitnaturenlehre ein neues Dogma wäre, ſondern höchſtens in dem Sinne, daß etwa zwiſchen dem Nizänum und Athanaſianum auf der einen und der Auguſtana, der Confessio Helvetica beider Faſſungen und dem Tridentinum auf der andern Seite als altem und neuem Dogma unterſchieden würde. Doch das iſt eine Nebenſache. Wichtiger iſt die Behauptung Fiedlers, daß die bibliſchen Ausſagen, die er Dogmen nennt, ſtark auch ein naturwiſſenſchaftliches und philoſophiſches Element enthielten und die Betonung ihres teilweiſe heidniſchen Urſprungs. Beidem widerſpreche ich aufs Entſchiedenſte. Die bibliſchen Ausſagen haben immer nur einen „religiöſen" Sinn, ſie reden von dem lebendigen Gott und ſeinem Reiche, und was darin an urſprünglich „heidniſchem" Material vorkommt, iſt dieſem Sinn ſo völlig eingeordnet, wie etwa antike Bauelemente einer altchriſtlichen Baſilika, ja noch völliger. Auch darf man die Bedeutung jener Elemente nicht überſchätzen, wie man eine zeitlang getan hat. So beruht, um nur das *eine* zentrale Beiſpiel zu nennen, die Verſöhnungslehre weſentlich auf Jeſaja 53, alſo auf urbibliſchem, prophetiſchem Denken, nicht auf irgendwelchen heidniſchen Mythologien.

Von dieſem Boden aus wäre der Kritik Fiedlers an einzelnen bibliſchen Berichten und Symbolen zu begegnen. So der an der jungfräulichen Geburt. Dieſer liegt es — nebenbei geſagt — ganz ferne, das Geſchlechtsleben zu verdächtigen. Im Gegenteil: Es *verklärt* gerade ſeine Reinheit. Ein ſogenannter Zufall fügte es, daß ich gerade nachdem ich Fiedlers Buch geleſen und beſprochen und ſeiner Kritik der jungfräulichen Geburt eine ſcharfe Gegenkritik gewidmet hatte, zwei Wochen in einem Zimmer ſchlief, wo über dem Bette eine Madonna von Raphael aufgehängt war. Welch tiefen Eindruck machte mir da aufs neue dieſes Symbol der Jungfräulichkeit der Mutter! Und doch iſt nicht das der weſentliche Sinn jenes Symbols; es will vielmehr das *Wunder* der Erſcheinung Chriſti, die „neue Schöpfung", die mit ihm durchbricht, darſtellen. Und da ſcheint es mir nun ein entſchiedener Mißgriff Fiedlers und ein Rückfall in überwundenes Denken zu ſein, wenn er

in Ausſicht ſtellt, daß die Wiſſenſchaft dazu gelangen könnte, eines Tages dieſes Wunder zu „erklären".

Was bildete nun, falls meine Auffaſſung die richtige wäre, das Ergebnis dieſer freundſchaftlichen Ausſprache?

Soviel ich ſehe Folgendes:

Einig gehen wir in der Forderung, daß das Dogma als ſolches aufzulöſen und daß die Orthodoxie als ſchweres Hemmnis der Sache Chriſti zu bekämpfen ſei. Nur betone ich, daß dies nicht durch bloße Verſtandeskritik geſchehen dürfe, ſondern nur auf Grund der Anerkennung der darin enthaltenen *Wahrheit*. Dieſe Wahrheit müſſe in ein anderes Denken und eine andere Sprache überſetzt werden, in eine *neue* Sprache, die aber nicht bloß die des Begriffs oder gar die des „naturwiſſenſchaftlichen Denkens" ſein dürfte und könnte und die ohne Biblizismus ſtark auch *bibliſche* Art haben müßte. Ich habe das auch ſo ausgedrückt, daß die veraltete und verhärtete Wahrheit des Dogmas aufgelöſt werden müßte in den lebendigen Strom der Botſchaft vom lebendigen Gott und Chriſtus und ihrem Reiche der Gerechtigkeit. Wie das geſchehen müßte, habe ich in meinem neuen Buche „Die Botſchaft vom Reiche Gottes" zu zeigen verſucht und werde ich im beſonderen in der bald zu veröffentlichen Deutung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes zu zeigen verſuchen. Das iſt keine Künſtelei. Nichts iſt vielmehr echter und natürlicher als das. Denn es iſt doch einfach eine Rücknahme des vom Lebendigen Abgekommenen in den warmen Strom ſeines urſprünglichen Zuſammenhanges. Dabei ſoll aber Fiedler gerade darin unbedingt recht gegeben werden, daß die Sprache des Propheten, wie ich ſagen möchte, nie die des Theologen iſt, nie mit dem Dogma als Dogma arbeitet, ſondern revolutionäres Zeugnis vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit iſt und revolutionäre Nachfolge der Tat.

Dem Zwecke, dafür die Bahn frei zu machen, und ſie nicht gerade wieder dadurch zu verſperren, daß „neue Orthodoxie" durch „neuen Freiſinn" bekämpft würde, ſoll auch dieſe kleine freundſchaftliche Ausſprache dienen, welche der Leſer ſo verſtehen wolle.

Leonhard Ragaz.

Chriſtoph Blumhardt.[1])

Wirklichkeit Gottes.

Werfet doch Alles andere weg, ſeid einmal ganz frei von Allem, das euch umgibt und ſeid völlig Eigentum eures Gottes, als kleine Kinder, die einen hohen, heiligen Schutz brauchen. Wenn wir mit dem

[1]) Am 1. Juni ſind es hundert Jahre geweſen, ſeit *Chriſtoph Blumhardt* geboren worden iſt. Es widerſtrebt mir, aus einer ſtarken Empfindung heraus, dazu einen jener Jubiläumsartikel zu ſchreiben, wie ſie bei ſolchen, heute ſo ſehr häufigen, viel zu häufigen Anläſſen üblich ſind. Aber ich bin in der glücklichen

lieben Gott zu leben begonnen haben, dann ſind wir tatſächlich wo anders, und von dort aus kommt Ruhe über uns, ſo daß unſer Herz ſtill wird und wir uns wundern müſſen, daß ſo viele Dinge, die uns geplagt haben und noch plagen wollen, bedeutungslos werden. Wäre nicht Gottes Welt und Leben wirklich um uns, ſo wäre das nicht denkbar.

Reich Gottes.

Alſo ſchaut alle in euch hinein; dort drinnen muß das Reich Gottes ſich finden. Das Ziel unſeres Lebens iſt der Wille Gottes, und der iſt in uns drinnen, wie etwa die Kraft in einem Baum iſt, damit er ſich entwickelt.

Wachſen wir im Willen Gottes weiter oder ſteht es ſtill? Das frägt ſich alle Tage. Wie ſteht's in unſerm Inwendigen? Stockt es innerlich, dann wird ſozuſagen das Laub dürr und fällt ab. Die grob ſinnliche Art der Menſchen möchte unter dem Reich Gottes etwas recht ins Auge Fallendes ſehen.

Und auch dem Heiland gegenüber fragen ſie immer: „Wann kommt Deine Zeit?" Sie umgeben ihn als einen Mann, der einmal recht ſtark und mächtig als Rebell gegen alles Irdiſche auftreten müſſe, wie ein Völkerherrſcher. Aber davon will das Gottesreich nichts wiſſen. Der Heiland hat deshalb einen Namen bekommen bloß im Inwendigen des Menſchen. In der Weltgeſchichte hat er keinen eigentlichen Namen, man ſtellt ihm andere Leute weit voraus.. Die Reich-Gottesgeſchichte, in der wir ſtehen, hat lauter Menſchen, die kommen nicht in die Welt hinein.

Reich Gottes kann kein Menſch machen. Deswegen iſt das bloß menſchliche Bemühen umſonſt. Wir müſſen immer aufſchauen zum Schöpfer des Lebens, insbeſondere bitten: Gib das Reich Gottes in uns, gib Kraft, die Herrſchaft in uns, daß unſere Entwicklung, unſer Leben nicht immer wieder verkehrt wird. Denn das iſt das Traurige, es wächſt ſo wie krumm. Soviel abnorme, unrechte Menſchenweſen, die wachſen aus wer weiß was für Kräften heraus, und dann verſtehen ſich die Menſchen nicht mehr. Zwei gerade gewachſene Menſchen verſtehen ſich immer, aber wenn es ein bischen krumm wird, dann gibt's Händel und Streit und all das ungemütliche Weſen unter den Menſchen. Aber das ſoll überwunden werden durch das Reich Gottes. Wir ſtehen wirklich ſchon drin. Wenn die Kraft des Reiches Gottes inwendig iſt und keine lärmende äußerliche Sache, ſo gibt es doch Früchte. Ehe wir's uns verſehen iſt ein Menſch da, an dem wir uns erquicken können und ſchauen: Hier iſt Reich Gottes.

Lage, eine Zuſammenfaſſung ſeiner ganzen Botſchaft veröffentlichen zu können, die Blumhardt ſelbſt bei einer wichtigen Beſprechung gegeben hat. Es iſt wohl mehr ein Auszug, aber ein ſehr verläßlicher. Er dient gewiß trefflich dazu, gerade bei dieſem Anlaß an Blumhardt, den im übrigen keines „Jubiläums" Bedürftigen, in kein Jubiläum Paſſenden, zu erinnern.

In jedem Menſchen legt ſich das Reich um ſeine ſpezielle Entwicklung her, es wird etwas Charakteriſtiſches, das ein andrer nie nachahmen kann. Auf dem Boden des Reiches Gottes iſt Nachahmung unmöglich, und wenn man ſie verſucht, kommt etwas falſches heraus. Und das macht es auch ſo ſchön und glücklich für die Menſchen, daß jeder für ſich ſelbſt ein Stückchen Reich Gottes werden darf mit ſeiner Art und mit ſeinem Weſen, und das Reich Gottes ſoll in ihm das Vergängliche überwinden, damit das Ewige zuletzt allein bleibe.

Das Gericht.

Das ſind die gewöhnlichen Entwicklungen unſeres Lebens. Wir ſtehen immer im Gericht, es iſt faſt immer etwas Drohendes. Ein Menſchenleben iſt ſo durchzogen mit vielfachem Leid, aus welchem Empfindungen verwirrend kommen, daß wir meinen, unſer Weg gehe bloß zum Uebel, gar zur Hölle. Nein, meine Lieben, das iſt nicht das Letzte. Jeſu Herz iſt darauf gerichtet, daß das Gericht zum Siege geführt werde. Der Herr Jeſus heilt uns alle. Des Heilandes Art iſt ſtill, in ſtillem Frieden. Er ſteht unter uns als eine mächtige Wohltat. Und vielleicht, wenn du es recht anſchauſt, darfſt auch du eine Wohltat werden unter den Menſchen.

Die Gnade.

Alle Völker, alle Menſchen, auch du einzelner Menſch, ſei gewiß, du ſtehſt in der Gnade. Die Gnade räumt hinter dir auf, und ſchließlich kommt es doch mit deinem Leben zu einem guten Ziel, wie auch im allgemeinen unter den Menſchen. Und vorher müſſen einzelne leiden um dieſer großen Gnade willen, und der Menſch ſoll nicht ſagen: „Es iſt alles umſonſt, was tue ich in meinem Leben?“ Es kann oft ſein, daß ein einzelner ſagen darf: „Ich muß um des Allgemeinen willen, um der Gnade Gottes willen auch etwas auf mich nehmen, meine Leiden ſind nicht umſonſt, ſie dürfen mithelfen, daß irgendwo eine Finſternis überwunden wird.“ Darum heißt es: Halte aus, und werde nicht müde! Unſere Schickſale führen uns in einen Kampf, und wenn wir Schweres durchmachen und es uns noch ſo ſchwer wird mit unſerer Umgebung, unſeren Verhältniſſen, müſſen wir ſagen: „Ich achte daran keines, wenn ich nur meinen Beruf durchbringe, in der Gnade Gottes auszuhalten und es verkündigen darf, obwohl ich leide und dulde.“

Es handelt ſich immer wieder um das Leiden, das eine Kraft hat gegen das Böſe. Es iſt lauter Kraft, lauter Gottestun hinter unſerer Entwicklung. Mag kommen was will, die Kraft ſteht hinter uns: „Ich bin mit dir, Ich bin dein Gott und helfe dir.“ Im Licht der Gnade muß jedes Leiden leicht werden, daß wir uns freuen: „Auch ich darf um der Gnade willen leiden und dulden.“ Allen Menſchen Gnade, Gnade in ihr Leben hinein auf ein großes Ziel hin.

Die Religion, wenn wir ſo ſagen wollen, die von Jeſus kommt, die wurde anfangs nicht „gelehrt", ſie wurde empfangen. Wir müſſen einen Sprung wagen auf die Quelle hin, von der es wieder friſch und lebendig in die Herzen kommen kann durch den Heiligen Geiſt. Und das iſt in den Hauptſachen notwendig z. B. in der Liebe Gottes. Es iſt menſchlich unmöglich, ganz die Liebe Gottes zu empfinden, die im menſchlichen Schickſal liegt. Dies Schickſal ſcheint preisgegeben all den rohen Gewalten der Natur, und demgemäß geſtaltet ſich die Menſchenwelt. Wir müſſen, um die Liebe Gottes zu empfinden, nicht bloß in den Himmel ſchauen, in das Göttliche über uns; denn wir werden da leicht verführt, die Liebe Gottes immer in Wunderbarem ſehen zu wollen. Wir wollen dann ſtets eine überſinnliche Macht in unſer Schickſal hinunterziehen. Aber da wird man ungeduldig und hat nicht den rechten Ueberblick. Aber wir haben einen Himmel unter uns, der ſich durch unterirdiſches Leben hinzieht, der nie fehlt, auch im Unglück und in vielem Leiden nicht und in vielem unglücklichem Weſen der Menſchen. Wenn wir das nicht ſehen, ſind wir immerfort gekränkt. Wir müſſen den Boden in der Liebe Gottes haben, die in unſerem Leben liegt. Du mußt empfinden, daß du nicht allein biſt, daß Gott dich liebt. Es iſt das Wunderbarſte, das uns paſſieren kann, daß wir die Liebe Gottes fühlen können in dem Gewirr und gräßlichen Daſein auf Erden. Trotz allem Unſchönen einen Blick in das Ewig-Liebe und Gute, das auch auf Erden iſt und dann fröhlich werden aus dieſem Blick heraus und ſtark werden und die Welt überwinden! Alles Böſe ertragen und Trübſal auf ſich nehmen können, das iſt das Wunder des Chriſtentums. Wer will das lehren? Das iſt das Beſondere des Heiligen Geiſtes, der mitgeteilt werden kann, daß wir Augen bekommen, Herzensaugen, die Gott ſchauen. Wir müſſen einen Unterſchied machen zwiſchen „ſehen" und „ſchauen". Du meinſt, wenn du nicht Wunder ſiehſt, dann ſei Gott dir nicht ſichtbar. Wir „ſchauen" die Liebe Gottes, wenn wir ſie auch oft nicht „ſehen". Wir müſſen auf die Augen unſeres Herzens achten. Von dort aus können wir, wenn unſere äußeren Augen gar nichts ſehen, doch die Liebe Gottes ſchauen, ſo daß wir ſagen können: Ich ganz perſönlich gehöre zu Gott, in dem Alleinſein, zu dem das Leben uns führt. Das Gefühl: „Ich bin ganz allein, das Leben iſt doch elend, hart und wüſt" — dies mürriſche Gefühl iſt nicht von Gott. Das iſt unwahr und ein Betrug, und ſo kommt es zu einer Schwäche, die nicht vom Heiligen Geiſt iſt.

Je mehr man ausſpricht, man ſei unglücklich, es ſei nicht auszuhalten, deſto ſchlimmer wird es. Wir dürfen aber der Liebe recht geben. Wir ſind keinen Augenblick allein, wir gehören zu Gott. Und dann natürlich ſprudelt aus uns Liebe; denn es ſoll nicht bei dem bleiben, daß Gott uns liebt, es muß auch Menſchen geben, die Ihn

lieben. Wir meinen, unſere Liebe müſſe bloß in dem beſtehen, daß wir Menſchen lieben. Aber zunächſt beſteht die Menſchenliebe darin, daß wir Gott lieben. Das iſt ihr Charakter, ſonſt iſt ſie falſch. Da iſt es Geliebel auf Erden, das gar nicht mehr Liebe zu nennen iſt. Das iſt Afterliebe, die gar keinen Boden hat. Die kommt und geht. Die Liebe, die uns am allermeiſten betrügt, iſt dieſe Menſchenliebe, bei der man ſich bloß an Menſchen hängen will. Die eigentliche Menſchenliebe iſt, daß wir Gott lieben, wie die Gottesliebe die iſt, daß Er uns führt, daß Er Seine Liebe gibt in allen Schickſalen, auf die man vertrauen darf. So umſchlingt uns das Band der Liebe in den allerhöchſten Wehen und Gott und Menſch wird ineinander verſchlungen. Und ich meine, das ſei der religiöſeſte Menſch, der glauben kann, daß Gott den Heiligen Geiſt Seiner Liebe in Menſchenherzen geben kann, daß dieſe ſie leibhaftig in ſich tragen und ausbreiten um ſich her und Macht haben, das Böſe zu überwinden.

Jeſus Chriſtus.

Durch den Herrn Jeſus ging ein ſtrahlendes Licht auf in der raſtloſen Maſſe der Menſchen. Die erſten Jünger preiſen ſich nicht darum ſelig, weil ſie große Männer geworden ſind, ſondern weil ſie Augen hatten fürs Reich Gottes. Es gab eine große wartende Welt. Da ging das Licht auf, das im Geiſte leuchtete und anzeigte: „Nun wird alles neu.“ Die Menſchen ſollen ſich zu dem einfinden, was ſie zu eigentlichen Menſchen macht. Wer ſah das? Man hat es „ſchön“ gefunden und doch hatte die Menge keinen Sinn dafür. Sie ſah den Heiland äußerlich, aber das beginnende Reich Gottes ſah ſie nicht. Sie verſtanden die Stimme nicht: „Stehet auf von den Toten und machet euch bereit zu etwas ganz Neuem!“

Auch in unſern Tagen, da wir mehr denn je Suchende geworden ſind, müſſen wir uns in acht nehmen, daß wir vor lauter Suchen nicht ſehen, was Gott in unſere Zeit gelegt hat. Man kann ſich blind machen vor lauter „Streben“, als ob nichts um uns herum wäre von dem ſeligmachenden Reich Gottes. Aber man darf heute fragen: Wo iſt Jeſus bei uns? Wir brauchen nicht nur auf das zu ſehen, was die erſten Jünger hatten. Wir können leben mit dem, was Er uns gibt. Wer das ſieht, der kann ruhig ſein: „Jetzt greift eine hohe Hand in mein Leben und ins Leben der Völker.“ Unter dieſem Reliment können wir uns fühlen wie Kinder. Was wir Uebel nennen im Einzelnen, im Beruf, paß auf!

Ich wollte dich ein paar hundert Jahre zurückverſetzen können, damit du erkenneſt, wie viel Jeſus in unſerer Zeit iſt, trotz Unklarheit und Unruhe. So war es nicht und ſo wird es nicht, daß wir gute Tage haben. Wir müſſen durch Uebel hindurch und doch können wir getroſt werden im Schauen, daß Jeſus lebt und Gott handelt.

Wir brauchen andere Augen als die Apoſtel. Sie haben aus Seiner

Menſchlichkeit Gott gefühlt, wir nicht. Wir müſſen geiſtige Augen haben, um zu ſehen, was Jeſus iſt, zur Rechten des Vaters, was heute aus der Ewigkeit kommt und ſich in unſere Zeit ſenkt. Dieſes Wunderbare, von Gott aus Lebende, muß in unſere Herzen kommen. Von dem, was der lebendige Heiland tut, muß man nicht reden, nur im Herzen bewahren als in der ſtarken Hoffnung. Der Heiland kommt! Dieſes Wort hat uns Ströme von Taten Gottes gebracht.

Das Kreuz.

So müſſen wir in allen Nöten, namentlich, wenn ſie etwas hart ſind und ſchnell über uns kommen, gleich daran denken: Nimm dein Kreuz auf dich: die an den Heiland glauben und Seiner wert ſein wollen, die müſſen auch einmal etwas von ihrem eigenen Kreuz tragen. Das Kreuz iſt zwar eine Schmach, eine Sache, die einem gegen die Ehre gehen will, und das macht es ſo ſchwer. Und doch, im Glauben das Kreuz auf ſich nehmen iſt das Göttlichſte, das es gibt, das uns Jeſus gelehrt hat. Das Kreuz Jeſu ſegnet unſer Kreuz und ſchafft durch unſer Kreuz die volle Vergebung der Sünde und bringt uns Leben und Seligkeit.

Es iſt doch eigentlich eine ſchöne Sache, daß wir im Leiden, in der Anfechtung — auch wenn wir einmal ſchreien müſſen: „Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ — daß wir uns gerade in dieſen Nöten mit dem Heiland verbinden können. Es iſt nicht gedankenmäßig, ſondern es iſt auf die reelle Baſis unſerer Verbindung mit Jeſus geſtellt in Kreuz und Leiden. Darum wird auch das Reich Gottes, wenn es kommt, nicht gleich alles Leiden wegnehmen. Es geht noch lange fort, und die Menſchen müſſen in der Entwicklung des Reiches Gottes viel leiden. Bis aller Sünde gewehrt iſt, bis die Finſterniſſe, die ſich ſeit Jahrtauſenden aufgehäuft haben, aufgelöſt und weggenommen ſind, muß die Gemeinde Jeſu Chriſti leiden. Und Gott ſei Dank, wir erfahren dabei doch auch Hilfe, daß es uns doch nicht zu ſchwer wird und daß es endlich ſanft und lieblich zu Ende geht und wir den Eindruck haben: „Jetzt iſt etwas überwunden.“ Wir, die wir an den Heiland glauben, dürfen es mit vollem Bewußtſein auf uns nehmen, uns denken als die Leute, die mithelfen in den Leiden Chriſti, mit ihren eigenen Leiden, daß die Finſterniſſe überwunden werden. Und indem wir auch an andere Menſchen denken, wird unſer Leiden zu einer Kraft, die dem Vater im Himmel hilft, Sein Reich auf Erden aufzurichten. Denn auf Erden muß es anders werden. Die Anſicht, daß es auf Erden immer gleich bleibe, muß man ſehr ſtark abweiſen. Denn das wäre die Bankrott-Erklärung des Chriſtentums. Wir müſſen feſt ins Auge faſſen: Das Kreuz Jeſu brachte zunächſt Ihm die Auferſtehung und unſer Kreuz bringt auch Auferſtehung. Neues Leben muß auf der Erde offenbar werden. Die, welche ihr Kreuz tragen, ſind Mithelfer,

daß alles neu wird: der Sinn, das Gefühl, das Inwendige der Menſchen. Da kann der Geiſt Gottes eindringen und alles ändern. Wenn nur wir die rechten Jünger ſind, von keiner Hoffnung ablaſſen und von keinem Gebet um Frieden. Wir wollen alles dulden, glauben, auf uns nehmen, wenn es noch ſo ſchwer iſt. Wir werden das Gute erleben, daß ſelbſt die Berge jubeln werden, denn Jeſus iſt in unſerer Mitte, in dem die Zukunft der Erde ſteht.

Vergebung.

Man kann ſich ſelbſt ſchwach machen, indem man immer nur auf die ſündlichen Verhältniſſe, auf gewiſſe Verkehrtheiten in ſich ſelber ſieht. Oft ſind dieſe längſt vergeben, aber der Menſch hängt noch daran und hält ſich für den, der in Sünden ſchwach iſt. Da heißt es: Aufſtehen und ſtark ſein. Darum iſt auch das Klagen und ſich unglücklich ausſprechen nicht gut. Man ſollte das nicht tun, ſondern immer am Guten halten, das uns ſtark macht in uns ſelbſt. So werden wir die Ueberwinder des Böſen in uns und um uns. Berühmtheit und einen großen Namen in der Welt ſchafft gar nichts in der rechten Art. Denn was wir ſchaffen müſſen iſt verborgen. Stehſt du im Unfrieden irgendwo und biſt du für dich ſelbſt im Frieden, ſo halte: „Tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen, ſegnet die euch fluchen.“ Jeder Menſch, der die Vergebung dieſer Sünde, die ihm weh tut, feſthält, iſt eine Art Fortſetzung der Vergebungskraft, die in Gott iſt. Immer, wenn wir nachgeben, wenn wir mürriſch werden, weil die Welt böſe iſt, iſt es eine Schande. Wir müſſen Trotz bieten in der Vergebung der Sünde. Sünde iſt vergeben im Prinzip, und wir müſſen die Wirklichkeit in die Welt hineintragen.

Bloß in Gedanken ſich chriſtlich machen hat keinen Wert, nein ganz praktiſch: Ich bin ſtark und ich will ſtark ſein in der Vergebung der Sünde. Es gibt nichts, das nicht überwunden werden könnte, wenn wir die Vergebung im Herzen haben.

Auferſtehung.

Auch in das Schwärzeſte unſeres Lebens, unſerer Umgebung hinein, in unſer Unmöglichſtes hinein, ſchauen wir mit der Hoffnung auf die Auferſtehung.

Auferſtehung macht alles möglich, macht, daß du Törichter weiſe wirſt und du Verkehrter recht, daß du Kranker wieder lebſt. Auferſtehung macht alles möglich, ſelbſt wenn ſich das Grab über unſern Lieben geſchloſſen hat. Wir ſtehen nicht ſtill bei Grab und Tod, wir ſuchen ſie bei den Lebendigen. Die Auferſtehung iſt auch näher als ihr glaubt. Aber glaubt das nicht nur mir, glaubt das eurem Herzen. Wo ihr ſeufzet, wo ihr eine Hilfe ſucht, da denket an die nahe Auferſtehung.

Chriſtoph Blumhardt.

Ein Japaner über den Aufbau einer neuen Geſellſchaft.[1])

Es iſt — leider — ſchon manches Jahr her, da beſuchte mich ein Japaner und brachte mir ein von ihm verfaßtes Buch mit dem Titel: *„Der Geiſt des abſoluten Schickſals“*. Das klang etwas fremdartig, wenigſtens im Munde eines Japaners; denn auf der anderen Seite erinnerte es mich an die mir wohl bekannte Sprache der deutſchen ſpekulativen Philoſophie — und dazu ein wenig an das Suchen der Zeit nach neuen Schlagworten. Jedenfalls aber machte mir der Mann, der dieſes Buch geſchrieben hatte, und der nun vor mir in meinem beſcheidenen Außerſihler Studierzimmerchen ſaß, durch ſein einfaches, ernſtes und vornehmes Weſen einen ſtarken Eindruck.

Jahre vergingen, Jahre voll Hetze und Bedrängnis. Das Buch blieb, wie ſo manches andere, ungeleſen. Nun endlich, in dieſen Wochen des „Aufräumens“, die mir geworden ſind, habe ich es geleſen und bedaure dreifach, daß das nicht früher geſchehen konnte. Denn es war eine ſolche Erquickung, auf einen Menſchen zu ſtoßen, der, äußerlich und innerlich von weither kommend, auf Grund eigenen Denkens und Schauens das Gleiche will und ſagt wie wir, und dazu ein Menſch mit warmem Herzen und edlem Sinn iſt.

Und das alles gilt ja von *Katovo Oyama* und ſeinem Buche. Er will ja nichts anderes, als den Aufbau unſerer zerſtörten Welt auf der Grundlage eines wieder lebendig gewordenen Glaubens und einer politiſch-ſozialen Umwälzung. Wenn er glaubt, daß eine Neubelebung der Religion (er braucht dieſen Ausdruck ohne Vorbehalt) dadurch geſchehen könne, und auch daß dieſe mit den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft in Einklang gebracht, ja ſogar auf ſie gegründet werde, ſo ſind wir darin freilich anderer Meinung. Vielleicht zahlt in dieſem Punkte der Verfaſſer noch einem gewiſſen Intellektualismus Tribut, wie er im Oſten ja auch häufig zu finden iſt. Aber was er als Gott bekennt, hat mit dem, was wir unter Wiſſenſchaft verſtehen, nichts zu tun, und der Glaube des Verfaſſers iſt doch ein warmer, myſtiſch gefärbter Herzensglaube. Oyama bekennt ſich nicht oder doch nicht ausſchließlich zum Chriſtentum, ſondern ſcheint eher eine Verbindung von Konfuzianismus, Buddhismus und Chriſtentum im Auge zu haben, aber gerade dadurch iſt er uns wieder bedeutſam; denn das iſt offenbar ein Typus, der in der nächſten Zeit immer häufiger vorkommen wird. Was Oyama als Inhalt ſeines Glaubens beſchreibt, erſchöpft freilich nicht den Umfang des chriſtlichen Credos, aber es iſt durchaus chriſtlich, und wir müßten froh ſein, wenn wir viele Chriſten von einem ſolchen Ernſt der Frömmigkeit hätten. Und faſt mehr noch gilt dies von ſeiner Ethik, die im Liebesgebot ausläuft und davon beherrſcht wird. Daß daneben der Begriff der „ſeeliſchen Freiheit“ eine auffallend große Rolle ſpielt, wie auch die Myſtik, die ihn umgibt, weiſt wohl abermals auf das Erbe des Oſtens hin.

Soviel andeutungsweiſe von der *religiöſen* Vorausſetzung und Grundlage des praktiſchen Wollens, dem das Buch vor allem dienen will. Was nun die *politiſch-ſoziale* Geſtaltung des Lebens betrifft, ſo iſt ihr Ziel der *Weltfriede* und die *ſoziale Gerechtigkeit*, anders ausgedrückt: eine höhere Geiſtigkeit und Freiheit der Seele für die Gemeinſchaft wie für den Einzelnen als Verwirklichung des Liebesgebotes. Es iſt erquickend, dieſem tiefen, ruhigen Friedensglauben bei einem Sohn jenes Volkes zu begegnen, dem man ſo oft — gewiß nicht ganz mit Unrecht — „preußiſchen Militarismus“ zutraut. „Unmöglich“, „Utopie“, „praktiſch undurchführbar“ ſagt er, „ſind die Schlagwörter der Trägen, die alles Neue, Edle einfach verſpotten und ſtreichen möchten. Während ſie ſchliefen, haben Andere ſich Tag und Nacht bemüht.“ Aufs ſtärkſte angewidert iſt dieſer Japaner durch die materialiſtiſche Leere und Seelenloſigkeit der heutigen Kultur. „Die Luft,

[1]) Dieſe Beſprechung, vor Jahren geſchrieben, mag gerade heute intereſſieren. Es gibt auch *ſolche* Japaner.

die die Welt erfüllt, ist mit den Bazillen der materialistischen Zivilisation erfüllt. Man ist nirgends mehr von diesen Bazillen frei . . . Es herrscht nur Mammonsgier, alle streben nach Geld . . . Tag und Nacht, rastlos, herrscht der ökonomische Kampf Aller gegen Alle. Geld ist Zweck und gleichzeitig Mittel des Kampfes." Die bessere Ordnung, die Oyama erstrebt, ist im Völkerleben ein richtiger Völkerbund (für den er mit großer Wärme eintrat) im sozialen Leben aber eine Ordnung, die jedem eine gewisse ökonomische Sicherheit und dazu das Gefühl menschlicher Würde und Freiheit ermöglicht. Dabei hegt er ein starkes Vertrauen zu der Kraft *geistiger* Mächte, die Welt zu gestalten. Darin mag er uns skeptisch abgebrühten Europäern gelegentlich fast kindlich naiv vorkommen. Er traut auch einem Teil der Kapitalisten zu, daß sie sich durch die Einsicht in das Verfehlte und Unsittliche des heutigen Systems belehren und für eine neue Ordnung gewinnen ließen. Aber diese Naivität ist erquickend und ist bei einem so klaren und im guten Sinne nüchternen Mann bedeutsam. Es gibt gottlob noch Völker und Kulturkreise, die an den Geist kindlich und selbstverständlich glauben.

Das ganze Buch ist ein gutes Zeichen der Zeit. Man erlebt über ihm, wie in Ost und West die neue Welt aufgrünt. Es muß aber mit solchen Augen gelesen werden. Nicht auf seine einzelnen Ausführungen kommt es an, sondern auf den ganzen Sinn und Geist, der aus ihm spricht. Und der ist eine Verheißung — trotz allem! *Leonhard Ragaz.*

Bücher.[1])

Valentin Gitermann: Geschichte der Schweiz. Augustin-Verlag, Thayngen-Schaffhausen.

Wie man weiß, schießen jetzt Geschichten der Schweiz aus dem Boden. Darin könnte man, sich an das Wort Hegels erinnernd, daß die Eule der Minerva ihren Flug erst beginne, wenn die Dämmerung da sei, ein übles Omen erblicken. Man kann die Tatsache aber auch hoffnungsvoll deuten und darin ein Zeichen der neuen Besinnung auf Wesen und Aufgabe der Schweiz erblicken. Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit: eine Synthese der beiden andern Auffassungen, welche in diesem neuen Interesse für die Geschichte der Schweiz freilich ein Zeichen des *Endes* erkennt, aber nicht eines absoluten Endes, sondern zugleich eines neuen Anfangs. Wir haben hier nicht zu entscheiden, welches die richtige Interpretation sei.

Wenn der Schreibende Valentin Gitermanns Schweizergeschichte beurteilen soll, so darf er dies im allgemeinen natürlich nicht mit dem Anspruch des Fachmannes tun. Immerhin ist er auf einigen Gebieten der schweizerischen Geschichte, und zwar nicht auf den unwichtigsten, doch Sachkenner und also nicht ganz und gar ein unberufener Beurteiler.

Es sei mit dem begonnen, was in dieser Geschichte der Schweiz als *mangelhaft* zu betrachten ist. Da möchte ich denn sofort das Gebiet nennen, das ich genauer kenne: die schweizerische *Reformation.* Sie

[1]) Diese Besprechungen sind schon seit längerer Zeit geschrieben worden und für die „*Neuen Wege*" bestimmt gewesen, sollen nun aber doch noch, in *diesem* Rahmen, gebracht werden.

wird ſehr dürftig und ſachlich ungerecht behandelt. Was Zwingli und Calvin für die Schweiz bedeuten, kommt bei weitem nicht zu ſeinem Rechte, und das will *viel* heißen. Denn in gewiſſem Sinne ſind „neben dem ‚Rütli‘ “ *ſie* die Schweiz. Aber wenn man ſchließlich begreifen mag, daß ein Mann wie Gitermann in einem Calvin nicht viel mehr ſehen kann als den Lehrer der Prädeſtination und Verfolger Servets, ſo erträgt man es ſchon weniger leicht, daß ein Sozialiſt auch über die *Täufer* nicht mehr zu bieten weiß als das veraltete Cliché der theologiſch-bürgerlichen Auffaſſung. Um aber zur Reformation in ihrer offiziellen, ſpezifiſch ſchweizeriſchen Geſtalt zurückzukehren, ſo wird Gitermann durch die Verkennung ihres Weſens und Wertes an dem Ausblick auf das verhindert, was ich die „größere Schweiz“ nenne: auf die Bedeutung, welche ſowohl die zwingliſche als, in noch viel größerem Maßſtab, die calviniſche Reformation für die ganze Entwicklung der Neuzeit gehabt haben und welche ſchlechterdings fundamental iſt. Es iſt nur *eine* Konſequenz dieſes Mangels, daß dann auch die Erſcheinung *Rouſſeaus* nicht richtig gewürdigt werden kann. Wie die Beurteilung des Täufertums, ſo iſt auch die des *Bauernkrieges*, hier beſonders deren *kühle* Art, bei einem Sozialiſten auffallend. Noch mehr freilich die der Bedeutung der *franzöſiſchen Revolution* für die Schweiz. Auch hier wieder das Einlenken in die konventionellen Auffaſſungen und die völlige Verkennung der Tatſache, daß es dieſer Stoß der franzöſiſchen Revolution geweſen iſt, der die neue Schweiz geſchaffen hat — trotz allem!

Ich vermiſſe auch eine irgendwie zentrale Darſtellung der *Geiſtesgeſchichte* der Schweiz, noch abgeſehen von der der Reformation. Welch eine ganz andere Rolle müßte ein Peſtalozzi ſpielen und dann ein Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Jeremias Gotthelf, um nur dieſe Namen zu nennen! Aber auch andere Linien dieſer Geiſtesgeſchichte, und ich möchte hinzufügen, Seelengeſchichte der Schweiz, fehlen. Ich will hier nur *ein* Beiſpiel nennen: einen Mann von der Größe eines Alexander Vinet.

Ferner: Wie ſehr kommt die Bedeutung der Völkerbundsgeſchichte für die Schweiz zu kurz! Auch hier welch eine dürftige und konventionelle Darſtellung!

Ueberhaupt dieſes Konventionelle, das überall durchſchlägt und das manchmal auch ans Philiſterhafte ſtreift. Dieſe Lauheit und Schwungloſigkeit des Tones! Dieſe farbloſe „Objektivität“!

Aber gerade dieſer letzte Tadel führt auch zum *Lobe* des Werkes über. Es iſt — und das iſt keine Kleinigkeit! — frei von beſchränktem ſchweizeriſchem Chauvinismus. Es bemüht ſich auf *ſeine* Weiſe, den Horizont des ſchweizeriſchen Geſchehens zu erweitern. Und was noch wichtiger iſt, es drängt die bloße Kriegsgeſchichte zurück. Der einſtige Marxiſt zeigt ſich darin, daß beſonders auch die wirtſchaftlichen Verhältniſſe ungewöhnlich ſtark berückſichtigt werden. Es iſt die früher

übliche Schablone aufgegeben, welche die Heldenzeit der Eidgenoſſenſchaft zeichnete (auch vieles darin einbeziehend, was nicht heldenhaft war!), dann die Jahrhunderte von der Schlacht von Marignano an, mit ſcheuem Vorübergehen an der Reformation, als Intermezzo und den Untergang als eine Ueberraſchung, obgleich nicht ohne Grund geſchehen, darſtellte, um mit dem glänzenden Ausblick auf die neue Schweiz zu ſchließen. Es wird ein viel problematiſcheres, aber auch reicheres und jedenfalls der Wahrheit näheres Bild entworfen. Es wird vielen gut tun, *dieſe* Geſchichte der Schweiz zu leſen; ſie werden manches erfahren, was ſie bisher nicht wußten. Es iſt kein großer und kühner Wurf, aber ein gediegenes Werk und mag als ſolches ſeine Aufgabe haben.

Die Grenzen der Phyſiognomik. Von *Max Piccard.* Eugen Rentſch-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Das neue Buch von Piccard iſt eine Art Syntheſe ſeiner zwei vorausgegangenen über das „Menſchengeſicht" und die „Flucht vor Gott", indem es die Geſichtspunkte, die das zweite Buch beherrſchen, auf das Thema des erſten anwendet.

Es iſt kein leicht verſtändliches Buch. Oberflächliche oder allzu nüchterne Leſer könnten es phantaſtiſch, ja unſinnig nennen. Man muß auf den beherrſchenden Geſichtspunkt, das „Ebenbild" und den „Abfall" von ihm, mit Verſtändnis und Liebe eingehen und auf dieſe Weiſe der Intuition, aus der das Ganze fließt, mehr oder weniger teilhaftig werden, wenn man den Weg zu ihm finden will. Dann aber gelangt man wieder zu einem Goldbergwerk, von dem man ſpürt, daß es unerſchöpflich iſt. Es iſt dabei faſt nebenſächlich, ob all das, was der Verfaſſer ſchaut und auch an abermals faſt raffiniert ausgewählten Bildbeigaben auszuweiſen ſucht, wirklich auf das Menſchengeſicht zutrifft: es iſt auf alle Fälle tiefſte Wahrheit. Das Buch ſelbſt aber faſt noch mehr als die vorausgegangenen ein Gebilde hoher Kunſt, wie es eine Frucht der Inſpiration iſt.

Leben. Predigten. Von *Ernſt Merz.* Zenſor-Verlag, Lachen.

Ein Bändchen Predigten, vor Jahren in der Kirche von Höngg gehalten: ſchön, zart, menſchlich, ſo völlig anders als die heutige theologiſche Art und *darin* den im übrigen wieder ſo verſchiedenen Predigten Trautvetters verwandt.

Macht und Geheimnis der Erziehung. Von *Ernſt Merz.* Zenſor-Verlag, Lachen.

Von echtem pädagogiſchen Eros und darum von ehrfürchtigem Verſtändnis für die jugendliche Seele und den Sinn der Arbeit an ihr erfüllte Gedanken. *Leonhard Ragaz.*

742

INHALT

Erneuerung / Leonhard Ragaz
Ezechiel, der Prophet der Umkehr / Margarethe Susman
Von der Gerechtigkeit Gottes. Ein Briefwechsel Leonhard Ragaz
Das Bekenntnis / Leonhard Ragaz
Stehen wir vor einer Wendung? / Leonhard Ragaz
Kirche und Friedensaufgabe / L. R.
Lotti Birch / Clara Ragaz
Korrigendum
Redaktionelle Bemerkungen

Erneuerung.

> Warum ſprichſt du, Jakob, und ſagſt du, Iſrael: „Mein Schickſal iſt dem Herrn verborgen und mein Recht entzieht ſich meinem Gott?“ Weißt du denn nicht, haſt du denn nicht gehört: Ein ewiger Gott iſt der Herr, der Schöpfer der Enden der Erde! Er wird nicht müde und wird nicht matt; ſein Verſtand iſt unausforſchlich. Er gibt Kraft dem Müden und dem Ohnmächtigen Stärke in Fülle. Jünglinge werden müde und matt und junge Männer ſtraucheln; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß ſie laufen und nicht ermatten, daß ſie wandeln und nicht müde werden. Jeſaja 40, 27—31.

Die großen Worte, die der Prophet ſeinem Volke in der babyloniſchen Verbannung zuruft, wo es auf die Erfüllung der Verheißung wartet und darüber oft müde und verzagt wird, und die wir dieſer Betrachtung voranſetzen, ſind in unſeren Tagen wieder von einer ganz beſonderen Aktualität.

Erneuerung iſt die Loſung der Zeit. Sie wird, wie jede ſolche Loſung, auch mißbraucht, behält aber deswegen doch ihren großen und ernſten Sinn. Wir hoffen im Zuſammenbruch einer ganzen Welt auf eine Welterneuerung — wie könnten wir ſonſt den Untergang der Welt, in der wir unſer Leben hatten, aushalten? Wir hoffen auf eine Erneuerung der Völker — nicht zuletzt auch des unſrigen. Wir hoffen auf eine Erneuerung der Kultur aus einem neuen Strom des Geiſtes. Wir hoffen auf eine Erneuerung der Sache Chriſti. Wir hoffen auf eine Erneuerung aller Dinge, auf die Palingeneſie, die Wiedergeburt und Neuſchöpfung der Welt durch das Reich Gottes. Mit dieſer Erneuerungshoffnung, die mit der Zeitlage und Weltwende verbunden iſt, geht aber immer

wieder Hand in Hand eine ſolche für uns ſelbſt. Wer unter uns wird nicht von Zeit zu Zeit von dem ſtarken Wunſche bewegt, neu zu werden?

Aber nun wird dieſe Hoffnung der Zeit auf die große Erneuerung unſerer verwüſteten Welt wie von einem Schatten begleitet, dem Schatten der *Ermüdung*. Die Erfüllung dieſer großen Erwartung zieht ſich hinaus. Die Nebel des Alten, ja ſogar die des Böſen, legen ſich vor den morgenhellen Horizont der Verheißung. Aus der Erneuerung ſelbſt erheben ſich böſe Mächte der alten Welt in furchtbar geſteigerter Form und geben ſich als die Erneuerung. Darob werden viele müde. Die Kraft erlahmt, die Flügel der Hoffnung ſinken. Die Seele wird matt. Bei Zahlloſen wird dieſe Müdigkeit zur Verzweiflung, und wie viele werfen das Leben weg, weil die Welt keine Hoffnung mehr zu bieten ſcheint!

Ganz beſonders aktuell aber wird das Wort: „Jünglinge werden müde und matt und junge Männer ſtraucheln." Das iſt eine charakteriſtiſche und beſonders bedrückende Erfahrung unſerer Tage. Wo man auf neues Leben hofft, da erwartet man unwillkürlich, daß die *Jugend* ſeine wichtigſte Trägerin und feurigſte Vorkämpferin ſein werde. Aber gerade das iſt heute weitgehend *nicht* der Fall. Zwar bleibt Jugend Jugend und kann ſich nie ganz verleugnen. So haben wir gottlob auch heute eine begeiſterungsfähige Jugend, welche zur Trägerin und Vorkämpferin der beſten neuen Hoffnung wird. Daneben aber haben wir weitgehend die Erſcheinung einer Jugend, die müde iſt, und das heißt, die alt iſt, die nüchtern iſt, die von dem heiligen Rauſch echter Jugend nichts zeigt oder dann ſich von falſchen Göttern, ja von richtigen Götzen berauſchen läßt und bloß für nichtige Dinge, wie Sport und Aehnliches, ſich begeiſtert. Wir ſehen uns, ſchwer enttäuſcht und freilich auch ein wenig getröſtet, immer wieder vor die Tatſache geſtellt, daß nicht die Jungen jung ſind, ſondern die Alten, daß dieſe ſich für geiſtige Hoffnung, für Wahrheit, Recht und Freiheit erwärmen, ja begeiſtern können, während die nach den Jahren Jungen dafür kühl und ſkeptiſch bleiben und wenn ſie ſich begeiſtern, ſo noch eher *gegen* die Freiheit, die ein Teil von ihnen freilich in Anſpruch nimmt, aber an einer andern Stelle und damit aufzehrt, auslebt, ſo daß für die echte, große, heilige Freiheit nur mehr Müdigkeit übrig bleibt.

Dieſer Müdigkeit unſerer *Zeit* geſellt ſich die Müdigkeit, die zu allen Zeiten dem einzelnen Menſchen droht. Wie ſollten wir nicht müde werden, wenn es mit unſerem Tun und Weſen ſo gar nicht vorwärtsgehen will, wenn all unſere Anſtrengungen mit einem Fiasko enden und unſer Leben, ſtatt von Wiedergeburt zu Wiedergeburt zu ſchreiten, verarmt, verſandet, wenn nicht gar verſumpft? Aber auch wenn die Ermüdung nicht dieſe chroniſche Form annimmt, ſo mag es doch auch im Leben der hoffenden und glaubenden Menſchen, deren Seele der Begeiſterung für Gottes und des Menſchen Sache fähig iſt, ja ſogar

gerade bei ſolchen, die deren am meiſten fähig ſind, gerade bei hochſtrebenden, ſchwungvollen Seelen geſchehen, daß dieſe Ermüdung über ſie kommt. Sie mag gerade als Reaktion auf große Anſpannung der Seele in Schauen und Glauben, in Kampf und Arbeit, eintreten; ſie mag eine Folge ſein von ſchwerer Erfahrung mit den Menſchen, ja — ſcheinbar! — ſogar mit Gott, von Verdüſterung des Ausblicks, Verſchlechterung und Verwirrung der ganzen Lage, oder ſie kann auch ohne erſichtlichen Grund über ſie kommen, was vielleicht ihre am meiſten bedrükkende, ja erſchreckende Form iſt.

Dieſe Ermüdung zeigt einen doppelten Aſpekt.

Einmal: Sie iſt eine tötliche *Gefahr*. Denn die Fähigkeit des Neuwerdens iſt für alles Leben weſentlich. Man dürfte beinahe wagen, das Leben überhaupt als eine ſolche Fähigkeit des Neuwerdens zu definieren. Leben bedeutet nicht bloß, daß das Alte erhalten bleibt — das gehört freilich auch dazu —, ſondern auch, daß beſtändig *Neues* ſich anſetzt. Leben iſt, nach dem Worte des größten Philoſophen des Lebens in unſeren Zeiten, ſchöpferiſche Entwicklung. Aber damit bedeutet die Fähigkeit zum Neuwerden auch die Fähigkeit zur *Wandlung*, die Fähigkeit, alte Formen abzuwerfen und neue anzunehmen, oder beſſer: das Alte zu erfüllen, indem es in eine neue Form verwandelt wird, das Alte zu retten, indem es aus dem Tode der Erſtarrung in lebendige Bewegung übergeführt wird.

Dieſe Fähigkeit iſt durchaus weſentlich. Jedes Volk, das ſich nicht in dieſem Sinne erneuern kann, muß ſterben. Jede Inſtitution, die nicht die Fähigkeit beſitzt, ſich der Bewegung des Lebens anzupaſſen, verknöchert und zerfällt. Jede Kultur, die ſtehen bleibt, entartet und verfault. Jede Sache, die ſich nicht ſtets neu auf ihr Weſen beſinnen und entſprechend neue Geſtalt annehmen kann und will, die ſatt und ſtabil wird, löſt ſich auf. Jedes einzelne Menſchenleben, das ſich nicht ſtets weiterbilden kann, verödet und vereiſt. Alles Leben muß ſich wandeln. Selbſtverſtändlich nicht im Sinne jener Verwandlung, die bloße Anpaſſung an die ſich wandelnden Umſtände iſt und damit Abfall von ſich ſelbſt, Treuloſigkeit, Verrat wird und wie ſie gerade in unſeren Tagen eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung geworden iſt — nicht ohne Grund! — ſondern im Sinne eines *Wachstums*, worin im Abſtoßen veralteter Formen und im Ergreifen neuer Möglichkeit der Sinn und das Weſen erſt recht ſich behauptet und entfaltet. Alles Leben muß ſich im Neuwerden wandeln — Ermüdung im Neuwerden bedeutet Lebensgefahr, bedeutet Tod.

Aber auf der andern Seite iſt nichts *natürlicher* als die Ermüdung. Der Schatz des *Lebens*, den die Natur gibt, dem einzelnen Menſchen gibt, den Völkern gibt, den Kulturen gibt, jeder Sache und Bewegung gibt, iſt nicht unerſchöpflich; er verzehrt ſich in der Verausgabung der Kraft. Und ſo auch der Schatz der *Zeit*, der ihnen verliehen wird. Jener Schatz der natürlichen Lebenskraft mag manchmal ſehr reich ſein.

Aber er genügt, wesentlich betrachtet, doch nicht. Wohl gibt es Menschen, Völker, Einrichtungen, Kulturen, Bewegungen, welche einen unerschöpfliche Lebenskraft zu besitzen scheinen. Aber wenn diese Lebenskraft nur die der *Natur* ist, so kommt doch der Tag, wo ihre Quelle versiegt. Es gibt Menschen mit einer großen idealistischen Seelenkraft, welche fähig sind, den Glauben an ein Ideal, eine Sache, ein Werk, festzuhalten trotz schwerster Anfechtung, schwerstem Widerstand, schwerster Enttäuschung, die auch kein Exil, kein Konzentrationslager und kein Interniertenlager zu brechen vermag. Wir dürfen das auch in unseren Tagen, und gerade in unseren, mit Staunen und Bewunderung, zu großer Stärkung der Seele, erfahren. Solchen Menschen hohe Ehre! Und doch — ich kenne weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart einen Menschen, oder eine Sache, die, wenn sie bloß aus dieser natürlichen Kraft lebten, nicht zuletzt doch müde geworden wären. Wenn die großen Hoffnungen unserer Tage: neue Freiheit, neue Wahrheit, neue Menschlichkeit, neuer Völkerbund, neuer Sozialismus, Erneuerung der Völker, Erneuerung der Kultur, ja wir dürfen vielleicht sogar sagen: Erneuerung der Sache Christi, nur von der Quelle leben, die aus der rein natürlichen und seelischen Begeisterung quillt, dann müssen sie ermatten und versagen. Sogar „Jünglinge werden müde und junge Männer straucheln" — auch wenn sie keineswegs zu jener frühalten Art gehören, der wir begegnet sind. Denn auch die Jugend ist kein Schutz gegen diese Ermüdung. Wenn aber gar diese natürliche Geisteskraft in einem Zeitalter zurückgegangen, wo nicht gar versiegt ist, dann fließen auch der Jugend von vornherein nicht die Quellen echten Lebens. Denn auch die Zahl der Jahre hat hierin wenig zu sagen. Die bloße Zeit ist eitel. Wie Alte jung sein können, so können Junge alt sein.

Diese Ermüdung ist, wie gesagt, ein tötliche Gefahr. Gerade für die Lage der Gegenwart. Sie läßt die wirkliche Erneuerung, welche der Welt verheißen ist, mit matter Seele und matter Hand fahren — sei's im Ganzen, sei's im Einzelnen. Sie sinkt zum Alten zurück und versteift sich vielleicht mit Leidenschaft, sozusagen mit einer umgekehrten Begeisterung, darin. Aus dem, was Kraft der Revolution sein sollte, wird Stütze der Reaktion. Auch höher gesinnte Menschen, wenn sie sich nicht erneuern und wandeln können, versinken nach und nach — wir beobachten es mit Schrecken und Schmerz! — wieder ins Konventionelle. Ueberhaupt erfüllt, wie wir gezeigt haben, jedes Leben, das sich nicht in schöpferischer Entwicklung zu bewegen vermag, der Verarmung und Versandung.

Wo ist gegen diese Not die Hilfe und Rettung zu finden?

Es gibt darauf nur *eine* Antwort: die bloße natürliche Lebenskraft des Geistes genügt dafür nicht. Nur der Zustrom einer *andern* Kraft kann die Müdigkeit überwinden und zu einem unerschöpflichen Schatz und Quell des Lebens werden.

Davon redet der andere, der positive Teil des Prophetenwortes. „Ein ewiger Gott ist der Herr, der Schöpfer der Enden der Erde. Er wird nicht müde und wird nicht matt. Sein Verstand ist unausforschlich . . . Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler; daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht ermatten."

Diese andere Kraft ist das, was *Gott* bedeutet. Er ist der *ewige* Gott. In ihm wird die alt machende Endlichkeit der Zeit zur jung erhaltenden, jung machenden Unendlichkeit. Denn wenn die Seele bloß von Endlichem lebt, dann wird sie alt und satt, das Unendliche allein erhält lebendig. In Gott löst sich die bloße Quantum-Zeit, die bloße Uhren- und Kalenderzeit auf. Vor ihm, in ihm lebend, können wir die erdrükkende Last der Tage mit ihrer dunkeln Erfahrung abwerfen. Vor ihm, in ihm leben wir in ewiger Gegenwart. Mit ihm können wir stets neu beginnen. Er kennt kein Ende. Kein Tod ist vor ihm ein letztes Wort. Er ist der Schöpfer und darum der Herr. Auf *ihn* gegründet, wird jede Verheißung zur Erfüllung. Auf seine Allmacht trauend dürfen wir all unserer großen Hoffnung sicher sein. Er ist, als Schöpfer und Herr, der Gott der Wunder. „Sein Verstand ist unausforschlich." Er ist der *lebendige Gott*. „Er wird nicht müde und nicht matt." Er ist das ewige Feuer, aus dem Feuer in die Welt und in die Seele strömt, Feuer, das nie ganz erlöschen kann. Gott, der Lebendige, ist die heilige Unruhe, die keinen Stillstand des Lebens duldet, weder in der Welt noch in der Seele. Er ist *das* Leben. Er läßt den Strom seiner Unendlichkeit dem Müden zufließen, daß seine Müdigkeit verschwindet und er wieder auffährt mit Flügeln wie Adler. Er ist die ewige Jugend der Seele und der Welt. Er, der selbst nicht müde und matt wird, läßt auch dein Herz nicht müde und matt werden, oder gibt ihm neue Kraft und neues Leben, wenn es einmal müde und matt geworden ist. Er läßt das Herz der Welt nicht müde und matt werden, er reißt die Welt aus aller Sattheit und Erstarrung, durch Katastrophe und Neuwerden, heraus, näher zu ihm, näher zu seinem Reiche.

Das ist das letzte Geheimnis der Ermüdung und ihrer Ueberwindung. Die Welt ist müde, weil sie von Gott abgekommen ist, diese Wahrheit in Größe und Tiefe, nicht im Sinne der frommen Phrase verstanden. Auch die Jugend. Die Not der Zeit, wie ihre Rettung faßt sich in die einfache und gewaltige Losung zusammen: Lasset Gott, den wirklichen Gott, den lebendigen Gott, wieder eine Macht werden in den Seelen und es werden die Flügel des Glaubens und Hoffens wieder wachsen. Sie werden neue Kraft kriegen. Wir werden wieder eine Jugend bekommen, die eine Trägerin aller großen Dinge Gottes und des Menschen wird. „Suchet Gott, so werdet ihr leben."

Aber wir müssen den Nachdruck auf *einen* Teil des prophetischen Wortes legen: Es gilt auf den Herrn zu *harren!* Das ist es, worauf es ankommt.

Das zu verſtehen und zu tun iſt die zentrale Aufgabe des Lebens überhaupt, aber beſonders die große Aufgabe unſerer Tage.

Zwei Formen nimmt dieſes Harren auf Gott an.

Dieſes Harren iſt oft einfach ein *Warten*. Ein Warten auf Gott. Und das bedeutet: ein Nicht-Verzagen, ein Nicht-Verzweifeln. Es gilt gerade von der Not, worüber wir jetzt reden: von der Not der Müdigkeit. Wenn wir müde ſind, aus erklärlichen oder aus unerklärlichen Urſachen, wenn unſere Flügel lahm ſind, wenn wir arm ſind an Glauben, Hoffnung und Liebe, an Feuer für Gottes und des Menſchen Sache, an Zuverſicht zu unſerer eigenen oder zu fremder, uns aber nahe verbundener Exiſtenz, oder auch zu unſerer Sache, unſerem Werk: dann nicht meinen, das müſſe ſo bleiben, das ſei nun das Ende, ſondern *warten*. Aber nicht bloß reſigniert oder gar apathiſch warten, ſondern auf *Gott* warten, auf Gott, für den es kein Ende gibt, auf Gott, der die Wende bringen kann, wer weiß wie bald! Auf Gott warten, der auch das Wunder tun kann. Welch ein anderes Warten iſt das als das bloße „Hoffen und Harren" einem bloßen dunklen Schickſal oder trügeriſchen Glück entgegen! Solches Harren kann geradezu freudig ſein. Es kann eine heilige Stille der Seele bedeuten. Es kann darin geſchehen, was geſchieht, wenn man zeitweilig von einem geliebten Menſchen getrennt iſt. Sind wir ihm dann nicht oft tiefer verbunden als in ſeiner Anweſenheit? Es iſt eine ſchmerzliche Süßigkeit darin. Bedeutet nicht ſolche Abweſenheit — gelegentlich auch nicht bloß räumliche — oft die Vorausſetzung eines Näherkommens? Wie geſegnet kann ein ſolches Harren ſein! In einem ſolchen Harren kann vieles verſinken, was ſich ſonſt doch auch wie Staub und Wolken zwiſchen uns und Gott legte. In einem ſolchen Warten können die Flügel der Seele wachſen und größere Kraft bekommen. Ein ſolches Harren kann und ſoll eine Vorbereitung auf ein neues Kommen Gottes ſein, eine vollere Erſchließung ſeiner Wahrheit und ſeines Lebens. Glaube nur daran — mitten in deiner Schwachheit und Mattigkeit — halte nur daran feſt und du wirſt den Tag großer, wunderbarer Erfüllung ſchauen! Und ſo kann gerade auch das Harren der *Zeit* auf Gott und ſeine Verheißung von tiefſter Bedeutung ſein. In einem ſolchen Warten kann und muß wohl Gott den Menſchen wieder ſo recht Gott werden. In der Entbehrung werden ſie wieder erkennen und erfahren, was Gott iſt. In ſolchem Warten mag vieles ſich verwandeln. In ſolchem Warten mag vieles vergehen, was vergehen muß, wenn Gott kommen ſoll, in ſolchem Warten vieles heranwachſen, was im neuen Frühling Gottes aufblühen wird. Es iſt ein heiliges Warten, ein unendlich geſegnetes Warten, ein Warten auf Gott — worin Gott ſchon da iſt!

Aber dieſes Harren kann und ſoll auch nicht bloß ein Warten, ſondern ein *Erwarten* ſein. Es bedeutet auch, daß wir Gott etwas *zutrauen*, daß wir Gott als den *Lebendigen* anerkennen. Wir verſtehen dann, daß ſeine Gedanken nicht zu Ende ſind, wo die unſrigen Halt

gemacht haben und ſeine Möglichkeiten nicht aufhören, wo die unſrigen erſchöpft ſind. „Er wird nicht müde und matt.“ *Er ſchafft weiter,* im großen Leben der Welt, wie in unſerem eigenen. Es quellen aus ſeiner Unerſchöpflichkeit immer neue Möglichkeiten, es öffnen ſich aus ſeiner Unendlichkeit immer neue Pfade. Dieſe gilt es zu erkennen. Auf dieſe gilt es zu achten. Dieſe Möglichkeiten gilt es zu erfaſſen, dieſe Pfade gilt es zu betreten. Wir dürfen nicht Grenzpfähle ſtecken und ſagen: „Das iſt das Ende, weiter geht es nicht, weder für mich ſelbſt, noch für mein Volk, noch für Gottes und des Menſchen Sache überhaupt.“ Gott kennt ſolche Grenzpfähle nicht. „Sein Verſtand iſt unausforſchlich.“ Du mußt ihm bloß etwas zutrauen. Du mußt dem Schöpfer, der nicht bloß geſchaffen hat, ſondern vorwärts ſchafft, mit einem *ſchöpferiſchen* Glauben entgegenkommen, der nicht bloß Vorhandenes erhalten, ſondern mit Gott durch das Wagnis des Glaubens Neues ſchaffen will. Du mußt, mit dieſem Glauben und Vertrauen, im mächtigen Weltgeſchehen, auch im dunklen und furchtbaren, Gottes Gedanken zu erkennen verſuchen und mußt dies in deinem eigenen Leben tun. Du mußt dich *wandeln,* aber Gott entgegen. Du mußt die Formen ändern, in denen du einer Sache dienteſt — um ihr neu, beſſer, großartiger zu dienen. Du mußt deine perſönlichen Geſchicke, auch die Veränderungen in deinem Leben, die dir ſchwer, ja vernichtend vorkommen, in dieſem Lichte ſehen, du darfſt dich nicht alt werden laſſen — und du wirſt inne werden, wie Vernichtung zur Erhöhung, wie das Ende Anfang wird und immer neuer Anfang, wie dein Leben immer ſtärker im Lichte Gottes aufleuchtet. Es iſt eine großartige und wunderbare Erfahrung, daß gerade der Zuſammenbruch von ſo vielem, was Ziel unſeres Strebens und Inhalt unſerer Exiſtenz zu ſein ſchien, uns auf die Höhe unſeres Lebens trug und ſeinen letzten Sinn enthüllte. Glaube daran! Harre auf den Herrn!

Dieſes Harren auf den Herrn wird auch nicht zu *lange.* Gott kann die Tage verkürzen, äußerlich und innerlich. Aeußerlich: Er kann überraſchend kommen und tut es. Oder Innerlich: Vor Gott wird die Zeit innerlich kurz. Denn ſie mißt ſich an ſeiner Ewigkeit. Wenn wir auf die Welt harren, ſo kann es freilich lange gehen, allzu lange, ermüdend lange, aber wenn wir auf Gott harren, ſo kann es uns freilich auch ſo ſcheinen, aber in dem Maße, als wir wirklich auf ihn harren, wird dieſes Harren doch wieder kurz. Denn es wird inhaltsvoll, inhaltsvolle Zeit aber wird kurz. Zeit, die mit Gott verbracht wird, iſt mit Ewigkeit beſchwert. Ewigkeit aber iſt ewige Gegenwart. Mit Gott lebt man immer in der Gegenwart. Und — Wunder der Wunder! — was man von Gott erwartet, das hat man immer ſchon.

Das iſt auch die Bürgſchaft für die Erneuerung der *Welt.* Wenn dieſe über die Völker, die Einrichtungen, die Kultur, die ganze Sache Gottes und des Menſchen kommen ſoll, ſo muß ſie von Menſchen und von Menſchengemeinſchaften getragen ſein, welche in dieſem Sinne auf

den Herrn harren, in diesem Sinne mit ihm gehen, in diesem Sinne auf ihn trauen, in diesem Sinne zu ihm flehen, in diesem Sinne es mit ihm wagen, in diesem Sinne sich aus ihm erneuern und sich wandeln. Sie werden immer wieder neue Kraft bekommen, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht ermatten, daß sie wandeln und nicht müde werden. *Leonhard Ragaz.*

Ezechiel, der Prophet der Umkehr,

und die Bestimmung des jüdischen Volkes.

Ein Vortrag.

Unsere prophetenlose Zeit hat durch den furchtbar aufrüttelnden Geschichtsunterricht, den wir heutigen Menschen erfahren, doch wieder einen ganz anderen Zugang zu den verschütteten Wahrheiten der Prophetie, als die dumpferen, schlafenden Zeiten früherer Geschlechter. Die Geschichte Israels, die immer Wirklichkeit und Symbol zugleich ist, immer im Zeitlichen zugleich Ewiges aussagt, ist uns durch den Einbruch übermächtig aufrüttelnder Katastrophen, für die keine rein zeitliche Erklärung ausreicht, wieder näher gerückt. Und gerade die Zeit des Propheten Ezechiel hat trotz des unermeßlichen Abstandes in einer Hinsicht eine Verwandtschaft mit der unseren. Wie die unsere ist sie für die Völkerwelt eine Zeit des Umbruchs, der Grenze zwischen zwei Zeitaltern, ist sie zugleich eine Zeit der Krise, in der es um Leben oder Tod des jüdischen Volkes geht.

Der Prophet Ezechiel steht an einer Weltwende. Er ist selbst ein ungeheurer Mensch der Wende. Mit ihm hebt ein Neues an. Durch den Zeitpunkt seines Wirkens selbst ist ihm zum erstenmal seit der Wüstenwanderung ganz konkret das Problem der Existenz des jüdischen Volkes überhaupt gestellt. Er zuerst steht so Auge in Auge mit dem dunklen Rätsel, der Anomalie und Paradoxie eines Volksschicksals, das zu allen Zeiten so schwer in seinem wahren Sinn zu begreifen, schwerer noch zu leben und unter ständig sich wandelnden, immer aber unausdenkbar schweren Daseinsbedingungen von einem Volke festzuhalten war: dem Schicksal, auf das das Prophetenwort hinweist, daß Israel nicht ein Volk ist wie andere Völker.

Ezechiel ist der eigentliche Prophet des Exils. Ist die Haltung Jeremias, ausgedrückt in den rückwärts gewandten, der verlorenen Heimat schmerzlich zugewandten Klageliedern, die seinen Namen tragen, so klagt Ezechiel nicht mehr. Sein Blick ist rein vorwärts gewandt. Er stellt sich in das Exil als in eine fruchtbare Lage ein. Was Jeremia verkündet hatte, das ist ihm Gegenwart und Aufgabe geworden. Die harte Wirklichkeit des Exils selbst wird ihm zu dem Stein, aus dem er, ein gewal-

tiger Menſchenbildner, eine neue Geſtalt des jüdiſchen Lebens hervorſchlägt.

Der Tempel iſt zerſtört, das Land innerlich zerfallen, äußerlich verwüſtet, das Volk hinweggetrieben, es hat weder Kultſtätte noch Staat noch Heimat mehr. Was tut nun der Prophet mit dem verſtörten Volke? Er klagt nicht mit ihm um das Verlorene. Aber er verſucht zunächſt auch keineswegs, es aufzurichten. Er führt es im Gegenteil, indem er ihm ſeine eigene Schuld an dem Geſchehenen einhämmert, erſt in die ganze Tiefe ſeines Unglücks hinein. Tiefer, immer tiefer ſtößt er es hinab in die Nacht ſeiner Verlorenheit, um ſo hindurchzuſtoßen in den Sinn ſeines Schickſals. Denn ihm iſt gewiß: durch das Schickſal des Exils ſelbſt will Gott ſein Volk an ſich reißen, zu ſich emporreißen. Und doch erſcheint dies im höchſten Grad widerſinnig. Denn ſchon in der Heimat hatte das Volk, den leidenſchaftlichen Warnungen und Drohungen der Propheten zum Trotz, fremden Göttern gedient. Im Exil, in der Zerſtreuung unter die anderen Völker mit ihren leichteren, bunteren, lockenderen Dienſten wächſt die Gefahr, von ihnen hingenommen zu werden, unermeßlich an. An dieſem Punkt äußerſter Gefährdung ſetzt der Prophet ein. Der Baum des Volkes iſt aus dem heimatlichen Erdreich ausgeriſſen, er wächſt und wurzelt nicht mehr. Da wird Ezechiel gewiß: die Wurzelung war verfehlt. Und nun geſchieht das Ungeheure: der Prophet ergreift mit gewaltiger Hand den im Leeren hängenden Baum, reißt ihn vollends heraus aus dem alten Erdreich, reißt auch noch die letzten Wurzelfaſern, die ſehnſüchtig im Heimatboden hängen, aus, reißt ihn herum in die entgegengeſetzte Richtung und pflanzt ihn in einer ungeheuren Umkehrung gegen alles natürliche Wachstum, die Wurzeln nach oben, wieder ein.

Dieſe Umwurzelung, die Einwurzelung in Gott iſt von je der innerſte Sinn Israels, und alle Forderung und Verheißung der Prophetie geht in Zeiten, da die Wurzelung ſich zu lockern droht, darauf aus, ſie wiederherzuſtellen. Die geſchichtliche Lage zu ihrer *Verwirklichung* aber fand erſt Ezechiel vor; darum iſt ſie durch ihn aus der unabläſſigen Forderung und Verheißung zu einer geſchichtlichen Wirklichkeit geworden.

Aber dafür muß vom Propheten ſelbſt ein ungeheurer Preis gezahlt werden. Denn was die Propheten Israels von den Sehern und Kündern der übrigen Antike ſcheidet und zu völlig einzigen Geſtalten macht, iſt, daß ſie, ſo hoch ſie in Schau und Ueberſchau über das Volk ſich erheben und ſeine Schickſale aus ewigen Verhältniſſen deuten, doch immer zugleich dies Volk ſelbſt *ſind*, es in einer ſo abgründigen Tiefe und Wirklichkeit ſind, daß das Volk ſich in ihnen nicht mehr erkennt und ſie von ſich ſtößt. Denn ſie allein müſſen Schickſal, Not und Fluch des Volkes zu Ende leben, es in zuſammengepreßter Wucht, der Eine für alle, verwirklichen. Es iſt der Gedanke der *Stellvertretung*, der ſtellvertretenden Sühnung — wie ſollte nicht der Stärkere die Laſten des Schwä-

cheren tragen? — es ist dieser ganz schlichte, ganz und gar menschliche, aber eben darum alles Leben in Gerechtigkeit zurechtrückende Gedanke, den die persönlichen Schicksale aller Propheten verkörpern.

Indessen: Wie alle Gedanken der Prophetie ist er schlicht nur als Gedanke; in der Wirklichkeit ist er übermäßig, furchtbar. Die Last des Ganzen auf dem Einzelnen ist als menschliche Wirklichkeit untragbar. Darum greift Gott seinen Beauftragten ganz anders an, als je sonst Menschen angegriffen werden, darum weicht jeder der Propheten am Anfang vor dem Uebermaß des göttlichen Anspruchs zurück; darum führt von Abraham über Mose, Hiob, Jeremia bis zum Gottesknecht des Jesaja eine einzige Kette übermäßiger Qualen als Zeichen der Erwählung. Dies totale Hineingerissenwerden der Person in die Tiefe des göttlichen Auftrags erscheint in seiner vollen messianischen Weite und Wucht im Kapitel Jesaja 53, wo der von Gott Auserwählte nicht mehr nur das Schicksal seines Volkes, sondern Leid, Krankheit, Schmach und Sünde der ganzen Menschheit auf sich nimmt.

Wenn in der Berufung Ezechiels diese Stellvertretung nicht in gleichem Maß weltweiten, menschheitvertretenden Charakter hat, so wird doch gerade an ihrer konkreten Besonderheit in wahrhaft bestürzender Weise klar, was mit dem Einsatz der ganzen Person in seine Sendung vom Propheten gefordert ist. Zweifach entsetzlich ist das über ihn Verhängte. Ihm ist bei seiner Berufung die gewaltigste, umfänglichste Gottesvision zuteil geworden, eine Vision von so übermäßiger, alle Schranken irdischer Sichtbarkeit sprengenden Gewalt und Deutlichkeit, daß sie als Eindringen in das dem Menschen verborgene Heiligtum Gottes selbst vor der Oeffentlichkeit als Geheimnis bewahrt werden mußte. Und gerade ihm, dem im Schauen über alles Erhöhten, wird dann in der Wirklichkeit die demütigendste, schmachvollste Knebelung auferlegt. Nicht nur darin, daß Gott ihm befiehlt, sich unbeweglich, in Stricke gebunden, erst 390 Tage lang auf die linke, dann 40 Tage lang auf die rechte Seite zu legen, um so (die Zahl der Tage entspricht der der Jahre der Verfehlung) die Missetaten des Hauses Israel und Juda sühnend zu erleiden; — diese dem großen *Schauenden* auferlegte Demütigung und Qual ist nichts, gar nichts gemessen an der, die ihm als *Priester* auferlegt wird. Denn Ezechiel ist der Priester unter den Propheten. Aus altem, vornehmem Priestergeschlecht stammend, bleibt er auch als Prophet stets Priester. In ihm ist der Gegensatz zwischen dem bewahrend priesterlichen und dem vorwärtsdrängend prophetischen Geist versöhnt. Derselbe, der im Exil nach dem Verlust des Tempels wie kein anderer den Dienst Gottes von allem Kultischen zu lösen und ihn rein in die Unmittelbarkeit des Herzens zu verlegen wußte, hat spät für die Zeit der Rückkehr in die Heimat ein symbolisches, bis in alle Einzelheiten gehendes Bild des neuen Tempels und seines Kults entworfen, das uns beklagen ließe, daß so bei diesem gewaltig visionären Geist zuletzt anstelle der Menschheitsschau der anderen großen Prophe-

ten ein rein räumliches Bild, anſtelle der Menſchheitsberufung eine kultiſche Wirklichkeit tritt, wenn nicht am Ende dieſer räumlich-kultiſche Entwurf ſich wieder zutiefſt mit der prophetiſchen Tat verbände. Denn nun wird ihm von Gott das Waſſer gezeigt, das unter der Schwelle des vollendeten Tempels hervorfließt, und Gott ſelbſt ſpricht zu ihm: „*Dies Waſſer ... wird durch das Blachfeld fließen ins Meer, und wenn es dahinkommt ..., ſo ſollen dieſelben Waſſer geſund werden — ja, alles, was darin lebt und webt, dahin dieſer Strom kommt, das ſoll leben ... denn ſein Waſſer fließt aus dem Heiligtum.*“ Dieſe Speiſung alles lebendigen Tuns aus dem Heiligſten und Reinſten, dieſe Heiligung der Tat aus dem Bereich des Heiligtums ſelbſt iſt die Grundwahrheit des prieſterlichen Propheten.

Und nun geſchieht das Unfaßliche: Gerade dieſem prieſterlichen Manne wird als ſtellvertretende Sühnung für ſein Volk etwas auferlegt, was in ſchroffſtem Gegenſatz zu allem ſonſt den Propheten Aufgetragenen ſteht. Zu ihm ſteigt nicht wie zu Jeſaja der Engel herab, der ihm mit glühender Kohle die unreinen Menſchenlippen zur Verkündung ſeiner Botſchaft rein brennt; nein — ihm, dem prieſterlichen Propheten, der nie Unreines über die Lippen gebracht hat, wird auferlegt, während der Zeit ſeiner Sühnung nur Speiſen zu ſich zu nehmen, die mit dem Unreinſten, ja Entſetzlichſten, jeder Menſchenlippe Widerſtrebenden: mit Kot zubereitet ſind. In ſolcher Schmach und Verworfenheit ſoll der Auserwählte des Herrn die Unreinheit ſeines Volkes ſtellvertretend erleiden.

Ungeheures leuchtet in dieſer grauſamen Stellvertretung auf. Wir ſtoßen in den Kern des Dienſtes am Einen Gott hinab. Er, der Eine, iſt der Ganze, der unabdingbar das Ganze fordert. Es gibt nichts, gar nichts, das davon ausgenommen wäre. Noch in ſein eigenes Heiligtum bricht Gott mit der Uebergewalt ſeiner Forderung ein. Mit einem gewaltigen Federzug ſeiner Hand ſtreicht er ſeine eigene Schrift für dieſen Augenblick wieder aus, hebt er ſein allgemeines Geſetz, das ſeinem Prieſter teuerſte Heimat, eine zweite heiligere Natur geworden iſt, wieder auf, um ihn hinauszuſtoßen in das Fremdeſte, Entſetzlichſte, um ihn unter ein ihm ganz und gar widerſtrebendes, fremdes, und doch nur für ihn allein geltendes Geſetz zu zwingen. Nicht in Licht und Erleuchtung und Gnade, wie ſie ihm im Schauen widerfuhr; in Grauen, Unreinheit und Verwerfung, in der Verſtoßung von Seinem Antlitz, in der Verſtoßung aus Seinem Geſetz ſelbſt muß der Mann Gottes die Aufgabe ſeines Volkes verwirklichen. Ein reiner, abgeſonderter Prieſter, hätte er nie die ganze Wirklichkeit ſeines Volkes erfahren. So nur, indem er ihnen ihr Schickſal, ihre Schuld und Buße vorlebt, wird er ganz zu dem, wozu Gott ihn immer wieder aufruft, zum *Wunder*, zum *Wunderzeichen* ſeines Volkes. Wunder aber nicht *nur* als Zeichen, als Beweis und Hinweis, ſondern auch als das radikal Herumgewendete, das Uebermäßige, Unfaßliche, als Umkehrung gegen alles Gewohnte, Feſt-

ſtehende, als Einbruch einer völlig anderen Ordnung in alle menſchlichen Ordnungen. — Immer geht Gott ſo, im Gegenſatz zu ſeinem klaren, allgemein bindenden Weg mit dem Prieſter, mit dem Propheten ungebahnte, wegloſe Wege. Und ganz und gar hat er in dieſem Augenblick den Prieſter um des Propheten willen preisgegeben. Hätte der Prieſter Ezechiel nicht lieber ſein Leben gegeben, als derart das Heiligſte zu verletzen, verworfenen Unrat über die Lippen zu bringen? Eben darum hätte ſein Leben nicht genügt. Mehr als ſein Leben wird von ihm gefordert. Indem er das Schickſal ſeines Volkes verwirklicht, verwirklicht er ſo zugleich in voller Wucht die Umkehrung gegen das natürliche Daſein, die ſein Auftrag iſt.

Und nun bricht es aus ihm hervor; aus der unterſten Tiefe ſeiner Erfahrung verkündet er dem Volke ſeine Erwählung durch den Einen Gott unter allen Völkern der Erde: *„Und ſollſt eine Schmach, Hohn, Exempel und Wunder ſein allen Völkern . . ., wenn ich über dich das Recht gehen laſſe mit Zorn, Grimm und zornigem Schelten — das ſage ich, der Herr . . . Mein Auge ſoll deiner nicht ſchonen, daß ihr erfahret, ich ſei der Herr . . . Ja, alſo ſollen ſie erfahren, daß ich der Herr bin, wenn ich ſie unter die Völker verſtoße und in die Länder zerſtreue.“*

So ſieht die Erwählung des Volkes inmitten der Völkerwelt aus. Ueber das Volk, dem allein unter allen Völkern der Erde verheißen iſt, daß es durch *Gerechtigkeit bereitet werden ſoll, daß es ferne ſein ſoll von Gewalt und Unrecht*, bricht dieſe gnadenvolle Verheißung in ihrer ganzen irdiſchen Furchtbarkeit herein.

Denn die Gerechtigkeit Gottes offenbart ſich als *Gericht:* als Gericht über das Volk, dem dies irdiſche Maße überſteigende Geſchenk, das Jeſaja wie Ezechiel ihm als den koſtbaren Brautſchmuck Gottes umlegen, angeboten wurde und das es, als ein allzu ſchweres, abgewieſen hat. Nun ſollen ſie und die anderen Völker an der Furchtbarkeit ſeiner Gerichte erkennen, daß er der allein Gerechte, daß Er, der Eine, der Herr, Herr über Götter und Menſchen iſt.

Durch Gericht und Strafe zieht ſo der Prophet das Volk gewaltſam aus den Kulten fremder Götter heraus. Und wenn dies: die Herausreißung des Menſchen aus der mythiſch-magiſchen Exiſtenzform, aus dem Verſtricktſein in die Vielheit blinder Mächte der Grundſinn aller Prophetie iſt, ſo iſt wieder dem Propheten Ezechiel ganz anders als den früheren Propheten die Möglichkeit in die Hand gelegt, dieſen Sinn in die Wirklichkeit überzuführen. Denn nun iſt ja die Vorausſage Gottes: *„Und will euch bringen in die Wüſte der Völker und daſelbſt mit euch rechten von Angeſicht zu Angeſicht“* nicht mehr nur Verkündung einer Zukunft, ſondern greifbare gegenwärtige Wirklichkeit geworden. Angeſicht gegen Angeſicht, wie nie ſeit den Zeiten des Sinai, ſtehen Gott und Volk einander gegenüber: das Eine Volk vor dem Einen Gott. Angeſicht, reines Angeſicht, ſind ſie beide für einander geworden. So, losgeriſſen von der irdiſchen Heimat, ver-

ſtoßen in die Wüſte der Völker, iſt das Volk, jeder Einzelne des Volkes, auch von außen her ganz zurückgeworfen auf ſich ſelbſt, auf die eigene nackte Exiſtenz. Dieſe Lage hat Ezechiel in großartiger Weiſe genutzt und für die Erweckung einer neuen menſchlichen Wirklichkeit fruchtbar gemacht.

Auch bei Jeremia ſchon finden wir das berühmte Wort von den *Herlingen*, den unreifen Trauben, *die die Väter gegeſſen haben und von denen den Söhnen die Zähne ſtumpf wurden*, mit dem die Vererbung der Sünden der Väter auf die Söhne zurückgewieſen, der Menſch im ſittlichen Bereich rein auf ſich ſelbſt geſtellt wird. Auch Jeremia ſchon hat dies gerechtigkeitsfremde, rein mythiſche, weil die Seelen in fremde Gewalten verſtrickende Band zwiſchen den Generationen gelöſt und jeder Seele die Verantwortung ausſchließlich für ihr *eigenes* Tun auferlegt. „*Welche Seele ſündigt, die ſoll ſterben.*“ Aber Ezechiel geht weiter. Er erſt führt die Verkündigung, die Gott durch Jeremia dem Volk gibt: „*Ich will mein Geſetz in ihr Herz geben*“, wahrhaft zu Ende, führt ſie über in eine neue Lebensgeſtalt. Denn er macht nicht nur jede Seele von dem Blutserbe vergangener, nicht ſelbſt begangener Sünden frei, er verkündet nicht nur jeder Seele den Tod um der eigenen Sünde willen; er löſt ſie auch noch aus dem unbedingten Verhängnis um der *eigenen* Sünden willen los. Auch die eigene Sünde iſt nicht unbedingt todeswürdig. Mit der Frage Gottes: „*Meinſt du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottloſen und nicht vielmehr, daß er ſich bekehre von ſeinem Weſen und lebe?*“, bricht etwas Neues, Gewaltiges in die Menſchengeſchichte ein. Mit ihr iſt dem Menſchen, iſt jeder einzelnen Seele eine ungeheure, nie mehr zurückzunehmende Möglichkeit gegeben. Der Menſch iſt auch in ſein eigenes Selbſt nicht unwiderruflich gebannt, er iſt nicht nur dies ſtarre gegenwärtige Selbſt, das ſich aus den Taten ſeiner Vergangenheit unwiderruflich geformt hat. Die Zeit iſt von Gott dem Menſchen übergeben. Das Tor der Vergangenheit iſt nicht endgültig zugefallen; es kann von der Zukunft her aufgeſchloſſen werden. Gott gibt dem Menſchen den Schlüſſel in die Hand; er muß ihn empfangen und ergreifen. Denn Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern ſein Leben. Das Leben aber iſt nicht Stillſtand, ſondern Wandlung. *Der Menſch kann ſich wandeln, er kann ein neuer Menſch werden.*

Vernimmt man nicht das Brauſen eines Auferſtehungsſturmes, der löſend durch die Welt geht? Ezechiel hat nicht nur die Einzelſeele entdeckt, ſondern ihr lebendiges Heil. „*Es ſoll aller ſeiner Uebertretung nicht gedacht werden.*“ Wir fühlen, wie ſich ein ungeheurer Druck von der durch ein blindes Fatum gefeſſelten Seele löſt, wie ihr Flügel einer neuen Hoffnung wachſen. Jene einzige Frage, die nach einem Wort des Talmud von dem himmliſchen Richter an jede Seele, die vor ihm erſcheint, geſtellt wird: „Haſt du gehofft auf das Heil?“, dieſe Ur- und Kernfrage jüdiſchen Glaubens hat durch den Propheten Ezechiel die Möglichkeit zu einem neuen inbrünſtigen Ja empfangen.

Denn nun heißt es nicht mehr nur wie bei Jeremia: „*Ich will mein Geſetz in ihr Herz geben*“, und auch nicht mehr nur wie bei Ezechiel ſelbſt: „*Ich will das ſteinerne Herz aus ihrer Bruſt nehmen und ihnen ein fleiſchernes Herz geben*“, ſondern nun erwächſt aus beiden Verheißungen zuſammen der Aufruf an den Menſchen ſelbſt: „*Macht euch ein neues Herz und einen neuen Geiſt!*“ Ihr, Ihr ſelbſt ſollt es tun, nicht Gott ohne euch, ſondern Ihr durch Gott! Ihr ſelbſt ſollt das Geſetz, das Gott in euer Herz gegeben hat, mit eurem lebendig gewordenen Herzen erfüllen. Ihr ſollt euch ein neues Herz und einen neuen Geiſt ſchaffen, indem ihr *umkehrt*.

Umkehr: das iſt das Heilswort, das Auferweckungswort, mit dem Ezechiel die im Irdiſchen entwurzelte Seele zu ſich ſelbſt: zu ihrer echten Heimat aufruft. Wie alle Prophetenworte, iſt auch dieſes Forderung und Begnadung zugleich, iſt es als Forderung ſo nüchtern wie als Begnadung überſchwänglich. Umkehr — das iſt die unnachſichtige Forderung, uns gegen alles, was wir ſind und waren, herumzuwenden; Umkehr — das iſt die überſchwängliche Gnade, die wir nie und nirgends verdient haben. Denn Umkehr iſt nicht freie Tat, nicht Selbſtmächtigkeit der Perſon; ſie iſt Ergriffenſein des ganzen Menſchen von Gott. Nur der ganze und nur der von Grund aus aufgerüttelte Menſch geht in die Umkehr ein. Die Forderung des Propheten: „Macht euch ein neues Herz und einen neuen Geiſt!“ iſt eins mit der Verheißung Gottes: „Und ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geiſt geben.“ In der Verſchlingung beider liegt das Urgeheimnis der von Gott angetretenen Seele, ihr letztes nächtliches Ringen mit ihm um ſeinen Segen. Denn Forderung wie Verheißung ſagen dem Menſchen: Wenn Gottes Gericht über das Volk ergeht ſo kannſt du mit der Sühnung einzig bei dir ſelbſt beginnen.

So hat der Prophet, indem er den im Leeren hängenden Baum des Volkes endgültig ausgeriſſen und umgekehrt: in Gott eingepflanzt hat, auch jede einzelne Seele aus ihrem alten Erdreich ausgeriſſen und im Erdreich ihres echten Lebens eingepflanzt. In der Umkehrung des Baumes geſchah die Umkehr jeder ſeiner Blüten. Aus der umgekehrten Wurzelung des Baumes erwuchs die Umkehr der einzelnen Seele, erwuchs die Seele in einer neuen Geſtalt.

Aber damit erwuchs aus der Umkehr der Seelen auch eine neue Wirklichkeit des *Volkes*. Aus der unterſten Tiefe der Menſchenherzen ſteigt hier die Erneuerung des Volkes ſelbſt auf. Wenn die einzelne Seele aus der Sünde zu Umkehr und Buße ſich zuſammenrafft, ſo iſt der Kern des Volkes gerettet; es wird Volk in einem neuen, von allen bisherigen Formen und Daſeinsbedingungen gelöſten Sinne. Es iſt nicht mehr wie in der Frühzeit Theokratie, Gottesherrſchaft im Sinne des antiken Kultverbandes, indem der Einzelne vor Gott im gemeinſamen Dienſt verſinkt, es iſt Gottesherrſchaft im genau umgekehrten Sinne: als Aufgerufenſein jedes Einzelnen zu ſich ſelbſt, zu ſeiner eigenſten Verantwortung. Es iſt Theokratie im Sinne der *Demokratie* —, einer

ſo radikalen Demokratie, daß ihr einziger Garant der jede Seele zu ſich aufrufende Gott iſt. — *Volk!* Welcher Glanz iſt um dies Wort, wo es derart aus aller Verklammerung in äußere Daſeinsbedingungen und Formen, in Land, Staat und Macht gelöſt, einzig eine große Geſtalt des Menſchentums iſt! Geeint allein durch eine Solidarität der Verantwortung, wie ſie kein anderes Volk kennt. Denn wo jeder ganz verantwortlich iſt für ſich ſelbſt, wo damit das geſamte Leben des Volkes auf die Verantwortung geſtellt iſt, da iſt jeder verantwortlich für jeden.

Von dem heutigen roh naturaliſtiſchen Volksbegriff iſt dieſer durch den weiteſten Abgrund getrennt. Nirgends ſo klar wie bei Ezechiel wird der radikale Gegenſatz der Erwählung des Volkes durch Gott gegen alle Volksvergottung, Selbſtvergottung der Völker offenbar. Leidenſchaftlich eifert er gegen allen nationalen Hochmut, der ſich auf irdiſche Abſtammung, auf naturhafte Herkunft und äußere Daſeinsbedingungen ſtützt. Tief, ſo tief, wie er es in ſeiner eigenen Schmach erfahren hat, demütigt er in dieſer Hinſicht das Volk. Seinem natürlichen Urſprung nach erſcheint es als das niedrigſte der Völker. Der Prophet kann nicht genug Worte für dieſe Demütigung und Herabſetzung finden. So ſpricht Gott durch ihn zu dem Volke: „*Deine Geburt iſt alſo geweſen: Dein Nabel, da du geboren wurdeſt, iſt nicht verſchnitten; ſo hat man dich auch mit Waſſer nicht gebadet, daß du ſauber würdeſt, noch mit Salz gerieben, noch in Windeln gewickelt. Denn niemand jammerte deiner, daß er ſich über dich hätte erbarmet . . ., ſondern du wurdeſt auf das Feld geworfen. Alſo verachtet war deine Seele, da du geboren wurdeſt.*“ Furchtbarer kann die Verachtung, das Weggeworfenſein durch die Menſchen, nicht ausgedrückt werden. Aber dann fährt Gott fort: „*Ich aber ging vor dir über, und ſah dich in deinem Blute liegen, und ſprach zu dir, da du in deinem Blute lageſt: Du ſollſt leben!*“

Du ſollſt leben! Dies Wort göttlicher Erweckung entreißt blitzartig das verachtete Volk der Schmach ſeiner irdiſchen Geburt, reißt es heraus aus Schmach und Tod und erhebt es über alle Völker der Erde. Nicht den unteren Mächten verdankt es ſein Leben, ſein Leben hat es allein von *Gott*. Aber damit iſt es über alle Völker erhöht, nicht in dem, was es *iſt*, ſondern in dem, was von ihm *gefordert iſt*, nicht in ſeiner Wirklichkeit, ſondern in ſeiner Beſtimmung.

Denn es hat den Aufruf zum Leben nicht von einem Gott unter Göttern, nicht von einem mythiſch-geſtalthaften, irdiſch vollendeten Gott, aber ebenſowenig von einem abſtrakten, gedanklichen Gott empfangen, ſondern von dem Einzigen und Einen, der das Ganze iſt und das Ganze fordert, der darum nicht mehr in Bild und Gleichnis dargeſtellt werden, von dem überhaupt nicht mehr „Er“ geſagt werden, deſſen Name nicht mehr ausgeſprochen werden kann, der nur ſich ſelbſt von Ewigkeit zu Ewigkeit ausſpricht als Ich: „*Ich bin der ich bin.*“ Abfall von dieſem Gott iſt nicht Abfall von einem Anderen; er iſt Abfall des Menſchen vom Ich, von ſeinem Selbſt; Umkehr

zu dieſem Gott iſt — das hat Ezechiel in wunderbarer Kraft deutlich gemacht — Heimkehr des Menſchen zu ſich ſelbſt. So erweiſt ſich dieſer Gott nicht nur als ein mächtigerer Gott, nicht als eine Macht unter Mächten, und auch nicht nur als eine Macht über allen Mächten, ſondern als eine Macht von völlig anderer Art; nicht nur als ein *mächtiger*, ſondern als ein *heiligen, heilender Gott*, ein Gott des *Heils*. Er erweiſt ſich als der, der von ſich geſagt hat: „Ich kann töten und lebendig machen, ich kann verwunden und heilen — der, wenn je ſeine Macht über die ganze Erde ausgebreitet wäre, wahrlich die Tränen hinwegwiſchen würde von jeglichem Angeſicht."

Umkehr, Heilung, Heil, Auferſtehung — es iſt eine einzige ineinanderhängende Kette des Lebens, es iſt die Entfaltung aus dem einen lebendig vorgegebenen Keim. Ueberall verkündet der Prophet der Umkehr Sterben und Neugeburt, Tod und Auferſtehung. Nicht die Unſterblichkeit, die die übrige Antike kannte; Unſterblichkeit iſt in Ewigkeit fortlaufendes Leben; Auferſtehung faßt den Tod in ſich, ſetzt das Geſtorbenſein voraus. Bevor wir auferſtehen können, müſſen wir geſtorben ſein, ganz untergegangen ſein im Tod. So enthüllt ſich als der letzte Sinn des ſchrankenloſen Einſatzes des Lebens in die Umkehr die *Auferſtehung*. Damit iſt Ezechiel, der Prophet der Umkehr, auch der Prophet der Auferſtehung geworden. Und greifbar, ſichtbar wird ihm, der als die Kraft des Volkes zur Auferſtehung in der Einzelſeele die Kraft der lebendigen Umkehr entbunden hat, die wirkliche Auferſtehung ſeines in den Tod verſunkenen Volkes offenbart. Er wird vom Geiſt des Herrn hinausgeführt auf ein Feld voller verdorrter Totengebeine. „Und er ſprach zu mir: ‚Du Menſchenkind, meinſt du auch, daß dieſe Gebeine wieder lebendig werden? Und ich ſprach: Herr, Du weißt es. / Und er ſprach zu mir: Du Menſchenkind, weisſage von dieſen Gebeinen und ſprich zu ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herrn Wort! . . . Und ich weisſagte, wie mir befohlen war; und ſiehe, da rauſchte es, als ich weisſagte, und ſiehe, es regte ſich, und die Gebeine kamen wieder zuſammen, ein jegliches zu ſeinem Gebein. / Und ich ſah, und ſiehe, es wuchſen Adern und Fleiſch darauf, und er überzog ſie mit Haut; es war aber noch kein Odem in ihnen . . . / Und er ſprach zu mir: Weisſage zum Winde; weisſage, du Menſchenkind, und ſprich zum Winde: So ſpricht der Herr, Herr: Wind, komm herzu aus den vier Winden, und blaſe dieſe Getöteten an, daß ſie wieder lebendig werden! . . . / Und ich weisſagte, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem in ſie und ſie wurden lebendig, und richteten ſich auf ihre Füße. Und es war ihrer ein ſehr großes Heer . . . / Und er ſprach zu mir: Du Menſchenkind, dieſe Gebeine ſind das ganze Haus Iſrael. Siehe, jetzt ſprechen ſie: Unſere Gebeine ſind verdorret, und unſere Hoffnung iſt verloren, und iſt aus mit uns . . . / Darum weisſage und ſprich zu ihnen: So ſpricht der Herr, Herr: Siehe, ich will eure Gräber auftun, und will euch, mein Volk, aus denſelben herausholen . . . / Und ſollt erfahren, daß ich der Herr bin,

wenn ich eure Gräber geöffnet und euch, mein Volk, aus demſelben herausgebracht habe . . . / Und ich will meinen Geiſt in euch geben, daß ihr wieder leben ſollt . . . und ſollt erfahren, daß ich der Herr bin. Ich *rede* es und ich *tue* es auch', ſpricht der Herr."

Er hat es durch den Propheten Ezechiel getan. Durch ihn iſt es ein einziges Mal in der Geſchichte der Menſchheit geſchehen, daß aus einer gewaltigen nationalen Kataſtrophe, die ſonſt ein Volk in Splitter ſeelloſer Maſſen zerſchlägt, eine tiefere, lebendigere Menſchlichkeit ſeiner Glieder und damit eine neue Volkswirklichkeit geboren wurde. Aber damit iſt eine geſchichtliche Entſcheidung höchſten Ranges gefällt: das Exil, die Loslöſung des Volkes von jeder es außerhalb ſeiner tragenden Macht und Wirklichkeit iſt zum Sinn des Volkes ſelbſt geworden. Und taucht nicht auch darin eine menſchliche Wahrheit überhaupt herauf? Iſt nicht das Exil letzthin Ausdruck des Menſchenſchickſals *überhaupt?* Iſt es nicht *aller* Menſchen Los, heimatlos und flüchtig zu ſein auf Erden? — Alle Mächte und Wirklichkeiten, mit denen die Völker ſich verbünden, die ſie als gründendes Land unter ſich feſtlegen, als Mauern des Staates um ſich her aufrichten, als ſchützende Schilde der Macht über ſich halten, verdecken nur dieſe Grundtatſache des menſchlichen Daſeins: die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, die Heimatloſigkeit des Menſchen auf Erden.

Das jüdiſche Volk allein hat das allgemeine Menſchenſchickſal, die Vergänglichkeit, den Tod, den irdiſchen Untergang vorbehaltlos in ſein Volksſchickſal aufgenommen und zum Exil im Exil vertieft. Aus dieſem Annehmen des Todes iſt ihm ſeine Auferſtehung erwachſen. Daß es allein von allen Völkern der Erde ſeine Verbindung mit den fremden irdiſchen Gewalten gelöſt, als das einzige Volk ohne Land, Staat und Macht unter die anderen Völker verſtreut als Volk ſich erhalten und dieſe im tiefſten Sinne widernatürliche Lage mit all ihren tödlich ſchweren Folgen durch die Jahrtauſende getragen und ertragen hat, das war nur möglich, weil einmal das Volk ſein rein naturhaftes Sein nicht angenommen, weil es den Ruf: *„Du ſollſt leben"*, nicht aus der *Natur* empfangen hat, ſondern von *Gott*. So erwuchs ihm aus dem Annehmen des irdiſchen Todes immer neu die Kraft zur Auferſtehung. Nicht unſterblich iſt das Volk, es iſt durch zahlloſe Tode gegangen, aber immer wieder iſt es auferſtanden.

So liegt auf dem Grunde des dunklen Erdenſchickſals des jüdiſchen Volkes als der nie bis zum Ende gehobene ſtrahlende Schatz der immer erneute göttliche Ruf zur Umkehr, der eins iſt mit der Verheißung der Auferſtehung.

Und ſo ſchwach, von ſo unzähligen Stimmen übertönt der Ruf heute klingt, ſo verwiſcht und zertreten die Spuren in uns ſind — die Botſchaft der Prophetie geht uns gerade in der heutigen Welt wieder ganz und gar an. Jener Urſinn der Prophetie: das Herausreißen des Menſchen aus der mythiſch-magiſchen Exiſtenzform, aus dem Ringen

zahlloſer blinder Mächte um die menſchliche Seele; der ungeheure Kampf gegen Mythos und Magie, den alle Prophetie kämpft, um die Seele zu ſich ſelbſt: zur Einheit und Ganzheit, zur Verantwortung vor dem Einen zu zwingen, erhält in unſerer Zeit einen neuen vertieften Sinn. Unerhört, über jedes Maß iſt ja heute die Herrſchaft der Mächte über den Menſchen angeſchwollen und reißt ihn, Leib und Seele, in Fetzen. Wenn heute ein Prophet aufſtände, um die Umkehr zu vollziehen — er fände ſich ganz anderen, weit furchtbareren Mächten gegenüber. Nicht Mächten der Natur, des Lebens, nicht mächtigen blinden, aber doch lebendigen Gottheiten, ſondern ſpukhaften weſenloſen Dämonen, einer dämoniſchen Welt reiner Todesmächte, einer Welt des Todes ſelbſt. Und auch wieder nicht nur ſelbſtgeſchaffenen Götzen aus Holz und Stein, ſondern der Herrſchaft ſelbſtgeſchaffener antlitzloſer Sachen und Maſchinen, die der Macht des Menſchen entglitten, in blinder Dämonie über ihn ſelbſt fortraſen und ſeine Welt in den Untergang reißen.

Sich gegen die ungeheure Magie dieſer Todesmächte zu wenden, die uns alle mitergreifen, ſich damit auch nur zum Teil aus dem entſetzlichen Alptraum dieſer Welt zu löſen, wäre ganz und gar unmöglich, wenn nicht die Forderung der Umkehr einmal an das Volk ergangen, wenn nicht dieſe von allen Todesmächten gewaltſam übertäubte Lebensbotſchaft der Auferſtehung von ihm in alle Welt ausgegangen und Ereignis geworden wäre in der Geſtalt deſſen, der — höchſter, gewaltigſter Gipfel des Volkes und zugleich ſein Umſchlag und Ende — durch ſeine Göttlichkeit die Weltzeit in eine leere und in eine erfüllte Zeit geſpalten hat.

Aber wenn alle Völker dieſe Botſchaft heute in den blutigen Grund ſtampfen und doch durch die ewige Vertretung aufgenommen ſind und bleiben — das Volk, von dem ſie ausgegangen iſt und das, indem es einmal dieſe Vertretung ausgeſchlagen hat, immer noch *vor* ihrer Verwirklichung in der *leeren* Zeit ſteht: das Volk, in dem die Botſchaft als unerfüllte, als reine Kraft der Sehnſucht und des Wollens weiterbrennt, kann dies nicht tun, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Denn der Ruf Gottes: „Du ſollſt leben!“ wäre mit dem Augenblick verklungen und damit ſeine *einzige* Lebensquelle verſiegt, wo es haltlos dieſer Wirklichkeit verfiele, wo es nicht mit jedem Atemzug ſich gegen ſie wendete, mit ſeinem ganzen Sein lebendig aus ihr umkehrte.

Es gibt in der Tat keinen großen modernen Juden, der das nicht getan, der nicht in ſeiner beſonderen Weiſe ſeinen Geiſt lebendig wider die heutige Wirklichkeit geſtemmt hätte. Ich möchte das nur an einem einzigen, beſonders klaren und ſchönen Beiſpiel andeuten. Ein Wort des Talmud ſagt: *„Alle Termine ſind abgelaufen, und es gibt allein noch die Kraft der Umkehr.“* Dies iſt reinſte konzentrierte prophetiſche Wahrheit. Die Zeit als bloßer Ablauf, wie wir ſie zu ſehen gewohnt ſind, gilt in der Prophetie nicht mehr. Der Ablauf iſt umge-

wendet, umgekehrt in die reine Gegenwartskraft des Menſchen. Wo begegnen wir dieſer Wahrheit heute wieder? Die Zeit als unſere eigenſte, innerſte Kraft, als das von uns gegen ſich ſelbſt Herumzuwendende, als lebendige Kraft unſerer Seele, unſeres Geiſtes, die es dem Ablauf ſelbſt entgegenzuſtemmen gilt: ſo hat ſie ein großer moderner jüdiſcher Denker aus heutigem Wiſſen wieder aufgeſchloſſen: *Henri Bergſon.* Dieſe Zeit, die unſer iſt, die leer iſt und durch uns erfüllt werden will, dieſe Zeit, die wir ſelbſt ſind, iſt in der alten wie in der neuen Wahrheit reine Kraft der *Umkehr.* Wie durch ein verworrenes Palimpſeſt iſt in dieſer großen Konzeption des heutigen Denkers die Urſchrift der Prophetie durch alle ſpäteren Schriften, alle geſchichtlichen Wahrheiten und Wandlungen des Geiſtes hindurchgedrungen. Und wenn es ſeither im abendländiſchen Denken keine Konzeption von Zeit gibt, die nicht an dieſe große Neuentdeckung anknüpfte, ſo findet das Judentum durch ſie ſich einem durch Jahrtauſende von ihm Getrennten wunderbar beſtätigend wieder nah. Hinter der bloßen Menſchenzeit taucht damit eine andere Zeit, taucht die Zeit des Pſalmwortes herauf: *„Denn tauſend Jahre ſind vor dir wie der Tag, der geſtern vergangen iſt, und wie eine Nachtwache.“* Was ſind alle Wandlungen der Geſchichte gegenüber dieſer unwandelbaren Zeit einer wahrhaftigen inneren Wirklichkeit? —

Damit aber, daß ſo ſeiner inneren Wirklichkeit nach das jüdiſche Volk in eine beſondere, nur ihm eigene Zeit geſtellt iſt, daß für ſein eigentliches Daſein die Zeit als allgemeine nicht zählt, daß es damit an den zeitlichen wie an den räumlichen Ordnungen der Völker, ſo ſehr es in ſie hineingeſtellt iſt und in ihnen mitlebt, ja, daß es an ihrer geſamten Zeitrechnung ſelbſt im ſtrengen Sinne keinen Anteil hat, ſteht es in jedem Augenblick inmitten der Zeit außerhalb der Zeit. Daß es durch ſein Schickſal aus jedem feſten Raum, durch ſeine Beſtimmung aus jeder feſten Zeit herausgehoben iſt, daß ſo der jüdiſche Menſch in doppeltem Sinne der feſten Prägung entbehrt, hat ſeinen Geiſt und ſeine Seele tief beſtimmt. Immer wieder erſcheinen uns, wenn wir auf die repräſentativen jüdiſchen Menſchen und von ihnen auf unſere Welt blicken, die Juden als die warmen, lebendigen Tränen, die durch die erſtarrten Ordnungen der Welt hindurchrinnen, um ſie erlöſend aufzutauen. Immer wieder erſcheint dies — wie ſo tief und klar auch bei Bergſon, der alles „raidissement“, alle Verſteifung des Lebendigen überhaupt leidenſchaftlich verwirft — als der innerſte Sinn des jüdiſchen Geiſtes, dem einmal für immer das Gute als das Leben, das Böſe als der Tod vorgelegt wurde. Ganz und gar fremd iſt dieſem Geiſt das öde, tote, trennende Zwiſchen, das die Völker immer höher um ſich her auftürmen; ganz und gar fremd iſt ihm eine Volksgemeinſchaft, die alle ihre lebendigen Kräfte in den Dienſt des Todes ſtellt. Nicht gegen ein beſtimmtes Volk ſteht er, ſondern gegen den heutigen totalen Zerfall des Volksbegriffs durch das Uebermaß der Mächte, die

die Völker zu ihrer Bewahrung in ſich aufgenommen haben und durch die ſie in ihren Untergang und in den Untergang alles Menſchlichen hineingeriſſen worden ſind. Wohl iſt die geſamte heutige Jugend generationsmäßig, ſchickſalsmäßig durch alles, was ſie an Wirklichkeit in ſich aufnimmt, in dieſem Sinne angefochten; aber ein Menſch, der ſich den ungeheuren magiſchen Kräften, die von dieſem Weltwirrſal ausgehen, *wahrhaft*, nicht nur mit ſeinem Verſtande (der Verſtand kann immer irren, und gewiß in einer Zeit wie der unſeren) — wer ſich ihnen mit ſeinem *Herzen* verſchriebe, würde im ſelben Augenblick aufhören, Jude zu ſein. Auch der leidenſchaftlichſte Zioniſt, und gerade der *leidenſchaftliche* Zioniſt, darf und kann ja niemals vergeſſen, daß über Zion das Wort geſprochen iſt: *„Mein iſt das Land, ſpricht der Herr"*, daß Zion im *eigentlichen* Sinne unſer iſt nur als *heiliges Land*, daß auch über ihm, und gerade über ihm, das Geſetz der Umkehr aus allen nur natürlichen Ordnungen ſteht. Und wie ſehr der echte Zionismus: die glühende Hingabe und Aufopferung einer ganzen Jugend in die Wiederbelebung der geſtorbenen Heimat im Aufbauwerk Paläſtinas — allem, was ſich dort fremd und ſtörend einmiſcht, zum Trotz — letzthin in dieſem Zuſammenhang ſteht, was die echte Hoffnung, das wahre Ziel des Zionismus iſt, das ſpricht klar das Wort des hebräiſchen Dichters Bialik aus: *„So viel Schweiß, ſo viel Blut, ſo viel Liebe wird in den Boden von Erez Iſrael eingeſenkt, daß der Bauch der Erde früher oder ſpäter ſchwanger werden und ein Prophet von ihr ausgehen wird."* —

Mit dieſer übernatürlichen Hoffnung im Kern ſeines natürlichen, mit dieſer menſchheitlichen Hoffnung im Kern ſeines nationalen Daſeins iſt freilich das jüdiſche Volk heute ganz, weit tiefer noch als zu der Zeit Ezechiels in die Wüſte der Völker verſtoßen. Denn gewiß: die widernatürliche Stellung des winzigen Volkes, das mit ſeiner Wahrheit *für alle* und *wider alle* ſteht, muß teuer bezahlt werden. Sie muß um ſo teurer bezahlt werden, je mehr ſie in der wachſenden Ueberwältigung durch die Umwelt die Klarheit ihres Sinnes einbüßt. Der im Irdiſchen entwurzelte Baum wächſt fremd, und je mehr auch ſeine Wurzeln im oberen Reich ſich löſen, um ſo unkenntlicher, haltloſer und ungeſtalter in die Völkerwelt herab. Wir ſelbſt haben keine Freude an ihm; wir tragen Leid um ſeine Ungeſtalt. Und dennoch, trotz allem: Dies fremdartige, im Irdiſchen entwurzelte und nun auch aus der echten Heimat weithin ausgewurzelte Volk, dieſe düſtere Volkswirklichkeit ohne Glanz, ohne die irdiſche Lieblichkeit der Völker, dies Bild ohne Geſtalt und Schöne: Volk ohne die äußeren Bindungen und Gewalten, ohne jeden äußeren Zuſammenſchluß, der ihm Schutz böte gegen die Mächte der Zerſtörung, die jede irdiſche Form umlauern, und tauſendfältig dieſe, die ſich von allen gewohnten Formen abhebt, iſt — und es iſt dies auch heute noch — der äußerſte, radikalſte Begriff von Volk, der je auf Erden erſchienen iſt. In ihm ſpüren die trüben Gewalten, in die

die Völker zu ihrer Bewahrung ſich verſtricken, und je abgründiger dieſe Verſtrickung iſt, um ſo mehr, ihren echten Feind. Denn in dieſem Volksbegriff, dieſer Volksform, die einzig für ſich ſelbſt ſteht, ihrem Sinn, ihrer Beſtimmung nach einzig Menſchliches verkörpert, — wächſt unaufhaltſam der Keim, gegen deſſen Entfaltung die ganze land- und ſtaat- und machtgebundene Völkerwelt, ihrer wurzelhaften Zerriſſenheit zum Trotz, wie *ein* Mann ſteht und aufſteht: der Keim des *Friedens*.

Aber auch dieſer Keim — und gerade dieſer — entfaltet ſich ja in dieſer Volksform keineswegs von ſelbſt. *Wir* müſſen ihn entfalten. Und mit der Entfaltung dieſes Keimes erſt ſtoßen wir hinab in die allerletzte Tiefe deſſen, was Umkehr bedeutet, was die gewaltige Schlichtheit der Forderung meint, mit uns ſelbſt, mit dem vorbehaltloſen Einſatz unſeres Selbſt zu beginnen. *Verwirklicht* finden wir ja den Frieden nie und nirgends, verwirklicht iſt er nicht einmal im ſtellvertretenden Wunder des Ezechiel, verwirklicht iſt er einzig in der dunklen, unirdiſch aufſtrahlenden Geſtalt deſſen, der die Umkehr bis zum letzten Ende vollzog, der ſich bis in den Tod hinein einſetzte, auf dem all unſere Krankheiten und Sünden lagen, „auf daß wir Frieden hätten".

Entſinkt uns nicht der Mut? Aber nun geſchieht wieder das Wunder. Was die Propheten zur Verwirklichung ihrer überweltlich großen Friedensviſionen von den Menſchen fordern, ſind nicht mächtige, weltumwälzende Taten, ſondern es iſt immer wieder das Allerſchlichteſte, Nüchternſte, Beſcheidenſte, jedem Erreichbare: das einfach Menſchliche. Umkehr iſt ja beim Menſchen nicht Erfüllung, nicht Vollendung; ſie iſt Beginn, Neubeginn, ein erſter noch zagender Schritt in umgekehrter Richtung. Die ſchon am Sinai vernommene, von Ezechiel machtvoll wiederholte, ſo beſcheidene Forderung: *„Du ſollſt den Fremdling in deinen Toren halten wie dich ſelbſt"* — dieſe allerſchlichteſte, primitivſte, im Grunde ſelbſtverſtändliche Forderung der Umkehr von dem natürlichen Herzen, das böſe iſt von Jugend auf, iſt der unſcheinbare Same, aus dem der weltüberſchattende Baum des Menſchheitsfriedens aufwächſt. Aber wenn dieſe Forderung einfach, ſelbſtverſtändlich iſt, horchen wir heute nicht auf? Beginnen wir nicht zu begreifen, welch unermeßlicher Abſtand auch noch die beſcheidenſte Forderung der Prophetie von ihrer Erfüllung trennt? Hier gibt es ja keine Ausflucht, bei aller Beſcheidenheit des Anſpruchs kein Mehr oder Weniger. Das *„Ganz ſollſt du ſein mit dem Ewigen deinem Gott!"* hängt auch noch über der unſcheinbarſten prophetiſchen Forderung und rückt ſie ins Unbedingte. Das aber bedeutet, daß der Abgrund zwiſchen dem winzigen, verborgenen, ungreifbaren Punkt unſeres Ich, der uns als einziger Anſatzpunkt gegeben iſt — und dem ganz und gar Unerſchwinglichen: dem neuen Himmel und der neuen Erde, dem Gottesreich, dem Friedensreich der Propheten, nicht tiefer iſt als der Abgrund, der uns ſelbſt von dieſem winzigen, immer wieder ſich uns entziehenden und

doch allein zu ergreifenden Punkt unſeres Ich trennt. Damit erſt ſtürzen wir ganz in das dunkle Geheimnis und Wunder der Umkehr hinab. Wir erkennen: ſie iſt ſelbſt ſchon ein *erſter* Schritt auf dem Boden des Reiches, ſie iſt der erſte dämmernde Anbruch des Reiches ſelbſt. Und das erweiſt ſich wieder in großer Schlichtheit daran, daß ſie, die begonnen werden kann nur am letzten, einſamſten Punkt des Ich, offenbar werden kann nur am *Bruder*.

Und damit iſt zugleich das meſſianiſche Friedensreich, letzthin Zeichen und Ausdruck für die menſchliche Unerfüllbarkeit der Aufgabe, dennoch ganz und gar nicht abſtrakt, unwirklich oder traumhaft; es beginnt in unſerem Leben ſo beſcheiden wie konkret und wirklich: In einem freundlichen, ſegnenden Blick, in einer Tat ſchlichter Liebe, brüderlicher Geduld, in einer gütigen Handbewegung; in einem ſo winzigen Keim, daß wir ihn als Umkehr noch gar nicht erkennen und doch im innerſten Herzen als gegen das Weltleid und die Weltſchuld gerichtet ſpüren, hebt an, was durch das brennendſte Ringen, die dunkelſten Abgründ menſchlichen Bemühens nicht verwirklicht, durch Blut und Tränen, durch Not und Tod ganzer Geſchlechter nicht erſtickt, emporwächſt zu der überſchwänglichen Friedensbotſchaft der Propheten. —

Ich rede nicht von fernen, vergangenen Dingen. Unſere Aufgabe beſteht. Sie iſt noch nie und nirgends erfüllt, darum durchaus zukünftig, und damit gegenwärtig: in der immerwährenden Gegenwart des göttlichen Anſpruchs und des immer noch beſtehenden Volkes, an das er zuerſt ergangen iſt. Iſt aber das jüdiſche Volk als Volk in dieſem Sinne nicht längſt geſtorben? Aber geſtorben war auch das Volk Ezechiels; wie bei ihm geht es um die *Auferſtehung*. Und es gibt für ſie einen geſchichtlichen Fingerzeig. Der jüdiſche Menſch iſt ſo tief in die heutige Welt mitverſtrickt, daß vielleicht nur ſein Ausgeſtoßenſein uns ihr vor dem völligen Verſchlungenwerden durch ſie bewahrt. Darum iſt es dies ihn ſo tief entkräftende Schickſal ſelbſt, aus dem er die Kraft gewinnen muß, ſich ihr mit allem, was er iſt und tut, entgegenzuwenden. In einer Welt, in der das Selbſt mehr und mehr zerfällt, in der die Einzelſeele, in genauer Umkehrung gegen ihre ſtrenge Bindung in die antike Kultgemeinſchaft, ſich auflöſt in leere Maſſe, muß das Volk, das anders, brennender, ſchmerzlicher zum reinen Ichſein aufgerufen iſt als die anderen Völker, ſich immer neu herausreißen aus einem Erdreich, das nicht das ſeine iſt, muß es lebendig aus ihm umkehren.

Ich weiß: alle, aber auch alle Mächte der Zeit ſtehen dieſer Umkehr entgegen. Im Grunde haben wir heutigen Menſchen ja nicht einmal unſer Selbſt mehr, an dem wir anſetzen könnten; es iſt uns von den Mächten der Wirklichkeit und des Geiſtes gleich ſehr entriſſen. Aber auch wenn wir nicht bis zu ihm vordrängen, es nicht bis zum Ende ergreifen könnten: es geht um die Haltung, um die Leidenſchaft der inneren Haltung. Wenn wir auch nur einen beſcheidenen Zipfel von dem gewaltigen Erbe der Prophetie feſthalten wollen — und wozu ſonſt lohnte es ſich, uns als

Volk zu erhalten? — liegt nicht in ihr unſer einziges, unverlierbares Geſchenk an die Menſchheit? liegt nicht in ihr immer, zu allen Zeiten, unſere einzige, wahrhafte Größe? das einzige, aber auch das echte Daſeinsrecht unſerer tief problematiſchen Exiſtenz unter den Völkern? — dann müſſen wir auch heute, und gerade heute wieder, wo ſie reinſte Gegenkraft einer Welt iſt, — die Aufgabe ergreifen, die mit unſerer Volksform gegeben iſt und mit deren Verleugnung ſie ſelbſt zerfiele.

Daß es niemals, zu keiner Zeit, in keinem Raum für uns eine höhere Aufgabe gibt als dieſe, dafür findet ein Wort einer mittelalterlichen Frauenbibel einen wunderbar endgültigen, eigentümlich modernen Ausdruck: *„Wenn ſelbſt die Kinder Iſrael Sterndienſt tun, und es iſt Friede unter ihnen, dann kann Gott ſie nicht ſtrafen.“*

Dieſe ſchlicht gewaltige Wahrheit: daß die Friedensgeſinnung ſeiner Kinder, die beginnende Verwirklichung des Friedens in jeder Gemeinſchaft, Gott ſelbſt ihnen gegenüber die Hände bindet, ſagt, daß mit dieſer Verwirklichung ſein Reich begonnen hat: ſein eigenſtes Reich, in das Gott ſelbſt ſich dienend einfügt. Daß er dies nach dem alten Wort auch noch in einer Zeit des radikalen Abfalls von Ihm ſelbſt tut: dieſe äußerſte Erhebung der Verwirklichung ſeines Reiches noch über den unmittelbaren, den kultiſchen Dienſt an Ihm ruft uns ſeine Entſcheidung im Schickſal des Ezechiel *gegen* den *Prieſter*, den Mann des *Dienſtes*, *für* den *Propheten*, den Mann der Stellvertretung, den mit ſeiner ganzen Kraft das Menſchliche vertretenden *Menſchenſohn* zurück.

Menſchenſohn, Menſchenkind! Es iſt dieſer Name, in dem Ezechiel immer wieder mit ungeheurer Eindringlichkeit von Gott zu ſeinen Verkündungen und Taten aufgerufen wird. In dieſem Namen ſind wir alle mitenthalten: wir, nicht nur das Volk, ſondern *alle* Menſchen, auch in der äußerſten Ferne und Entfremdung, *heute* und *immer*. Menſchenſohn — das iſt das Friedenswort, das Gnadenwort, in dem Gott die Menſchheit ſtellvertretend eint. In ihm iſt die Verheißung beſchloſſen, mit der der Prophet der Umkehr durch ſein Volk hindurch die Menſchheit zur Heimkehr in ihre echte Heimat aufruft: *„O ihr Schafe, ihr Schafe meiner Weide, dann werdet ihr M e n ſ c h e n ſein, und ich euer Gott, kündet der Herr, mein Gebieter.“*

Margarete Susman.

Von der Gerechtigkeit Gottes.

Ein Briefwechſel.

28. Juni 1942.

I.

Verehrteſter Herr Redaktor!

Ich empfange die Hefte, die Sie uns an Stelle der „Neuen Wege“ ſenden, immer mit Dankbarkeit, obſchon ſie die „Neuen Wege“ ſelbſt natürlich nicht erſetzen können und auch nicht erſetzen wollen. Aber

Eins will mir in der letzten Zeit doch nicht mehr recht gefallen. Sie behandeln nun schon wiederholt in den Eingangsbetrachtungen mehr Fragen des persönlichen Lebens und der persönlichen Haltung, statt die großen menschheitlichen Anliegen, die uns doch jetzt in allererster Linie beschäftigen oder doch beschäftigen sollten. Hängt das vielleicht mit dem gleichen Umstande zusammen, der Ihnen die Behandlung der politischen Probleme verbietet? Jedenfalls ist es zu beklagen und ich bin wohl nicht der einzige Leser, der es bedauert.

Es ist ja auch so, daß das schwerste persönliche Problem, das heute auf den Menschen lastet, welche an Gott glauben oder doch an ihn glauben möchten, trotz all dem Geschehen, das dagegen zu sprechen scheint, gerade auch mit diesen allgemeinen Anliegen zusammenhängt: das der *Gerechtigkeit Gottes*, ich meine die Frage, ob eine solche Gerechtigkeit Gottes im heutigen Weltgeschehen überhaupt zu erkennen sei. Diese Frage wird jeweilen besonders brennend, wenn die Mächte des Bösen wieder eklatante Triumphe feiern, ja sogar das Uebergewicht zu besitzen und Aussicht auf den schließlichen Sieg zu haben scheinen. Und unerträglich wird es vollends, wenn dies, wie gerade in der letzten Zeit, nach besonders unerhörten Freveltaten geschieht, welche diese Mächte begangen haben und fortwährend neu begehen. Wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit? Aber wie kann man an Gott glauben, wie kann man mit ihm in tiefster Seele verbunden sein, wenn man an seiner Gerechtigkeit zweifelt?

Ich meine — und bin sicher, daß ich damit nicht allein stehe — diese Fragen sollten wieder mehr in den Mittelpunkt Ihrer Eingangsbetrachtungen und überhaupt der „religiösen" Ausführungen der Hefte treten. Das gäbe ihnen die rechte Aktualität, nach der Sie ja immer streben.

Mit der Bitte, mir die Aussprache dieses Wunsches nicht übel zu nehmen und in der Hoffnung, daß er sich erfüllen lasse, grüßt Sie freundlich Ihr ergebener *X.*

II.

Parpan, 25. Juli 1942.

Verehrtester Herr X!

Lassen Sie mich, wenn ich Ihren Brief beantworte, zuerst Eins feststellen: Von Uebelnehmen Ihres Anliegens und seiner Aussprache kann natürlich keine Rede sein, im Gegenteil: ich bin dafür dankbar, wie ich immer dankbar bin, wenn, was nur allzu selten vorkommt, die Leser mir helfen, in diesen Blättern das zu behandeln, was sie lebendig bewegt.

Es ist dabei allerdings seltsam, daß ich gerade in dieser Sache, wenn ich ein so fürchterliches Bild brauchen darf, zwischen Skylla und Charybdis bin. Vor kurzem hat mir eine Leserin geschrieben, sie sei froh, daß ich nun gezwungen sei, das Politische wegzulassen und mich auf das rein Religiöse zu beschränken. Und das war auch mit den „Neuen Wegen" so, von Anfang an. Es gab da immer zwei Lager: immer gab

es ſolche, denen die „Neuen Wege“ zu politiſch und zu wenig rein religiös waren, und ſolche, welche eigentlich nur das „Politiſche“ darin ſchätzten und das „Religiöſe“ bloß in den Kauf nahmen, noch konkreter und etwas zugeſpitzt geſagt: immer gab es ſolche, welche nur die „Andacht“, und ſolche, welche nur „Zur Weltlage“ laſen. Intereſſant iſt aber auch, daß die Leute, welche die „Neuen Wege“ haſſen und erwürgen wollen (ſie vorläufig auch erwürgt haben), in das erſtere Lager gehören. Sie möchten die „Neuen Wege“ auf das rein Religiöſe verweiſen — wenigſtens iſt das ihr mehr oder weniger höhniſcher Vorwand — weil ihnen das „rein Religiöſe“ unſchädlich vorkommt. Iſt das nicht bezeichnend? Iſt es nicht bedeutſam, wie gerade an dieſem Punkte, der *ſehr* weſentlich iſt, die Frommen und Weltleute (die vielleicht dabei ſehr kirchlich, vielleicht beſonders, was ich nicht ohne Abſicht betone, ſehr *katholiſch* ſein können) ſich die Hand reichen?

Vielleicht darf ich auch geltend machen, daß gerade in einer Zeit, die uns ſo gewaltig für die allgemeinen Anliegen in Beſchlag nimmt, das perſönliche Leben nicht vernachläſſigt werden darf. Denn auf der einen Seite werden, wie Sie ſelbſt bemerken, die allgemeinen Anliegen auch perſönliche, auf der andern kann man ſich zu den großen Problemen des Weltgeſchehens gar nicht richtig einſtellen, wenn nicht auch das perſönliche Leben ſich richtig geſtaltet.

Bei alledem aber gebe ich Ihnen darin natürlich vollkommen recht, daß Sie die überragende Wichtigkeit jener allgemeinen Probleme betonen. Ich kann mich über eine ſolche Geſinnung nur freuen. Denn es gibt genug Leute, denen ihre privaten Anliegen auch in unſeren Tagen wichtiger ſind als alles Weltgeſchehen.

Wenn ich nun, in der Kürze, die für einen Brief geboten iſt, beſonders auf das Problem der Gerechtigkeit Gottes eingehen will, ſo müſſen Sie verzeihen, wenn ich einiges wiederholen muß, was ich ſchon öfters, in den „Neuen Wegen“ und anderswo, ausgeführt habe. Denn ich darf ja hervorheben, daß ich gerade dieſes Thema immer und immer wieder behandelt habe, bis zur Vernachläſſigung von manchem Andern, das nicht nur an ſich ebenfalls wichtig geweſen wäre, ſondern mir perſönlich auch ganz beſonders am Herzen lag.

Zunächſt eine Vorbemerkung: Was verſtehen wir unter der Gerechtigkeit Gottes? Iſt das eine ſo ſelbſtverſtändlich klare Sache? Könnte ſich in unſerer Auffaſſung davon nicht allerlei Irrtum finden? Ich geſtehe meinerſeits, daß ich mit *dieſem* Problem: was denn unter der Gerechtigkeit Gottes zu verſtehen ſei, mein Leben lang gerungen habe, wie denn überhaupt dieſes ganze Thema der Gerechtigkeit Gottes nicht bloß theoretiſch, ſondern noch mehr praktiſch ſtets im Mittelpunkte meines Lebenskampfes geſtanden hat. Es könnte ſein, daß manche Schwierigkeit, die aus dieſer Sache kommt, und manches Rätſel, das uns daraus erſteht, gerade durch eine falſche oder doch teilweiſe falſche Auffaſſung der Gerechtigkeit Gottes verurſacht würde. Ich muß alſo

Ihnen und andern, wie auch immer wieder mir ſelbſt, den Rat geben, dieſe Gerechtigkeit Gottes immer beſſer verſtehen zu lernen.

Nehmen wir nun aber, ohne für diesmal dem damit bezeichneten Problem weiter nachzugehen, das, was man gewöhnlich unter der Gerechtigkeit Gottes verſteht, als Vorausſetzung an, dann frage ich: Haben wir denn in den letzten Zeiten wirklich ſo wenig davon erlebt? Ich meine, wir hätten mehr davon erlebt, als je eine Generation erlebt habe — vorausgeſetzt, daß wir dafür Augen und Ohren hatten. Das heutige Weltgeſchehen iſt ja geradezu *Weltgericht*. Es iſt Gericht über unſere ganze Welt, über eine verirrte, gottferne gewordene Welt. Dieſes Gericht, das im Ganzen deutlich genug iſt, iſt es auch ſehr oft im Einzelnen. Iſt nicht, um vor allem dies Eine zu nennen, das, was nun in Aſien und Afrika geſchehen iſt und geſchieht, ein Gericht über Europa, beſonders über ſeine Kolonialpolitik? Zahlt nicht beſonders England furchtbar für die Sünden ſeiner Politik, die neben deren großen Verdienſten ſtehen, ſodaß wir es füglich unterlaſſen dürften, auch noch unſer eigenes, vielleicht ſehr inkompetentes und ſehr kleinliches Gericht dazu zu tun? Ergeht nicht das Gericht über das Reich des Mammons und der Gewalt, die ſich in den Flammen des Weltbrandes verzehren? Und iſt das alles nicht auch Gericht über unſere Kirchen, ja über unſer Chriſtentum? Aber auch im Kleineren: zeigen ſich für den, der aufpaßt, in dem heutigen Geſchehen nicht immer wieder ſolche oft ganz paradoxe Züge einer ſtrafenden Gerechtigkeit bis ins Kleinſte hinein? Es war gerade ein Hauptzweck der Betrachtungen „Zur Weltlage", auf das Walten dieſer Gerechtigkeit hinzuweiſen, zur Stärkung des Glaubens und der Hoffnung, was denn ihre uniformierten, ſie mit der Lupe unterſuchenden Richter als — Richten und als gegen die Neutralität verſtoßend auslegten. Wahrhaftig — wir haben in dieſen Zeiten das Rauſchen der Mühlen Gottes gehört, wie noch keine Zeit es gehört hat.

„Aber hat ſich dieſes Gericht bisher nicht einſeitig an denen offenbart, die in dieſem Weltkampfe, bei aller menſchlichen Trübung, die es erfährt, doch das Recht auf ihrer Seite haben?"

Ich frage: Iſt dem wirklich ſo? Sollte nicht auch hier Gerechtigkeit und Gericht ſchon jetzt ſichtbar ſein? Aber geben wir zu, daß hier das Gericht nicht ſo ſichtbar ſei wie auf der andern Seite. Was kann das bedeuten? Wäre es nicht abſurd, anzunehmen, daß das Gericht nur für dieſe ſei? Drängt ſich nicht vielmehr der Gedanke geradezu auf, daß das Gericht über die Einen ſozuſagen nur die Einleitung ſei zum Gericht auch über die Andern? Daß dieſe das Gericht über jene zu vollziehen hätten, um dann, ſobald das geſchehen, ſelbſt daran zu kommen, und dann auf beſonders furchtbare Weiſe?

Ich meine wirklich, wir hätten genug Gerechtigkeit und Gericht erlebt, um an Gerechtigkeit und Gericht zu glauben, um daran auch zu glauben, wo ſie noch nicht vollzogen ſind, wo ſogar himmelſchreiende Ungerechtigkeit zu walten ſcheint.

Es ist dabei vor allem etwas zu bedenken, was so selbstverständlich zu sein scheint, daß man sich fast scheut, es auszusprechen und das doch gar nicht so selbstverständlich ist, sondern eine Wahrheit, die man erst nach und nach und meist erst spät im Leben so recht versteht: *Auch Gott braucht Zeit.* Zeit ist ein sehr wichtiger Stoff seines Waltens. Die Dinge müssen für das Gericht *reifen,* wie die Saat reifen muß, bevor sie geschnitten wird. Und auch die *Menschen* müssen reifen, um Gerechtigkeit und Gericht Gottes verstehen zu können. Gott muß *warten* — nach seiner eigenen Ordnung — er muß auf die Reife der Dinge und der Menschen warten. Und auch wir müssen warten, müssen *Geduld* haben, müssen unsere Zeit auf Gottes Zeit einstellen. Das kann eine *lange* Zeit sein. Und doch kann dann wieder ganz plötzlich die Stunde des Gerichtes wie der Erfüllung der Verheißung da sein. Gott wirkt immer wieder in *Ueberraschung.* Aber er lebt und regiert!

Inzwischen müssen wir freilich durch viel Dunkel gehen. Aber da stelle ich nun wieder die Frage, die ich, wenn ich nicht irre, schon mehr gestellt habe: Möchten wir denn wünschen, daß Gottes Gerechtigkeit sich gleichsam *mechanisch* vollzöge, daß sie wie eine Art Rechenmaschine fungierte? Könnte sie uns dann noch interessieren? Ist nicht das Kostbare und Wesentliche daran, daß sie ein *Glaube* ist und ein Wagnis des Glaubens? Und wie wäre es mit Gut und Böse, anders gesagt, mit *unserer* Gerechtigkeit (soweit es eine solche gibt), wenn sie ein solches Rechengeschäft wären? Wenn darüber Lohn und Strafe walteten wie ein Naturgesetz oder eine mathematische Formel? Ist nicht auch daran das Beste der Glaube und das Wagnis des Glaubens?

Ich meine, der Sachverhalt sei der, und es sei recht, daß es so sei: Wir dürfen, wenn wir dafür den Sinn haben, wenn wir aufpassen, und auch, was sehr wichtig ist, *in dem Maße, als wir selbst gerechter werden und darum die Gerechtigkeit Gottes besser verstehen können,* von dieser genug schauen, um an sie auch dann glauben zu können, wo wir sie nicht schauen, wo wir sogar das Gegenteil davon zu beobachten meinen. Die Gerechtigkeit Gottes ist für unsern Blick nicht wie eine Sonne, die stets im Zenith steht; sie ist oft nur wie ein Licht, das hinter dunklen Wolken leuchtet. Aber was wir davon schauen, ist vollkommen genügend, um daran glauben zu können. Es ist gerade so viel, daß der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes *Glaube* bleibt. Und das ist, wie gesagt, das Größte daran. *Das* gerade erhellt und sättigt die Seele.

Ich möchte aber hier noch einen Gedanken anschließen, der mir in der letzten Zeit immer wichtiger geworden ist. Es kann auch auf eine Weise, die man im allgemeinen zu wenig beachtet, in der Erwartung, ja Forderung der Gerechtigkeit Gottes etwas *Falsches* sein. Man kann auch auf sie Anspruch machen, *ohne selbst etwas dafür zu tun, daß sie sich in der Welt verwirkliche.* Gott soll alles allein tun, ansonsten wir mit ihm nicht zufrieden sind, ansonsten wir gegen ihn murren, ansonsten wir nicht mehr an ihn glauben. Das ist, möchte ich sagen, die Haltung

der Religion. Aber die Haltung des Reiches Gottes ist anders. Hier sollen wir auch selbst nach der Gerechtigkeit trachten und für sie einstehen. Die Gerechtigkeit ist nicht schon da, sondern sie soll erst werden. Und auch durch uns. So sollten wir uns einstellen: wir sollten *zuerst* nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, und dann würde uns der Glaube an die Gerechtigkeit von selbst zufallen. Wollen wir das nicht bedenken?

Und zum Schlusse noch ein Wort zu Ihrer Behauptung, man könne nicht im rechten Verhältnis zu Gott sein, wenn man nicht an seine Gerechtigkeit glauben könne. Ich möchte das nicht einfach bestreiten, muß aber dazu eine Bemerkung von äußerster Wichtigkeit machen. Es ist ein großer Irrtum, zu meinen, daß Zweifel in bestimmten Punkten unser Verhältnis zu Gott völlig auflösen, unsern Glauben an Gott völlig aufheben müßten. Der Zweifel gehört vielmehr zum Glauben wie der Schatten zum Lichte und die Nacht zum Tage. Man kann sehr wohl Gott in diesem oder jenem Punkte, sogar in sehr wichtigen, ja tragischen Punkten, nicht verstehen und doch seiner gewiß sein. Denn wenn er sich uns an jenen Punkten *verhüllt*, so kann er sich uns an andern deutlich genug *offenbaren* und tut es auch. Das ist dann aber nicht etwa ein Verhältnis sozusagen von Stück zu Stück: ein Stück Nicht-Gott, ein Stück Gott, sondern Gott ist immer *ganz*. Wo er sich offenbart, offenbart er sich ganz und wir haben ihn ganz, trotz den dunklen Punkten, vielmehr *mit* ihnen. So kann da und dort seine Gerechtigkeit uns dunkel sein, aber wir können ihn doch ganz haben, und darin auch — seine ganze Gerechtigkeit. Es ist wichtig, das zu verstehen und zu erfahren.

Damit meine ich, verehrtester Herr X, zwar nicht etwa dieses ganze gewaltige Thema erschöpft, aber doch Ihre besondere Frage beantwortet zu haben, soweit es in einem Briefe, der keine Abhandlung werden soll, möglich ist, und ich hoffe, daß die Antwort Ihnen ein wenig helfen möchte.

Mit einem herzlichen Gruße bin ich Ihr *Leonhard Ragaz.*

Das Bekenntnis.

Vorbemerkung.

Es wird manchen Lesern dieser Blätter auffallen, daß ich ihnen diese Auslegung der sogenannten Apostolischen Glaubensbekenntnisses vorlege. Das scheint im Widerspruch zu meinem Kampf gegen Dogma und Theologie wie zu meiner, einer Anzahl von ihnen bekannten, Absicht zu stehen, diese Blätter immer mehr im Sinne größerer Volkstümlichkeit und Aktualität der „Revolution Christi" zu gestalten. Aber

gerade das Gegenteil ist der Fall. Diese Auslegung soll allerdings zeigen, was für eine tiefe und bleibende *Wahrheit* im Dogma liegt, aber damit auch ermöglichen, die Form, welche diese Wahrheit im Dogma angenommen hat, ohne Verlust aufzulösen. Das aber ist beides gerade ein Dienst an den sogenannten Laien, die es im Protestantismus ja gar nicht geben dürfte. Anders ausgedrückt: Ich möchte mit dem Beispiel dieser Auslegung des Zentralbekenntnisses der Christenheit zeigen, wie ich mir die Verwirklichung meiner Forderung denke, daß das Dogma sich in der Wahrheit des *Reiches Gottes* auflösen müsse.

Dazu kommt aber ein weiteres, sehr aktuelles Motiv. Bekanntlich geht zur Zeit durch unsere Kirchen die Losung, daß diese ein *Bekenntnis* haben müßten. Darin liegt gewiß eine Wahrheit. Aber diese wird im Munde ihrer Vertreter sofort zu einem schweren Irrtum. Denn was sie meinen, ist nicht das lebendige und aktuelle Bekenntnis zu Gott, zu Christus, zum Reiche in der Situation unserer Tage, sondern die Herausholung des Credos, wie es unter ganz andern Umständen unsere protestantischen Vorväter formuliert haben, aus dem Museum der Vergangenheit. Dieser Bewegung gegenüber möchte der vorliegende Versuch zweierlei leisten: er möchte zeigen, wieviel unverlierbare Wahrheit in diesen alten Formeln liegt, aber gerade damit auch fordern, daß diese Wahrheit heute auf *neue* Weise, für *unsere* Zeit, im Geist und Namen des *lebendigen* Gottes und Christus und ihres *lebendigen* Reichs bezeugt werde.

Möchte der, im übrigen durchaus bescheiden gemeinte und durchaus unvollkommene, Versuch ein wenig diesen doppelten und doch einheitlichen Dienst leisten. Damit dies noch besser geschehen könne, als durch diese Blätter möglich ist, wird die „Auslegung" als *separate Schrift*, zu einem sehr wohlfeilen Preis, herausgegeben, und werden alle, die ihren Zweck billigen, freundlich gebeten, sich an deren Verbreitung zu beteiligen. *R.*

I. Das Bekennen.

Frage: Soll man seinen Glauben auch bekennen?

Antwort: Gewiß. Man soll dazu stehen mit Wort und Tat, mit seinem ganzen Sein und Wesen, mit seiner ganzen Existenz.

Frage: Soll man das ſtark und viel tun?

Antwort: Mit Tat und Weſen ſoll man es *immer* tun, kann man es nicht genug tun, kann man es nicht ſtark genug tun. Alles, was wir tun und laſſen, ſoll ein Bekenntnis ſein.

Frage: Auch mit Worten?

Antwort: Mit Worten ſoll man ſparſam ſein. Sie ſind zu wohlfeil geworden, und zu abgebraucht, zu entwertet, zu diskreditiert. Man ſoll den Namen Gottes nicht mißbrauchen, ſondern ſoll ihn heiligen, dadurch, daß man ihn *recht* braucht, am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe.

Frage: Wann ſoll man auch mit Worten bekennen?

Antwort: Wenn es *nötig* iſt. Wenn es nicht eine Schauſtellung iſt, ſondern eine Tat. Wenn es dazu Mut braucht. Wenn Gefahr dabei iſt. Wenn es Opfer verlangt. Wenn Gott es fordert. Wenn das Gewiſſen es gebietet.

Frage: Verlangt Jeſus das Bekennen?

Antwort: Jüngerſchaft iſt Bekenntnis. Nachfolge iſt ſtärkſtes Bekenntnis. Auch ſagt Jeſus ſelbſt: „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will ich auch bekennen vor meinem himmliſchen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menſchen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ [1]) Bekenntnis iſt Zeugnis. Es iſt *Wahrheitszeugnis*. Es verbreitet die Wahrheit, es ſtärkt und mehrt auch die Wahrheit in uns ſelbſt. Es trägt großen Lohn in ſich. Beſonders wenn es mit *Leiden* verbunden iſt.

Frage: Vermag ich Bekenntnis und Zeugnis abzulegen, da ich doch nicht gelehrt bin und nicht reden kann?

Antwort: Darauf kommt es nicht an, ſondern auf den Geiſt der Wahrheit. Jeſus verheißt uns: „Sie werden Euch vor Hoheräte ſtellen und in ihren Synagogen euch geißeln und ihr werdet vor Führer und Könige gebracht werden um meinetwillen, zum Zeugnis für ſie und die Völker. Wenn ſie Euch aber vor ſie ſtellen, dann macht Euch nicht Sorge darüber, wie und was Ihr ſprechen werdet. Es wird Euch in jener Stunde gegeben werden, was Ihr reden ſollet. Denn nicht Ihr werdet die ſein, die reden, ſondern Eures Vaters Geiſt wird es ſein, der redet.“ [2]) Das gilt nicht nur vor Hoheprieſtern, Schriftgelehrten, Führern und Königen, ſondern auch vor Volksverſammlungen, Militärgerichten und ſo fort; es gilt überall und immer. Trauet darauf und fürchtet Euch nicht. Je einfacher und natürlicher das Zeugnis, deſto ſtärker die Wirkung.

Frage: Kann man auch durch *Schweigen* bekennen?

Antwort: Man kann es und ſoll es auch oft. Und man ſoll das Heilige nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue

---

[1]) Matthäus 10, 32—33.
[2]) Matthäus 10, 17—20.

werfen, daß ſie nicht ſich umkehren und uns zerreißen.[1]) Schweigen zeugt oft ſtärker als Reden, Laſſen oft mehr als Tun. Alles am rechten Ort und zur rechten Zeit.

Frage: Was aber ſollen wir bekennen und von was zeugen?

Antwort: Immer von dem Einen: von der Sache Gottes, vom lebendigen Gott, von Chriſtus, von dem Reich und der Nachfolge.

Frage: Soll man auch *gemeinſam* bekennen und Zeugnis ablegen?

Antwort: Gewiß, wenn man zuſammengehört. Es iſt oft Pflicht, ſei's der Wahrheit, ſei's der Ritterlichkeit.

Frage: Soll auch die *Gemeinde* Chriſti bekennen?

Antwort: Gewiß. Dazu iſt ſie weſentlich da.

Frage: Wie ſoll ſie bekennen?

Antwort: Wie der Einzelne: vor allem durch die *Tat*, durch die ganze Haltung, durch das ganze Sein und Weſen, durch die ganze Exiſtenz.

Frage: Soll ſie auch mit *Worten* bekennen und wann?

Antwort: Wieder wie der Einzelne: Nicht unnötiger Weiſe. Nicht aufdringlich oder ſchauſtelleriſch. Da wo Gott es fordert. Wo das Gewiſſen es gebietet. Wo es eine Tat iſt. Wo es Mut erfordert. Wo es Gefahr ſein kann. Wo es Wahrheitszeugnis iſt und vielleicht Anfechtung, Verfolgung, Leiden bringt. Ohne ſolches Bekennen und Zeugnisablegen gibt es keine Gemeinde.

Frage: Soll alſo die Gemeinde ein Bekenntnis haben?

Antwort: Sie ſoll nicht Bekenntnis *haben*, ſondern Bekenntnis *ablegen*. Bekennen iſt nicht *Beſitz*, ſondern *Tat*, es iſt nicht Formel, ſondern Haltung, es iſt nicht Dogma, ſondern Glaube.

Frage: Aber eine Gemeinde muß doch eine gemeinſame Ueberzeugung zur Grundlage haben; es genügt dafür doch nicht die Kirchenſteuer?

Antwort: Selbſtverſtändlich.

Frage: Welches iſt denn dieſe Grundlage?

Antwort: Die Sache Gottes: der lebendige Gott, ſein Chriſtus, das Reich und die Nachfolge: das Wort Gottes, das *Bibel* ausmacht.

Frage: Soll dieſes Bekenntnis auch *formuliert* werden?

Antwort: Ja, aber in Freiheit und Lebendigkeit, immer neu, immer je nach Ort, Zeit, Gelegenheit und Umſtänden.

Frage: Aber verſteht man unter Bekenntnis nicht gewöhnlich etwas Anderes?

Antwort: Gewiß. Man verſteht darunter gewöhnlich das *Credo*.

Frage: Was iſt das Credo?

Antwort: Das Credo iſt der theologiſch-philoſophiſch formulierte und für eine Kirche geſetzlich gewordene Glaubensſatz. Es iſt das Bekenntnis als Dogma.

---

[1]) Matthäus 7, 6.

Frage: Was iſt das *Dogma?*

Antwort: Eben der theologiſch-philoſophiſch formulierte und zum Geſetz gewordene Glaubensſatz.

Frage: Was iſt ſein Inhalt?

Antwort: Die Religion in theologiſchen Sätzen formuliert.

Frage: Iſt das das rechte Bekenntnis?

Antwort: Nein. Das rechte Bekenntnis iſt bloß das ſtets lebendige und unmittelbare Zeugnis vom Reiche Gottes. Die *Kirche* bekennt das *Credo*, die *Gemeinde* das *Reich*.

Frage: Was iſt der Unterſchied?

Antwort: Das Credo redet von Gott, von Chriſtus, von der Bibel, von der Schöpfung, von der Erlöſung, vom Jenſeits, vom Heil für das Individuum, aber nicht vom lebendigen Gott und ſeinem Reiche der Gerechtigkeit für die Erde.

Frage: Iſt das Dogma nicht auch Wahrheit? Enthält es nicht auch Reich Gottes?

Antwort: Es iſt erſtarrte, aus Herz und Gewiſſen in Kopf und Gedächtnis, aus Bewegung in Ruhe, aus Tat in Beſitz, aus Reich Gottes in Religion überſetzte Wahrheit. Sie muß aufgelöſt, lebendig gemacht und in den rechten Zuſammenhang geſtellt werden.

Frage: Wie kann das geſchehen?

Antwort: Das ſoll an dem älteſten, ehrwürdigſten, am meiſten gebrauchten formulierten Bekenntnis der Chriſtenheit gezeigt werden: am *Apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis.*

Frage: Heißt es ſo, weil es von den Apoſteln ſtammt?

Antwort: Auf keine Weiſe. Es ſtammt aus ſpäteren Zeiten und iſt erſt etwa im dritten Jahrhundert nach Chriſtus abgeſchloſſen worden und in allgemeinen Gebrauch gekommen. Man hat es bloß auf die Apoſtel zurückdatiert, um ſeine Autorität zu markieren und zu erklären, es ſei darin der echte apoſtoliſche Glaube ausgeſprochen.

II. Das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis.

Es lautet:

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde.

Und an Jeſus Chriſtus, ſeinen eingeborenen Sohn, unſern Herrn, der empfangen iſt vom heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, geſtorben und begraben, niedergefahren zur Hölle und am dritten Tage aufgefahren zum Himmel, ſitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.

Ich glaube an den heiligen Geiſt, die umfaſſende (‚katholiſche') Gemeinde Chriſti, die Gemeinſchaft der Heiligen, die Vergebung der Sünden, die Auferſtehung des Fleiſches und das ewige Leben. Amen."

Frage: Welches ist der Sinn dieses Credos?

Antwort: Ich möchte versuchen, es frei, nach dem lebendigsten Sinn, den es haben kann, von der Wahrheit des *Reiches* aus zu deuten. Aber ich will am liebsten auf Fragen antworten.

1. Das Glauben.

Frage: Was heißt *„Ich glaube"?*

Antwort: „Glauben" ist ein vieldeutiges und vielmißbrauchtes Wort. Zwei Hauptbedeutungen kommen in Betracht. Man kann unter Glauben die Annahme des *Credos* verstehen oder die Annahme des *Reiches*. Jenes ist eine Sache des Kopfes, dieses eine Sache des Herzens und Gewissens, wie des Willens; jenes ist Zustimmung, dieses ist Hingabe; jenes ist Gedanke, dieses ist Tat; jenes ist Verstandesklarheit, dieses Vertrauen. Und nur dieses ist es, was Jesus verlangt. „Fürchte dich nicht, glaube nur!" „Dein Glaube hat dir geholfen." „Wahrlich ich sage Euch: wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, so würdet Ihr zu diesem Berge sprechen: ‚Hebe dich weg und wirf dich ins Meer!' und er würde sich wegheben und sich ins Meer stürzen und nichts würde euch unmöglich sein." „Alles ist möglich dem, der da glaubt." „Ihr Kleingläubigen, warum habt ihr gezweifelt?" „Ich glaube Herr, hilf meinem Unglauben!" „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." [1])

So meinen es auch die Apostel und wesentlich auch, wo sie sich nicht selbst untreu werden, die Reformatoren. Der Hebräerbrief beschreibt diesen Glauben im zehnten und elften Kapitel: „Werfet Euer Vertrauen nicht weg; es hat eine große Verheißung." „Es ist aber der Glaube eine Zuversicht dessen, was man hoffet, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet." [2])

Frage: Schließt das Glauben das Denken aus? Ist nicht auch ein Element der *Erkenntnis* dabei?

Antwort: Doch. Nur ist es dem andern Moment ein- und untergeordnet. Glauben und *Schauen* gehören zusammen. Das Glauben schließt auch das Denken nicht aus, sondern fordert und fördert es, aber nicht führt das Denken an sich zum Glauben. Dieses ist das Höhere: es allein führt zu Gott und seinem Reich. „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." „Ich danke dir Vater, daß du dieses den Klugen und Weisen verborgen hast und hast es den Ungelehrten offenbart." [3])

Frage: Wie verhält sich der Glaube zur *Tat*, zur *Hoffnung* und zur *Liebe?*

---

[1]) Markus 5, 36; 5, 34; Matthäus 17, 20; Markus 9, 33; Markus 4, 40; Markus 9, 24; Johannes 20, 29.

[2]) Hebräerbrief 10, 35 und 11, 1.

[3]) Matthäus 5, 8 und 11, 25 ff.

Antwort: Er hängt mit ihnen aufs innigſte zuſammen. Er erzeugt den Willen und wird von ihm erzeugt. Er gebiert die Tat und iſt das Leben der Tat. Er iſt der Vater der Hoffnung und wird durch die Hoffnung erhalten. Er iſt die Quelle der Liebe und quillt doch ſelbſt wieder aus der Liebe.

Frage: Iſt nicht die Liebe mehr als der Glaube?

Antwort: Doch. Aber der Glaube iſt die Kraft der Liebe.

Frage: Wie verhalten ſich Glauben und *Werke* zueinander?

Antwort: Die proteſtantiſche Art, dieſes Verhältnis aufzufaſſen, iſt einſeitig und darum falſch. Es iſt nicht der Glaube nach Urſprung und Wert das Erſte und die Werke das Zweite, ſondern Glauben und Tun ſind die beiden Elemente einer Spannung, die beiden Brennpunkte einer Ellipſe, die beiden Pole der einen Lebensbewegung. Die proteſtantiſche und die katholiſche Auffaſſung werden im Evangelium verbunden.

Frage: Was bedeutet praktiſch der Unterſchied der beiden Arten von Glauben?

Antwort: Er iſt fundamental, bedeutet zwei Welten. Der Credoglaube erhellt bloß den Kopf und läßt das Herz kalt. Er macht hochmütig und verdammungsluſtig. Er macht träge und reaktionär. Er ſteht Wahrheit, Freiheit und Menſchlichkeit im Wege. Er baut Kerker und zündet Scheiterhaufen an, materielle oder geiſtige. Er verwandelt das Evangelium in das Dogma. Er ſetzt an Stelle des rechten Lebens den rechten Glauben (nicht *das* rechte Glauben!), er verdrängt das Reich durch die Religion und die Nachfolge durch die Orthodoxie. Der wahre Glaube aber, der Glaube als Vertrauen, iſt der Vater alles Guten und Großen, aller Wahrheit und Freiheit, alles Wagniſſes, alles Heldentums. Er iſt der Schöpfer, der das Sichtbare aus dem Unſichtbaren ruft, der das Mögliche zum Wirklichen und das Unmögliche zum Möglichen macht. Er iſt der Vater der Wunder. Er iſt der ewige Revolutionär der Welt von Gott her und zu Gott hin.

2. Der Eine Gott in dreifacher Geſtalt.

Frage: Was bedeutet die Dreiteilung des apoſtoliſchen Bekenntniſſes?

Antwort: Sie iſt wichtig. Denn ſie charakteriſiert den Inhalt des Dogmas. Der Inhalt des Dogmas iſt die Lehre von der *Trinität*, der Dreieinigkeit. Der Gott des Chriſtentums iſt, im Gegenſatz zu Judentum und Heidentum, für das *Dogma* der dreieinige Gott.

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Das Dogma erklärt: Der eine Gott ſtellt ſich in drei Geſtalten dar: als Vater iſt er der Schöpfer und Regierer, als Sohn der Erlöſer und als Heiliger Geiſt der Fortführer und Vollender ihres Reiches. Vater, Sohn und Heiliger Geiſt ſind gleicherweiſe Gott. Dieſer aber iſt als dreie doch der Eine: der dreieinige Gott.

Frage: Was bedeutet das? Iſt es nicht ein Widerſpruch: Dreie Einer?

Antwort: So hat der Verſtand ſtets geſagt. Aber es iſt doch ein tiefer Sinn darin.

Frage: Welcher?

Antwort: Gott tritt uns tatſächlich in drei Geſtalten entgegen: Er tritt uns entgegen als *Vater*, als der Schöpfer, aus dem alle Wirklichkeit hervorgeht, Natur und Geiſt; der die Welten in ſeiner Hand trägt, ſie regiert und richtet; von dem, in dem, zu dem alle Dinge ſind. Er tritt uns auch entgegen als der *Sohn*, in welchem er uns ſein Herz kundtut und in dem die Erlöſung geſchieht. Und er tritt uns entgegen als *Heiliger Geiſt*, in der ſchöpferiſchen Fortführung und Vollendung, ihres Reiches. Und iſt doch der gleiche Gott, nur unter verſchiedenen Aſpekten.

Frage: Und warum iſt das der ſpezifiſch chriſtliche Gottesbegriff?

Antwort: Er iſt es, weil er auf ſeine Weiſe vom *lebendigen* Gott redet. Das Heidentum kennt nur einen *ruhenden* Gott, welcher in der höchſten Geſtalt die ewige *Idee* der Welt iſt; das Judentum kennt den Schöpfer und Herrn, kennt den Gott, der ſich in einer Geſchichte offenbart, es kennt den lebendigen Gott und Gottesgeiſt und wartet auf ihre vollendete Offenbarung in Chriſtus; das Chriſtentum erblickt dieſe vollendete Offenbarung in Jeſus von Nazareth, den es als Chriſtus bekennt, und in der Entfaltung und Erfüllung ſeines Reiches durch den Heiligen Geiſt, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.

Frage: Alſo müſſen wir dieſes Dogma annehmen, wenn wir Jünger Chriſti ſein und an das Reich Gottes glauben wollen?

Antwort: Nicht das *Dogma*, ſondern den *Glauben*, der ſich darin ausſpricht, nicht ſeine Form, ſondern ſeine Wahrheit. Denn ſeine Wahrheit wird durch ſeine Form beeinträchtigt. Der lebendige Gott erſtickt im Panzer des Dogmas. Dieſes haben die *Griechen* gemacht, die *Bibel* kennt es nicht. Es iſt Orthodoxie, nicht Evangelium.

Frage: Wie verhält ſich denn die Wahrheit des Reiches Gottes zu der Trinitätslehre?

Antwort: Auf doppelte Weiſe. Einmal, in bezug auf den *Inhalt:* Die Wahrheit des Reiches Gottes löſt das Ruhende in Bewegung auf. Nicht ſollen ewig das Reich des Vaters, das Reich des Sohnes und das Reich des Heiligen Geiſtes neben und ineinander ſein, ſondern das Reich des Vaters ſoll immer mehr in das Reich des Sohnes und das Reich des Vaters und des Sohnes in das Reich des Heiligen Geiſtes übergehen. Die Schöpfung ſoll immer mehr zur Erlöſung und die Erlöſung zur Erfüllung werden. Aus dem Dunkel ſoll Licht, aus der Not Freude, aus dem Unrecht Recht werden: es ſoll die Geſchichte auslaufen und ſich erfüllen im *Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde* oder, wie der Apoſtel ſagt: in dem neuen Himmel und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Was jetzt noch — im „Reich des Vaters“ — an der Geſamtwirklichkeit dunkel, rätſelhaft und gottwidrig iſt, zum Reich des „verborgenen Gottes“ gehört, von dem in der Theologie viel

geredet worden ist, soll in das Licht der Offenbarung im „Reich des Sohnes" kommen und was auch darin noch ein Stück weit ein Reich des „Fürsten" dieser Weltzeit bleibt, im Reiche des „Geistes" zur Vollendung und Ueberwindung, zum endgültigen Siege Gottes gelangen. Die Ordnung der *Entwicklung*, aber nicht einer bloß irdischen oder gar automatischen, sondern einer vom Rat und Anstoß Gottes bestimmten, beherrscht das Kommen, Werden und Siegen des Reiches des *lebendigen* Gottes und seines Christus. Das ist das Eine. Was aber die *Form* der Lehre betrifft, so ist die von den Griechen geschaffene und erst im Athanasischen und Chalkedonensischen Bekenntnis vollendete keineswegs für immer verbindlich. Sie war durch zeitgeschichtliche Entwicklungen bestimmt. Ihre ewig junge Form muß die *biblische* sein, und das ist eben die Verkündigung von dem Reiche des lebendigen Gottes und seines Christus, das gekommen ist, kommen wird, sich vollenden wird. Denn die Welt ist nicht fertig und die Geschichte nicht zu Ende. Wir beten ja: „Dein Reich *komme!*"

a) Der Vater.

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde."

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Es ist die Grundlage des Ganzen. Es ist das erste der zehn Gebote: „Ich bin der Herr, dein Gott — du sollst keine andern Götter haben neben mir" und die Anrede des Herrngebetes: „Unser Vater, der du bist in den Himmeln" — beides als Bekenntnis. Ich glaube an Gott, also nicht an das *Chaos*, den Unsinn, das Nichts, sondern an eine heilige, absolute Wahrheit, einen Sinn und ein Ziel der Welt. Und zwar einen guten und vollkommenen Sinn und ein gutes und vollkommenes Ziel. Denn ich glaube an Gott, den *Vater*, der den Menschen als sein Kind und Ebenbild schafft und ihm die Erde zur Herrschaft übergibt. Ich glaube nicht an eine bloße *Natur* und ihre Gesetze. Ich glaube, daß auch die Natur Gottes Schöpfung ist und ihre Ordnungen *seine* Ordnungen. Ich glaube nicht an ein blindes *Schicksal*, ein Fatum, als Herrn der Dinge. Gott ist der Herr, er allein. Vor dem lebendigen Gott gibt es kein Fatum. Er ist frei und schenkt auch seiner Schöpfung Freiheit, zunächst und vor allem seinem Kind und Sohn, dem Menschen. Ich glaube an keine Götzen, heißen sie Nation, Volk, Staat oder Kunst, Wissenschaft, Technik. Ich glaube auch nicht an eine bloße höchste *Ordnung* wie die Philosophen, sondern an den *lebendigen* Gott, der Geist und Persönlichkeit ist und von dem aller wahre Geist und alle wahre Persönlichkeit stammt. Ich glaube, daß dieser Gott nicht bloß geschaffen hat, sondern fortwährend weiterschafft. Die biblische Geschichte von der einmaligen Schöpfung ist ein inspiriertes Symbol dieses nicht bloß einmaligen, sondern fortdauernden göttlichen Schaffens.

Frage: Was bedeutet die *Schöpfung aus dem Nichts*, von der das Dogma anderwärts redet?

Antwort: Es ist eine paradoxe Zuspitzung des Glaubens an die Schöpfung. Gott schafft nicht aus einem fremden Stoff. Die Schöpfung stammt aus seinem Wort. Und sie ist ein Wunder. Gott kann das Wunder schaffen. Immerfort. Denn wie die Schöpfung überhaupt, so ist auch die aus dem Nichts nicht bloß ein einmaliges Ereignis, sondern die Art, wie Gott immerfort schafft. Sie ist ein großer Trost!

Frage: Erlaubt aber die *Naturwissenschaft*, an Schöpfung zu glauben? Sie erzählt uns doch von einer langen *Entwicklung* der Welt?

Antwort: Entwicklung kann auch Schöpfung sein. Der größte philosophische Denker unserer Epoche hat darum von einer „schöpferischen Entwicklung" — von Gott her und zu Gott hin! — geredet. Im übrigen aber reicht die Wissenschaft nicht bis zur letzten Deutung der Dinge. Diese ist Sache des *Glaubens*. Darum reden wir von Schöpfungs-*Glauben*. Er ist eine Form des Glaubens an den *lebendigen Gott*, im Gegensatz zur ruhenden Idee oder der bloßen Natur. Sein Ziel ist *das Reich Gottes für die Erde*, in dessen Gerechtigkeit die Heiligkeit des Herrn und die Liebe des Vaters zum Ausdruck kommen und mit dem neuen Himmel eine neue Erde schaffen. Ich glaube, daß dieser Gott als lebendige Macht in die Geschichte eingreift und die Welt revolutioniert. Ich glaube einen *realistischen* Glauben. Ich glaube, daß Gott die Macht hat, sein Reich heraufzuführen und die Welt damit aus Sünde, Not und Tod zu erlösen; daß die Weltreiche vor ihm stürzen müssen wie die Götzen, denen sie dienen: Mammon und Gewalt, Nationalismus, Imperialismus, Kapitalismus, Militarismus und wie sie alle heißen mögen; daß sein das Reich ist und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Denn er ist der Allmächtige. Ich glaube, daß er aus dem Nichtsein das Sein schaffen kann, daß er Wunder tut. Ich *fürchte* mich darum vor keiner Macht der Menschen und vor keiner Kreatur. Er ist der Herr und nichts kann mich aus seiner Hand reißen. Ich verzage vor keiner eigenen Not und vor keiner Weltnot; denn sein ist der Sieg.

Frage: Wenn Gott der allmächtige Vater, der Schöpfer von Himmel und Erde ist, woher kommt denn *das Böse?* Woher Sünde, Not und Tod?

Antwort: Gott hat, gerade weil er Gott und Vater ist, dem Menschen, seinem Ebenbild, Kind und Sohn auch Gold von seiner eigenen Krone gegeben: die *Freiheit*. Er will keine Sklaven und keine Automaten, er will Kinder, will Söhne und Töchter, die in Freiheit seinen Willen tun. Freiheit wird zur Krone der Schöpfung. Aus Freiheit aber kann *Abfall* werden und ist es geworden. Aus dem Abfall quillt die ganze Verstörung der Schöpfung. Und zwar ist die biblische Geschichte vom Sündenfall wieder nicht bloß eine einmalige, in der Vergangenheit geschehene, sondern eine weitergehende Tatsache. Aber nicht das *letzte* Wort. Das letzte Wort ist die *Erlösung*.

Frage: Waltet in der abgefallenen Schöpfung auch ein *dämoniſches* Element, und vielleicht ein Fürſt der Dämonen?

Antwort: Gewiß. Wo man von Gott weicht, ſtellen ſich immer die Dämonen ein, und das Walten der Dämonen weiſt auf eine *perſönliche* Macht hin, welche die Gegenmacht zu dem lebendigen Gott wird, das Gegenreich zu ſeinem Reiche, deſſen König „der Herrſcher dieſer Welt" iſt. Das iſt die Meinung der Bibel und die tiefe Erfahrung der Menſchheit.

Frage: Sollen wir alſo an den Teufel und die Dämonen glauben?

Antwort: Wir ſollen nur an Gott *glauben* und nicht an den Teufel und die Dämonen. Dieſen müſſen wir vielmehr abſagen und widerſtehen. Wir glauben, daß auch ſie unter Gottes Hand ſind, daß auch die Dämonen zu Gottes Willen knirſchend Ja ſagen müſſen und daß von dem Fürſten dieſer Welt trotz ſeiner ſcheinbaren Allmacht gilt:

„So tut er uns doch nichts,
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

b) Der Sohn.

Wie ich an den Vater glaube, ſo glaube ich auch an den Sohn.
„Und an Jeſus Chriſtus, ſeinen eingebornen Sohn, unſern Herrn."

Frage: Glauben wir an ihn, wie wir an den Vater glauben?

Antwort: Ja, denn er iſt die Offenbarung des Vaters. Er iſt, wie der Apoſtel ſagt, „die Fülle der Gottheit in körperlicher Geſtalt" [1]) und, wie ein anderer ſagt, „der Abglanz ſeiner Herrlichkeit, der genaue Ausdruck ſeines Weſens" [2]). Chriſtus ſelbſt aber erklärt: „Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater" [3]). Darum hat das Kirchenkonzil von Nicäa am Anfang des vierten Jahrhunderts im Sinne des Kirchenlehrers Athanaſius das Dogma von ſeiner Gottheit aufgeſtellt.

Frage: Hat es das alſo mit Recht getan?

Antwort: Gewiß. Das Dogma iſt immer wahr. Die Gottheit Chriſti iſt das Fundament und der Eckſtein des chriſtlichen Glaubens.

Frage: Was bedeutet ſie denn?

Antwort: Sie bedeutet, daß Gott ſo iſt, wie er uns in Jeſus Chriſtus entgegentritt, daß ſo ſein Weſen iſt, ſo ſein Wille mit uns, ſo ſein Herz gegen uns, ſo ſein Plan, ſo der Sinn ſeiner Macht, ſo ſeine Herrlichkeit. In Chriſtus tritt uns *unſer* Gott entgegen. *So* iſt Gott. Das wird behauptet gegen alles *Heidentum*, gegen alle Götzen, gegen die Vergottung von Natur und Kultur, gegen Baal, den Herrn von Blut und Boden, gegen Cäſar, den Herrn des abſoluten Staates, gegen alle Ab-

[1]) Koloſſer 2, 9.
[2]) Hebräer 1, 3.
[3]) Johannes 14, 9.

ſolutheiten, die nicht Er ſind. Damit bekennen wir ihn als Herrn gegen alle andern, angemaßten Herren. Ihnen allen tritt Gott entgegen, ſo wie er in Chriſtus offenbar iſt, lebt und regiert und als Heiliger Geiſt waltet und ſchafft. Dieſem Gott vertrauen wir in Freud und Leid, Not und Tod.

Frage: Wird die Gottheit Chriſti auch gegen das *Judentum* behauptet?

Antwort: Ja, das iſt das Einzige, was Judentum und Chriſtentum trennt. Das Judentum glaubt auch an Gott, den Allmächtigen, den Vater und Schöpfer aller Dinge und an ſein kommendes Reich; aber es glaubt nicht, daß er ſich in Jeſus voll, endgültig und erlöſend offenbart habe. Es glaubt nicht, daß dieſer der Chriſtus ſei, der erwartete Meſſias. Es legt nicht das Bekenntnis des Petrus von Zäſarea Philippi ab. Für uns aber iſt Jeſus auch die Erfüllung der Hoffnung Iſraels: der Chriſtus (Meſſias).

Frage: Warum glaubt das Judentum das nicht?

Antwort: Aus zwei Gründen vor allem: Weil die Chriſten ſich gegen die Juden nicht ſo verhalten haben, daß ihnen daraus der wirkliche Chriſtus entgegengetreten wäre.

Frage: Iſt dabei an den *Antiſemitismus* zu denken?

Antwort: Ja. In jeder Geſtalt. Er iſt eine Schande für das Menſchentum und eine Verleugnung Jeſu, des Sohnes Iſraels „nach dem Fleiſche".

Frage: Aber haben nicht die Juden Jeſus gekreuzigt?

Antwort: Sie haben ihn einmal gekreuzigt, die Chriſten kreuzigen ihn immer wieder.

Frage: Welches iſt der zweite Grund der Ablehnung Chriſti durch die Juden?

Antwort: Die Juden ſagen, die Welt ſei ja gar nicht erlöſt. Wenn aber der Meſſias da ſei, dann ſei ſie erlöſt. Das ſei das Zeichen.

Frage: Können wir darauf etwas antworten?

Antwort: Gewiß. Wir antworten, daß die *Erlöſung* in Chriſtus geſchehen ſei, aber die *Vollendung* noch ausſtehe. Wir glauben ja an die *Wiederkunft*, das heißt: das vollendende Kommen Chriſti.

Frage: Wiſſen das die Juden nicht?

Antwort: Sie wiſſen es nicht, weil wir ſelbſt es nicht wiſſen. Der Glaube an das kommende Reich Gottes — und das iſt ja der Kern des Glaubens an die Wiederkunft Chriſti — ſteht bei uns nicht ſo im Zentrum alles Glaubens und Wollens, wie es ſein ſollte.

Frage: Wenn das aber einmal geſchieht, werden dann Judentum und Chriſtentum zuſammenkommen?

Antwort: Ja, ſie werden es. Im Glauben an das Reich und an Chriſtus, den neu erſtandenen, im Iſrael Gottes, im wahren Zion.

Frage: Wie ſteht der Glaube an Chriſtus zum *Alten Teſtament?*

Antwort: Wie Vater und Sohn, wie Anfang und Fortgang, wie Weisſagung und Erfüllung.

Frage: Könnten wir denn nun das Alte Teſtament abſchaffen?

Antwort: So wie ein Mann ſeine Jugend abſchaffen kann! Altes und Neues Teſtament gehören zuſammen. Das Reich Gottes beginnt mit Moſes, ſetzt ſich in den Propheten fort, offenbart ſich endgültig in Chriſtus und vollendet ſich in ſeiner Herrſchaft. Es iſt das Reich des Einen, heiligen und lebendigen Gottes, der Iſraels Gott und Vater und Jeſu Gott und Vater iſt. Jeſus iſt die Erfüllung des Kommens Gottes, das Iſraels Geſchichte iſt und das die Propheten verkündigen und weisſagen. Das iſt ſeine Gottheit. Von hier aus allein iſt ſie zu verſtehen, iſt Chriſtus zu verſtehen.

Frage: Iſt es auch die Erfüllung des *Heidentums?*

Antwort: Ja, auch die Heiden haben ſeinen Stern geſehen. Sie haben im *Mythus* der Religion geſehen und in der *Idee* der Philoſophie geahnt, erſehnt, geſchaut, was Chriſtus iſt. Aber was bei ihnen bloß Mythus oder Idee iſt, das iſt in Chriſtus *geſchichtliche Wirklichkeit.*

Und auch ſchon in *Iſrael.* Aber zum Teil bloß als *Weisſagung,* als *Wort.* Es iſt darum die Erfüllung von Judentum und Heidentum, wenn Johannes von dem Eintritt Chriſti in die Welt ſagt: „Am Anfang war das Wort. Das Wort war bei Gott. Und Gott war das Wort . . . *Und das Wort ward Fleiſch* und wohnte unter uns und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater her, voller Gnade und Wahrheit.“ [1])

Frage: Warum heißt Chriſtus der „eingeborene Sohn“?

Antwort: Weil er die volle und einzigartige Offenbarung des Vaters iſt.

Frage: Gibt es nicht auch Offenbarung außer ihm?

Antwort: Gewiß. Wir glauben ja auch an den Vater. Aber Chriſtus iſt die Verkörperung und Erfüllung aller Wahrheit Gottes.

Frage: Wie verhält ſich dieſer Glaube an Chriſtus zu dem Glauben an das gekommene und kommende *Reich Gottes?*

Antwort: Er iſt dafür weſentlich. Das Reich Gottes iſt das, was Chriſtus iſt, zur vollen Herrſchaft über die Welt geworden. Es iſt das Reich Gottes als Reich *Chriſti.* Und Chriſtus iſt ſeine *Bürgſchaft.*

Frage: Iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Reiche Gottes und dem Reiche Chriſti?

Antwort: Für uns nicht. Wir meinen, wenn wir vom Kommen des Reiches Gottes reden, das Reich Chriſti.

Frage: Unterſcheiden wir aber *Phaſen* und *Geſtaltungen* des Reiches Gottes?

Antwort: Ja. Das Reich Gottes entwickelt und geſtaltet ſich als Reich des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes.

Frage: Sind dieſe ſozuſagen als gleichwertig zu betrachten?

Antwort: Gewiß. Darauf weiſt ja die Dreieinigkeitslehre hin.

---

[1]) Johannes 1, 1 und 14.

Frage: Alſo ſollen wir das Dogma von der Gottheit Chriſti bekennen?

Antwort: Nicht das Dogma, wie es etwa im Athanaſianiſchen Bekenntnis formuliert, ſondern nur ſeine *Wahrheit*, wie ſie in der Bibel verkündigt iſt.

Frage: Was ſagt denn die *Bibel* von der Gottheit Chriſti?

Antwort: Sie iſt das offene Geheimnis des Neuen Teſtamentes, aber dieſes redet zart und zurückhaltend davon, mehr im Gleichnis und in der Wirklichkeit, als in Formeln oder gar Dogmen. Es iſt nicht einmal ganz ſicher, ob es das Wort von der Gottheit Chriſti ausdrücklich braucht. Wir aber ſollen ihm darin folgen. Die Formulierung des Dogmas von der Gottheit Chriſti hat ihre Zeit und ihr Recht gehabt, gegen Heidentum und Judentum, wie gegen ungenügende Formen des Chriſtentums. Es ſollte das ausdrücken, was die Theologen „die Abſolutheit des Chriſtentums" nennen, das heißt, das Bekenntnis, daß in Jeſus Chriſtus die volle, ewige, unüberbietbare Wahrheit Gottes erſchienen ſei. Wir ſollen die gleiche Wahrheit auf *unſere* Art und gegen *unſere* Zeit bekennen, in den bibliſchen Formen, aber auch mit neuen Worten und Bildern wie mit gelegentlichen und zeitweiligen neuen Formeln.

Frage: Wie denn können wir das?

Antwort: Das bloße Dogma zu bekennen iſt eine kalte und tote Sache, die keinen Eindruck macht und bloß abſtößt. Wohl aber gibt es auch heute Gelegenheit und Pflicht, die Wahrheit von der Gottheit Chriſti geltend zu machen, ſie zu bekennen und davon Zeugnis abzulegen. So gegen den neuen Baal: die Vergottung von Blut und Boden, den Kultus der Raſſe. So gegen den neuen Cäſar: die Vergottung des Staates. So gegen alle Gleichſchaltung des Menſchen. So gegen die Gottheit der Maſchine und der Technik. So gegen die Gottheit des Mammons. So gegen den Moloch des Militarismus. Wenn wir gegen dieſe Mächte den Menſchen, die Seele, den Geiſt, die Perſönlichkeit, das Recht, die Liebe geltend machen, dann bekennen wir *heute* die Gottheit Chriſti. Denn das iſt *ſein* Geiſt und *ſeine* Wahrheit. Wenn wir gegen alle Verklärung und Vergottung der Natur und Gebundenheit an ſie, gegen jede bloß äſthetiſche Haltung den Ernſt der Sünde und Schuld geltend machen, ſo bekennen wir die Gottheit Chriſti, beſſer: wenn Sünde und Schuld in ihrem ganzen Ernſte den modernen Menſchen zum Bewußtſein kommen, dann erkennen ſie Chriſtus als Herrn. Wenn wir jener neuen Baal- und Cäſargottheit, wenn wir den andern Götzen unſerer Zeit im Namen des Gewiſſens widerſtehen, dann bekennen wir uns zu „Gott in Chriſtus".[1]) Wir haben viel, viel Gelegenheit, heute auf neue Art Chriſtus, die Wahrheit Gottes in Chriſtus, zu bekennen.

---

[1]) 2. Korinther 5, 19.

Wenn wir das täten, ſtatt alte dogmatiſche Formeln auszugraben, würden wir die Welt für Chriſtus gewinnen.

Frage: Aber was bedeutet: *„Der empfangen iſt vom Heiligen Geiſt, geboren aus Maria der Jungfrau?“*

Antwort: Das muß man gerade aus dieſem Zuſammenhang verſtehen. Das iſt kein kaltes Dogma, über das man theologiſch oder gar biologiſch grübeln ſoll — es ſoll und darf es nicht ſein! — ſondern eine lebendige, gewaltige Wahrheit: daß in Chriſtus eine Macht des Heiligen erſchienen iſt, vor der alle Mächte des Unheiligen gerichtet ſind; daß dieſe Macht unmittelbar von Gott ſelbſt kommt; daß ſie nicht erklärbar iſt aus der bloßen Entwicklung oder dem bloßen Milieu; daß ſie eine neue Schöpfung iſt, ein ſchöpferiſches Wunder. So ſtellt es das Weihnachtsevangelium dar, das iſt ſein Sinn. Es verkündet dieſe Wahrheit im Bild und im Gleichnis. Dabei ſoll man es bewenden laſſen. Aber es iſt eine fundamentale Wahrheit. Nur weil Chriſtus nicht von dieſer Welt iſt, kann er die Welt erlöſen. Aber auch: Nur weil er in die Welt eingegangen iſt, kann er die Welt erlöſen. Die Geburt Chriſti iſt die Menſchwerdung Gottes. Ein alter Kirchenlehrer ſagt: „In Jeſus Chriſtus iſt Gott Menſch geworden, damit durch ihn der Menſch Gott würde.“ Das iſt die wunderbare Botſchaft, die noch kaum begriffen wird, aber ſichere Wahrheit und Verheißung iſt.

Frage: Ich glaube nun die Gottheit Chriſti zu verſtehen; aber wie iſt es mit ſeiner *Menſchheit?*

Antwort: Das iſt das große Geheimnis und das große Wunder: *Zur vollen Gottheit Chriſti gehört ſeine volle Menſchheit.* Es iſt aber auch das große Rätſel von Anfang an. Daran haben ſich die Parteien getrennt und tun es noch heute. Die Konzilien haben damit gerungen. Athanaſius iſt Arius, Cyrillus iſt Neſtorius entgegengetreten. Dieſes Thema geht durch die geſamte Geſchichte des chriſtlichen Weſens. Es iſt bisher mehr in der Geſtalt des Dogmas aufgetreten, aber es wird immer mehr als Zentralproblem des Reiches Gottes klar werden und bedeutet eine unerhörte Perſpektive. Die Menſchwerdung Gottes iſt das Grundthema der Geſchichte. Das Kommen des Reiches iſt die Erfüllung der Menſchwerdung Gottes in Chriſtus, im Menſchen und in der Welt: in einer ganzen Chriſtuswelt.

Frage: Und was iſt denn der Sinn der Menſchheit Chriſti?

Antwort: Deren Sinn iſt vielerlei und einer.

Zuerſt: *In Chriſtus iſt das volle Weſen des Menſchen erſchienen.* Ecce homo: So iſt der Menſch. Jeſus iſt der „Menſchenſohn“. Er iſt der einzige volle Menſch. Durch ſein Menſchſein offenbart er den Menſchen, erlöſt er den Menſchen, verklärt er den Menſchen. Durch ſein Menſchentum wird er der ſtärkſte Hort aller Humanität. Gott im Menſchen Chriſtus heiligt und ſchützt Gott in jedem Menſchen. Im Menſchen begegnet uns Gott, in den geringſten der Brüder Chriſtus. Gottesdienſt wird Menſchendienſt. Die Ehrfurcht gegen den unglücklichen,

armen, kranken, ſündigen, verlorenen Menſchen, gegen den Menſchen in jeder Geſtalt, die „Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt“ (Goethe, Carlyle) geht von Jeſus aus, beſonders von ſeinem Kreuze.

Das Zweite aber iſt: *Durch das Leben Jeſu geht Gott in die Welt ein.* Das Wort wird Fleiſch. Gott iſt nicht ein menſchenfremder Gott oder vergötterter Menſch wie im Heidentum, aber auch nicht bloß ein menſchenerhabener Gott, wie ſtark im Judentum, er geht in der Fortſetzung Iſraels und beſonders im Sinne von Jeſaia 53 in die Welt ein, wird geſchichtliche Wirklichkeit, geht bis in die letzten Tiefen der Welt, in Elend, Not, Tod, Hölle.

Das iſt der Sinn der Worte: *„Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, geſtorben, niedergefahren zur Hölle.“*

Es gab damals Leute, die Jeſus nur als Gott kennen wollten und das Leben Jeſu, beſonders aber ſein Sterben, für einen bloßen Schein erklärten. Man nannte ſie daher Doketen, Scheinlehrer, Scheinbekenner. Ihnen wurde dieſer Satz entgegengehalten. Immer wieder, und auch heute geſchieht es, daß der Menſch Jeſus gegenüber dem Gott Jeſus, der Menſchenſohn gegenüber dem Gottesſohn zu kurz kommt. Und immer wieder muß man die Wahrheit der Menſchheit Chriſti gegen ſeine bloße Gottheit, die Tatſache des Menſchenſohnes gegen die Tatſache des Gottesſohnes geltend machen. Jeſus iſt Menſch. Iſt voller Menſch. Iſt unſer Bruder. Iſt Geſchichte. Iſt Gott als Menſch. Iſt Gott als Wirklichkeit. Iſt Gott als Geſchichte. „Gelitten unter Pontius Pilatus und gekreuzigt.“

Frage: Aber wie verhalten ſich dieſe beiden Wahrheiten der Gottheit und der Menſchheit Chriſti zueinander?

Antwort: Das iſt das alte Rätſel und Problem. Ich komme damit zum Dritten. Die Menſchheit Chriſti bekennen, heißt: *Nur durch die Menſchheit Chriſti gelangen wir zu ſeiner Gottheit.* „Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater.“ Wir müſſen auf Jeſus ſehen, wenn wir den Vater erkennen wollen, müſſen ſeine Worte hören und auf ſeine Taten ſchauen. Wir müſſen die Gotteswahrheit ſeiner Rede ſpüren. Wir müſſen in ſeinen Taten die Gotteskraft erfahren. Wir müſſen ihn ſehen in ſeiner abſoluten Wahrheit, ſeiner abſoluten Reinheit, ſeiner abſoluten Treue, ſeinem abſoluten Gehorſam, ſeiner abſoluten Liebe. Wir müſſen ihn ſehen in ſeinem Leben, ſeinem Leiden, ſeinem Sterben — zunächſt darin — und wir müſſen den Weg gehen, den er ſelber weiſt: „Meine Rede iſt nicht meine, ſondern des, der mich geſandt hat. *So jemand will des Willen tun,* der wird erfahren, daß ich von Gott bin und nicht aus mir ſelber rede.“ [1]) Der wird erkennen, daß er der Weg iſt, die Wahrheit und das Leben; der wird anbetend niederſinken und

[1]) Johannes 17, 14—18.

ſprechen: „Mein Herr und mein Gott.“ [1]) Das iſt der Weg von der Menſchheit zur Gottheit Chriſti. Das Leben Jeſu muß an die Stelle des Dogmas treten, das Reich an die Stelle der Religion. Und nur in der *Nachfolge Chriſti* kann man die Gottheit Chriſti verſtehen.

Frage: Wie verhält ſich der Glaube an das Reich zur Menſchheit Chriſti?

Antwort: Der Glaube an das Reich Gottes iſt immer auch der Glaube an das Reich des Menſchen. Beides gehört von Anbeginn zuſammen. Jeſus der Menſchenſohn aber offenbart den Menſchen. Was in ihm erſcheint: Gott als Vater, der Menſch als Kind, Sohn und Bruder, der unendliche Wert der Seele, die Bruderſchaft, die Liebe, die Solidarität im Tragen der Laſt und beſonders der Laſt der Schuld, aber auch in der Erlöſung, die Freiheit und Gleichheit vor Gott und in Gott, das Recht des Schwachen und Geringen, der Kampf gegen Mammon, Gewalt und Religion (falſche Religion), der unbedingte Glaube an die Macht Gottes, das Heilandstum, das Kreuz, das offene Grab — das alles ſind die Grundwahrheiten und Grundkräfte des Reiches Gottes. Auf ſie vertrauend, auf den vertrauend, in dem ſie verkörpert ſind, glauben wir an dasſelbe.

Frage: Gibt es nicht auch einen Weg von der Gottheit Chriſti zu ſeiner Menſchheit?

Antwort: Gewiß. Auch in dieſem Sinne gehören beide zuſammen und bilden eine Einheit. Nur von ſeinem Verhältnis zu Gott, ſeinem Herrn und Vater, aus verſtehen wir das Wunder der *Menſchlichkeit* Jeſu. Wir müſſen etwas von Gott verſtehen, dem lebendigen Gott, um die geſamte Erſcheinung Jeſu zu verſtehen. Gerade wie wir umgekehrt Gott nur verſtehen können, wenn wir Jeſus verſtehen. Es beſteht darin Wechſelwirkung.

Frage: Wie iſt es mit den *Geheimniſſen* des Verhältniſſes zwiſchen der Gottheit und der Menſchheit Chriſti?

Antwort: Die brauchen wir nicht zu kennen. Es genügt, was wir darüber geſagt haben. Der große Fehler des Dogmas war, ſie ergründen zu wollen. Das Reich und die Nachfolge bedeuten allein das rechte Verſtändnis deſſen, was das Wort meint: „Gott war in Chriſtus“, aber auch: Gott war in dem Menſchen Jeſus.

Frage: Iſt der Menſch aber fähig, die Gottheit in ſich zu faſſen? Iſt er dafür nicht zu klein?

Antwort: Man darf ihn nicht vorher zu klein machen, bevor man dieſe Frage ſtellt. Der Menſch iſt eben etwas *Großes*, ja das *Größte:* Gottes Ebenbild, Kind und Sohn. Sollte der Sohn nicht den Vater faſſen und verkörpern können? Es iſt der verkehrte Weg, vom Menſchen aus Chriſtus zu meſſen, man muß von Chriſtus aus den Menſchen meſſen. Chriſtus offenbart ja den Menſchen. Er *iſt* der Menſch. Wie ſollte denn der Menſch nicht Gott faſſen können?

[1]) Johannes 20, 18.

Frage: Wie ist denn aber das Verhältnis zwischen Christus und *uns?* Ist sein Wesen, die Verbindung von Gottheit und Menschheit, nicht *einzigartig?*

Antwort: Nein; sie soll auf uns übertragen werden. Wir sollen durch ihn Söhne Gottes werden. Wir sollen wie Christus werden. Der Apostel redet von „vielen Brüdern" Christi.[1])

Frage: Gehört zur Gottheit Christi auch die *Macht* Gottes? Die ist doch Sache des Vaters?

Antwort: Vater und Sohn sind nicht getrennt. Die Macht Gottes kommt in Jesu Taten zur Erscheinung, wie die Weisheit Gottes in seiner Rede und die Herrschaft Gottes in seiner Königswürde. Das was in Christus erscheint, hat die Macht Gottes.

Frage: Wo aber bleibt denn der Unterschied?

Antwort: Beim Sohne erscheint Gottes Macht im Gewande der Niedrigkeit, der Demut, der Selbstverleugnung, im Leiden, im Kreuz. Gottes Macht und Herrlichkeit schimmert bloß durch, tritt als „Zeichen" (= Wunder) hervor. Der Vater offenbart sich im Sohne, die Gottheit in der Menschheit. So ist es vorläufig. *„Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, niedergefahren zur Hölle."*

Frage: Warum heißt es: „Gelitten unter *Pontius Pilatus?*" Hat Christus nicht auch vorher schon gelitten? Und nicht auch unter Andern?

Antwort: Gewiß. Das Bekenntnis will das nicht leugnen. Es will bloß mit dem Pontius Pilatus gegen jene Scheintheorie (den Doketismus) betonen, daß das Leiden Jesu eine *realistische, geschichtliche* Tatsache sei. Aus dem gleichen Grunde wird auch hinzugefügt: *„Gestorben und begraben."* Auch der heidnische Mythus weiß von einem leidenden Gott, aber auch hier gilt: „Das Wort ward Fleisch." Gott hat als Mensch wie wir, als unser Bruder, gelitten, inmitten der Geschichte, in deren Zentrum das Kreuz auf Golgatha ragt. Das ganze Wirken Jesu ist mit Leiden verbunden, es ist Passion, aber diese konzentriert und vollendet sich im Kreuz. „Gelitten und gekreuzigt."

Frage: Was bedeutet das *„Gekreuzigt"?*

Antwort: Das Kreuz ist der Höhepunkt der Menschwerdung Gottes, gerade weil es in die letzte Tiefe der Erniedrigung führt. Es ist nicht nur das Zentrum der Geschichte, sondern auch ihr Wendepunkt. Am Kreuze wird die Welt besiegt durch Gott, das Weltreich durch das Gottesreich. Denn am Kreuze wird Gott voll offenbar in seiner verbundenen Heiligkeit und Liebe. Am Kreuze wird Gott offenbar als anders denn die Welt. Am Kreuze wird Gott offenbar als Richter und Erlöser. Am Kreuze werden die Dämonen besiegt und der Fürst dieser Welt seiner Macht beraubt. Am Kreuze wird der Bann des Schicksals gebrochen. In der Ohnmacht Gottes offenbart sich seine Allmacht. Alle Mächte der Welt und der Hölle sind am Kreuze besiegt. Vor dem Kreuze stürzen die Götzen. Vor ihm zerbricht auch das Hakenkreuz

[1]) Römer 8, 29.

wie das Liktorenbündel. Der Sieg ſtrömt aus Gottes Heiligkeit, die am Kreuze voll offenbart wird, aber er ſtrömt noch mehr aus ſeiner Liebe, welche die Vollendung ſeiner Heiligkeit iſt. Vom Kreuze kommt als höchſte Gabe die Vergebung der Schuld. Am Kreuze wird das Wort des Propheten Jeſaja vom ſtellvertretend leidenden Gottesknecht erfüllt: „Er iſt um unſerer Miſſetat willen verwundet und um unſerer Sünde willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch ſeine Wunden ſind wir geheilt.“ [1])

Frage: Kann Einer für den Andern leiden?

Antwort: Das ſtellvertretende Leiden iſt die heiligſte der Ordnungen Gottes. Das leugnet bloß ein falſcher Individualismus. Das Kreuz iſt der tiefſte Ausdruck des Sozialismus, aber es begründet erſt recht auch den wahren Individualismus. Das Kreuz, das heißt die Ordnung, die es verkörpert: das Tragen der Laſt des Andern, ſeiner Schwachheit, ſeines Schickſals, ſeines Leides, ſeiner Schuld, iſt die innerſte Bindung von Menſch zu Menſch, aber das Kreuz iſt auch die ſtärkſte Kraft des Widerſtandes des auf Gott ſtehenden Einzelnen gegen die Welt. Das *Opfer* iſt die Erlöſung; das ſchuldloſe Blut tilgt die Schuld.

Frage: Erklärt man nicht auch, Chriſtus habe durch ſeinen Tod am Kreuze die Welt mit Gott *verſöhnt*? War denn ſolche Verſöhnung nötig? Iſt Gott nicht die *Liebe* und bleibt es auch gegen den Schuldigen?

Antwort: Gewiß. Aber er iſt und bleibt auch die *Gerechtigkeit;* er iſt die *heilige* Liebe. Er kann die Vergebung nur dem geben, der das *Gericht* Gottes anerkennt. Eine andere Vergebung wäre auch für den Schuldigen ohne Wert. Denn die Schuld iſt, wie die Verpflichtung, unendlich.

Frage: Wie kann ſie denn von uns getilgt werden, wenn ſie unendlich iſt?

Antwort: Das kann ſie eben nicht. *Gott ſelber muß für uns eintreten.* Das tut er in Chriſtus. Das tut er am Kreuze Chriſti. Das iſt deſſen Sinn und Geheimnis. Er tut es durch ſeine unendliche Liebe, die aber verbunden iſt mit ſeiner unendlichen Heiligkeit. Darum können wir, als Schuldige, nur mit dem Kreuze vor Gott treten. Darum wird Gott mit uns nur durch das Kreuz verſöhnt. Darum erliſcht nur am Kreuze ſein Zorn.

Frage: Darf man von einem *Zorn* Gottes reden? Iſt Zorn nicht eine menſchliche und unheilige Sache?

Antwort: Die ganze Bibel redet vom Zorn Gottes, nicht nur das Alte Teſtament. Seien wir nicht päpſtlicher als der Papſt. Es gibt auch einen *göttlichen* Zorn; es gibt auch einen *heiligen* Zorn.

Frage: Und was bedeutet denn der Zorn Gottes?

Antwort: Der Zorn Gottes bedeutet den Abgrund, den die Schuld zwiſchen Gott und den Menſchen aufreißt; er iſt ein Ausdruck für die

[1]) Vgl. Jeſaja 53.

Furchtbarkeit der Schuld. Ihn aus Gottes Wesen wegtun wollen, hieße diese Furchtbarkeit der Schuld abschwächen, hieße die Kluft zwischen Gut und Böse verhüllen, hieße eine falsche Liebe und einen falschen Frieden befürworten. Das ist eine große Gefahr.

Frage: Man redet auch von der Versöhnung durch das *Blut* Christi: Was kann das bedeuten?

Antwort: Das Blut ist das stärkste Symbol für das Opfer Christi. Man soll damit aber nicht spielen.

Frage: Wird das Kreuz nicht Gegenstand vielfachen und schweren *Mißbrauchs?*

Antwort: Gewiß — aber was wird nicht mißbraucht? Mißbrauch des Kreuzes bedeutet nicht bloß die *Spielerei* mit demselben oder gar die Entstellung und Verkehrung desselben durch jene *Nachahmung*, die eine Umkehrung wird, oder daß man es zu einem Symbol und einer Sanktion weltlicher Dinge macht, die gerade durch das Kreuz gerichtet sind, sondern auch, daß man Kreuz nennt, was nach dem ursprünglichen Sinn gar nicht Kreuz ist: etwa Krankheit, Armut, Familienunglück und Aehnliches.

Frage: Was darf man denn Kreuz nennen?

Antwort: Kreuz im echten, ersten, ursprünglichen Sinne darf man nur das Leiden um der *Wahrheit* willen nennen, so wie Christus sagt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ [1]) Es gibt Kreuz nur in der *Nachfolge Christi.*

Frage: Ist das der wichtigste Mißbrauch des Kreuzes?

Antwort: Es gibt noch einen sehr viel wichtigeren: er besteht darin, daß man das Kreuz zum *Ruhepolster* macht. Man nimmt die *Gabe* des Kreuzes an, aber man läßt sie nicht zur *Aufgabe* werden, sondern ruht eben darauf aus. „Christus hat genug getan — das gilt es zu glauben. Was ist weiter nötig?“ Daraus entsteht eine furchtbare Verderbnis der Sache Christi. Damit wird das Kreuz, das höchste Zeichen der Hingabe, zur Sanktion des schlimmsten Egoismus. Aber das Kreuz wird damit auch *entkräftet.* Echtes Kreuz gibt es nur, wo man im Dienste des Reiches Gottes darauf stößt. Und nur durch die *Aufgabe* des Kreuzes erfährt seine *Gabe* ihren vollen Wert.

Frage: Dürfen Leiden, die nicht direkt mit dem Reich und der Nachfolge zusammenhängen, wie Krankheit, Armut, Familienleid auf keine Weise in eine Beziehung zum Reiche Gottes und zum Kreuze Christi gebracht werden?

Antwort: Doch, sie können und sollen das sogar. Nur soll man nicht von Kreuz reden, wo diese Beziehung fehlt.

Frage: Ist es wichtig und nötig, über das Kreuz Christi und beson-

---

[1]) Matthäus 16, 24.

ders die dadurch verwirklichte Verſöhnung mit Gott eine richtige *Lehre* zu haben?

Antwort: Nein; das iſt nicht nötig und nicht wichtig, ſondern eher bedenklich. Nötig und wichtig iſt bloß ein rechtes *Verſtändnis* des Kreuzes, aber dieſes muß nicht intellektueller Art ſein, nicht theologiſcher oder gar philoſophiſcher Art, es ſoll vielmehr ein Verſtändnis des *Herzens* und des *Gewiſſens* ſein. Jede ausgearbeitete Theologie des Kreuzes wird zu einer ſchweren Gefahr, und die Gefahr iſt um ſo ſchwerer, je raffinierter eine ſolche Theologie iſt. Es wird dadurch allzuleicht von dem Felde der *Tat*, auf dem allein es Kreuz gibt, auf das Feld der *Theorie* abgelenkt, auf dem ſich das Kreuz verflüchtigt. Auch hier gilt die Weiſung: „Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit — dann werdet ihr von ſelbſt dem rechten Kreuze begegnen, ſeiner Aufgabe wie ſeiner Gabe, und werdet ihr auch das rechte Verſtändnis für ſeinen Sinn bekommen."

Frage: Noch eine Frage: *Iſt* die Welt denn erlöſt? Es herrſchen darin doch noch die Dämonen und ihr Fürſt?

Antwort: Sie *herrſchen* nicht mehr; ſie ſind geſchlagen. Erſt jetzt kann man vom „argen Fürſten dieſer Welt" ſagen: „Das macht, er iſt gericht, Ein Wörtlein kann ihn fällen." Der Sieg iſt am Kreuze erfolgt, ſeine Erfüllung und Ausgeſtaltung iſt weitergegangen und geht noch weiter bis zur Vollendung des Reiches Gottes. Auch die Erlöſung iſt noch nicht fertig. Jeſus hat erlöſt und erlöſt weiter, den Einzelnen und die Welt. Das iſt die Charfreitagsbotſchaft.

Frage: Was heißt das *„Niedergefahren zur Hölle"?*

Antwort: Es hat einen tiefen Sinn und ſollte mehr bedacht werden. Es bedeutet: Die erlöſende Wirkung des Kreuzes reicht bis in die Tiefen der Hölle hinunter. Der einzelne Menſch und die ganze Menſchheit können nun in keine Hölle mehr geraten, ohne daß das Kreuz ihnen Zeichen der Rettung würde. Es gibt keine Höllen mehr, die nicht beſiegt werden können und ſollen durch die Kraft Gottes, durch ſeine Heiligkeit und Liebe, die am Kreuze offenbar geworden ſind. Chriſtus ſprengt alle Höllentore auf und löſt jede Verdammnis — er *hat* es getan und tut es fort und fort — auch durch ſeine Jünger. Keine Macht der Welt und der Hölle kann uns mehr von Gott trennen. Durch das Kreuz erſt „bin ich gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch irgend welche Mächte, weder Höhe noch Tiefe noch irgend eine andere Kreatur uns zu ſcheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jeſus Chriſtus iſt, unſerem Herrn".[1])

Weil die „Höllenfahrt Chriſti" dieſen Sinn hat, ſo gehört dazu, daß Jeſus ſelbſt gerade am Kreuze dieſen Weg in die Hölle angetreten habe. Das iſt in der Tat geſchehen. Er hat in ſeiner Paſſion alle Mächte

[1]) Römer 8, 18—39.

der Hölle erduldet: den Hohn und Spott der Welt wie der Religion, Schwachheit, Verleugnung und Verrat der Jünger, ſcheinbare Niederlage ſeiner Sache, und als Schlimmſtes das Verlaſſenſein von Gott. Weil er das durchgemacht hat, darum reicht das Kreuz in alle Tiefen der Menſchen- und Geiſterwelt. Chriſtus geht aber in dieſe Tiefen nicht als Beſiegter, ſondern als Sieger. Und ſeine echten Jünger und Jüngerinnen gehen mit ihm.

Aber das Wort kann auch noch ein Zweites bedeuten. Man hat von alters her Chriſtus in die Unterwelt ſteigen laſſen, um dort auch den abgeſchiedenen Seelen derer vor ihm die Erlöſung zu verkündigen. Damit wollte man einmal den Glauben ausdrücken, daß Chriſtus auch die Erfüllung der Sehnſucht des Heidentums ſo gut wie Iſraels ſei und zugleich den damit verbundenen, daß die Erlöſung des Reiches *Allen* — wir dürfen auch ſagen *Allem* — verheißen und angeboten ſei, auch der unerlöſten *Natur*, daß Alle und Alles aus dem Tode in das Leben, aus dem Dunkel in das Licht, aus der Schwachheit in die Kraft, aus dem Schatten in die Wirklichkeit, aus der Verheißung in die Erfüllung, aus dem Anfang in den Fortgang und die Vollendung gerufen werden — daß die Erlöſung die ganze Schöpfung ergreift und erneuert, ſo wie es der Apoſtel in Römer 8 verkündet: daß auch die Schöpfung erlöſt werde aus der „Eitelkeit“ und daß das ängſtliche Harren der Kreatur auf das Hervortreten der Freiheit und Herrlichkeit der Söhne Gottes gerichtet ſei.

Frage: Steht das Wort von der Höllenfahrt Chriſti auch in der Bibel?

Antwort: Ja. Im erſten Petrusbrief 3, 19. und 4, 6. Aber das, was ſie ſagen will, entſpricht auch dem ganzen Geiſt der Bibel und beſonders dem Geiſt Chriſti. Es iſt ein notwendiger Teil der Verheißung des Reiches Gottes.

Frage: Aber iſt denn das Kreuz das letzte Wort?

Antwort: Wir ſind ja ſchon über das Kreuz hinausgedrungen! Das letzte Wort iſt das offene Grab: „*Am dritten Tage auferſtanden von den Toten.*“

Frage: Kann man das glauben?

Antwort: Es iſt ein hohes Wunder. Nicht umſonſt heißt es vorher: „Geſtorben, begraben.“ Es war ſcheinbar alles aus. Aber die rechte Hand der Allmacht Gottes hat alles gewendet.

Frage: Wie komme ich dazu, dieſes Wunder zu glauben? Was ſagt die Wiſſenſchaft dazu? Sind nicht die bibliſchen Berichte über die Auferſtehung Jeſu im Widerſpruch zueinander?

Antwort: Die Wiſſenſchaft kommt zu keinem Ja oder Nein. Sie iſt dafür auch nicht kompetent. Es iſt eine Sache des *Glaubens*, gerade wie die Schöpfung der Welt durch Gott eine ſolche iſt. Doch würde die ganze Geſchichte der Sache Chriſti ſinnlos ohne die Tatſächlichkeit des offenen Grabes. Was aber das Glaubenkönnen betrifft, ſo iſt zu ant-

worten: Du kommſt nicht dazu, wenn du bloß auf den Stein blickſt, der das Grab Chriſti verſchließt und das Wunder, durch das er weggewälzt wird, allein und für ſich anſchauſt. Dann wird es zum bloßen Mirakel, zum Märchen, wie auch die Jünger zuerſt meinten. Du mußt auch auf den ganzen Chriſtus blicken, auf ſeine Menſchheit und Gottheit. Du mußt auf das Kreuz blicken; ſein Sieg über die Welt iſt auch Sieg über den Tod, das offene Grab iſt nur die Fortſetzung des Kreuzes. Du mußt auf das ganze Reich Gottes ſchauen, das ein Reich des Lebens iſt. Du mußt auf den allmächtigen Gott ſchauen, der das Wunder tun kann. Du mußt auf den lebendigen Gott ſchauen, deſſen größte Tat die Wegwälzung des Steines vom Grabe Chriſti und damit von jedem Grabe iſt. Dann wird dir der Glaube an das offene Grab leicht, ja faſt ſelbſtverſtändlich.

Frage: Was heißt das: „Von *jedem* Grabe"?

Antwort: Das iſt wichtig. Man darf ja nicht vergeſſen, daß auch die Auferſtehung Chriſti nicht bloß ein einmaliges, in der Vergangenheit geſchehenes Ereignis iſt, ſondern ein fortgehendes: Sie iſt überhaupt Auferſtehung — Auferſtehung alles Toten zum Leben, Sieg Gottes über alle Mächte der Welt und Hölle. Sie iſt ein Beſtandteil unſeres täglichen Glaubens. Auf ſie geſtützt geben wir nichts verloren. Auf ſie geſtützt glauben wir an jeden Sieg des Rechtes über das Unrecht, der Wahrheit über die Lüge, des Geiſtes über die Gewalt, der Freiheit über die Knechtſchaft, der Menſchlichkeit über die Unmenſchlichkeit. Auf ſie geſtützt glauben wir an die Auferſtehung alles Zertretenen und Getöteten, ſeien es Sachen, ſeien es Menſchen, ſeien es Einzelne, ſeien es Völker. Durch die Breſche des offenen Grabes, die das Kreuz Chriſti geſchlagen hat, dringt ein unendlicher Strom von Auferſtehung und Leben in die Welt. Das iſt Oſtern und der Oſterglaube. So allein verſteht man die Bedeutung der Auferſtehung Chriſti. So wird das offene Grab der Weg in das Reich Gottes. So geht im lebendigen Gott aller Tod unter. So wird Chriſtus die Auferſtehung und das Leben. Er ſpricht: „Ich lebe und ihr ſollt auch leben." [1])

Frage: Warum heißt es noch beſonders: „*Am dritten Tage*" auferſtanden? Dieſe geſchichtliche Einzelheit gehört doch nicht in ein Bekenntnis?

Antwort: Das iſt nicht ohne Sinn. Einmal ſoll damit auch wieder die Konkretheit und Tatſächlichkeit dieſes Ereigniſſes hervorgehoben werden. Aber noch ein anderer, nicht weniger wichtiger Sinn liegt darin. Es bedeutet: Zwiſchen Tod und Auferſtehung ſchiebt ſich *Zeit* ein. Man muß warten, muß in Glauben und Hoffnung ausharren. Man darf nicht verzagen, auch wenn es lange dauert oder zu dauern ſcheint. Es heißt: „Geſtorben, begraben", aber es heißt auch: „Schneller als wir gedacht, kann ſich alles wenden. Ueberraſchend kommt das Wunder. Tod und

[1]) Johannes 14, 19.

begraben — heute — und ſiehe: nach drei Tagen auferſtanden." Glaube an die drei Tage! Gott verleugnet ſich nicht. Gott lebt, Gott regiert. Chriſtus lebt. Chriſtus herrſcht.

Denn es heißt ja weiter: *„Aufgefahren zum Himmel, ſitzend zur Rechten der Kraft Gottes."*

Frage: Was heißt das?

Antwort: Das heißt eben, daß die in der Auferſtehung Chriſti geſetzte Auferſtehung weitergeht, zur Herrſchaft Chriſti über die Welt wird. Himmelfahrt bedeutet ja die Königsherrſchaft Chriſti.

Frage: Bedeutet es nicht den Glauben an den Himmel?

Antwort: Gewiß. Aber nicht bloß den Glauben an ein Jenſeits des Grabes. Das iſt nicht bibliſches Denken. Die Bibel kennt nicht eine Unſterblichkeit der Seele, ſondern eine Auferſtehung. Das „Aufgefahren zum Himmel" bedeutet vielmehr den Sieg des Himmels über die Erde. Es bedeutet, daß das, was in Chriſtus erſchienen iſt, noch einmal die Welt beherrſchen wird. Denn es iſt die Kraft Gottes. Es iſt Gottes letzter Wille. Es iſt das Ziel der Geſchichte. Es iſt ſchon gekommen. „Von nun an werdet Ihr mich ſitzen ſehen zur Rechten der Kraft Gottes und kommen auf den Wolken des Himmels" [1]) hat Chriſtus ſelbſt vor dem Hoherat geſagt. Es iſt geſchehen und wird geſchehen. Es geſchieht heute. Er kommt heute auf den Wolken der Weltkataſtrophe. Er wird der König der Menſchheit ſein. Er hat das letzte Wort.

Frage: Was bedeutet: *„Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten."*

Antwort: Das bedeutet: Die Welt wird gerichtet durch das, was in Chriſtus erſchienen iſt. Darauf kommt es letzten Endes an. So zeigt es das Gleichnis vom Weltgericht. Es kommt darauf an, ob im Menſchen Gott geehrt wird, vor allem im ſchwachen, leidenden, verfolgten, in den geringſten der Brüder Chriſti. Darnach werden auch die Völker gerichtet, wie die Einzelnen. Es gibt ein *Gericht.* Die Völker dürfen, wie die Einzelnen, nicht tun, was ſie wollen. Sie müſſen bezahlen. Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Es waltet über der Welt Gottes heiliges Recht: das Recht des Menſchen. Es waltet über der Welt Chriſti heiliges Recht: das Recht des Bruders. Es kommt auf die *Liebe* an. Sie iſt der rechte Gottesdienſt. Hüte dich, Welt, hüte dich, Volk, hüte dich, Menſch, gegen ſie zu ſündigen! Gott richtet in Chriſtus. Richte dich nach ihm!

Frage: Richtet Chriſtus erſt am Ende der Tage?

Antwort: Er richtet alle Tage, aber es gibt auch beſondere Gerichtstage — wir haben heute einen ſolchen! — und gibt irgendwie ein *letztes* Gericht.

Frage: Aber was bedeutet, daß er auch die *Toten* richte? Bedeutet es, daß er am Eingang des Jenſeits ſteht?

Antwort: Es bedeutet vielmehr, daß das Gericht Chriſti ſich auch

---

[1]) Matthäus 26, 64.

auf die *Vergangenheit* erſtreckt. Sein Glanz fällt in alle Tiefen der Zeit. Es gibt auch in dieſem Sinne Auferſtehung. Die Vergangenheit ändert ſich in dem Maße, als das immer hellere Licht der Wahrheit auf ſie fällt. Dieſes Licht aber wird zum Gerichte. Es gibt *Reviſion*. Die Weltgeſchichte wird zum Weltgericht. Aber es entſcheidet ſich überhaupt an Chriſtus, was in das Reich des Lebens eingeht oder was dem Tode verfällt.

Frage: Gibt es auch ewige Verdammnis?

Antwort: Alles, was Chriſtus widerſpricht, vergeht und verſinkt. Mehr wiſſen wir nicht. Er aber will Leben und Seligkeit *für Alle*. Die „Hölle" der landläufigen Vorſtellung kann auf alle Fälle nur ein *Sinnbild* ſein. Wo Gott *iſt*, da iſt — in Abſtufungen — der Himmel, wo Gott *nicht* iſt, da iſt — in Abſtufungen — die Hölle, beides im Diesſeits und im Jenſeits. Gott aber *will* Rettung und Sieg über Alle und Alles.

Frage: Iſt das Kommen auf den Wolken des Himmels das, was man gewöhnlich die *Wiederkunft Chriſti* nennt?

Antwort: Das iſt ein falſcher Ausdruck. Es handelt ſich nicht um das Wiederkommen, ſondern um das *Kommen* Chriſti. Das Wort für das, was man damit meint, heißt im Neuen Teſtament „Anweſenheit" (Paruſie). Es bezeichnet das völlige Kommen Chriſti und die völlige Entfaltung des in ſeinem Kommen Erſchienenen.

Frage: Wie hat man ſich dieſes weitere und endgültige Kommen Chriſti zu denken?

Antwort: Einfach als fortſchreitenden Sieg Chriſti bis zur Vollendung.

Frage: Alſo nicht bloß als einen einmaligen Durchbruch, ſondern als eine Entwicklung?

Antwort: Als beides, bis auf den letzten und endgültigen Durchbruch hin.

Frage: Wird in dieſem Kommen Chriſti bloß ſein Reich hervortreten und nicht auch ſeine Perſon?

Antwort: Wie könnte ſein Reich hervortreten ohne ſeine Perſon? In einer Chriſtuswelt wird Chriſtus immer mehr und zuletzt ganz offenbar werden. Das können und ſollen wir wiſſen, alles Uebrige iſt müßige Neugier.

C. Der Heilige Geiſt.

Zum Reich des Vaters und zum Reich des Sohnes gehört das Reich des Heiligen Geiſtes. Es heißt: *„Ich glaube an den Heiligen Geiſt."*

Frage: Was bedeutet der Heilige Geiſt?

Antwort: Er bedeutet die Kraft, die vom Vater und vom Sohne ausgeht und die Welt erneuert. Er iſt in dieſem Sinne der Schöpfer-Geiſt, der Creator Spiritus. Er iſt es, der das Reich Gottes, welches das Reich Chriſti geworden iſt, vorwärts und zu Ende führt. Er iſt Gott

als *lebendiger* Gott, als lebendiger *Chriſtus*. Aus ihm quillt das Wunder. Aus ihm kommen die Erſcheinungen, von denen *Pfingſten* berichtet: Flammen, Wahrheitsrede, Eroberung der Geiſter. Aus ihm die *Gnadengaben* (Charismen), von denen Paulus und die Apoſtelgeſchichte zeugen. Um ihn ſollen wir *bitten*. An ihn ſollen wir *glauben;* wir glauben zu wenig an ihn. Die Chriſtenheit glaubt zu wenig an ihn.

Frage: Was bedeutet der *Paraklet* — der Tröſter — im Johannesevangelium, vom 14. bis 17. Kapitel?

Antwort: Er bedeutet, nach Chriſti eigenem Wort, daß in Chriſtus, wie er geſchichtlich war, nicht alle in ihm beſchloſſene Wahrheit ſchon hervorgetreten iſt, weder in der Rede, noch in der Tat, daß noch ungeahnte Wahrheit aus ihm hervortreten wird, daß die Jünger ſogar größere Taten tun werden als der Meiſter ſelbſt; daß es in dieſem Sinne immer neue Wahrheit und Kraft geben wird; daß auch die Offenbarung nicht fertig iſt. Es tauchen in der Geſchichte Probleme auf, die im Zeitalter Jeſu noch nicht beſtanden, für die er nichts ſagen konnte, weil man es noch nicht hätte faſſen können. Jedes Zeitalter hat, in dieſem Sinne, für ſeine Probleme neue Offenbarung nötig, ja ſogar jeder einzelne Menſch hat ſie für ſich nötig. Und ſie wird gegeben. Die Offenbarung iſt ein unerſchöpflicher Born.

Frage: Iſt das nicht eine kühne, ja revolutionäre Sache?

Antwort: Ja, das iſt es. Der Heilige Geiſt iſt die große Revolution der Welt. Das Wort Jeſu: „Ihr könnt es jetzt noch nicht faſſen", bedeutet wohl auch, daß die Jünger noch nicht reif wären für gewiſſe letzte Höhen, Freiheiten und Kühnheiten der Wahrheit des Reiches.

Frage: Soll die Wahrheit Gottes ſich ganz allein fortpflanzen oder kann und ſoll der Menſch dazu mitwirken?

Antwort: Er kann und ſoll mitwirken.

Frage: Wie kann er es?

Antwort: Durch das *Gebet* und die *Tat*.

Frage: Aber iſt es nicht Gott allein, der ſein Reich herbeiführt? Kann der Menſch es ſchaffen?

Antwort: Das Reich kommt von Gott allein, aber der Menſch kann und ſoll dreierlei: Er kann und ſoll darauf *warten;* er kann und ſoll darum *bitten;* er kann und ſoll ſich ihm *zur Verfügung ſtellen*. Ohne das kann das Reich nicht kommen, es will aber kommen in dem Maße, als es geſchieht.

Frage: Gilt dies bloß vom einzelnen Menſchen?

Antwort: Es gilt vor allem von der *Gemeinde*. Darum heißt es: *„Ich glaube an eine heilige, umfaſſende (katholiſche) Gemeinde Chriſti."*

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Das bedeutet: Es muß eine *Gemeinſchaft* da ſein, welche das Reich Gottes als Verheißung und Aufgabe übernimmt.

Frage: Warum ſagen Sie „Gemeinde Chriſti"? Heißt es denn nicht „eine heilige allgemeine — oder auch katholiſche — *Kirche*"?

Antwort: Kirche iſt die Ueberſetzung des lateiniſchen Wortes ecclesia, das ſelbſt aus dem Griechiſchen ſtammt und dort durchaus nur „Gemeinde" heißen kann. So müßte man überall im Neuen Teſtamente leſen.

Frage: Warum lieſt mann denn nicht immer ſo? Warum denn „Kirche"?

Antwort: Das iſt ſo geſchehen, weil man von der Jüngergemeinde Jeſu und ihrer Fortſetzung, der apoſtoliſchen Gemeinde, abgekommen iſt, in die bloße Religion hinein.

Frage: Aber was iſt denn der Unterſchied?

Antwort: Der Unterſchied iſt fundamental. *Kirche* iſt da, wo Lehre, Glaube, Gottesdienſt, Frömmigkeit eine Sache an ſich werden, die man um ihrer ſelbſt willen, oder um der bloßen menſchlichen Bedürfniſſe, Triebe, Leidenſchaften willen pflegt, wo ſie alſo Religion werden; *Gemeinde* iſt, wo es die Sache Gottes iſt, die man ſucht und deren ganzer Inhalt in das Wort „*Gerechtigkeit*" gefaßt wird. Die Propheten und Reformatoren aller Zeiten, vor allem Chriſtus ſelbſt, kämpfen darum für Gott gegen die Religion und für die Gemeinde gegen die Kirche. Das Neue Teſtament will die Gemeinde. *Ihr* gilt die Verheißung,, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen ſollen.[1]) Der echte Dienſt Gottes aber iſt Menſchendienſt in der Liebe, iſt Dienſt am Reich Gottes.

Frage: Soll man denn die Kirche und die Kirchen verlaſſen oder zerſtören?

Antwort: Chriſtus ſagt: „Ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen." [2]) Die Kirche ſoll ſich in die Gemeinde auflöſen, deren Inhalt und Ziel alſo nicht die Religion, ſondern das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit iſt. Mit der Kirche, wenn möglich durch die Kirche hindurch, ſoll es ins Reich Gottes gehen, durch *Entwicklung*, und nur wo dieſe nicht möglich iſt, durch *Bruch*.

Frage: Und wie iſt es mit dem *Gottesdienſt*? Soll kein Kultus ſein?

Antwort: Gottesdienſt iſt der Dienſt an Gott, am Menſchen, an allem, der überall und allezeit ſtattfindet; *Kultus* aber ſoll ein Symbol des Gottesdienſtes ſein. Er ſoll nicht das Reich Gottes erſetzen, ſondern ihm dienen, ihm ſinnlichen Ausdruck verleihen und ihn damit ſtärken.

Frage: Was iſt es mit den *Sakramenten?*

Antwort: Sie bedeuten ein Geheimnis des Reiches Gottes: Im Reiche Gottes will ſich der Geiſt mit der Materie vermählen und ſo ein Neues ſchaffen. Darauf weiſt das Sakrament hin. Die einzelnen Sakramente ſind Ausdruck dieſes Elementes. Die Taufe iſt das Sakrament des Einzelnen, das Abendmahl das der Gemeinſchaft.

Frage: Iſt die *Kindertaufe* die richtige Form der Taufe?

---

[1]) Matthäus 16, 18.
[2]) Matthäus 5, 17.

Antwort: Sie ist nicht die Form der ältesten Gemeinde und überhaupt nicht die, welche der Gemeinde des Reiches Gottes entspricht; denn in diese gelangt man nicht durch die erste Geburt, sondern durch die zweite Geburt, durch Ruf und Entschluß.

Frage: Soll man also die Kindertaufe durch die Erwachsenentaufe ersetzen?

Antwort: Das ist eine Aufgabe, aber sie kann und soll nicht auf bilderstürmerische Weise gelöst werden.

Frage: Können die Sakramente nicht auch wegfallen?

Antwort: Die Sakramente können vielleicht wegfallen, aber nicht das Sakrament. So ist es bei den Quäkern. Bei ihnen werden die einzelnen Sakramente ersetzt durch das „Sakrament des Lebens". Das Reich Gottes läßt das Unsichtbare sich im Sichtbaren darstellen; es verbindet das Aeußere und das Innere; es heiligt die Materie durch den Geist und schafft daraus ein Neues.

Frage: Es heißt: Ich glaube an eine heilige, umfassende *(„katholische")* Gemeinde Christi. Was bedeutet das?

Antwort: Das „Katholisch", ein griechisches Wort, bedeutet: aufs *Ganze* gerichtet, für das Ganze geltend, nach dem Ganzen hin orientiert, also so viel als „universell" oder „umfassend", „allgemein". Sich in diesem Sinne zur „katholischen" oder „universellen" Gemeinde bekennen, bedeutet: Es sollte eigentlich nur eine einzige, umfassende (katholische) Gemeinde Christi geben. Der Bekennende aber erklärt: Daran glaube ich, über alle Unterschiede von Religionen und Konfessionen hinweg, und dafür arbeite ich.

Frage: Wie ist es denn mit dem *Protestantismus?* Hat er nicht auch ein Recht?

Antwort: Gewiß hat er ein Recht. Es muß in der Gemeinde Christi immer Raum sein für den Protest der Wahrheit gegen die Lüge — auch die heilige —, der lebendigen Bewegung gegen die Entartung, der Gegenwart gegen die Vergangenheit, des Geistes gegen die Institution, des Propheten gegen den Priester. Katholizismus und Protestantismus sind, als *Prinzipien*, nicht als historische Gebilde verstanden, die zwei Pole im Leben der Gemeinde. Aber über die bloße Konfession geht das Reich hinaus.

Frage: Auch über die *„Religionen"* hinweg? Die Gemeinde Christi reicht doch nicht über die Christenheit hinaus?

Antwort: Das Reich Gottes geht wie über die Religionen, so auch über das Christentum hinaus. Es umfaßt auch Seelen außerhalb seines offiziellen Bezirkes. Christus ist größer als das Christentum. Aber freilich: Er ist das Fundament, ist *der* Weg, *die* Wahrheit und *das* Leben.[1])

Frage: Wie kann ich für das Kommen dieser *einen* Gemeinde arbeiten? Durch Teilnahme an ökumenischen Bestrebungen?

---

[1]) Vgl. Johannes 14, 6.

Antwort: Dadurch, daß ich an das Reich Gottes glaube, darum bitte, dafür arbeite. Denn so allein kann die wahre Einigung kommen. Die *eine* heilige Gemeinde Christi ist die Gemeinde des Reiches Gottes. An sie glaube ich, zu ihr bekenne ich mich, wenn ich jenes Wort des Bekenntnisses spreche.

Frage: Warum heißt es weiter: *„Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen"?*

Antwort: „Heilige" das heißt: Ausgesonderte, nannten sich auch die Jünger Christi. Im Bekenntnis hat aber der Ausdruck noch einen anderen Sinn. Er weist über die *sichtbare* Kirche (oder vielmehr Gemeinde) hinaus in die *unsichtbare,* über den engern Kreis in den weiteren. Das Reich Gottes zählt, wie wir gesehen, überall Glieder, nicht nur in allen Konfessionen des Christentums, sondern auch in allen Religionen. Und es weist über die Lebenden hinaus zu den *Toten,* die auch Lebende sind. Das Reich Gottes umfaßt Diesseits und Jenseits.

Frage: Gibt es in diesem Sinne auch eine Gemeinschaft zwischen uns und den Abgeschiedenen?

Antwort: Es gibt eine solche Gemeinschaft der Heiligen im *Diesseits.* Wir sollen an sie denken. Und an sie glauben auch da, wo wir sie nicht sehen. Das ist ein großer Trost und eine starke Kraft. Und es gibt eine vom Diesseits zum *Jenseits* und umgekehrt. Wir sollen auch an sie glauben und daran denken. Auch das ist ein großer Trost und eine starke Kraft.

Frage: Haben also die Katholiken recht mit ihrem Allerheiligen- und Allerseelenfest?

Antwort: Sie weisen damit auf eine Wahrheit des Reiches Gottes hin, welche die Protestanten zu sehr vernachlässigt haben.

Frage: Was ist vom Spiritismus und von gewissen mystischen (zum Beispiel anthroposophischen) Anweisungen für den Weg zum Jenseits oder von philosophischen Lehren darüber zu halten?

Antwort: Sie sind sogenannte okkulte Wissenschaft oder Metaphysik und haben als solche mehr oder weniger Wert. Aber der Weg des Reiches Gottes ist ein anderer. „Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Ihm leben sie Alle", und: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." [1])

Frage: Soll nur die Gemeinde die Sache des Reiches übernehmen und nicht auch der *Einzelne?*

Antwort: Auch der Einzelne.

Frage: Wie denn?

Antwort: Durch die *Nachfolge.* Sie bedeutet, daß der Einzelne die Sache Christi, welche die Sache Gottes ist, als Verheißung und Aufgabe übernimmt.

---

[1]) Lukas 20, 38 und Johannes 11, 25.

Frage: Iſt die Nachfolge Chriſti *Nachahmung* Chriſti?

Antwort: Nein, ſie iſt Uebernahme der Sache Chriſti im Geiſte der Freiheit Chriſti. Zu einer *Aehnlichkeit* mit dem Wege Chriſti führt ſie von ſelbſt.

Frage: Was iſt das Ende des Reiches Gottes?

Antwort: Es heißt zum Schluß des Bekenntniſſes: *„Ich glaube an die Vergebung der Sünden, die Auferſtehung des Fleiſches und an ein ewiges Leben.“*

Frage: Warum kommt die *Vergebung der Sünden* erſt jetzt, da doch das Kreuz die Vergebung der Sünden iſt?

Antwort: Es bedeutet hier etwas anderes. Hier hängt es mit der Vollendung des Reiches zuſammen und bedeutet, daß dazu auch die Aufhebung aller Schuld durch die Vergebung gehört. Ohne Vergebung der Sünde und damit auch *Tilgung* der Sünde kann ja das Reich Gottes nicht kommen.

Frage: Es iſt alſo wohl nicht nur an die dem *Einzelnen* gewährte Vergebung zu denken?

Antwort: Sicher nicht. Es muß Vergebung der Sünden auch über die Völker, die Raſſen, die Klaſſen, die Religionen, die Konfeſſionen kommen.

Frage: Ohne Rückſicht auf die *Gerechtigkeit?*

Antwort: Von ferne nicht, vielmehr auf Grund wirklicher Gerechtigkeit: politiſcher, ſozialer, ſittlicher Gerechtigkeit. Denn nur aus ihr erwächſt der *Friede*. Das Reich Gottes aber bedeutet Frieden.

Frage: Und was bedeutet: *„Auferſtehung des Fleiſches“?* Iſt das nicht Materialismus? Sollte es nicht heißen: „Auferſtehung des *Leibes*“ oder eigentlich „der *Seele*“?

Antwort: Auferſtehung des Fleiſches hat einen guten Sinn. „Fleiſch“ bedeutet in der Bibel ja das Irdiſche. Das Wort wendet ſich gegen den falſchen *Spiritualismus*, das heißt gegen eine Denkweiſe, die nur den Geiſt gelten laſſen will und die Materie verachtet, gegen einen *Idealismus*, der die Realität überſieht oder verklärt, beſonders auch gegen die Denkweiſe der *Griechen*, welche nur die Seele in ein Jenſeits retten wollte, in die Unſterblichkeit hinein. Es verkündet den vollen *Realismus* des Evangeliums. Dieſes kennt, wie wir geſehen haben, nicht eine „Unſterblichkeit der Seele“, ſondern eine Auferſtehung. Seine Verheißung iſt die Auferſtehung *alles* Lebens und aller Wirklichkeit, eine Welt des Lebens und des Sieges, eine Oſterwelt. Und es gehört zu dem: *„Ich gläube an ein ewiges Leben.“* Denn „ewiges Leben“ bedeutet im Neuen Teſtament nicht das Jenſeits des Grabes, ſondern das Leben des Reiches Gottes. Wer an dieſes glaubt, der glaubt an ein Leben Gottes, das in dieſe Welt des Todes hereinbricht und ſie in eine Welt des Lebens verwandelt, und er ſchaut freilich über dieſe Welt des Todes hinaus und durch ſie hindurch auf den lebendigen Gott, in dem aller Tod zum Leben wird.

Frage: Wie ſollen wir uns die Ueberwindung des Todes denken? Wo ſind die Toten? Und was iſt ihr Zuſtand? Ich meine die in Chriſtus Geſtorbenen?

Antwort: Die Ueberwindung des Todes geſchieht im Großen durch das Kommen des Reiches. Er iſt nach dem Apoſtel „der letzte Feind", den es beſiegt. Der Einzelne aber überwindet ihn durch die Kraft des Reiches, durch die Verbindung mit dem lebendigen Gott und dem lebendigen Chriſtus.

Frage: Schon jetzt?

Antwort: Ja, ſchon jetzt, im *Geiſte.*

Was aber die Frage nach dem Ort und dem Zuſtand der Toten betrifft, ſo iſt zu antworten: Sie ſind bei Gott. Sie *ruhen* in ihm, aber ſie *leben* in ihm, entſcheiden ſich weiter; ſie kämpfen, leiden mit ihm und mit uns für das kommende Reich — zwei Heere.

Frage: Iſt dieſer Glaube nicht ſchwer?

Antwort: Er iſt ſo ſchwer und ſo leicht als der Glaube an den lebendigen Gott und ſein Reich.

Frage: Bezieht ſich die „Auferſtehung des Fleiſches" bloß auf den Menſchen und ſeinen Leib?

Antwort: Es bezieht ſich auf alle Wirklichkeit. Auch auf die Natur.

Frage: Auch auf die Tiere und Pflanzen? Oder gar die Steine?

Antwort: Auf alles, ſchlechthin alles! Nichts, aber auch nichts ſoll für immer der Zerſtörung und dem Tode verfallen. Alles ſoll zum Leben, zur Erfüllung, zu Gott gelangen. Zum Glauben an das Reich Gottes gehört der Glaube an die *Wiederbringung aller Dinge.*

Frage: Kann man ſich das vorſtellen?

Antwort: Ein wenig, durch die Phantaſie. Aber es muß nicht alles vorſtellbar ſein. Wir brauchen auch nicht alles zu wiſſen und müſſen uns vor Phantaſtik hüten. Wir haben anderes zu tun. Unſere Aufgabe, wie unſere Hoffnung iſt die Gerechtigkeit des Reiches Gottes.

Frage: Iſt in die Hoffnung auf die Wiederbringung aller Dinge auch die auf das Heil für alle Menſchen eingeſchloſſen — alle? Auch die vor und nach Chriſtus ohne den Glauben an ihn Geſtorbenen? Auch die Gottloſen? Auch die Böſen?

Antwort: Die *Hoffnung* gilt für Alle, ohne Ausnahme. Aber die Erfüllung iſt nicht automatiſch zu denken. Es bleibt auf allen Stufen die *Freiheit der Entſcheidung* für oder wider Gott. Aber das iſt die Paradoxie des Glaubens, daß ihm das, was ungewiß bleibt, gewiß iſt. Wer es faſſen kann, faſſe es!

Frage: Auf welcher bibliſchen Grundlage ruht dieſe Hoffnung?

Antwort: Auf der ganzen Bibel. Es iſt eine notwendige Folgerung aus dem Glauben an das Reich. Aber auch auf vielen einzelnen Stellen, beſonders auf Römer 8, 18—25.

Frage: Aber iſt ſie nicht phantaſtiſch?

Antwort: Sie ist so phantastisch wie der lebendige Gott, der doch die einzige wirkliche Wirklichkeit ist.

Frage: Und was bedeutet am Schluß das *„Amen"?*

Antwort: Es ist ein hebräisches Wort und bedeutet „wahrhaftig"!

„Wahrhaftig, so ist es, das glaube ich, das bekenne ich. Ich bin seiner gewiß. Und bin darin selig."

Schluß.

Frage: Ist das der ganze Inhalt des Bekenntnisses?

Antwort: Es ist nur eine Andeutung davon. Die Wahrheit des Reiches Gottes ist ein unendliches Meer. Das apostolische Glaubensbekenntnis ist nur ein Versuch, darauf hinzuweisen. Es ist dabei auf *seine* Zeit und ihre besonderen Probleme bedacht. Der Versuch muß immer neu gemacht werden. Und es ist besonders *das Reich* hervorzuheben.

Frage: Es ist also nicht so gemeint, daß das Apostolicum in *dieser* Auslegung *das* Bekenntnis der Gemeinde Christi sein sollte?

Antwort: Von ferne nicht. Bekennen und Bekenntnis muß in immer neuer Form geschehen, je nach Zeit, Art, Umständen, so wie wir am Anfang erklärt haben.

Frage: Was hat denn diese Auslegung für einen Zweck?

Antwort: Sie soll die lebendige Wahrheit herausheben, die in den Grundlehren des Christentums vorhanden ist, daß wir sie verstehen und ihr in Ehrfurcht begegnen. Aber sie soll uns gerade damit fähig machen zum freien Bekennen an *unserem* Orte, nach *unserer* Art und in *unserer* Sprache. Und auch zum freien, immer neuen Suchen und Finden Gottes.

Auch das Dogma ist Wahrheit. Seine Wahrheit stammt aus der Wahrheit des Reiches Gottes. In den lebendigen, warmen Strom *dieser* Wahrheit muß es wieder hinein, um selbst wieder lebendig zu werden. Es muß sich auflösen, um sich erfüllen zu können, und es muß sich erfüllen, um sich auflösen zu können.

So läuft das Bekenntnis aus in das *Gebet,* und zwar in die Bitte: „Dein Reich komme!" *Leonhard Ragaz.*

Stehen wir vor einer Wendung?

Daß wir in unserer allgemeinen christlichen Lage vor einer Wendung von fast unabsehbarer Tragweite stehen, ist wohl jedem klar, der dafür Augen hat. Aber die Zeichen mehren sich, daß diese Wendung im Großen und Allgemeinen sich auch in der kirchlichen und theologischen Situation widerspiegelt. Es ist in diesen Blättern vor kurzem von zwei solchen Zeichen die Rede gewesen: von der, jedenfalls pseudonymen, Schrift von Thomas Brendel: „Die Abschaffung des Christentums", und der schlichteren, aber viel solideren und wichtigeren von Johannes Ste-

phanos über die chriſtliche Einheit, jene aus der proteſtantiſchen, dieſe aus der katholiſchen Welt kommend.

Zu dieſen Zeichen möchte ich auch die neueſte Schrift von *Karl Barth:* „Die chriſtliche Gemeinde in der Anfechtung" rechnen. Sie iſt im Kerne ein Vortrag, den Barth auf Wunſch des Kirchenvorſtandes von St. Leonhard in Baſel gehalten hat.[1]) Ich halte ſie für wichtiger und wertvoller als vieles, was in der letzten Zeit von Karl Barth ausgegangen iſt und mehr oder weniger Aufſehen erregt hat.

Um was für eine „Anfechtung" handelt es ſich? Barth denkt an eine *Kriſe,* in welche die chriſtliche Gemeinde von der Zeitlage aus geraten könne und im Grunde ſchon geraten ſei, allerdings ohne es im Ganzen recht zu merken — was die Gefahr bedenklich vergrößere. Dieſe Kriſe beſtehe darin, daß die Gemeinde die relative Gunſt, die ſie lange Zeit von Seiten der Welt genoſſen, nach und nach, und vielleicht auch einmal plötzlich, verliere und ſogar in eine Lage gerate, die ſich der *Verfolgung* nähere. Daß das anderwärts ſchon deutlich genug geſchehen iſt, weiß jedermann, Barths Anliegen aber iſt, zu zeigen, daß dieſe Entwicklung ſich auch auf die *ſchweizeriſche* Form der Sache Chriſti ausdehnen könne und wahrſcheinlich auch werde — in gewiſſem Sinne es auch ſchon getan habe.

Von zwei Seiten ſieht Barth dieſe, im übrigen nicht unwillkommene und im Grunde verheißungsvolle Gefahr kommen. Sie kann von *außen* kommen. Barth denkt dabei offenbar an eine Lage, die mit möglichen politiſchen Entwicklungen zuſammenhinge. Er hat dieſe Lage bekanntlich anderwärts erlebt und iſt darum beſonders kompetent, darüber zu reden. Aber er wendet dieſe Erfahrungen auch auf eine Lage an, die weniger gewaltſam zuſtande käme, und was er darüber ſagt, iſt beſonders intereſſant. Er hält es für möglich, ja wahrſcheinlich, daß eine ähnliche Entwicklung auf eine, wie geſagt, weniger akute Weiſe, ſich auch von *Innen* her vollziehen könne. Es könnte ſich aus beſtimmten Tendenzen und Strömungen auch bei uns eine Situation bilden, wo den herrſchenden Mächten, vor allem der Macht, die man *„Staat"* nennt, eine einigermaßen charaktervolle Vertretung der Sache Chriſti immer unbequemer würde. Dieſe Macht würde nicht plump dreinfahren, um nicht die Geiſter aufmerkſam zu machen, ſondern mit der Katzenpfote arbeiten.

„Es gibt zunächſt ſehr einfache Mittel, der chriſtlichen Gemeinde den Mund zu verſchließen oder ihre Stimme wenigſtens mehr oder weniger tonlos zu machen. Man kann ſie weiter, wenn das nicht genügen ſollte, ſehr wirkſam damit gefügig machen, daß man ſie dem übrigen Leben gegenüber iſoliert und in den Winkel drängt."

Man kann, würde ich hinzufügen, auch beides verbinden und die Verkündigung der Wahrheit Chriſti dadurch unwirkſam machen, daß man ſie in das Reſervat des „rein Religiöſen" verweiſt. Man ſieht:

[1]) Sie iſt bei Gaiſer & Haldimann in Baſel erſchienen.

Barth redet von Dingen, die *ſind* und die er, wie andere neben ihm, am eigenen Leibe erfahren hat. Es iſt ſicher ein großes Verdienſt, daß er eine Entwicklung, für welche die meiſten noch blind ſind, ins helle Licht ſtellt und die Schläfer aufzuwecken verſucht. Was er darüber ſagt, iſt ſehr geiſtvoll und auch, abgeſehen von dem beſonderen Problem, das ihn beſchäftigt, bedeutſam. Es ſei folgende Stelle zitiert:

„Man darf ſich freilich über das Hereinbrechen einer ſolchen Kriſis keine falſchen Vorſtellungen machen. Es iſt nämlich nach allen bisherigen Erfahrungen durchaus nicht zu erwarten, daß ſich ein ſolches feindſeliges Eingreifen von außen ſofort als ein totales und alſo tödliches Eingreifen offenbaren und darſtellen werde. Es wird ſich vielmehr in ſolcher Lage zunächſt ſcheinbar immer nur darum handeln, daß die Umgebung die Gemeinde ein *wenig* anders haben möchte, als ſie iſt. Es wird zunächſt immer nur ſehr nachdrücklich *gewünſcht* werden, ſie möchte dieſes und jenes angeblich Nebenſächliche, was ſie bis jetzt getan hat, laſſen und dieſes und jenes angeblich Harmloſe, das ſie bis jetzt gelaſſen hat, tun; hier ein bißchen *mehr ſagen* und dort ein bißchen *mehr ſchweigen*, als ſie es bisher getan hat, um dann — nach einem angeblich leicht zu erfüllenden Zugeſtändnis — der alten Unterſtützung oder doch Duldung aufs neue teilhaftig zu werden. Man träume alſo nur ja nicht von einer Lage, in der der Gemeinde von heute auf morgen zugemutet würde, Gott und den Heiland in offenen Worten und Taten zu verleugnen und zu läſtern. So offen wird man nicht gegen ſie vorgehen und ſo leicht wird man es ihr nicht machen. Man wird ihr ihren Lobpreis Gottes und des Heilandes vielmehr zunächſt laſſen. Man wird ihr nur zumuten, ſich dabei zu dieſem und jenem Zuſatz oder auch zu dieſer oder jener Auslaſſung zu entſchließen. Was war ſchon dabei, wenn man den Chriſten des zweiten Jahrhunderts zumutete, als äußerliches Zeichen ihres Anſchluſſes an die göttliche Verehrung des römiſchen Kaiſers ein Weihrauchkorn auf deſſen Altar zu werfen? Konnten ſie nicht nach wie vor gute Chriſten ſein? Was bedeutete ſchon der gelegentliche Beſuch einer Meſſe, mit dem ſich die franzöſiſchen Hugenotten den Frieden erkaufen konnten, in welchem ſie dann im übrigen glauben konnten was ſie mochten? Was bedeutete das bißchen verſtärkte nationale Pathos, das bißchen Unterordnung unter eine neue, von der Staatsgewalt aufgedrängte Kirchenleitung, der Eid auf den Führer, die Weglaſſung des Hallelujah und anderer allzu jüdiſcher Worte im Gottesdienſt und ähnliche Dinge, die man in den Jahren nach 1933 von den chriſtlichen Gemeinden in Deutſchland verlangte? Was war ſchon dabei, wenn ſich die Kirchen in Japan vor zwei Jahren zunächſt damit in Sicherheit bringen mußten, daß ſie ſich von ihren europäiſchen und amerikaniſchen Miſſionaren und Pfarrern losſagten und überdies — wieder im Zuſammenhang mit der Verehrung eines nationalen Gott-Kaiſers — ein paar Zeremonien in Kauf nahmen? Wo war und iſt in dem allem die Verleugnung Jeſu Chriſti? Das Eingreifen gegen die chriſtliche Gemeinde, in welchem es zu deren Anfechtung kommt, geſchieht zunächſt faſt immer ſanft wie der Griff einer Katzenpfote: faſt immer ſo, daß man ebenſogut der Meinung ſein kann, daß da nun wirklich gar nichts oder faſt gar nichts dabei zu finden ſei. Erſt irgendwo in ſcheinbar großer Ferne hinter ſolchen Zumutungen ſteht dann das eigentlich Gefährliche, deſſen Anerkennung offenkundig Verleugnung und Läſterung, Irrglauben und Unglauben und direkte Preisgabe des Chriſtentums bedeuten würde. Zunächſt aber wird es immer ſo ſein, daß die Frage wohl am Platze erſcheint und — wenn man das will — immer noch und noch einmal diskutiert werden kann: ‚Fährmann, ſag's mir ehrlich, iſt's denn ſo gefährlich?‘ “

Damit iſt ſchon die Frage geſtreift, wie die Gemeinde ſich zu dieſer Gefahr ſtellen wird. Darüber macht ſich Barth keine Illuſionen. Was er im Beſonderen über die verſchiedenen Arten, einer Entſcheidung aus dem

Wege zu gehen und ſtatt Ja oder Nein „Jain“ zu ſagen ausführt, iſt wieder höchſt treffend, mit baſleriſcher Satire, dargeſtellt und auch wieder das chriſtliche Weſen allgemein charakteriſierend. Für das Problem aber, das uns diesmal beſchäftigt, iſt die Frage entſcheidend, *wie dieſer Gefahr begegnet werden ſoll.* Da liegt es denn nahe, von Barth die Antwort zu erwarten: „Dadurch, daß die Gemeinde ein feſtes *Bekenntnis* [im Sinne etwa der Bartſchen Theologie und der einſtigen deutſchen Bekenntniskirche] als Bedingung der Zugehörigkeit zu ihr verlangt.“ Aber es ſcheint nicht, daß dies ohne weiteres Barths Meinung ſei. Es ſcheint ihm vielmehr klar geworden zu ſein, daß der wirkliche Trennungsſtrich anders verlaufe. Man überlege folgende Aeußerungen:

„Man muß nun freilich *nicht* denken, daß das notwendig *die gleichen* Chriſten ſein werden, die ſich ſchon zu Friedenszeiten durch fleißigen Kirchenbeſuch und durch andere Betätigung ihrer Anteilnahme am Leben der Gemeinde ausgezeichnet haben. Einige von dieſen werden wohl auch dabei ſein. Es werden aber auch viele Erſte Letzte und wiederum viele Letzte Erſte ſein. Man wird ſeinen Augen nicht trauen, wenn man ſieht, wer hier auf einmal dabei und wer auf einmal nicht dabei iſt.“

„Es könnte — o Schreck! — ſo ſein, daß gerade die weniger netten Leute, die weniger einleuchtenden und beliebten Pfarrer ſich auf dieſer Seite befinden und alſo für dieſe Sache wenig Staat machen können. Es könnte wohl ſein, daß es bei der Entſtehung eines ſolchen Bekenntniſſes, aus der Nähe geſehen, wirklich wunderlich zugeht und daß nachher bei deſſen Verteidigung und Anwendung allerlei Schwachheiten und Inkonſequenzen auf der einen und allerlei Unfreundlichkeiten auf der anderen Seite mit unterlaufen, auf die man dann leicht mit Fingern weiſen und fragen kann: ob das nun wohl chriſtlich ſei?“

Sollte daraus nicht die Folgerung gezogen werden können, daß es nicht das dogmatiſche Credo ſein werde, das die Gemeinde des Widerſtandes einigen werde? Barth äußert ſich darüber folgendermaßen:

„Aber wie dem auch ſei: in dieſem Teil der Gemeinde wird man ſich langſam oder plötzlich zu beſtimmten *Erkenntniſſen* und *Entſcheidungen* hinſichtlich des Sinnes der entſtandenen Lage durcharbeiten. Man wird nämlich verſuchen, die der Gemeinde geſtellte Frage nicht im Licht von allen möglichen anderen Erwägungen, ſondern ſchlicht im Licht des bibliſchen Wortes Gottes zu betrachten und von da aus zu verſtehen, was jetzt das Gebotene und alſo das Rechte ſein möchte. Man wird in dieſem Lichte klar ſehen und alſo durchſchauen, daß hinter jenen angeblich ſo leicht zu erfüllenden Wünſchen der Umgebung noch das ganz andere ſteckt: die Verſuchung zur Verleugnung und Läſterung, zum Verrat am Evangelium, zur Preisgabe der Sache der Gemeinde und alſo der Angriff auf die Subſtanz, von der die Gemeinde zu leben hat. Man wird verſuchen, ſich ſo gut es geht über den drohenden Irrtum und über die ihm entgegenzuſtellende Wahrheit zu einigen. Man wird — das wird techniſch notwendig ſein — das Ergebnis ſolcher Einigung zu Papier bringen und in einigen Punkten feſtlegen, was man in der entſtandenen Lage gemeinſam für dasjenige hält, was als das Chriſtliche unter allen Umſtänden, jenſeits alles Marktens und Disputierens zu behaupten und zu verteidigen iſt. Was auf dieſem Papier ſteht, wird dann das *Bekenntnis* — das Bekenntnis der bekennenden Gemeinde — ſein und dieſes wird gewiſſermaßen die Fahne ſein, um die man die übrige, gewiß arg verwirrte und verſtörte Gemeinde zu ſammeln und beieinanderzuhalten verſucht, das Zeichen, an dem man ſich bei aller inneren und äußeren Anfechtung immer wieder klarmacht, wo die Grenze liegt, über die man ſich nicht zurückdrängen laſſen darf, an dem man

ſich in allen einzelnen Fragen immer wieder orientieren kann. In der Perſon derer, die ſich ſo zuſammentun und auf der Linie ihrer Erkenntnis und ihres Bekenntniſſes wird alſo die chriſtliche Gemeinde den ihr aufgenötigten Kampf *aufnehmen*. Er wird ſchlicht darin beſtehen, daß man durch dick und dünn das und nur das ſagt und tut, was man auf dieſer Linie gemeinſam verantworten kann."

Man ſieht: das von Barth geforderte Bekenntnis *könnte* von der Art ſein, wie der Schreibende es für richtig hält: nicht eine abſtrakte dogmatiſche Formulierung, ſondern ein Bekenntnis zu Chriſtus im Sinne des Résistez! gegenüber den Mächten, die heute auch nicht im dogmatiſch-theologiſchen Streit, ſondern in der lebendigen Wirklichkeit gegen Chriſtus ſtehen. Einem ſolchen Bekenntnis würden *wir* zuſtimmen, während vielleicht recht viele nicht zuſtimmten, die ein dogmatiſches Credo ohne Beſinnen unterſchrieben.

Das wäre eine neue Front. Ob Barth ſie wirkich im Auge hat? Man möchte es annehmen, wenn man auch noch folgende Aeußerung lieſt:

„Und nun iſt in dieſem perſönlichen Bereich noch etwas Beſonderes ſehr ernſthaft zu beachten: Kommt die chriſtliche Gemeinde in die Anfechtung, dann kommt es unter den einzelnen Chriſten notwendig zu *Scheidungen*. Die Wege derer, die bisher zuſammenzuſein und zuſammenzugehen meinten, trennen ſich dann. Hier ſind dann die Einen, die die Anfechtung als ſolche erkennen und ihr widerſtehen möchten, dort die Anderen, die gerade das Widerchriſtliche als das Chriſtliche vertreten und verherrlichen, dort die Dritten, deren Entſcheidung dahin lautet, daß ſie ſich nicht entſcheiden wollen."

Aber noch mehr als das bisher Angeführte ſprechen in dieſem Sinne die Stellen, worin Barth Dinge ſagt, und zwar wichtige, die bisher als Charakteriſtikum der Religiös-Sozialen galten und Dinge in Schutz nimmt, die er und ſeine Anhänger mit Vorliebe dieſen vorwarfen. Man leſe und ſtaune:

„Ob die Entſtehung einer ſolchen bekennenden und kämpfenden Gemeinde in der Gemeinde nicht auch bei der beſten Abſicht der Beteiligten zu allerlei *Schwärmerei*, d. h. zu allerlei extremen, ruhiger Prüfung nun doch nicht ſtandhaltenden Aeußerungen, Beſchlüſſen und Handlungsweiſen führen könnte? Dazu iſt zu ſagen, daß das allerdings geſchehen könnte und in ſolcher Lage tatſächlich ſehr oft geſchehen iſt. Es wird alſo angebracht ſein, vor dieſer Gefahr auf der Hut zu ſein, echten Enthuſiasmus und bloße Hyſterie wohl zu unterſcheiden und gut auseinanderzuhalten. Das wird am beſten damit geſchehen, daß gerade diejenigen, denen es in dieſer Sache am ernſteſten iſt, ja nicht aufhören, ſondern, je ſchwieriger die Lage wird, um ſo mehr fortfahren, die Bibel zu ſich reden zu laſſen. Denn gegen einen eigenwilligen, ungeſunden Geiſt, der ſie in der Tat ins Unrecht ſetzen könnte, iſt im Wort und letztlich nur im Wort Gottes das rechte Kraut gewachſen.

Dazu iſt aber noch mehr zu ſagen: Sollte es wirklich geſchehen, daß dieſer und jener Daniel in der Löwengrube im Uebereifer meinen ſollte, die Löwen auch noch am Schwanz zupfen zu müſſen (was ihm durch das Wort Gottes gewiß nicht geboten ſein kann), ſo iſt doch ſchwärmeriſcher Uebereifer in ſolcher Lage der Gemeinde gewiß die *geringere* Gefahr, weil die übergroße Mehrzahl nach dieſer Seite ſich zu verfehlen dann gewiß nicht große natürliche Luſt haben wird. ‚Einſeitige' Leute wird es dann ganz wenig, zwei- und mehrſeitige in ganzen Bataillonen geben. Ein gewiſſer Tropfen oder Schuß freien Geiſteslebens wird dann alſo der Gemeinde ziemlich heilſam und den Geiſt zu dämpfen wird dann ſicher bei aller gebotenen Weisheit nicht die dringendſte Notwendigkeit ſein."

„ . . . Es wird in ſolcher Lage zwar wichtig ſein, ſchlangenklug — es wird aber doch noch viel wichtiger ſein, dabei auch und vor allem taubeneinfältig zu ſein. Die Nüchternheit in Ehren, aber aus der Nüchternheit allein und aus der Angſt vor der Schwärmerei iſt noch nie ein chriſtliches Wort oder eine chriſtliche Tat geboren worden."

Faſt noch auffallender aber ſind folgende Stellen:

„In ſolcher Lage werden viele plötzlich entdecken, daß das Chriſtentum etwas ſo *Innerliches* und *Jenſeitiges* ſei, daß ihm ein gewiſſes Nachgeben in irdiſchen Aeußerlichkeiten oder ſchließlich auch eine ſehr eingreifende Umgeſtaltung etwa der Gemeindeordnung und des Gottesdienſtes noch lange nichts ſchaden könne, daß es aber umgekehrt ſehr mißlich ſei, einen äußerlichen Streit darum zu führen. Es wird plötzlich ſehr viele Myſtiker geben, die ſich als Vertreter einer Religion des Herzens und des Himmels durch die ganze Anfechtung der Gemeinde nicht angefochten und zu nichts verpflichtet fühlen. Was ſoll man ihnen ſagen als dies: Wenn das Chriſtentum wirklich etwas ſo rein Innerliches und Jenſeitiges wäre, dann hätte wohl auch Chriſtus ſelbſt nicht leiden und ſterben müſſen, und ſiehe da: dann gäbe es überhaupt kein Chriſtentum. Nehmt ihm das Aergerliche der irdiſchen Aeußerlichkeit, aber ſeid euch klar darüber, daß ihr es dann überhaupt losgeworden ſeid!

Weiter: Es werden dann andere kommen und ſagen, man müſſe *Religion und Politik* doch ja ſauber auseinanderhalten. Wenn es wirklich um den Glauben ginge, ſo wollten ſie wohl — und dann bis zum letzten Blutstropfen! — dabei ſein. Es könne aber jeder ſehen oder doch ſicher vermuten, daß bei denen, die jetzt meinten bekennen und widerſtehen zu müſſen, wie bei ihren Gegnern politiſches Reſſentiment und politiſche Leidenſchaft eine allzu große Rolle ſpielten, ſo daß es um der Reinheit der Religion willen ratſam ſei, ſich weder auf die eine noch auf die andere Seite zu ſtellen. Ja, iſt zu ſagen, mit der Religion mag man es wohl ſo halten. Wie aber, wenn es in der chriſtlichen Gemeinde um das Evangelium und alſo um die Botſchaft vom Königreich Jeſu Chriſti geht, wenn dieſe alſo von Haus aus — und wenn auch ihre Beſtreitung im Grunde immer — eine hoch politiſche Angelegenheit iſt? Weſſen ſchämt man ſich dann, wenn man ſich nun auf einmal gerade der Politik ſchämen zu müſſen meint?"

Wahrhaftig: Schärfer haben dieſe ganz weſentlichen Dinge auch wir Religiös-Sozialen nicht geſagt!

Und nun die große Frage: Sollte, wenn dieſe Aeußerungen Barths nicht ſozuſagen bloß Seitenſprünge ſind, was man doch nicht annehmen darf, ſondern von *weſentlicher* Art, nicht der Gegenſatz zwiſchen den Dialektikern und den Religiös-Sozialen dahinfallen? Sollte ſich dann nicht die neue Front herſtellen, in der alle die, welche gegen die heute der Gemeinde Chriſti drohende Gefahr ſich, ohne Orthodoxie, aber im Glauben, zu Chriſtus bekennen, gegen die zuſammenſchlöſſen, welche bei aller dogmatiſchen oder anderen Gläubigkeit Chriſtus an die Weltmächte preisgeben? Sollte nicht eine ſolche Neue Gemeinde ſich bilden, die auf dem Boden des Reiches Chriſti gegen das Reich Baals und Cäſars ſtünde? Das wäre etwas Großes, wäre ein gewaltiger Schritt Chriſtus und dem Reiche entgegen.

Oder ſollte das zuviel erwartet ſein?

Der Schreibende muß, wenn er dieſe Frage ſtellt, von Freunden und Gegnern her auf den Vorwurf nicht nur des Utopismus, ſondern ſogar der Anbiederung an die Leute, die uns bisher bloß höhniſche Ge-

ringſchätzung und abſichtliche Entſtellung unſerer Sache gezeigt hätten, gefaßt ſein. Der Verſuch der Utopie iſt in unſeren utopiſchen Tagen nicht ſchwer zu nehmen. Was aber die Anbiederung betrifft, ſo meine ich doch wahrhaftig genügend gezeigt zu haben, daß ich nicht der Mann für eine ſolche bin. Es koſtet mich eine gewiſſe Ueberwindung, die große Frage zu ſtellen, und es iſt wahrhaftig auch nicht irgendwelche kluge Spekulation, oder auch irgendwelcher Mangel an Vertrauen zur eigenen Sache (von der ich vielmehr glaube, daß ſie einen neuen Aufſchwung erlebe, während der Siegeszug der dialektiſchen Theologie wohl ſeinen dialektiſchen Umſchlag erlebt), was mich dazu zwingt. Ich *muß* die Frage ſtellen, habe ſie nun Erfolg oder nicht.

Daß ich aber nicht eine Anbiederung oder irgendein Verſöhnungstheater meine, beweiſt auch, was ich noch weiter zu ſagen habe.

Es trifft ſich, daß gerade jetzt ein anderer Vortrag veröffentlicht wird, der als ein Zeichen der Wendung betrachtet werden darf. Ich meine den in dieſen Heften erſchienenen von *Paul Trautvetter* mit dem Titel: „Die Frage Gottes an unſere Zeit und unſere Antworten." Er wird nun von der Religiös-Sozialen Vereinigung als Broſchüre herausgegeben.[1]) Ich halte auch dieſen Vortrag für eine hochwichtige Aeußerung. Es erſcheint aber denen, die ihn kennen, wohl als Paradoxie, wenn ich ihn gleichſam als eine Brücke hinſtellen wolle, auf der die Anhänger der dialektiſchen Theologie und die Religiös-Sozialen ſich begegnen könnten. Denn dieſer Vortrag iſt ja gerade eine zwar, wie immer bei Trautvetter, echt vornehme, aber doch zugleich äußerſt ſcharfe Auseinanderſetzung beſonders mit der dialektiſchen Theologie als derjenigen Macht, welche ſo lange die verhängnisvolle Haltung unſerer Kirchen beſtimmt habe. Dieſe Paradoxie hat aber ihren guten Sinn. Denn wenn es etwas wie eine Verſöhnung zwiſchen den beiden Lagern geben ſoll, ſo kann ſie nur auf Grund der *Wahrheit* geſchehen, für eine Prüfung der Wahrheit aber eignet ſich dieſe Schrift wie nichts anderes. Trautvetter iſt auch der Mann, der auch im andern Lager mit Recht eine große Achtung und ein großes Vertrauen beſitzt. Es iſt bei ihm kein *Gift* vorhanden; ſein Geiſt iſt eine lautere Quelle.

Man könnte dagegen freilich einwenden, ich mache es mir bequem und rede in faſt naiver Parteilichkeit, da ja Trautvetters Schrift eine *Anklage* ſei, der doch eine dialektiſche entgegengeſtellt werden müßte. Ich würde dann antworten, daß dieſe dialektiſche Anklage ja in reichlichem und überreichlichem Maße exiſtiert und es bloß nötig iſt, daß ihre Vertreter einmal die andere Seite ernſt und loyal kennen lernen. Dazu geſellt ſich der bezeichnende Umſtand, daß die *Notlage* der Sache Chriſti von Trautvetter und Barth eigentlich recht ähnlich geſehen wird, wenn auch von etwas verſchiedenen Geſichtspunkten aus. Darum

---

[1]) Der Vortrag iſt zum Preis von 50 Rappen bei der *Pazifiſtiſchen Bücherſtube*, Gartenhofſtraße 7, Zürich, zu beziehen.

möchte ich geradezu vorſchlagen und dazu auffordern, daß unſere theologiſchen Kreiſe die beiden Schriften zuſammen unter dem Geſichtspunkt der von jeder von ihnen gezeichneten Lage prüfen und dann einen Schritt, einen großen Schritt, in das Neuland Gottes tun ſollten. Wenn die alten Kämpfer dazu nicht fähig ſind, ſollte es dann nicht genug Vertreter einer *neuen* Generation geben, die ſich ſogar nach ſolchem Neuland und Neubruch (Jeremia 4, 3—4) ſehnen?

Nochmals: Iſt das Utopie? Ich meine, es ſei Gottes Ruf und Gebot in dieſer ſchweren und großen Stunde. *Leonhard Ragaz.*

Kirche und Friedensaufgabe.

Zu der Neuorientierung, die ſich der ſchweizeriſchen proteſtantiſchen Kirche (ſo muß man nun wohl ſagen, lieber aber ſagte ich: den ſchweizeriſchen Kirchen) völlig aufdrängt, gehört die Stellung zur Friedensaufgabe. Man weiß wie ſeit Jahrzehnten dieſe Aufgabe unter dem Einfluß beſtimmter theologiſcher Strömungen bagatelliſiert, als rein politiſche und weltliche Sache, als Problem dritter Ordnung behandelt worden iſt. Aber nun ſtellt der Herr der Geſchichte ſelbſt dieſe Frage noch einmal mit ſo ungeheurer Eindringlichkeit, daß es wohl kaum mehr möglich iſt, diſe Einſtellung beizubehalten, wenn die Kirche ſich nicht völlig in den Winkel ſtellen und darin abſterben will.

Bei dieſer Lage kommt darum eine Schrift unſeres Freundes *Karl von Greyerz* über „Die Kirchen und das Friedensproblem" ſehr zur rechten Zeit.[1] Sie hat alle Vorzüge, die man an ihrem Verfaſſer kennt: gewiſſenhafte Abwägung des Für und Wider, reiche Illuſtration durch Tatſachen und durch Zitate aus Aeußerungen anderer, eine Verbindung von konſervativer Art mit der Fähigkeit radikaler Folgerungen, wie der Verfaſſer ſie, nicht ohne langen Kampf, gerade in dieſer Sache vertritt. So eignet ſich die Schrift vortrefflich als Grundlage für eine erneute Verhandlung dieſes großen und zentralen Anliegens.[2])

Aber nicht nur dieſe Schrift ſelbſt, ſondern auch die Perſönlichkeit des Verfaſſers beſitzt die Berufung, die Neuaufnahme dieſes großen Problems zu fördern. Er iſt ein Mann des Vertrauens auch vieler kirchlichen Kreiſe. Und er wird unterſtützt durch die Arbeit des *„Kirchlichen Friedensbundes"*, der die Schrift herausgegeben hat und deſſen Werk auch eine neue Wichtigkeit gewinnt.

Dieſe ganze Bewegung aber kann nur als ein Teil der allgemeinen Neuorientierung auf das Reich Gottes hin, die ſich nun deutlich ab-

---

[1]) Herausgegeben vom „Kirchlichen Friedensbund", Otto-Lang-Weg 6, Zürich 7. Preis 40 Rp.

[2]) Es ſei bei dieſem Anlaß auch noch einmal der Schrift von *Lichtenhan* gedacht, von der Aehnliches gilt: *„Iſt Abrüſtung Chriſtenpflicht?"*

zeichnet, ihren ganzen Sinn und die volle Kraft bekommen, wie sie umgekehrt einen starken Impuls zu dieser Neuorientierung bedeuten mag.

Aus einer falschen Orientierung heraus hat, wie mit besonderer Kraft und Tiefe *Trautvetters* anderswo genannte Schrift aufzeigt, die Kirche in dieser Sache schwere Schuld auf sich geladen. Wenn sich diese wiederholte, so könnte es das endgültige *Gericht* über sie bedeuten. *L. R.*

Lotti Birch

1908—1942.

Am 29. Juni ist infolge eines Unfalles ein junges Leben jäh abgerissen worden, mit dem viel Gegenwarts- und Zukunftshoffnungen verknüpft waren, das freilich auch trotz der kurzen Spanne Zeit, die es umfaßte, ein reiches, in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Lotti Birch hat zunächst nach Abschluß ihrer Handelsschulausbildung sich in England die englische Sprache in einer Weise angeeignet, daß sie ihr zur zweiten Muttersprache geworden ist, was ihr und ihren Mitarbeitern bei ihrer späteren Arbeit für die Internatonale Frauenliga für Frieden und Freiheit und bei ihrer internationalen Arbeit überhaupt von großem Nutzen war. Aber England legte überhaupt den Grund für ihre Aufgeschlossenheit gegenüber internationalen Problemen, da sie dort im Dienste der „International Tramping Tours" Wanderungen vorzubereiten und zum Teil auch selbst durchzuführen hatte, die die Teilnehmer nicht nur mit den Naturschönheiten der verschiedenen Länder Europas bekanntmachen, sondern sie auch mit deren Geschichte und Bevölkerung in Beziehung bringen sollten. Sie war darum, als sie das Sekretariat der I. F. F. F. übernahm, für diese Arbeit ganz ausgezeichnet ausgerüstet und vorbereitet. Sie beherrschte außer ihren zwei „Muttersprachen" auch Französisch und Italienisch, und ihre große Sprachbegabung erlaubte ihr, sich auf weiteren Sprachgebieten wenigstens einige Grundkenntnisse anzueignen. Doch hatten diese Sprachkenntnisse für sie durchaus nicht nur den Wert des technischen Ausdrucksmittels; sie waren vielmehr Symbol für ein Verstehenwollen ein Sichversenken in die Eigenart anderer Völker und anderer Denk- und Anschauungsweisen. Dabei verlor sie sich aber nicht in Verschwommenheiten; sie behielt sich ihr eigenes Urteil vor, wie überhaupt Klarheit des Denkens und Festigkeit des Charakters bei aller stillen Zurückhaltung einer ihrer besonderen Wesenszüge war. Daß sie innerlich wohl manche verschiedenen Entwicklungsphasen durchmachte, ist gerade bei ihrem tiefen Wahrheitsstreben anzunehmen. Einen tiefen Einschnitt in ihr Leben bedeutete der frühe Tod eines Neffen, eines jungen Menschen, mit dem sie sich ganz besonders verbunden fühlte, ein Tod, der, wie der ihre, für die Hinterlassenen die alte Schicksalsfrage „Warum?" wachrief, für die sie aber doch wohl das „Dennoch" fand. Es mag wohl gerade dieses Erleben sie auch wieder besonders vertieft und gefördert haben.

Auf keinen Fall haben die persönlichen, oft schweren Verhältnisse und Erlebnisse sie je von ihrer Arbeit und ihren allgemeinen Interessen abgelenkt Nachdem sie das Sekretariat der I. F. F. F. verlassen hatte, weil ein Teil der Ligaarbeit in die Vereinigten Staaten verlegt worden war, versah sie auf kurze Zeit eine Sekretariatsstelle in einem Erziehungsinstitut; aber als ihr eine materiell viel weniger vorteilhafte Stelle als Sekretärin des „Eschenbundes" und der „Neuen Demokratie" angeboten wurde, nahm sie dieselbe ohne Zögern an, weil sie dort wieder eine Arbeit fand, bei der sie innerlich ganz mitmachen konnte. Was sie dort an Hingabe, Umsicht, Pflichttreue und Pflichteifer geleistet hat, davon wissen in erster Linie ihre nächsten Mitarbeiter zu sagen, für die sie wohl nie ganz ersetzt werden kann. Das kann sie keinem von uns, denen sie Mitarbeiterin war; denn sie war eben nicht nur Mitarbeiterin im gewöhnlichen Sinne, sondern auch Mitkämpferin und Freundin. Aber gerade weil die Verbindung mit ihr über das Vereinsmäßig-Geschäftliche hinausging, weil man sich in der *Sache* eins wußte, weil man sich menschlich nahe war, gerade weil sie „unersetzlich" ist, ist sie auch „unverlierbar". Das, was sie als Mitstreiterin und Mensch war, bleibt uns als eine lebendige, warme Erinnerung, für die wir dankbar sind, und die uns eine Hilfe sein wird in der Arbeit und im Kampf für die gemeinsamen Ziele. *Clara Ragaz.*

Korrigendum. Durch ein Versehen ist in der letzten Sendung der Aufsatz von „H." im Inhaltsverzeichnis dem Herausgeber zugeschrieben worden. Die Leser werden den Irrtum schon erkannt haben.

Redaktionelle Bemerkungen

Diese Sendung, die wegen Unwohlseins des Herausgebers und andern Ursachen etwas später, als geplant war, erscheint, ist ein *Doppelheft*, so wie einst die „Neuen Wege" für Juli und August zusammengezogen wurden. Sie ist gewissermaßen als *Ferienlektüre*, das heißt: für Tage mit etwas mehr Zeit zur Besinnung gedacht. Darum glaubte der Herausgeber, den Lesern einen so umfänglichen Beitrag, wie die Erklärung des *Apostolischen Glaubensbekenntnisses*, vorlegen zu dürfen, und hofft, sich darin nicht getäuscht zu haben. Was sagen wohl die Leser zu dem Versuch?

Auf den Wert des Vortrages von Margarethe Susmann über *Ezechiel* brauche ich die Leser wohl nicht noch extra hinzuweisen, und ebensowenig die trotz der Enthaltung vom „Politischen" vorhandene *Aktualität* des ganzen Inhalts.

Daß der Herausgeber zu so großem Teil die Beiträge selber bestreiten mußte, gehört zu den Uebelständen, welche die bekannte Situation mit sich bringt. Er bittet dafür um Entschuldigung.

742

INHALT

Was allein uns rettet. Zum Buß- und Bettag / Leonhard Ragaz
Das Unſervater I / Leonhard Ragaz
Die Botſchaft vom Reiche Gottes / Margarete Susman
Das Problem Gandhi / Leonhard Ragaz
Von Schriften
Berichtigung
Religiös-Soziales. 1. Ferienkurs. 2. Jahresverſammlung

Das Eine, das uns retten kann.

Zum Buß- und Bettag.

Die Wahrheit wird euch frei machen.
Johannes 8, 32.

Wenn man mir die Frage ſtellte, was unſer Volk und Land am meiſten nötig habe, wenn es gerettet werden ſolle, ſo würde ich ohne Beſinnen — freilich nach vielem Beſinnen! — antworten: „Die *Wahrheit* — nur dies, die Wahrheit! — und noch einmal die Wahrheit!"

Groß iſt allerdings die *Gefahr*, in der es ſchwebt, ſehr groß, ſein Leben bedrohend. Es iſt, wie jedermann weiß, eine doppelte Gefahr, die freilich im Grunde, wie faſt immer in ſolchen Fällen, nur *eine* iſt: eine äußere und eine innere, wobei die weitaus ſchwerere, freilich weniger in die Augen ſpringende die innere iſt. Es iſt aber ſozuſagen eine potenzierte Gefahr. Denn in beiden Fällen, die, wie geſagt, im Grunde nur *einen* Fall bilden, beſteht die Gefahr noch weniger im Tatbeſtand der Verhältniſſe ſelber, als in der *Lüge* — ſcheuen wir das Wort nicht! —, womit er zugedeckt wird. *Daran* vor allem drohen wir zugrunde zu gehen. Und wir würden *gerettet* durch die Wahrheit — das iſt mein tiefer und ſtarker Glaube; wir würden gerettet durch das Wort der Wahrheit, das die Giftnebel der Lüge zerteilte, worin wir zu erſticken drohen.

Aber nun ſcheint umgekehrt vielen gerade die Wahrheit unſere größte Gefahr zu ſein. Wenigſtens in bezug auf beſtimmte Punkte. Dieſe Gefahr der Wahrheit, die man fürchtet, läßt ſich etwa ſo beſtimmen: Die *eine* Form iſt, daß man fürchtet, durch die offene Ausſprache der Wahrheit ſtarke Mächte zu reizen, die uns zur Strafe zerſchmettern könnten. Dieſe Furcht iſt nicht heroiſch — Furcht iſt das ja überhaupt nicht, außer der Furcht Gottes und dem, was damit zuſammenhängt —, aber ſie kann *ehrlich* ſein. Die zweite Art von Furcht iſt, daß die Wahrheit den *inneren Frieden* ſtören könnte, den unſer Volk inmitten

ſo ſchwerer äußerer Gefahr ſo dringend nötig habe. Dieſe Furcht *kann* auch ehrlich ſein, weil aus Beſchränktheit und Aengſtlichkeit entſpringend, aber ſie iſt oft, ſehr oft, unehrlich, weil man im Grunde eine Ausſprache der Wahrheit darum nicht will, damit nicht durch ſie die beſtehenden materiellen und geiſtigen Beſitz- und Machtverhältniſſe geſtört würden. Aus dieſen beiden Arten von Furcht entſteht eine dritte, die, wenn ich ſo ſagen darf, ein Baſtard von beiden iſt: Man ſchützt die äußere Gefahr vor, um im Innern deſto ungeſtörter die Intereſſen ſeiner Schicht, ſeiner Klaſſe, ſeiner Kirche, ſeiner Konfeſſion oder auch bloß ſeiner Kaſte durchſetzen zu können. *Dieſe* Furcht vor der Wahrheit iſt alſo von vornherein unehrlich, das heißt: ſie iſt als Furcht ſelbſt ſchon ehrlich, aber ihre Begründung iſt unehrlich; dieſe iſt nur ein Wandſchirm, hinter dem ſich andere Dinge verbergen.

Aber *falſch* iſt die Furcht vor der Wahrheit in all dieſen drei Formen. Wir haben gegen die *äußere Gefahr* gar keinen feſteren und ſichereren Schutz als die Wahrheit. Sie iſt ein Panzer Gottes. Unſere größte Gefahr aber iſt gerade in dieſer Beziehung die Angſt vor der Wahrheit, iſt die Lüge als Reden und die Lüge als Schweigen. Daran gehen wir ganz ſicher zugrunde. Kein ſchöner Mantel, den wir dieſer Unwahrheit umtun, heiße er Neutralität, oder Nicht-Richten, oder gar chriſtliche Liebe — alles in *dieſem* Zuſammenhang auch Unwahrheiten — kann uns davor retten. Das iſt Gottes heilige Ordnung und iſt durch erſchütternde Beiſpiele von der älteſten bis zur neueſten Zeit bewieſen. Nicht die Unwahrheit ſichert uns gegen die äußere Gefahr; ſie iſt vielmehr gerade die größte Gefahr.

Das gleiche aber gilt von der inneren Gefahr. Es gibt auch für die innere Lage eines Volkes keine größere Gefahr als die Unwahrheit in jeder Form, beſonders aber als Unterdrückung der Wahrheit durch Feſſelung des freien Wortes. Dieſe Gefahr bedroht gerade den *Frieden*. Es gibt der Natur der Dinge nach keinen Frieden ohne Wahrheit. Denn das iſt ja gerade das Weſen des Friedens, daß er auf der Wahrheit der Dinge ruht, daß er aus der rechten Ordnung der Dinge entſpringt, welche die Wahrheit iſt — wie das Recht! — ja, daß er dieſe Ordnung *iſt*. Alle Zwietracht entſteht aus der Lüge, und nicht umſonſt heißt im Neuen Teſtament der Fürſt des Böſen „Vater der Lüge". Durch die Unwahrheit werden auch Dinge ſchlimm, die an ſich nicht ſo ſchlimm wären. Der Nebel der Unwahrheit verfälſcht alle Umriſſe der Dinge. Er ſchafft Geſpenſter. Er berauſcht die Menſchen — weil er *Gift* iſt! — und reizt ſie zu Gedanken, Gefühlen und Taten, die im Sonnenlicht der Wahrheit unmöglich wären. Umgekehrt aber iſt Wahrheit das große, von Gott kommende Heilmittel, das auch ſchlimme Dinge gut machen und ſchwerſte Erkrankung heilen kann. Sie allein wirkt Frieden; ſie *iſt* Frieden; ſie kann das *Wunder* des Friedens ſchaffen. Verhehler und Unterdrücker der Wahrheit ſind die wahren Zer-

ſtörer des inneren Friedens. Sie ſind die ſchlimmſte Form von Revolutionären. Der Raub der Wahrheit iſt auch der ſchlimmſte Diebſtahl — er iſt Diebſtahl an einem gemeinſamen göttlichen Gut. Die Vergewaltigung der Wahrheit iſt die ſchlimmſte Form der Gewalttat, und es iſt kein Wunder, wenn ſie ſtets mit der Vergewaltigung und Mißachtung des *Rechtes* Hand in Hand geht — um von der *Freiheit* zu ſchweigen; denn ſelbſtverſtändlich iſt die Wahrheit die Seele der Freiheit und Freiheit des Wortes Fundament und Eckſtein aller Freiheiten, mit einem andern Bilde geſagt: Werkzeug und Schwert aller Wahrheit. Nur die Wahrheit *eint;* denn ſie ſtammt aus dem Einen; die Unwahrheit *zerreißt;* denn ſie ſtammt aus dem Abfall von dem Einen zum Vielen. Nur die Wahrheit iſt Gott, die Unwahrheit iſt Götzentum. Götzen trügen und verderben, Gott allein rettet.

Wenn das alles für jeden, der die Wahrheit ſehen will, einleuchtend iſt, ſo erſcheint es paradox, daß es auch für jene Baſtardfurcht gilt, die das eigene Intereſſe einer Volksſchicht, einer Klaſſe, einer Konfeſſion oder einer Kaſte retten und zu dieſem Zwecke unter Benutzung des Wandſchirms vorgeblicher höherer Intereſſen die Wahrheit unterdrücken will. Auch hier iſt die Furcht eine ſchlechte Beraterin. Die geſchichtliche Erfahrung zeigt, daß Volksſchichten, Klaſſen, Parteien, Kirchen, Konfeſſionen, die ſich durch ſolche Mittel zu retten verſuchten, mit Sicherheit zugrunde gegangen ſind. Gerade ſie werden von Revolutionen unerbittlich und für immer verſchlungen und vernichtet. Die Geſchichte zeigt aber auch umgekehrt, daß ſie, wenn ſie der *Wahrheit* die Ehre gaben, wenn ſie auf die hörten, welche ihnen dieſe Wahrheit verkündigten — und es gab ſolche immer! — das, was an Lebensrecht noch in ihnen war, in neue Formen hinein retten konnten. Auch für dieſe Art von Furcht vor der Wahrheit und Unterdrückung derſelben gilt: ſie iſt die größte Gefahr und die Wahrheit allein die Rettung.

Die Unwahrheit iſt *überall* unſere eigentliche und tötliche Gefahr, die Wahrheit überall unſere ſichere Rettung. Gewaltig ſind Großmächte, ſind Heere, ſind Flotten, gewaltiger die Dämonen, aber gewaltiger als beide iſt das *Wort,* und das Wort iſt Wort im tiefſten Sinne, iſt das Wort des allmächtigen Gottes, nur wenn es ſelbſt Wahrheit iſt. Wer darauf vertraut, iſt gerettet. Das Volk ſo gut wie der Einzelne, der Einzelne ſo gut wie das Volk. Wer darauf vertraut, iſt *frei,* er allein. Denn darauf ruht, wie der Friede, ſo auch die Freiheit. Das iſt Gottes ewige Ordnung und gewaltige Verheißung.

Wenn das geſagt wird: dieſes jedem Gewiſſen Einleuchtende — dann erſcheint es einem ſeelenſchwachen Geſchlechte als Utopie. Es erſcheint, anders geſagt, als Aufforderung zum *Heroismus.* Aber Heroismus — iſt der uns zugänglich? Darf man ihn andern, darf man ihn ſich ſelbſt zumuten? Iſt ſolche heroiſche Haltung — in dieſem Falle als Aufforderung, als Zumutung — nicht etwas Theatraliſches?

Ich gebe darauf eine Antwort, die aus langer, ſchmerzlicher Ueberlegung erwachſen und mir entſcheidend wichtig iſt. Sie mag Einzelnen, namentlich hochgeſinnten jungen Menſchen, faſt wie eine Art Verleugnung der Wahrheit vorkommen und iſt doch gerade dem ernſteſten Ringen um die Wahrheit entſprungen.

Es gibt für unſere Lage — vielleicht iſt es allgemein ſo, ich denke jetzt aber nur an ſie — zwei Arten, der Wahrheit gerecht zu werden: eine maximale und eine minimale.

Die *maximale* wäre wirklich das, was man Heroismus nennen könnte. Sie beſtände darin, daß wir ſozuſagen die *ganze* Wahrheit unſerer Lage ausſprächen, ſei es als mehr oder weniger offizielle Vertreter unſeres Volkes, ſei es als einzelne, mehr oder weniger durch unſere Stellung berufene Bürger, ſei es als durch Gott ſelbſt Aufgeforderte. Dann würden wir *alles* ſagen, was wir denken — was wir über die Vorgänge im heutigen Weltgeſchehen denken, als Menſchen, als Chriſten, als Schweizer. Wir würden es mit den Worten ſagen, welche die *ganze* Wahrheit ausdrückten, ſoweit es dafür überhaupt noch Worte gibt. (Denn die Sprache will dafür ja nicht ausreichen; ſie iſt auf *ſolche* Dinge nicht berechnet.) Rückſichtslos, mit der letzten Leidenſchaft der Wahrheit. Wir würden das gleiche tun in bezug auf die äußere Lage unſeres Landes. Wir würden es tun, und hier erſt recht, in bezug auf die innere Lage. Rückſichtslos, mit der letzten Leidenſchaft der Wahrheit. Ohne jede Furcht vor ſchlimmen Folgen, im vollen Vertrauen auf die Gottesmacht der Wahrheit. Wir würden keine Götzen ſcheuen, weder fremde, noch importierte, noch ſelbſtgemachte.

Ich habe das die maximale Form der Wahrheit genannt, aber ich ſollte es eigentlich die *prophetiſche* Form nennen. Denn ſo reden urbildlich und vorbildlich die Propheten. Beſonders urbildlich die der Bibel. Und nun wäre zu bedenken, daß wir alle uns ja zu der Wahrheit der Bibel bekennen — irgendwie! Es wäre zu bedenken, daß die Bibel auch auf der Bettagskanzel der Kirchen liegt und daß beſonders heute wieder mit der Bibel ein wahrer Kultus getrieben wird — was freilich ſchon bedenklich iſt; denn durch Kultus wird leicht der wirkliche Dienſt Gottes erſetzt —, daß gerade heute ſo viel vom Wort Gottes geredet wird, wie ſeit den Tagen der Reformation nicht mehr und daß Chriſtus ſelbſt von Gott geſagt hat: „Dein Wort iſt Wahrheit“ (Johannes 17, 17). Alſo wäre zum mindeſten zu erwarten, ja zu fordern, daß die Bettagsprediger auf maximale, und das hieße eben: auf prophetiſche Weiſe die Wahrheit ſagten. Was freilich vorausſetzte, daß ſie das nicht nur am Bettag täten, ſondern an jedem Sonntag, wie an jedem Tage überhaupt. Denn man kann nicht die Wahrheit an einem Tage ſagen, wenn man ſie an allen übrigen Tagen nicht ſagt. Die Wahrheit *ſagt* man nicht bloß, ſondern *iſt* ſie und man iſt ſie entweder ganz und immer oder man iſt ſie nicht und nie. Auch iſt ja der Trug bei ſol-

chen Extratagen, daß an ihnen bis zu einem gewiſſen Grade *erlaubt* iſt, Wahrheit zu ſagen, die man ſonſt nicht erlauben würde, was darauf hinaus kommt, daß man ſolche Bettagswahrheit nicht ernſt nimmt — denn erlaubte Wahrheit iſt ja keine Wahrheit! — daß alſo ſolche Bettagswahrheit eigentlich mehr ein Ventil iſt, das den Druck der Wahrheit erleichtern und das Gewiſſen entlaſten ſoll, als ein Feuer und ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt. (Jeremia 23, 29.) Immerhin: Es *kann* ein Prediger, dem es *ernſt* iſt, auch am Bettag die wirkliche Wahrheit ſagen, wenn er ſie kennt, und man wird das ſchon merken und freilich nicht „ſehr ſchön" finden, ſondern eher an zu werfende Steine denken — was in der Ordnung iſt.

Sollen wir zu ſolcher maximalen oder prophetiſchen Wahrheit auffordern — andere, uns ſelbſt?

Ich antworte: Wohl uns, wenn ſie unter uns erſchiene! Heil uns, wenn die prophetiſche Stimme unter uns ertönte! Das wäre etwas Gewaltiges! Das wäre unſere ſichere Rettung. Es wäre freilich auch eine ſchwere, eine furchtbar verantwortungsvolle Aufgabe. Sie dürfte nur einem abſoluten Müſſen entſpringen; ſie könnte nur in tiefſter und reinſter Furcht Gottes erfüllt werden und müßte des alten Prophetenloſes gewärtig ſein. Aber ich wiederhole: ſie wäre die Rettung.

Und doch fordere ich niemand dazu auf. Auch mich ſelbſt nicht. Wie dürfte ich das? Die Aufforderung kann nur von Gott ſelbſt kommen. Ich bin kein Utopiſt, kein politiſcher und ſozialer, aber auch kein religiöſer. Ich bin kein Legaliſt. Ich fordere nicht bloß um der Forderung willen. Ich bin kein Maximaliſt. Ich nehme nicht nur ſelbſt Rückſicht auf die menſchliche Schwachheit, ſondern meine, auch auf Grund der Bibel, daß auch Gott es tue. Gott iſt barmherzig. „Er weiß, was für Geſchöpfe wir ſind." (Pſalm 103, 14.)

Aber er bleibt der Gott der *Wahrheit*. Er haßt die Lüge und hält ſeine Hand über die Wahrheit. Darum fordere ich, von andern und von mir nichts „Unmögliches", jedenfalls nichts Utopiſches, aber eines fordere ich, von andern wie von mir ſelbſt: die *minimale* Wahrheit! Ich fordere ſie *von* unſerem Volke und *für* unſer Volk.

Wie meine ich das: die minimale Wahrheit?

Ich meine das ſo: Wenn es uns, auch aus ernſthaften, nicht heuchleriſchen Gründen und nicht bloß aus Feigheit, nicht möglich iſt, die maximale, die prophetiſche Wahrheit zu vertreten, *ſo wollen wir doch nicht lügen*. Weder durch Schweigen noch durch Reden. Wir wollen unſerer Armut an Wahrheit keinen glänzenden Mantel umwerfen, heiße er Neutralität, Nicht-Richten, chriſtliche Liebe oder anderswie. Wir wollen nicht von unſerer „Freiheit und Unabhängigkeit" reden, wo wir in Wahrheit Knechte ſind und nicht von „Demokratie", wo in Wahrheit Diktatur herrſcht. Das *können* und *ſollen* wir. Wir können und ſollen, wo wir nicht der ganzen Wahrheit die Ehre zu geben ver-

mögen, auch nicht tun, als ob wir es täten. Es mag uns vielleicht nicht möglich ſein, die Finſternis ſo finſter zu nennen wie ſie iſt, das Böſe ſo böſe, wie es iſt, wie das Bittere ſo bitter, wie es iſt, aber wir brauchen nicht Finſternis Licht und Licht Finſternis zu nennen, böſe gut und gut böſe, bitter ſüß und ſüß bitter — wir brauchen es nicht und dürfen es nicht. Hier iſt die untere Grenze der Wahrheitspflicht. Das iſt die minimale Wahrheit, die möglich iſt, zu der wir verpflichtet ſind. Sie genügt vielleicht vor der Barmherzigkeit Gottes, um uns zu retten.

Das Zweite iſt: Wir ſollen und dürfen nicht eine Lage, die uns gewiſſe Rückſichten auferlegt, auf die geſchilderte, vielmehr bloß angedeutete Weiſe für das Intereſſe unſerer Volksſchicht, unſerer Klaſſe, Partei, Kaſte, Kirche, Konfeſſion ausnützen. Das iſt ſchwerſte Schuld. Ueber dieſen Punkt muß rückſichtslos die Wahrheit geſagt werden. Das zu tun iſt minimale Wahrheit: denn es iſt das Minimum deſſen, was uns retten kann.

Das Dritte aber iſt dies — und ich denke hier an beſondere Dinge, die jeder kennt: Es gibt Lagen, die wirklich ſchwer ſittlich zu bemeiſtern ſind, Notlagen, wie man ſagt, Lagen, wo jedermann, der nicht verblendet und verhärtet iſt, weiß, daß geſchieht, was nicht geſchehen ſollte, was zum Verhängnis werden kann und was zu ändern man doch nicht die Kraft hat. Sicher gäbe es auch hier eine Rettung: die maximale, die prophetiſche Wahrheit, und ich bin ferne davon, ſie für *unmöglich* oder im ſchlimmen Sinne für utopiſch oder auch phantaſtiſch zu erklären. Aber wenn ſolcher Heroismus, um auf dieſes Stichwort zurückzukommen, unmöglich ſcheint, dann iſt doch eins möglich und abſolut geboten: *daß man einen ſolchen Sachverhalt nicht verhüllt, nicht beſchönigt*, daß man weiß und es irgendwie auch ausſpricht — auf offene und ehrliche Weiſe — daß es *Schuld* iſt und irgendwie *bezahlt* werden muß, *willig* bezahlt, und wenn möglich *geſühnt* werden muß. Das iſt das Minimum der Wahrheit, die in dieſer Art von Not uns retten kann. Es iſt das Vertrauen zu der Barmherzigkeit Gottes über unſere Schwachheit, die aber ohne dieſes Minimum der Wahrheit nicht ſein kann.

Und es gibt — das iſt das Vierte und das Wichtigſte, was mir zu ſagen anliegt — Dinge, die man ſagen *muß*, wenn man nicht ein Lügner und erbärmlicher Tropf ſein will: koſte es, was es wolle. Es gibt ein Minimum, ohne das ein Volk, wie ein Einzelner, unter das Niveau der Selbſtachtung und damit der ſittlichen Selbſterhaltung ſinkt — worauf bei einem Volke auch der äußere Untergang folgt. Mit dieſem Minimum der Wahrheit muß ein Volk es wagen, wo es zum prophetiſchen Maximum nicht die Kraft hat. Sonſt iſt es verloren. Mit ihm aber iſt es — unter Gottes Barmherzigkeit — nicht verloren. Durch es kann es gerettet werden. Denn Gott iſt mit ihm. Es kann äußerlich zerſchlagen werden, untergehen, aber es bleibt der „heilige Strunk“

übrig, der wieder aufgrünen kann, während die Lüge wie Gift ist, das auch die Wurzel abtötet. Die Wahrheit allein rettet und macht groß.

Aber es ist freilich klar, daß auch diese minimale Wahrheit nicht möglich ist *ohne Gott*. Sie ist nur möglich durch die Wahrheitsforderung, die von Gott ausgeht, aus dem Absoluten stammt, nicht aus der Staatsraison, aus der stammt bloß die Lüge und der Verrat an sich selbst. Sie ist nur möglich durch das *Vertrauen* zu der Wahrheit, die im letzten Grunde Vertrauen zu *Gott* und zur *Macht* Gottes ist. Darum kann eine Wiederherstellung des Vertrauens zur Wahrheit nur erfolgen durch eine Wiederherstellung des Vertrauens zu Gott und des Gehorsams gegen ihn, der dazu gehört.

Und hier enthüllt sich eine besonders krasse Form der Unwahrheit, die einen Teil des Nebels der Lüge bildet, der auf unserem Volk liegt. Es wird jetzt gerade von den Stellen und Schichten aus, die unser Volk beherrschen, viel vom Glauben an Gott geredet und das Bekenntnis zu diesem Glauben abgelegt. Nun braucht man bloß die Bibel aufzuschlagen, um zu erfahren, welches die ersten und sichtbarsten Früchte des Glaubens an Gott und Christus sind, woran man seine Echtheit erkennen kann: die Sorge für die Wahrheit, ja die Leidenschaft für sie und die Abwesenheit der Furcht vor den Menschen oder doch die Ueberwindung dieser Furcht. Darum aber ist der Anfang der Umkehr zur Wahrheit, welche die Bedingung unserer Rettung ist, daß wir mit *dieser* Form der Lüge aufräumen, daß wir jenen Kreisen, die sich zu Gott und der „christlichen Schweiz" bekennen und deren Hauptsorge — ja das ist es! — die *Unterdrückung* der Wahrheit zu bilden scheint, zurufen: „Entweder glaubt ihr an Gott und an Christus, dann muß eure Haupteigenschaft die Furchtlosigkeit vor den Menschen und eure Hauptsorge nicht die Unterdrückung oder doch Verschweigung der Wahrheit sein, sondern deren Ehrung, Wahrung und Mehrung — oder dann legt eure Heuchelmaske ab und gesteht, daß ihr nicht an Gott glaubt, sondern an die Götzen." Und im höchsten Maße muß man das denen zurufen, welche zum Dienst Gottes sich besonders erwählt glauben: „Entweder erweist ihr der Bibel Treue und dann müßt ihr auf ganz besondere Weise für Wahrheit, Freiheit, Recht und Menschlichkeit eintreten (denn das alles gehört zusammen, und eins kann nicht ohne das andere sein), oder ihr seid erbärmliche Heuchler und elende Mietlinge. Das ist es, was nicht wir sagen, sondern was die Propheten sagen und was Christus sagt. Vertrauet aber der Wahrheit, sie macht euch frei."

Sie macht überhaupt frei, die Einzelnen nicht weniger als die Völker. Ohne sie gibt es aber auch weder rechten Dank, noch rechtes Gebet, noch rechte Buße. Namentlich nicht rechte *Buße*. Zur rechten Buße gehört die *Erkenntnis* der ganzen Wahrheit. Nur die ganze Wahrheit öffnet den Weg zu Gottes ganzer, überschwänglicher Gnade, für den Einzel-

nen wie für die Völker, für die Völker wie für den Einzelnen. Hier, in bezug auf die Buße, gilt kein Minimum — hier gilt nur das Maximum. Buße aber ohne die ganze Wahrheit, die uns zugänglich iſt, ſtellt die ſchlimmſte aller Lügen dar.

So iſt denn inmitten der furchtbaren Gefahren, die unſer Volk in der Zeit dieſes Bettags von 1942 umdrohen, unſer höchſter Wunſch, unſere innerſte Bitte und ſtärkſte Hoffnung, daß aus ihm ein Licht der Wahrheit über unſerem Volk aufgehen möchte, maximal oder minimal, je nach Kraft und Gnade, Gnade und Kraft, und damit Rettung.

Leonhard Ragaz.

Das Unſer-Vater.

I.

Vorbemerkung. Der Bettag gibt mir den Impuls, dieſe ſchon ſeit längerer Zeit geſchriebene Auslegung des Unſervaters zu veröffentlichen. Es iſt ſozuſagen ein Stück eines *„Bibelkatechismus"*. Daraus iſt auch die Frage- und Antwortform zu erklären, und ich hoffe, daß darum niemand daran Anſtoß nehme. Sie drängt ſich ja auf keine Weiſe auf.

Religionsgebet und Reichsgebet.

Frage: Wir leſen im Evangelium:

„Und es geſchah, daß Jeſus an einem Orte betend verweilt hatte, und wie er damit zu Ende war, ſprach einer von den Jüngern zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes ſeine Jünger gelehrt hat." (Luk. 11, 1.)

So frage auch ich: Wie ſoll man beten? Welches iſt die rechte Art, es zu tun? Und wird das Gebet erhört?

Antwort: Die Jünger merken ſpontan, daß ſie, wenn ſie Jeſus recht verſtanden hätten, neu müßten beten lernen. Nicht, daß ſie bisher gar nicht gebetet hätten oder nicht gewußt, wie man es anſtelle, um zu beten. Aber ſie fühlen, daß es nicht die rechte Art ſei, daß Jeſus anders bete und daß ſie ſelbſt auch anders beten ſollten.

Es gibt zweierlei Art von Gebet: Das Religionsgebet und das Reichsgebet.

Das *Religionsgebet* iſt wieder zweierlei. Es iſt einmal eine fromme Uebung, die das Leben umrahmt, eine Form der Andacht, ein Stück Kultus, auch ein gutes Werk, das Gott wohlgefällt, eine gebotene religiöſe Pflicht. Es kommt dabei ſtark auf das *Quantum* an. Man glaubt etwa, mit Maſſengebet und Gebetsſtürmen Gott zu erreichen und ihn umzuſtimmen. Solches Gebet hört Gott nicht; es dringt nicht zu ihm. Es hat mit ihm nichts zu tun. Oder das Religionsgebet iſt *Privatgebet*. Der Menſch kommt zu Gott mit ſeiner Not. Er bittet ihn um Brot, Geſundheit, Vergebung, Führung, aber entweder bloß für ſich allein oder bloß für Menſchen, die ihm von Natur verbunden ſind: Gemahl, Kinder, Ge-

ſchwiſter, Freunde. Es iſt das *Ich*-Gebet im engeren und weiteren Sinne. Hört Gott es? Gewiß. Er hört ja das Schreien der jungen Raben. Und doch iſt es noch nicht das rechte Gebet, noch nicht das Gebet im Geiſte Jeſu. Es iſt zu ſehr bloß *Bettelgebet.*

Das Gebet im Geiſte Jeſu iſt das *Reichsgebet.* Man betet nicht um der Andacht oder der religiöſen Uebung willen oder in der Teilnahme am Kultus, oder weil es eine Pflicht wäre oder ein gutes Werk, aber auch nicht bloß für die privaten Anliegen, ſondern für *Gottes Sache,* für ſein Recht, für die Erfüllung ſeines Willens auf Erden, für ſeine Ehre und ſeinen Sieg. Es iſt nicht mehr das Ich-Gebet, ſondern das *Wir*-Gebet, nicht mehr das *Mir*-Gebet, ſondern das *Uns*-Gebet. Es iſt Mitarbeit am Reiche Gottes. Darum kommt es ihm nicht auf das Quantum an: man betet mit vielen oder auch mit wenigen Worten, wie das Herz es will und die Lage es gibt — die Auserwählten Gottes dürfen nach einem andern Worte Jeſu Tag und Nacht zu ihm ſchreien (vgl. Lukas 18, 1 ff.) — aber die vielen Worte ſind nur *ein* Wort. Das rechte Gebet iſt Geſpräch mit Gott, aber mit Gott, dem heiligen Gott, dem Gott, der alles weiß. Darum iſt es kein Geſchwätz; es iſt Rede mit dem Herrn und Vater. Und es iſt gewiß, gehört und erhört zu werden.

Darum ſagt Jeſus: „*Und wenn ihr betet, ſo ſollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, ſie werden erhört, wenn ſie viele Worte machen. Euer Vater weiß ja, weſſen ihr bedürft, ehe ihr ihn darum bittet.*“ (Matthäus 6, 7—8.)

Frage: Aber warum ſoll man ihn denn bitten, wenn Gott, der Allwiſſende, doch unſer Anliegen kennt, ehe wir es ihm vortragen?

Antwort: Es iſt nötig, weil das Gebet uns mit Gott verbindet wie ſonſt nichts. Es iſt nötig nicht für Gott, ſondern für uns. Es iſt nötig wie das Sprechen des Kindes mit dem Vater. Es iſt nötig, damit wir Gottes Gedanken und Gottes Herz verſtehen lernen. Es iſt nötig, damit wir auf Gott aufpaſſen lernen. Es iſt nötig, daß wir um das *bitten,* was Gott uns auch ohne unſere Bitte geben könnte, damit wir es aus *ſeiner* Hand empfangen, mit Dank und Weihe, und es entſprechend verwenden, damit es uns als Gabe Gottes heilig und koſtbar ſei. Wir würden das ſonſt vergeſſen und verlernen.

Frage: So gibt uns denn Gott auf unſere Bitten hin, was er uns ſonſt nicht gäbe?

Antwort: Ja, Gott gibt uns manchmal bloß auf unſere Bitte hin, weil er es ohne ſie nicht geben könnte, weil wir es ohne ſie nicht als Gabe Gottes erkennten, es nicht recht benützten, es nicht recht in ſein Reich einfügten.

Frage: Gibt es Gott *immer?* Hört und erhört er *immer?*

Antwort: Jeſus ſagt: „*Bittet, ſo wird euch gegeben. Suchet, ſo wer-*

det ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgetan. Denn jedem, der bittet, wird gegeben. Jeder, der ſucht, findet. Jedem, der anklopft, dem wird aufgetan. Denn wer iſt unter euch Menſchen, der, wenn ihn ſein Sohn um Brot bittet, ihm einen Stein gäbe, oder wenn er ihn um einen Fiſch bittet, ihm eine Schlange gäbe? So denn ihr, die ihr doch böſe ſeid, euren Kindern gute Gaben zu geben vermöget, wie viel mehr wird euer himmliſcher Vater denen, die ihn bitten, Gutes zu geben vermögen.“ (Matthäus 7, 41.)

Frage: Alſo erhört Gott *immer?*

Antwort: Er *hört* immer und er gibt uns gute Gaben. Aber nur *gute* Gaben. Er gibt nicht immer, was wir bitten. Denn wir bitten oft falſch, bitten oft verkehrt, bitten oft töricht. Wir bitten um einen Stein, meinend, es ſei ein Stück Brot. Wir bitten um eine Schlange, meinend, es ſei ein Fiſch. Darum ſollen wir in Kraft und Zuverſicht, aber auch in Demut bitten. Darum ſoll das rechte Gebet auch eine Siebung unſeres Bittens ſein, aber von hier aus auch eine Siebung unſeres Wünſchens, Hoffens und Trachtens, eine hohe Schule und Erziehung für Gott und ſein Reich.

Frage: Aber was heißt denn: Gott höre und erhöre immer?

Antwort: Er *hört* immer. Er iſt aufmerkſam auf ſeines Kindes und Sohnes Verlangen und Bedürfen. Er vergißt nichts, auch wenn wir es vergeſſen. Und er *erhört* immer. Aber auf *ſeine* Weiſe. Er verſagt manches, und ſein Verſagen iſt dann mehr, als das Gewähren bedeutete. Er mag auch einmal uns zur *Strafe* erhören, um uns damit zu belehren. Aber er erhört, auch wo er verſagt. Er gibt es dann auf andere Weiſe. Und auf alle Fälle müſſen wir aufpaſſen und die Augen weit offen halten, um Gottes Weg mit uns und ſein Geben und Erhören zu verſtehen. Dann werden wir erfahren, daß er überſchwänglich erhört, weit über unſer Bitten und Verſtehen hinaus.

Frage: Was bedeutet, das Gebet ſei *Mitarbeit* mit Gott?

Antwort: Das bedeutet etwas Wichtiges, ja, es bedeutet die Hauptſache. Es bedeutet zweierlei. Einmal, daß es beim Gebet nicht einfach auf bloße Erhörung ankommt. Beten iſt nicht betteln. Beten iſt — ſo kühn darf man reden — nicht bloß Nehmen, ſondern auch Geben: Hergeben des Willens für Gott und ſeine Sache. Es gibt beim rechten Gebet nicht nur Hören und Erhören von ſeiten Gottes, ſondern auch ein Hören und Erhören von ſeiten des Menſchen: ein Hören auf Gottes Wort, ein Erhören ſeines Willens durch uns. Es kommt gar nicht ſo ſehr auf das Erhörtwerden durch Gott an, als auf die Mitarbeit: daß wir Gott immer beſſer verſtehen, immer tiefer in ſeinen Sinn und Plan eindringen, uns immer mehr reinigen durch ſeinen Geiſt. Das Ende manches Bittens wird das Aufhören des Bittens ſein: „Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt.“

Aber das ist nur die eine Seite dieses Sachverhaltes. Die andere ist, daß erst auf diesem Boden Gott seine Erhörung in der ganzen Fülle schenken kann. Erst wenn wir uns auf den Boden des Reiches und seiner Gerechtigkeit stellen, kann die ganze Verheißung des Gebetes sich verwirklichen. Die scheinbare Nichterhörung des Gebetes kann überhaupt oft den Sinn haben, daß wir zuerst allerlei wegräumen müssen, was im Wege steht. Erst wenn wir wieder — kühn gesagt! — mit Gott auf dem gleichen Boden stehen, kann Gott uns an der Fülle seiner Macht teilnehmen lassen, so daß sich die Verheißung verwirklicht: „*Das Gebet des Gerechten* [das heißt: auf das Rechte, auf die Gerechtigkeit des Reiches Gerichteten] *vermag viel, wenn es ernstlich ist.*" (Jakobus 5, 16.) Nur auf dem Boden des Reiches ist, wie jedes echte Wunder, so auch das Wunder der Erhörung möglich.

Frage: Darf man aber nicht auch um *private* Dinge bitten, um Hilfe in der Not aller Art?

Antwort: Man darf das auch und soll es, aber immer auf dem *Hintergrund des Reiches*, nicht aus dem bloßen Egoismus heraus, der Gott zu seinem Diener macht. Wenn aber der Mensch die rechte Stellung zu Gott gefunden hat, wenn er Gott sein Recht gibt, sich auf den Boden des Reiches gestellt hat, dann ist sein Herz auch frei für alle andern Bitten und ist der Erhörung erst recht gewiß. Denn es gilt auch für das Bitten die große Regel: „*Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen.*" (Matthäus 6, 33.)

Frage: Darf man auch *öffentlich*, mit andern zusammen, beten? Jesus sagt: „*Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe zu. Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich.*" (Matthäus 6, 6.)

Antwort: Jesus ist gegen alle *Schaustellung* des Gebetes, sei's in gröberer, sei's in feinerer Form. Aber er gibt nie ein *Gesetz*. Er sagt ja auch: „*Wo zweie unter euch über irgend eine Sache übereinkommen werden, daß sie darum bitten wollen, wird es ihnen von dem Vater, der im Himmel ist, gegeben werden. Denn wo zwei oder drei unter euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.*" (Matthäus 18, 19—20.) Das Gebet der *Gemeinde* hat die Verheißung großer Kraft und Vollmacht. Aber es muß Gebet um das *Reich*, nicht bloß Kultus oder gar Plapperei sein.

So lehrt uns Jesus beten.

Er gibt seinen Jüngern sozusagen als Muster dafür das Unservater. Aber er meint damit nicht, daß wir es zur Formel machen und mehr oder weniger mechanisch herbeten sollen, vielleicht in besonders großem Quantum, sondern daß wir selber und selbständig auf unsere Weise so beten sollen, in diesem Sinn und Geist, um diese Dinge.

Wie denn? Und um was denn?

Das Reichsgebet.

Der Herr und Vater.

„Unſer Vater, der du biſt in den Himmeln." (Matth. 6, 9.)

Frage: Was bedeutet dieſe Anrede?

Antwort: Sie bedeutet ſehr viel. Wir ſtehen, wenn wir beten, vor dem *Vater*. Er iſt nicht vor allem der *Herr*, wie im Alten Bunde, ſondern vor allem der Vater. „Abba, lieber Vater!" (Vgl. Römer 8, 15.) Als ſolcher wird er uns durch Jeſus Chriſtus offenbar, ſo daß wir ſprechen dürfen: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendeine andere Kreatur mich zu ſcheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jeſus Chriſtus iſt, unſerm Herrn." (Römer 8, 38—39.) Wir kommen zu dem Vater, der ein Herz für uns hat, der uns kennt und verſteht, beſſer als wir uns ſelbſt, der hören und erhören will, der uns mehr liebt und beſſer als wir uns ſelbſt, der uns in Chriſtus unſere Schuld vergibt und ſeine Barmherzigkeit nicht von uns wendet. Wir kommen als Kinder oder Söhne. Darum in voller Natürlichkeit. Ohne beſondere Gebärde und ohne viel Worte oder Extra-Worte; ſo wie eben Kinder, Söhne und Töchter zum Vater kommen. Jede Schranke fällt. Jede Schauſtellung wird lächerlich. Jede Unwahrheit löſt ſich auf. Jeder Kummer ſchwindet. Wir ſind verſtanden. Wir haben ein Herz gefunden. Wir werden ſtill und froh.

Aber dieſer Vater iſt „in den Himmeln". Das heißt: er iſt der unendliche und ewige, der allmächtige und heilige Gott: er iſt der *Herr*. Er iſt der Vater als Herr und der Herr als Vater. Er *will* nicht nur helfen, ſondern *kann* auch helfen. Wir brauchen in gar keiner Not zu verzagen. Er kann auch das Wunder tun. Er kann aus dem Nichts ſchaffen. Wir brauchen ihm nur den *Glauben* zu bringen, das heißt: das Vertrauen, und hören dann das: „Fürchte dich nicht, glaube nur!" Wir finden beim höchſten Thron Zuflucht, Ruhe und Freiheit. Wir brauchen uns nicht zu fürchten vor der Macht der Menſchen. Auch nicht vor der Macht der Dämonen. Er ſtillt alle Stürme. Er ſitzt im Regimente. Sein iſt der Sieg. Für ihn gibt es keine Unmöglichkeit. Ihm ſteht die Allmacht und Unendlichkeit zur Verfügung. Wo unſere Wege aufhören, da fangen die ſeinigen an. Und an Mitteln fehlt's ihm nicht. Er waltet mit ſeinen Gedanken und ſeinem Plan über den Wogen der Weltgeſchichte und über dem Hin und Her deines Geſchickes. Nichts iſt ihm verborgen, kein Dunkel kann ſich ihm entziehen. Er weiß beſſer, was du brauchſt, als du, und ſeine Treue iſt wie ein Fels. Er iſt auch größer als unſer Herz. Wo dieſes uns verdammt, da kann er doch vergeben. Kein Feind kann dir ſchaden, kein Schickſal dich brechen, kein Uebel dich zerſtören. Du biſt in ſeiner Hand. Auch der Tod iſt in ihm ver-

ſchlungen. Er iſt der Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Ihm leben ſie alle. Er iſt in Chriſtus die Auferſtehung und das Leben.

Aber wie wir in Zuverſicht vor ihn treten, ſo auch in *Ehrfurcht*, wie in der Liebe und im Vertrauen, ſo auch in heiliger Scheu. Denn er iſt der *heilige* Gott, er iſt der *Herr*. Nichts dürfen wir vor ihn bringen, was nicht recht iſt. Vor ihm kann nur beſtehen, was ſeinem Geſetz und Willen entſpricht. Alles andere muß zu Boden ſinken. Wir dürfen nicht verſuchen, ihn zu zwingen, unſeren Willen zu tun. Das wäre Zaubern und wäre tödliche Sünde. Nicht ſoll und will Gott uns dienen — außer in ſeiner Liebe —, ſondern wir ſollen Gott dienen und ſollen im Gebete erkennen, wie wir das recht tun. Wir ſollen wiſſen, daß er beſſer verſteht, was wir brauchen und was die Welt braucht, als wir. Seine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken, und unſere Wege ſind nicht ſeine Wege, ſondern ſo hoch der Himmel über der Erde iſt, ſind ſeine Gedanken über unſere Gedanken und ſeine Wege über unſern Wegen. Wir ſollen nicht verſuchen, ihn in unſere Kleinheit herabzuziehen, ſondern uns durch ſeine Größe hinaufziehen laſſen.

Frage: Widerſpricht ſich nicht beides: Vater und Herr?

Antwort: Nein, es gehört zuſammen. Der Vater kann uns nur als Herr recht Vater ſein und der Herr nur als Vater recht Herr. Das iſt das wunderbare Geheimnis des Vaters, der in den Himmeln iſt. Das iſt der unendliche Reichtum unſerer Gemeinſchaft mit ihm. Das die göttliche Lebensbewegung von einem Pol zum andern. Das iſt Spannung, die das Leben iſt. Eine Stellung zu Gott iſt falſch, wenn ſie in ihm *nur* den Vater erkennt, aber es iſt auch eine falſche, die in ihm nur den Herrn erkennt; er muß beides ſein: Vater und Herr, Herr und Vater.

Frage: Aber doch vor allem Vater?

Antwort: Ja, der *Vater*, der in den Himmeln iſt — als Herr unſer Vater!

Frage: Warum heißt es: *Unſer* Vater und nicht „*mein* Vater"?

Antwort: So würden *wir* beten: „Mein Vater", ſei's wörtlich, ſei's dem Sinne nach. Aber das iſt eben das Bezeichnende und Bedeutſame, daß es ſo nicht heißt, ſondern: *Unſer* Vater. Es iſt eben nicht das egoiſtiſche Religionsgebet, ſondern das ſoziale Reichsgebet, nicht das Ich-, ſondern das Wir-Gebet, nicht das Mir-, ſondern das Uns-Gebet. Wenn wir im rechten Gebet vor Gott treten, ſo treten wir nicht bloß vor den Gott, der unſer privater Gott iſt, ſondern vor den Gott, der unſer aller Gott iſt. Es iſt der Gott, der uns mit all ſeinen Kindern, als unſern Brüdern und Schweſtern, zuſammenfaßt. Es iſt der Gott der Gemeinde Chriſti und zugleich der Gott der Menſchheit, ja aller Wirklichkeit. Wir dürfen darum nicht mit unſerer privaten Sache vor ihn treten, ſondern nur mit ſeiner Sache, welche die Sache der Brüder und Schweſtern, des Menſchen, iſt und vor allem immer auch des Nächſten. Damit wird das Unſervater zur tiefſten Grundlage alles wahren Sozialismus. Kein

ſoziales Programm und keine ſoziale Tat kann ſich damit vergleichen. Das Unſervater iſt die ſtärkſte Bindung des Menſchen an den Menſchen. In dem Einen Gott und Herrn werden alle Menſchen zu einer Einheit zuſammengeſchloſſen. Es verſchwinden alle Unterſchiede der Völker und Raſſen, alle Unterſchiede des Beſitzes, der Bildung, des Geſchlechtes, des Alters und was ſonſt die Menſchen trennt. Sie werden zu Einer Familie. Alles, was Gott gehört — und es gehört ihm alles — gehört ihnen gemeinſam. Auf ihnen allen ruht das heilige Recht der Kindſchaft und Bruderſchaft und die heilige Pflicht des gegenſeitigen Dienens, beſonders der Starken an den Schwachen, der mit materiellen und geiſtigen Gütern Begabten an den Verkürzten. Du kannſt nicht zu Gott, dem Vater, welcher der Herr iſt, beten, ohne Sozialiſt zu ſein.

Frage: Darf man alſo nie beten: „*Mein* Vater", wie doch Jeſus auch gebetet hat? Iſt der Gott Aller nicht doch auch auf beſondere und einzigartige Weiſe *mein* Gott?

Antwort: Er iſt es. Du wirſt, wenn du zu ihm beteſt, erſt recht ein *Einzelner*. Du bekommſt vor ihm Recht gegen die ganze Welt. Du wirſt in ihm und nur in ihm frei. Du bekommſt vor ihm, auch wenn du vor der Welt noch ſo arm und gering biſt, einen Wert, der mehr iſt als die ganze Welt. Deine Seele erwacht vor ihm ganz zu ihrer Unendlichkeit. Gott iſt nicht ein Gott der Maſſe, nicht ein Gott der Gleichſchaltung, nicht ein Gott des Herdenmenſchen. Du kannſt nicht zu Gott beten, ohne ein Einzelner zu ſein — und zu werden. Der rechte Gott iſt nicht nur ein allgemeiner Gott, er iſt *dein* Gott. Nur ſo iſt er Gott. Das Unſervater iſt der ewige Fels, auf dem der Individualismus ruht. In ihm tritt Jeſus dem Großinquiſitor entgegen. Aus ihm kommt die Loſung: „Ihr müßt Gott mehr gehorchen als den Menſchen." Aus ihm ſpricht der heilige Anarchismus, der keine Diktatur, keine Abſolutheit des Staates, des Volkes, der Geſellſchaft gelten läßt, ſondern nur Gott allein, den Herrn und Vater. Soli deo gloria!

Frage: Gilt das auch von den Gemeinſchaften? Darf ein *Volk* ſagen: „Mein Gott"?

Antwort: Gewiß. Nur muß es das auf die *rechte* Weiſe ſagen, nicht ſo, daß es Gott in ſeinen Dienſt zieht, ſondern ſo, daß es ihm dient. Im Dienſte ſeiner von Gott ſelbſt geſtellten Aufgabe darf es gegen Kleinmut von innen wie gegen Vergewaltigung von außen ſagen: „*Mein Gott!*" Und ſo allgemein jede Gemeinſchaft. Und das iſt etwas Großes. Es iſt der letzte Hort des Wertes und der Freiheit.

Frage: Iſt das aber nicht ein Widerſpruch: dieſe Abſolutheit des Du und dieſe Abſolutheit des Ich, dieſer totale Sozialismus und dieſer totale Individualismus?

Antwort: Nein; ſie ſtammen aus der einen Abſolutheit Gottes, ſind befaßt in dem totalen Anſpruch Chriſti. Sie ſind die beiden Pole des Verhältniſſes zu Gott und den Menſchen. Die Spannung zwiſchen ihnen

erhält dieſes lebendig: Vater, Sohn, Bruder — Vater, Bruder, Sohn. Je ſtärker der eine Pol iſt, deſto ſtärker der andere; je mehr die Gemeinſchaft — nicht das bloße Kollektiv! — deſto mehr der Einzelne. Das gilt auch von den einzelnen Gemeinſchaften im Verhältnis zu der Gemeinſchaft der Gemeinſchaften: Je mehr ein Volk ſelbſt iſt, deſto mehr iſt auch die Gemeinſchaft der Völker; je mehr die Gemeinſchaft der Völker iſt — die Gemeinſchaft, nicht das Kollektiv, der Völkerbund, nicht das Imperium! — deſto mehr iſt das einzelne Volk. Und ſo überall. So gehören auch im Leben des Einzelnen Selbſtbehauptung und Selbſtverleugnung zuſammen und ſtärken einander. Je beſſer wir ſagen „*Unſer* Vater", deſto beſſer ſagen wir „*Mein* Vater". Es gehört zuſammen, wie „Herr" und „Vater", und dieſe Verbindung iſt reich wie die Unendlichkeit: „In den Himmeln!" *Leonhard Ragaz.*

(Fortſetzung folgt.)

Die Botſchaft vom Reiche Gottes.

Jedes Kämpfen, Arbeiten, Leiden für das Reich dient von ſelbſt auch der Ueberwindung des Todes.
Leonhard Ragaz.

Wenn in einer Zeit, in der durch die Gewöhnung an das Unerträgliche die Herzen der Menſchen erkalten, in der durch das Uebermaß des Geſchehens die Grenzen des Menſchlichen ſich verzerren und aus dem Entſetzen über den entgleitenden Umriß der Schrei auffteigt: Was iſt der Menſch? — wenn in ſolcher Stunde aus einem feſt und warm gebliebenen Herzen, einem Herzen, das Fels und Flamme zugleich iſt, eine Antwort auf dieſe verzweifelte Frage kommt, ſo iſt der Wert dieſes Geſchenkes an die Menſchen gar nicht abzumeſſen. Und er wächſt noch, er wird zur Ueberwältigung dadurch, daß inmitten des raſenden Totentanzes unſerer Zeit dieſe Antwort vom Anfang bis zum Ende ein leidenſchaftlicher Kampf gegen den Tod und die Todesmächte, ein glühendes, ſchrankenloſes Bekenntnis zum Leben iſt.

In ſiebenundzwanzig Geſprächen legt Leonhard Ragaz uns in ſeinem neuen Buche den Sinn der Botſchaft vom Reiche Gottes vor. Abermals liegt dies reiche, ſchenkende Leben vor uns ausgebreitet wie ein reifes Kornfeld im vollen Glanz der Abendſonne. Aber es ruht auf dieſer Ernte nicht nur der Glanz des ſpäten Tages, ſondern auch das volle Licht der Morgenfrühe, und es wogt in ihr nicht nur die goldene Fülle der Reife, ſondern auch die ganze Urſprungskraft der Jugend. In dieſem vom Ewigkeitsglanz des Reiches angeſtrahlten Leben rücken Frühzeit und Spätzeit, die Friſche der Blüte und der Segen der Frucht in eine Geſtalt zuſammen. Schon allein daß dies große, überreiche Werk in unfaßlich kurzer Zeit entſtanden iſt, iſt ebenſoſehr ein Zeugnis voller

jugendlicher Kraft wie einer vollendeten Präſenz aller geiſtigen Gehalte, wie ſie nur in der Spätzeit des Lebens möglich iſt.

Auch ſchon durch ſeine äußere Form hat das Buch den Doppelcharakter lebendigſten, unmittelbar aus der Tiefe hervorſtrömenden Lebens und ruhiger, dem Lebensſtrom enthobener Gewißheit. Was im letzten Buch Andacht: Erhebung des Meiſters vor der Gemeinſchaft und für die Gemeinſchaft war, das iſt in dieſem Buch Geſpräch: lebendige Auseinanderſetzung des Meiſters mit dem Jünger geworden. Die Form des Geſprächs iſt für dies Buch, das ſich im Untertitel einen Katechismus für Erwachſene nennt und das in der Tat eine dialogiſche Unterweiſung großen Stils iſt, in doppeltem Sinne bedeutſam. Einmal iſt jede Frage des Jüngers Sporn und Stachel zu immer tieferer Erſchließung, ſo daß Frage und Zweifel die in ſich geſchloſſene Welt des Meiſters immer wieder aufrühren, daß damit das Ganze des Geſprächs in den Fluß lebendigſter Bewegung gerät und in Satz und Gegenſatz, in Frage und Antwort, in Dialog und Dialektik ſich die Form der Bewegung des Kommens des Reiches ſelbſt abzeichnet, das überall Leben und Kampf iſt, ſich immer im Kampf mit den Gegenmächten vollzieht. Zum anderen ſind aber auch die Fragen, die der Jünger ſtellt, durchweg *unſere* Fragen, die Fragen unſerer Zeit ſelbſt. In Frage und Antwort enthüllt ſich ſo durch alle Gegenſtandsgebiete hindurch in der Botſchaft vom Reiche Gottes das tiefſte Anliegen des Menſchen unſerer Zeit.

Der Kampf als Form und Inhalt kommt dieſem eminent kämpferiſchen Bekenntnis aus ſeinem Gegenſtand ſelbſt: der Auslegung des Evangeliums als der Botſchaft vom Reiche Gottes. Denn damit handelt es von der allein radikalen, an die Wurzeln alles Seins gehenden Revolution, die von der Wirklichkeit und Wahrheit des Reiches her über die Welt und alle ihre Dinge kommt und die in dieſem Buch ihre ganze löſende und erlöſende Kraft entfaltet. Zunächſt bedarf es ſchon, um die Wahrheit des Reiches in dem, was ſie iſt und was ſie fordert, in ihrer vollen Macht und Klarheit hervortreten zu laſſen, eines Kampfes, der zugleich eine gewaltige Umwälzung alles Bisherigen iſt. Denn dazu muß ſie von aller Scheinverwirklichung ſtreng geſondert und gewaltſam losgetrennt werden. Das bedeutet einen grundſtürzenden Kampf gegen *die* Macht, die dem Reich nach Art und Namen am nächſten ſteht und die ihm doch dem Weſen nach am fernſten iſt und hoffnungslos von ihm hinwegführt: die *Religion*. Die Leidenſchaft, mit der dieſer Kampf, der ſich zuletzt zu der Loſung: Gott gegen Gott! ſteigert, als Kampf des Lebendigen gegen das Tote, hier geführt wird, ruht auf der tiefen Gewißheit, daß er der zentrale Kampf auch der Bibel, vor allem der Propheten und Chriſti, iſt. Denn unter Religion iſt hier im Gegenſatz zum üblichen Sprachgebrauch, mit tiefer gedanklicher und geſchichtlicher Begründung, gerade das verſtanden, was nicht Gott und Gottes iſt, was vielmehr im Lauf der Geſchichte die Menſchen aus Gott gemacht, was

ſie an leeren, toten Erſatzbildern, an erſtarrten Formen, Formeln und Dogmen an die Stelle des lebendigen Gottes geſetzt, als Gott ausgegeben und womit ſie das umgangen haben, worauf allein es vor dem Gott der bibliſchen Verkündung ankommt: die Verwirklichung des Reiches und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde.

In dieſem Sinne wird überall in der Geſchichte und im Einzelleben die Religion als die Todfeindin der lebendigen Wahrheit entlarvt, als die größte, gefährlichſte Lüge und Verfälſchung, als die ſchlimmſte aller Mächte überhaupt. Denn während ohne ſie die Mächte der Welt und der Hölle in ihrer ganzen Gottwidrigkeit durchſchaut werden, wird durch die Religion das Furchtbare möglich, daß auch noch das Verwerflichſte und Verderblichſte ſich als Geheiligtes aufſchmückt, daß „das Böſe ſich in das Gottesgewand kleidet. Das Böſe erhält ſeine ganze Macht erſt, wenn es die Sanktion der Religion erhält." Dadurch, daß dieſer unheimliche Vorgang der religiöſen Verfälſchung der Wahrheit, der Sanktionierung ſelbſt des Unheilvollſten durch die Religion hier an den verſchiedenſten Erſcheinungen in immer neuer Form aufgewieſen wird, tritt in voller Macht und Klarheit hervor, was auf dem Spiele ſteht, welche ungeheuerliche Entſtellung und Verfratzung der Wahrheit hier bekämpft wird. Wir heutigen Menſchen vollends können an den gigantiſchen, mit der vollen Abſolutheit religiöſen Anſpruchs auftretenden Machtgebilden unſerer Welt unmittelbar die ganze Furchtbarkeit ſolcher religiöſer Erſatzbilder des Reiches ableſen. Wir können damit aber auch wie kaum je eine Zeit begreifen, was das Verſäumthaben der Verwirklichung des Reiches bedeutet, und daran die ungeheure Notwendigkeit und Rechtzeitigkeit dieſes Wahrheitskampfes im heutigen Augenblick ermeſſen.

Der in dieſem Kampf vor uns ausgebreitete Reichtum an Denken und Wiſſen iſt unerſchöpflich. Kein Problem, das uns heutige Menſchen wahrhaft angeht, wird umgangen. Die geſamte geſchichtliche Entwicklung des Abendlandes, die reale wie die geiſtige, vor allem die großen religiöſen Bewegungen, die ſozialen und politiſchen Probleme, die Entwicklung der modernen Naturwiſſenſchaft wie die Höhepunkte der antiken und modernen Philoſophie, aber auch die Formen und Wirklichkeiten des perſönlichen Lebens: Liebe, Ehe, die engeren Formen der Gemeinſchaft, alle werden ſie in den Blickpunkt des Reiches gerückt und dadurch in ihrem echten Sinn enthüllt. Das „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit!" brennt im Herzen dieſer Lehre als die große flammende Fackel, die den ganzen Kosmos der Natur und des Geiſtes erhellt.

Wunderbar iſt dieſe Durchleuchtung alles Lebens von der lebendigen Wahrheit her. Es gibt kein Lebensgebiet, das nicht von ihr aus entſcheidendes Licht empfinge. Das Gericht, das ſich daraus ergibt, daß alles am Maßſtab der letzten Wahrheit gemeſſen wird, iſt abſolut. Und

doch werden alle Erſcheinungen der Geſchichte auch gerade wieder mit letztem Ernſt abwägend erfaßt und daraufhin geprüft, ob eine Spur echten Lebens durch die Verfälſchung hindurch in ihnen ſich bewahrt hat. Und immer wieder wird dieſe liebevoll geſuchte Spur gefunden; auch noch im Irrtum wird ſo die verhüllte Wahrheit erkannt und ans Licht gezogen. Dies ſorgfältige Abwägen des Wahren entſpringt aus derſelben Quelle wie die Unbedingtheit des Urteils: aus der lebendigen Wahrheit. Man wird an das Wort Spinozas erinnert, daß die Wahrheit Zeichen ihrer ſelbſt und des Falſchen iſt. Ganz von ſelbſt, aus ihrer eigenen Kraft, aus der Kraft ihrer Gegenwart, kommt die Wahrheit über alles Leben. Von ſelbſt rücken im Lichte der Wahrheit alle Dinge an ihren Ort im Ganzen, zeigt ſich ſo das Wahre und das Falſche an allen Erſcheinungen.

Und da dieſe Durchleuchtung von der Wahrheit her an geſchichtlichen Gegenſtänden und Erſcheinungen geſchieht, zeigt ſich an ihr zugleich, wie durch alle Bewegungen und Gegenbewegungen, durch alle Anſätze und Widerſtände hindurch das Reich ſelbſt in der Geſchichte ſich unaufhaltſam ſeine Bahn ſchafft. Denn „das Reich kommt im Kampf mit dem Gegenreich“. Damit ſind aber auch alle geſchichtlichen Kataſtrophen in ſein Kommen einbezogen, werden ſie ſelbſt als Vorzeichen und Hinweis auf das Kommen des Reiches gedeutet. Im Lichte dieſer Gewißheit vermögen wir auch noch das heutige Geſchehen — und um ſeiner Ausmaße willen gerade das heutige Geſchehen — als mächtigen Auftakt und Vorſpiel des Reiches zu erkennen. „Es iſt Adventszeit“, das iſt die tröſtliche Gewißheit, von der dies ganze Buch durchſtrahlt iſt. Mit ihr geht auch uns in die tiefſte Dunkelheit verſtoßenen Menſchen der Glanz des Sternes auf, der in der finſterſten Nacht die Hirten zu dem geleitete, in dem das Reich erſchien.

Aber dieſe wunderbar tröſtliche Gewißheit ſteht nicht nur als Stern ruhig weiſend über uns; ſie iſt nicht bloßer Anblick; ſie wird uns nicht einfach geſchenkt; ſie *verlangt* uns. Die unermeßliche Verheißung iſt zugleich eine unermeßliche Forderung. Von beiden: von der Verheißung wie von der Forderung, iſt das Buch übervoll — blendend voll als von dem großen Licht, das aus der Höhe des Reiches auf uns herabfließt, ſtürmiſch voll als von dem großen Sturm, der uns aus dem Kommen des Reiches entgegenbrauſt. Denn beide: Licht und Sturm bedeuten unſere Freiheit: das gnadenvolle und ſchwere göttliche Geſchenk der Freiheit, die eins iſt mit unſerer menſchlichen Verantwortung. Und wohl weiß der Meiſter: „Die Freiheit iſt immer gefährlich.“ Er weiß von den Abgründen, die neben dem Höhenweg der Freiheit klaffen, von den Dämonen, die den Schreitenden hinabziehen. Aber wie ſollte das den ſchrecken, dem das Reich Gottes ſelbſt die vollendete Freiheit, dem damit die Freiheit mit ihrer Gefahr und ſogar als Gefahr nicht nur die ſicherſte, ſondern auch die beſeligendſte menſchliche Gewißheit iſt?

Aber eben durch die Kraft und Tiefe ſeiner in der Arbeit eines Lebens erworbenen und befeſtigten Gewißheiten iſt, bei aller uns entgegenkommenden Schönheit ſeiner Sprache und der mit der Geſprächsform ſelbſt gegebenen Unmittelbarkeit ſeines Ausdrucks, dies von ſchenkender Güte überſtrömende, jedem willigen Herzen weit geöffnete Buch in dem, was es an Tiefſtem enthält, keineswegs leicht zugänglich. Es handelt von ungeheuren Dingen, gibt Erſchließungen, vor denen der Atem ſtockt. Es iſt — auch noch von allen wiſſenſchaftlichen Einzelerſchließungen abgeſehen — im Kern ein ſchweres Buch. Es iſt dies durch den doppelten Anſpruch, den es an unſeren Geiſt, und weit mehr noch durch den, den es an unſer ganzes Sein ſtellt. Geiſtig bedürfen wir, um das Reich wahrhaft vor den inneren Blick zu bringen, „einer Umdrehung des Denkens um hundertachtzig Grad"; größer, ſchwerer noch, wahrhaft paradox aber iſt die Anforderung, die es an unſer Sein mit dem Aufruf zur Verwirklichung ſeiner Botſchaft ſtellt. Denn es iſt der Aufruf zum *Leben*, zum ſchrankenloſen reinen Leben in unſerer tief vom Tod gezeichneten Welt.

Das Reich iſt Leben; es iſt Ueberwindung des Todes, Sieg über allen Tod. Das Reich verwirft den Tod und das Tote in jeder Geſtalt, ſpeit es von ſich aus. Es iſt reines Leben und will reines Leben. Es iſt Unendlichkeit und will Unendlichkeit. „Das Reich iſt ohne Grenzen." Damit iſt auch ſein Anſpruch an uns ohne Grenzen. Und wahrlich: dieſer Anſpruch: die Forderung der Ueberwindung des Todes und des Toten in jeder Geſtalt, der unabläſſig ſtrömenden Verlebendigung alles Lebens, die an uns ſterbliche Menſchen ergeht, iſt die ſchwerſte, die unbedingteſte aller Forderungen, die je an den Menſchen ergangen ſind. „Das Reich wartet" — auch das iſt nicht nur ein überſchwänglich tröſtliches, es iſt auch ein unerbittlich forderndes Wort. Denn das Reich wartet auf *uns*. Wir müſſen uns aufmachen; wir müſſen kommen. Wir müſſen den Weg gehen, wenn uns die Knie brechen, wir müſſen wach bleiben, wenn uns die Lider ſinken. Wir müſſen dem Leben glauben, wenn alles um uns ſtirbt, wenn wir ſelbſt ſterben. Die Nacht am Oelberg ſteigt herauf; immer rauſcht ſie um uns; der Augenblick, den es gilt, ſeine Sterbeſtunde hindurch mit Gott zu wachen, iſt im Lichte des Reiches jeder Augenblick unſeres Lebens. Weit Schwereres als in der furchtbaren griechiſchen Tragödie, in der die erzürnte Göttin dem Jüngling, der ihr den Gruß verweigert, den Fels entgegenſendet, der ihn zermalmt, iſt unter dem lebendigen Gott dem Menſchen auferlegt. Er ſoll den Zerſtörungswillen der Mächte nicht annehmen, er ſoll noch den Felſen, den ihm das Schickſal entgegenſchleudert, lebendig überſtehen, er ſoll ihn als Tod verneinen, ihn ſterbend lebend überſteigen, ihn wie der erſte chriſtliche Märtyrer die Steine, die ihn trafen, für nichts achten im Blick in das offenſtehende Reich. Denn das iſt doch der Sinn der herrlich-gewaltigen Worte über das Ertragen des Wirkens der kos-

miſchen Mächte, die in der unerlöſten Welt noch unſer Schickſal ſind: das Ertragen von Krankheit, Tod und Leid, durch das wir die Welt zum Reich reifen ſollen: „Wir müſſen wohl vorläufig noch ſterben, aber wir ſollen dem Tod anders entgegengehen als die, die das Reich nicht kennen. Gerade unſer Erdulden deſſen, was noch nicht erlöſt iſt, kann ein ſtarkes, ja ſogar das ſtärkſte Mittel ſein, den Tag der Erlöſung zu fördern."

Damit ſteht der Menſch, dem das Reich verkündigt worden iſt, der die Botſchaft vernommen hat, anders im Leben als der, dem ſie verſchloſſen iſt. Er ſteht im Uebermaß. Das Reich, das die Verheißung der endlichen Erlöſung alles Lebens, auch des Einzellebens, vom Tod iſt, und das ihm ſelbſt zu verwirklichen aufgegeben iſt, iſt mit dem Maßſtab des ſterblichen Menſchen nicht zu meſſen.

Aber dies Buch, das vom Uebermaß kündet, ſchenkt auch das Maß. Wir werden nicht auf eine zukünftige, uns unerreichbare Wirklichkeit des Reiches allein vertröſtet; es iſt kein bloßes Jenſeits; es *kommt* nur aus dem Jenſeits; es iſt nicht *von* dieſer Welt, aber es iſt *für* dieſe Welt. Und es iſt, obwohl einmal erſchienen, nicht ein vollendetes; es iſt immer auch noch ein kommendes. Und — das iſt der allertiefſte Troſt des Buches — wir ſind nicht nur auf ſein Kommen hingewieſen, wir *leben* in ſeinem Kommen. Es iſt mitten unter uns. Wir können es erfahren. „Es können Zeichen des Reiches erſcheinen, auch wenn das ganze Reich noch nicht erſchienen iſt. Es gibt wunderbare Siege über Krankheit und Tod, auch wo die Krankheit und der Tod noch nicht beſiegt ſind." Aber wir werden nicht nur auf ſolche Erfahrungen in unſerem eigenen Leben hingewieſen, wir werden auch am Kommen des Reiches in der Geſchichte entlang geführt. Es wird uns an denen gezeigt, die am tiefſten in das Dunkel der Wirklichkeit hineingegangen ſind, am vorbehaltloſeſten ſich der Welt zu ihrer Erlöſung hingeſchenkt haben. —

Die Forderung, die das Buch ſtellt: „Wir müſſen . . . das Auge offen haben für den lebendigen Gott und ſeine immer neue Offenbarung" iſt in ihm ſelber in wunderbarer Weiſe erfüllt. Und ſo kommt ſchließlich aus dem Kampf Gottes und des Menſchen gegen die kosmiſchen Mächte: Sünde, Krankheit, Schickſal, Tod, nicht nur die tätige menſchliche, es kommt auch noch eine ſtillere, fernere Erlöſung auf uns zu. Die kosmiſche Erlöſung ergreift auch das uns entrücktere Reich der *Natur*. Auch ſie ſoll im Reich erlöſt, zu einer neuen Schöpfungsunſchuld geführt werden. Der Weg geht von Schöpfung zu Schöpfung, von der Schöpfung des Urſprungs zu einer neuen Schöpfung Gottes: dem neuen Himmel und der neuen Erde des Propheten. Mit wie anderem Auge ſehen wir ſo die Welt! Wenn die Natur, die wir kennen, Nachklang des Paradieſes, Vorahnung einer neuen Schöpfung iſt, begreifen wir dann nicht plötzlich das unbegreifliche Wunder und Geheimnis, daß ſie, die unerlöſte, grauſame, ſo tief in den Fall verſtrickte, uns dennoch immer wie-

der ſo ſchön erſcheint? Auch hierin trennt uns die Botſchaft vom Reiche nicht von der Erde, macht ſie uns vielmehr die Erde in einem neuen und tieferen Sinn zur Heimat.

Das Buch iſt über allem unſerem Dank. Es entläßt uns mit der Bitte: „Dein Reich komme!“ Daß wir lernten, dieſe Bitte ſo, wie es dort gefordert iſt, recht zu ſprechen, mit unſerem ganzen Sein zu ſprechen, kann unſer einziger wirklicher Dank an den ſein, der ſie uns in dieſem Buche neu vorgelegt und mit dem Reichtum ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes und mit dem tiefen Ernſt ſeines großen, leidenſchaftlichen Lebens ausgelegt hat. Denn dann hätten wir die Botſchaft nicht nur begriffen, ſondern ergriffen; dann kämen wir ihm entgegen; dann reifte das Reich. *Margarete Susman.*

Das Problem Gandhi.

I.

Die Geſtalt Gandhis, ſeine allgemeine Bedeutung in der Geſchichte des Geiſtes, beſonders aber ſeine Rolle im Kampfe um Indiens Befreiung und Erhebung, und die Loſung der Gewaltloſigkeit, die damit verbunden iſt, bedeuten nicht bloß ein politiſches, ſondern noch viel mehr ein *religiöſes* Problem — wie denn Gandhi überhaupt nur religiös zu erklären iſt — ſie bedeuten, beſſer geſagt, ein gewaltiges und zentrales Problem des *Reiches Gottes.*

Gandhi iſt, grade in dieſem Lichte geſehen, ein erſtaunliches Wunder. Auf einmal taucht mitten aus der Welt, die man die heidniſche nennt, und zwar, wie man wohl ſagen darf, aus ihrem edelſten Gebiet, eine Geſtalt auf, die gewaltige und zentrale Wahrheit des Reiches Gottes, noch genauer geſagt: des Reiches Chriſti vertritt, welche inmitten der Chriſtenheit und des Chriſtentums ſo ziemlich vergeſſen war. Freilich iſt von einem gewaltigen Jünger Chriſti, von Leo Tolſtoi her, ein Strahl aus Chriſtus auf dieſen Mann gefallen — aber welch ungeheure Wirkung hat dieſer eine Strahl gehabt! Welchen Enthuſiasmus hat die Botſchaft dieſes Mannes, der die Lehren der indiſchen Religion mit den Lehren der Bergpredigt verband, auch inmitten der Chriſtenheit erweckt, welche gewaltigen Hoffnungen haben ſich daran geknüpft, welche großen und tiefen Wahrheiten haben ſich mit dieſer Geſtalt verbunden! Gandhis Erſcheinung iſt ein Thema von außerordentlicher Bedeutung für die Menſchheit und ganz beſonders für die Sache des Reiches Gottes auf Erden.

Auch für den Schreibenden iſt Gandhi eine der ſein Leben beſtimmenden und erfüllenden Tatſachen geweſen. Ich ſage, *eine* dieſer Tatſachen, nicht *die* Tatſache, aber als eine von ihnen ſehr wichtig und koſtbar. Es hat wohl nicht allzuviele Menſchen gegeben, denen er ſo

viel bedeutete wie ihm. Er ist auch gegen Anfechtung, die Gandhi etwa aus radikal-pazifistischen Kreisen erfuhr (der verstorbene Barthelemy de Light hat ein ganzes Buch gegen ihn geschrieben, weil er ihm nicht konsequent genug antimilitaristisch erschien), für ihn eingetreten. Es erschien ihm gerade als etwas vom Größten an ihm, daß er kein antimilitaristischer Doktrinär sei, kein Nur-Pazifist oder sogenannter integraler Pazifist, und es ist ihm besonders sein Wort teuer gewesen, daß er, wenn er bloß zwischen Gewalt und Feigheit zu wählen hätte, ohne Bedenken die Gewalt wählen würde. Zwar hat der Schreibende die Losung der „Gewaltlosigkeit", nachdem er sie eine kurze Zeit mehr ertragen als gebilligt hatte, längst abgelehnt, als gleichzeitig zu negativ und zu weitgehend, auch als zu unmännlich, zu weichlich, aber das Wort stammte ja nicht von Gandhi selbst, jedenfalls nicht in dem umfassenden Sinne, den man ihm beigelegt hat, seine „Ahimsa" bedeutet vielmehr Vertrauen auf den *Geist* und die *Wahrheit* im Gegensatz zum Glauben an die Gewalt, also ein Prinzip, dem der Schreibende aus tiefster Ueberzeugung zustimmt. Wenn irgend ein Mensch von der Neigung frei ist, Gandhi Unrecht zu tun, besser: wenn irgend ein Mensch Ursache zu dem Wunsche hat, Gandhi im Rechte zu sehen, so ist der Schreibende dieser Mensch.

II.

Und nun — was ist von Gandhis heutiger Rolle im Lichte dieser Tatsachen und in diesem höchsten Zusammenhange zu sagen?

Bevor wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, sind zwei formelle Vorfragen zu erledigen.

Einmal: Verfügen wir über die nötige sichere Dokumentation über Gandhis wirkliche Haltung in der indischen Frage, wie sie sich in der letzten Zeit gestaltet hat, um darüber ein einigermaßen solid begründetes Urteil abgeben zu können? Ist nicht zu befürchten, daß sie durch tendenziöse Berichte in ein falsches Licht gestellt worden sei?

Darauf ist zu antworten: Das ist freilich geschehen. Inzwischen aber sind die Grundzüge der Gandhischen Haltung so deutlich und unwidersprochen hervorgetreten, daß eine eigene Stellungnahme in den wesentlichen Punkten durchaus möglich ist.

Aber ist eine solche Stellungnahme erlaubt? Ist Gandhi nicht zu groß, um von uns beurteilt zu werden? Ist es nicht Anmaßung, wenn wir das tun wollen?

Darauf ist zu antworten: Wenn Gandhi für unsere eigene Stellungnahme zu groß wäre, dann wäre er überhaupt zu groß für uns. Wir dürfen nicht nur, sondern müssen zu ihm Stellung nehmen. Anmaßung wäre das nur, wenn wir es in einem Stil und Ton täten, die uns ganz fern liegen. Im übrigen können gerade große Männer große Fehler begehen und kleine diese Fehler durchaus erkennen.

Damit wären diese formalen Vorfragen erledigt. Wichtiger aber ist eine *sachliche* Vorfrage. Um über Gandhis persönliche Haltung und Gandhi als religiöses oder Reichgottes-Problem urteilen zu können, ist es auch notwendig, sich einige fundamentale politische Tatsachen klar zu machen, in deren Zusammenhang das Problem der „Gewaltlosigkeit" gehört.

Es handelt sich um die *Befreiung Indiens.* Niemand kann diese inniger wünschen als der Schreibende, niemand mehr mit ganzer Seele ersehnen, daß die ungeheure Geisteskraft, die im indischen Wesen ruht, neu erwacht und entfesselt, sich in die Welt ergieße und besonders auch in die politische Welt. Das ist ihm eine der großen Hoffnungen für die Welt und für das Reich Gottes.

Aber nun — und das ist sein großes Aber — *ist ja Indien diese Freiheit angeboten worden.* Machen wir uns klar: Schon der sogenannte Dominion-Status bedeutet eine im wesentlichen vollkommene Unabhängigkeit. Denken wir an Kanada, Südamerika, Australien und Neuseeland. Das Dominion hat nicht nur nach innen, sondern auch nach außen eine fast unbeschränkte Bewegungsfreiheit. Es ist eigentlich nur durch ein rein *geistiges* Band mit dem Mutterlande verbunden. Dieses geistige Band wird bloß durch eine Art „Statthalter" dargestellt, von dem man bezeichnenderweise niemals etwas hört. Es braucht dem Mutterland, wenn es nicht will, auch militärisch nicht beizustehen. Man legt freilich Gewicht darauf, in bezug auf die großen Linien der auswärtigen Politik seine Zustimmung zu holen, aber auch diese Zustimmung ist freiwillig. Was aber Indien angeboten worden ist, bedeutet noch *mehr* als der Dominion-Status: es bedeutet die volle Unabhängigkeit, vielleicht etwa mit dem Wunsche nach einem dauernden *Bündnis* mit ihm verknüpft.[1])

Nur zwei Bedingungen waren damit verbunden. Einmal: die Ausarbeitung der neuen *Verfassung* sollte erst in der beruhigteren Atmosphäre der Zeit unmittelbar *nach* dem Kriege stattfinden. Sodann: die *militärische Verteidigung* Indiens sollte während der Dauer des Krieges, unter aktiver Beteiligung indischer Minister, doch in letzter Instanz noch in Englands Hand bleiben, und dies im Interesse der Einheitlichkeit des Kampfes gegen die besonders von Seiten Japans, aber auch Deutschlands drohende Gefahr.

[1]) Die *„Times"* erklären in der Nummer vom 20. Juni über diese Indien angebotene Unabhängigkeit folgendes: „Der negativen Haltung Herrn Gandhis ist ein konkreter Plan nicht bloß für einen Dominionstatus, sondern für *Unabhängigkeit* (independence) entgegenzuhalten, der durch die Indier jederzeit angenommen und in Wirksamkeit gesetzt werden kann, sobald der Krieg zu Ende ist." ... „Der Kern des britischen Planes ist das Angebot und die Garantie von unmittelbarer und wirksamer Kontrolle über die laufende Verwaltung in Indien und von einer so vollständigen Unabhängigkeit, als die indischen Völker sie wollen, sobald der Angriff [der Achse] zurückgewiesen sein wird."

Dieſe Freiheit alſo wurde Indien von England durch die Botſchaft, mit der Cripps betraut war, angeboten.

Was hat nun den Allindiſchen Kongreß, der den nur ſehr teilweiſe berechtigten Anſpruch erhebt, ganz Indien zu vertreten, veranlaßt, unter dem beherrſchenden Einfluß Gandhis dieſes Angebot abzulehnen?

Hier beginnt gleich das Staunen. Ein Hauptgrund iſt der, daß man ſofort auch die *militäriſche Verteidigung* ausſchließlich in die Hände indiſcher Miniſter gelegt ſehen will. Gerade nach dem Willen Gandhis! Klingt das nicht wie Hohn? Und wird dieſer Hohn nicht noch geſteigert, wenn Gandhi gelegentlich als der kommende indiſche „Generaliſſimus" bezeichnet wird?

Das durch und durch Irreelle, ja Unmögliche dieſer Forderung liegt im übrigen auf der Hand. Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß die militäriſche Verteidigung des Empire wie der ganze militäriſche Kampf gegen die Achſe, beſonders gegen Deutſchland und Japan, *einheitlich* geführt werden und in engliſchen (oder amerikaniſchen) Händen liegen muß. Man kann auch nicht einſehen, wie die durch den Kongreß vertretenen Indier dieſe Aufgabe ſollten übernehmen können, repräſentieren ſie doch weſentlich den ganz und gar unkriegeriſchen Teil Indiens und haben ſelbſt nicht die geringſte Gelegenheit gehabt, die militäriſchen Dinge kennenzulernen. Man ſollte doch meinen, jede Ueberlegung einer wirklich realiſtiſchen Politik müßte den Führern des Kongreſſes ſagen, daß ſie froh ſein ſollten, dieſe Aufgabe bis zum Schluß des Krieges — denn das war ja der von den Engländern angegebene Termin! — in engliſchen Händen zu wiſſen.

Aber vielleicht war es das *Mißtrauen* gegen Englands Abſichten, das die Haltung des Kongreſſes und alſo vor allem auch Gandhis, veranlaßte? Hatte dieſes Mißtrauen nicht Berechtigung? Hatte England nicht ſein in der Notlage von 1914 bis 1918 Indien gegebenes Wort gebrochen? Konnte es das nicht wieder tun?

Was iſt davon zu halten?

Es iſt zuzugeben, daß jenes Verſprechen Englands nicht ſo erfüllt worden iſt, wie es hätte geſchehen müſſen. Namentlich iſt hier ein Ereignis hervorzuheben, das eine furchtbare Schuld Englands darſtellt: das Blutbad von Amritſar, veranſtaltet durch einen brutalen engliſchen Kolonialgeneral, der in eine durchaus friedlich demonſtrierende Menge mit Maſchinengewehren ſchießen ließ und der dafür keineswegs jene Mißbilligung und Strafe erfuhr, die am Platze geweſen wäre. Im übrigen iſt die Anklage, daß England einfach ſein Wort gebrochen habe, allzu einſeitig. Es iſt doch vieles geſchehen, um dieſes Wort Englands einzulöſen. Ich erinnere bloß an die Round-Table-Konferenz in London, an der Gandhi teilgenommen hat. Auch darf man in dieſer Sache nicht immer bloß an die Haltung der Regierungen denken, der in England und der in Indien, ſondern ſollte nicht vergeſſen, wie viele

der edelſten und beſten engliſchen Männer und Frauen ſich immer wieder für Indiens Sache eingeſetzt haben. Auf alle Fälle war *diesmal* kein wirklicher Grund zum Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit des engliſchen Angebotes vorhanden. Abgeſehen von der nicht zu bezweifelnden Geſinnung von Cripps ſelber, dieſem „kommenden Mann", war es ganz ausgeſchloſſen, daß Indien nach dem Krieg die verſprochene Freiheit vorenthalten werden könnte. Eine Bürgſchaft dagegen iſt ſchon das engliſche Bündnis mit den Vereinigten Staaten, wie die Rückſicht auf China, aber auch die auf eine ganz überwiegende öffentliche Meinung in England. Mißtrauen iſt gewiß manchmal am Platze, aber ein auf wirkliche oder auch nur vermeintliche Tatſachen der Vergangenheit gegründetes, für die Gegenwart und Zukunft aber nicht berechtigtes Mißtrauen kann auch zur ſchweren Tragödie werden. Schöpferiſches Handeln in entſcheidenden Stunden geſchieht nicht durch Mißtrauen, ſondern durch Vertrauen, geſchieht nicht durch Nein, ſondern durch Ja, geſchieht nicht durch Zögern und Nörgeln, ſondern durch Wagen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß durch die bloß auf Reſſentiment begründete Haltung des Kongreſſes Indien ſchließlich nicht nur keine größere Freiheit gewänne, ſondern auch die angebotene verlöre. Das läge in der Dialektik dieſer Art von Tragödie.

Es muß hier aber noch eine Tatſache feſtgeſtellt werden, die in dieſem Zuſammenhang eine entſcheidende Rolle ſpielt. Das Scheitern der Verhandlungen von 1918 an über die neue Verfaſſung Indiens iſt viel weniger die Schuld Englands als die Schuld Indiens geweſen, nämlich der *indiſchen Uneinigkeit*, ganz beſonders des tiefgehenden Zwieſpaltes zwiſchen den Mohammedanern und den Hindus. Dieſer Zwieſpalt iſt in erſter Linie in der *Religion* begründet, wirkt aber auch tief in die Politik hinein. Hier zeigt er ſich beſonders darin, daß die Mohammedaner um keinen Preis eine *zentraliſtiſche* Organiſation des Landes wollen, von welcher ſie eine Vergewaltigung durch die hinduiſtiſche Mehrheit befürchten, während die Kongreßpartei gerade auf dieſe Einheit Gewicht legt. Ein vielleicht noch ſtärkeres Moment der Uneinigkeit, die jede demokratiſche Ordnung nach abendländiſchem Muſter ausſchließt, iſt die *Kaſtenordnung*, die dem Volksleben der Hindu das Gepräge gibt. Dieſe Uneinigkeit iſt alſo nicht etwa bloß eine britiſche Erfindung oder gar eine britiſche Mache im Dienſte des Divide et impera („Teile und herrſche!"). Sie mag wohl etwa von engliſchen Politikern in dieſem Sinne benutzt worden ſein, aber ſie iſt als eine ſehr reale Tatſache vorhanden.

Aber noch mehr als das: Wir müſſen uns überhaupt ſehr davor hüten, die indiſche Lage nach unſeren weſtlichen Kategorien zu beurteilen. Indien iſt nicht *eine* „Nation" oder *ein* „Volk" in unſerem Sinne, ſondern ein *Kontinent*, aus Dutzenden, ja hunderten von Nationen, Völkern, Staaten, Sprachen, Religionen und vor allem Kaſten

zuſammengeſetzt und dadurch aufs tiefſte *zerriſſen*. Darum iſt ihm jede Freiheit zu wünſchen, aber doch auch, in ſeinem eigenſten Intereſſe, ein freier Anſchluß an das engliſche Weltreich. Dieſer verhinderte nicht jenen freien Bund mit *China*, der als herrliche Verheißung am Horizont aufgeſtiegen iſt und den nun Gandhi zerſtört hat.

Und vergeſſen wir vor allem nicht: Es haben nicht alle Völker oder Kulturkreiſe die gleiche Begabung und Aufgabe. Indien hat ſeine Berufung ſchwerlich auf dem Gebiete politiſcher Geſtaltung. Dieſe iſt auch keineswegs die *höchſte* Form der Begabung und Berufung. So mögen die Gaben und Kräfte Indiens auch gewaltig in die Politik hineinwirken, aber vielleicht gerade weil ſie von einem andern Orte her kommen.

III.

Das alles muß überlegt werden, wenn man das zentrale Problem Gandhi, das religiöſe oder Reichsgottesproblem, verſtehen will, das Gandhis Haltung in der indiſchen Frage bedeutet.

Was konnte denn Gandhi zu ſeiner Haltung bewegen? Wäre nicht eine andere Haltung möglich, ja nötig geweſen? Wie kam Gandhi dazu, die angebotene Freiheit abzulehnen? Dieſe war ja auf keine Weiſe mit dem *Militärproblem* verbunden. Gandhi konnte zu dieſer Freiheit Ja ſagen und doch, wie bisher, ja ſogar noch ſchärfer als bisher, zu aller militäriſchen Gewalt Nein ſagen, auch für Indien. Er hätte auf die Dämonen hinweiſen können, welche immer die Gewalt bedrohen, und ſei's auch im idealſten Waffenkampfe. Damit wäre er ſeinem großen Prinzip treu und eine gewaltige Geiſtesmacht geblieben, ja ſogar immer mehr geworden.

Statt deſſen iſt er einen andern Weg gegangen, und zwar, wie ich in Schmerzen nicht anders ſagen kann, einen Weg, den ich als tragiſchen Irrweg betrachte und empfinde.

Suchen wir das Weſen dieſes Irrtums uns klar zu machen.

Das Prinzip der *Gewaltloſigkeit* (um nun dieſen Ausdruck mit dem geltend gemachten Vorbehalt zu brauchen) iſt in ſeinem Weſen ein *umfaſſendes geiſtiges Prinzip*. Es ſoll freilich in die Politik eindringen, aber es ſoll nicht zum bloßen *Werkzeug* der Politik werden. Gerade das iſt jedoch durch Gandhi geſchehen. Er hat es zunächſt als Werkzeug für die Befreiung Indiens gebraucht. Schon dadurch iſt es einer gewiſſen Entartung verfallen. Dieſes Prinzip iſt größer als jede einzelne Sache, ſei ſie noch ſo groß. Es iſt immer *Herr*, nie Diener. Aber auf dieſem Wege drang immer tiefer die Unwahrheit in die Anwendung des Prinzipes ein. Es iſt ja ſo, daß die großen Maſſen der indiſchen Bevölkerung zwar Gandhi religiös als Heiligen verehrten und politiſch als Befreier begrüßten, aber durchaus nicht grundſätzlich auf dem Boden der Gewaltloſigkeit ſtanden. Daher immer wieder der Ausbruch von großen gewalt-

tätigen Ausſchreitungen im Namen der — Gewaltloſigkeit! Die Gewaltloſigkeit in ihrem hohen und reinen Sinne hat eben *geiſtige Vorausſetzungen*, welche bei jenen Maſſen nicht vorhanden waren noch ſind. Auch bei uns nicht!

Dieſe Unwahrheit, die auf dem Irrwege in das Prinzip hineinkam, ſteigerte ſich noch, als Gandhi nun in der neueſten Phaſe des indiſchen Kampfes dieſes Prinzip in das Verhältnis zu *Japan* hineintragen wollte. Denn nun kam noch ganz beſonders der Umſtand in Betracht, daß ein ſo wichtiger Teil des Volkes wie die Mohammedaner, die zwar nur einen Viertel der Bevölkerung Indiens ausmachen, aber an Bedeutung dem übrigen Teil faſt gleichkommen, nicht nur nicht auf dem Boden der Gewaltloſigkeit ſteht, ſondern ausgeſprochen kriegeriſch geſinnt iſt und mit ihm auch andere wichtige Beſtandteile der indiſchen Völkermiſchung. Wenn Gandhi alſo im Namen Indiens mit den Japanern auf dem Boden der Gewaltloſigkeit verhandeln wollte, ſo wäre das von vornherein eine *Fiktion* geweſen. Mit andern Worten: es begann das *Experimentieren* mit dem Prinzip — eine äußerſt gefährliche und bedenkliche Sache.

Aber auf dieſem Wege kam es zuletzt zum äußerſten: zur *Utopie* und *Phantaſtik*. Ich ſage nicht *Schwärmerei*, weil dieſes Wort ſo leicht auch an große und echte Dinge geheftet wird, die den Durchſchnittsſinn überſteigen, ich ſage Utopie und Phantaſtik. Denn als ſolche muß ich es empfinden — ich kann nicht anders — wenn Gandhi ſich anerbietet, zu den Japanern zu gehen, um ihnen anzuraten, ſich aus China zurückzuziehen oder das Verſprechen abzulegen, Indien nicht anzugreifen. Das darf Gandhi als Einzelner tun, darf es als Prophet tun, aber als politiſcher Führer Indiens?

Ich bin der letzte, der einen gewaltigen Glauben als Schwärmerei oder als Utopismus und Phantaſtik abtun wollte. Aber er muß mir den Eindruck der *Notwendigkeit* machen, er muß *realiſtiſch* ſein im Sinne des Gehorſams gegen die höchſte Realität, die der heilige und lebendige Gott iſt. Bei Gandhi aber habe ich den Eindruck des *Spielens* mit einer großen und auch ungeheuer verantwortungsvollen Wahrheit. Daher auch ſein *Schwanken* zwiſchen allfälliger Gewaltloſigkeit und allfälliger Gewalt, die ganze widerſpruchsvolle und unklare Haltung. Das aber iſt die Kataſtrophe des Prinzips. Nie darf dieſes zum bloßen Werkzeug, zum bloßen Experiment oder gar zum bloßen Spiel werden. Sonſt iſt das Ende eine ſchwerere Kataſtrophe, als eine der Gewalt ſein könnte; denn corruptio optimi pessima.[1])

Dieſe Kataſtrophe würde ſich nur noch weiter entfalten, falls es Gandhis Meinung ſein ſollte, die Notlage Englands müſſe ausgenützt werden, um diesmal die Befreiung Indiens mit Sicherheit durchzuſetzen. Das ſtünde in üblem Gegenſatz zu der großartigen Haltung Gandhis

[1]) Frei überſetzt: Je beſſer eine Sache iſt, deſto ſchlimmer iſt ihre Entartung.

von 1914 bis 1918, wo er ſich weigerte, dies zu tun. Es wäre aber auch alles andere als Gewaltloſigkeit: es wäre *Erpreſſung*. Eine feinere Form von Erpreſſung wäre ein *Faſten*, das mit der darin enthaltenen Selbſtmorddrohung die Mohammedaner und andere zum Einlenken zwingen wollte. Eine Illuſtration dieſer Unwahrheit aber iſt die Tatſache, daß die Reaktion auf die Verhaftung Gandhis und ſeiner Mitführer der Ausbruch von weit ausgedehnten Gewalttätigkeiten geweſen iſt. Und noch eine furchtbarere wäre es, wenn dieſe Gewaltloſigkeit dazu beitrüge, daß das furchtbarſte Gewaltſyſtem, das die Welt geſehen hat, zum Siege gelangte. Solche tragiſche Dialektik aber verbindet ſich faſt immer mit mißbrauchten großen Wahrheiten.[1])

Man hat etwa von Gandhi geſagt, es ſeien in ihm zwei verſchiedene Menſchentypen vereinigt: ein Heiliger und ein Politiker. Wenn wir dieſe Formel annehmen wollten, ſo müßten wir ſagen: auf dem falſchen Wege, den wir angedeutet haben, ſei der Heilige durch den Politiker getötet worden.

Zu dieſer Entartung, die auf dem eingeſchlagenen Irrweg, dem Gebrauch des Prinzips als bloßes Werkzeug, als bloßes Material zu einem Experiment, wenn nicht gar Spiel, zuſtande kommt, geſellt ſich aber noch eine andere Linie der Unwahrheit.

Einmal: Steht die Forderung der *abſoluten Freiheit* Indiens nicht in einem ſtarken innern Widerſpruch zu dem Prinzip der Gewaltloſigkeit? Dieſes ſtammt doch, wie wir ſchon gezeigt haben, aus der Welt des *Geiſtes*, alſo aus einer Welt, die über alles bloß nationale Weſen hinausgeht, während jene Abſolutheit aus einer heidniſchen Selbſtvergottung des Volkes oder der Nation entſpringt. Muß nicht auf *dieſem* Boden das Prinzip ſeine Kraft verlieren?

Sodann — was damit zuſammenhängt —: Iſt es heute am Platze, dieſe abſolute Unabhängigkeit der Völker zu betonen? Hat nicht ſie uns in den Weltkrieg geführt? Iſt nicht ſie, wie ich ſchon angedeutet habe, die götzenhafte Sanktion gerade aller Gewalt? Muß nicht heute, freilich auf Grund der *Freiheit*, aber eben nicht einer abſoluten, die *Verbundenheit* betont werden?

Womit wir zu einem dritten, ſehr wichtigen Geſichtspunkt gelangen. Iſt es zu verantworten, heute ſich an der Zerſprengung des *engliſchen Weltreiches* zu beteiligen? Dieſes muß ſich umgeſtalten, gewiß, und es *wird* ſich umgeſtalten, aber ſein Beſtand bildet eine Grundlage für die kommende Völkerföderation, ohne welche dieſe politiſch undenkbar iſt.

---

[1]) Was die *Verhaftung* Gandhis und ſeiner Mitführer durch die Regierung betrifft, ſo iſt ſie ſelbſtverſtändlich aufs höchſte zu bedauern, ſeien ihre Gründe mehr oder weniger ſtichhaltig geweſen. Sie iſt auch in England und Amerika ſtark bedauert worden. Freilich könnte es dafür Gründe gegeben haben, die man aus allerlei Rückſichten nicht bekanntmachen will.

(Was, nebenbei gesagt, alle kleinliche und nörgelnde Kritik an England verhindern sollte, welche der schweizerischen Selbstgerechtigkeit so sehr liegt. Die ungeheure weltpolitische Schuld Englands ist klar. Sie mußte ins Licht gestellt werden, und das ist geschehen. Jetzt aber hat England diese Schuld eingesehen und büßt sie furchtbar. Und wir Schweizer haben nicht Ursache, Steine auf es zu werfen.)

Auf Grund dieser Sachlage erblicke ich in Gandhis Verhalten eine schwere Katastrophe seiner Person und des von ihm vertretenen Prinzips. Es ist eine gewaltige Tragödie — eine der größten und tiefsten, welche die Geschichte des Geistes erlebt hat. Ich sage es in tiefstem Erbeben der Seele, mit heftigem Bluten des Herzens. Dieses Prinzip ist so kompromittiert, daß es lange gehen wird, bis es sich wieder erholt hat.

Denn *Wahrheit* bleibt es. Es muß nur anders begründet und anders angewendet werden.

Und hier öffnet sich ein letzter Ausblick, der etwas im Sinne der Tragödie Versöhnendes, aber auch etwas Verheißungsvolles hat. Ich bin davon ausgegangen, daß auf Gandhi ein Strahl von *Christus* gefallen sei und ungeheuer gewirkt habe. Aber darin ist eigentlich auch schon eine Beschränkung enthalten gewesen. Gandhi ist ja Hindu geblieben. Er hat mit der Bergpredigt die Weisheit Indiens verbunden, und diese ist ihm doch wichtiger geblieben. Und nun ist die große Frage, ob der letzte und tiefste Sinn der Gewaltlosigkeit auf diesem Boden überhaupt zu verwirklichen ist. Ich habe an Gandhi gerühmt, daß er frei von *Doktrinarismus* gewesen sei. Aber ist er nicht zuletzt doch in solchen verfallen? Und kann man ihm, wie der Phantastik und dem Utopismus, entgehen, ohne den Anschluß an den heiligen, lebendigen Gott der Bibel? Die Geschichte *verneint* es. Er allein läßt Ideal und Wirklichkeit, Festigkeit im Ziel und Beweglichkeit im Streben nach ihm, Warten und Eilen, göttliches und menschliches Tun richtig verbinden. Und von Christus allein kann die echte Gewaltlosigkeit ausgehen — vom *ganzen* Christus.

Dann bliebe es vielleicht Gandhis tragische Größe, auch in seinem Scheitern darauf hingewiesen zu haben.

Leonhard Ragaz.

Von Schriften.

Wie ich angekündigt habe, soll der Beitrag im letzten Hefte, „*Das Bekenntnis*", als besondere Schrift herausgegeben werden. Ich habe ihn zu diesem Zweck noch sorgfältig *bearbeitet* und da und dort *ergänzt*, so daß auch die Leser der Hefte gut tun, sich die Separatausgabe zu verschaffen. Sie wird unter dem Titel „*Das Glaubensbekenntnis. Zur Bekenntnisfrage. Mit einer Erklärung des Apostolicums.*" von der Reli-

giös-ſozialen Vereinigung herausgegeben und kann von der *Pazifiſtiſchen Bücherſtube*, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4, zu einem billigen Preis (60 Rappen, bei Bezug von zehn und mehr Exemplaren 50 Rappen) bezogen werden.

Ich bitte diejenigen Leſer, die verſtanden haben, was die Aktion, der die kleine Schrift dienen ſoll, für die von uns vertretene Sache bedeutet, ſich ihrer Verbreitung bei „Gläubigen" und „Ungläubigen" anzunehmen und danke zum voraus dafür.

Zugleich teile ich mit, daß nächſtens eine andere, längſt fertige, kleinere Schrift von mir erſcheinen wird, die den Titel trägt *„Israel, Judentum und Chriſtentum"*, und von der ich glaube, daß ſie wichtige und weſentliche neue Wahrheit vertrete. Sie kann ebenfalls (zum Preiſe von etwa 80 Rappen) von der *Pazifiſtiſchen Bücherſtube* bezogen werden.

Berichtigung.

In der letzten Sendung muß es auf Seite 65, Zeile 2 von oben heißen: „der *Vorwurf*" der Utopie (nicht „der Verſuch").

Einladung zu einem Ferienkurs

von Montag, 12., bis Samstag, 17. Oktober 1942,
im Hotel „Krone", *Hütten* (Kanton Zürich).
Beginn: Montag, morgens 9.15 Uhr.

Thema: *Die ſchweizeriſche Lage und unſere Aufgabe.*

Leitung: *Leonhard Ragaz.*

1. *Die wirtſchaftlich-ſoziale Umgeſtaltung*

   Die wirtſchaftliche Lage. Der Sozialismus und die Arbeiterbewegung. Die Landwirtſchaft und die Bauernbewegung. Die ſchweizeriſchen Formen des Sozialismus. Das Korporativſyſtem, Genoſſenſchaft, Gewerkſchaft, Kommune als Elemente des Aufbaus.

   Einleitung: *Franz Schmidt*, St. Gallen.

2. *Die Formen der neuen Demokratie.*

   Wiederherſtellung und Vermehrung von Recht und Freiheit. Das Problem der Verfaſſung. Die Parteien und unſere Stellung zu ihnen. Unſer Verhältnis zum Staat. Der föderale Aufbau einer neuen Schweiz. Das Problem der ſtaatsbürgerlichen Erziehung.

   Einleitung: *Max Gerber*, Zürich.

3. *Die geiſtige Kultur.*

Der Zerfall der geiſtigen Grundlagen der Schweiz und ihre Wiederherſtellung. Nationale Kultur als Problem. Nationale Erziehung als Problem. Das Schul- und Bildungsproblem.

Einleitung: *Johannes Tſcharner*, Oberhallau.

4. *Das religiöſe und kirchliche Problem.*

Die religiöſen Grundlagen der Schweiz und die heutige Lage. Die Konfeſſionen. Die kirchliche und theologiſche Lage. Reich Gottes, Religion und Kirche.

Einleitung: *Jakob Goetz*, Winterthur.

Die genannten und verwandte Themen ſollen durch Voten und Ausſprachen behandelt werden und es ſoll die Möglichkeit von Aenderungen der Reihenfolge oder der Themen ſelbſt beſtehen.

Die *Nachmittage* ſollen vorwiegend der Erholung gewidmet werden. Die Gegend iſt ſehr ſchön. Hütten iſt vom Zürichſee (Wädenswil und Horgen) durch gute Poſtautoverbindungen erreichbar.

Für die *Abende* ſind Beſprechungen aktueller Probleme und literariſche oder muſikaliſche Unterhaltung vorgeſehen, dazu findet

Mittwoch, den 14. Oktober, 20 Uhr, im Hotel „Krone" ein *Oeffentlicher Abend für die Einwohner von Hütten und Umgebung* ſtatt mit einem Referat von *Hermann Bachmann* über das Thema:

Welches iſt unſer Chriſtenglaube an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden?

Dem Ferienkurs ſoll vorangehen

Die Jahresversammlung der religiös-sozialen Vereinigung

am 10. und 11. Oktober in Zürich

Samstag, 10. Oktober, abends 20 Uhr, im Volkshaus Zürich (Weißer Saal): *Oeffentlicher Vortrag. Thema:* „Staatsraiſon oder Menſchlichkeit?" Der *Referent* wird ſpäter angegeben.

Sonntag, 11. Oktober, vormittags 9 Uhr, im „Rigiblick":

1. *Andacht.*
2. *Vortrag über das Thema:*
   „Die Lage und Aufgabe der Schweiz im Lichte des heutigen Weltgeſchehens." Referent: *Leonhard Ragaz.*
3. Ausſprache über den Vortrag.

4. (Nach dem Mittageſſen) Geſchäftliches und allgemeine Ausſprache.

Für den Ferienkurs betragen Kursgeld und Penſion einſchließlich Trinkgeld je nach dem Zimmer Fr. 7.50 bis 8.50. Wenn der Wunſch nach einem billigen Lager in der Nähe von einer genügenden Zahl von Teilnehmern rechtzeitig ausgeſprochen wird, wird man verſuchen, ſo etwas einzurichten. Wenn ſich dafür nicht genügend Teilnehmer melden, wird man in anderer Weiſe nach Möglichkeit dafür ſorgen, daß niemand aus bloß finanziellen Gründen fernbleiben muß.

Wir bitten um baldige Anmeldung und um Mitteilung eventueller Wünſche wegen der Zimmer. (Es ſind nur wenige Einerzimmer und wenige heizbare Zimmer vorhanden.) *Das Sekretariat, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4,* nimmt die Anmeldungen entgegen, erteilt Auskunft und ſchickt weitere Programme. Es ſind nicht nur Mitglieder, ſondern auch Freunde und Intereſſenten willkommen.

Zu zahlreichem Beſuche laden ein

Für die religiös-ſoziale Vereinigung:
Der Präſident: *R. Lejeune.*
Die Sekretärin: *Chriſtine Ragaz.*

Worte.

Will man eine gute Sache machen, ſo muß man den Mut haben, ſie ganz zu machen, ſonſt wäre viel beſſer, man ließe ſie ganz ſein; denn macht man ſie halb, ſo macht man ſie nur ſchlimmer. *Jeremias Gotthelf.*

*

Die höchſte Beſtimmung der Geſchichte der Menſchheit: die Entwicklung des Geiſtes zur Freiheit, iſt mir leitende Ueberzeugung geworden. *Jakob Burkhardt.*

*

Wenn es an Viſion fehlt, wird das Volk zügellos. *Sprüche 29, 18.*

*

Der Mut zum Widerſtand iſt das immerfortige Geheimnis der Freiheit. *Engliſches Wort.*

*

Die Wahrheit tötet auf Diſtanz. *Alexander Vinet.*

742

INHALT

Von der Eiferſucht und ihrer Ueberwindung. / Leonhard Ragaz
Reich Gottes, Kirche und Prophetentum / H.-H.
Aus den Kirchen: I. Luthertum und Demokratie / II. Die nordiſchen Kirchen und der Krieg / III. Amerikaniſche Chriſten und der Krieg
Das Chriſtentum und die ſoziale Umgeſtaltung / * * *
Das Unſer-Vater II. / Leonhard Ragaz
Sommeraufzeichnung / Alice Sufanne Albrecht
Zu Aktualitäten: I. Einige alte Worte zur Flüchtlingsfrage / Zwei alte Kapitel zu Staatsraiſon und Menſchlichkeit / III. Ein altes Wort zur Todesſtrafe
Einer von Unzähligen / * * *
Von Schriften / L. R.
Redaktionelle Bemerkungen
Geſchäftliche Mitteilung
Programm von Arbeit und Bildung

Von der Eiferſucht und ihrer Ueberwindung.

Nicht uns, o Herr, nicht uns, ſondern
deinem Namen gib Ehre!
Pſalm 115, 1.

Es gibt eine Krankheit, die im Geiſtigen mindeſtens ſo verheerend wirkt wie Krebs und Tuberkuloſe im Phyſiſchen: ſie heißt *Eiferſucht*. Ich denke dabei keineswegs bloß an ihre erotiſche Form, an die in mannigfachen Formen ſich um das Verhältnis von Mann und Weib bewegende, ſondern an ihre umfaſſendere Erſcheinung, an jenen Geltungswillen, der, ſei's als Ehrgeiz, ſei's auch in anderer Form: als Beſitzwillen, als Hochmut oder auch als berechtigter Stolz, ja unter Umſtänden als Selbſtachtung, ſich von andern überboten, in ſeinem Anſpruch verkürzt, vielleicht von ſeinem verdienten Platze verdrängt ſieht, ſich zurückgeſetzt, unterdrückt, gekränkt fühlt und darüber in dem Feuer entbrennt, das man Eiferſucht nennt. Denn ein Feuer iſt es, das den verzehrt, in dem es brennt, das ſich aber von ihm aus auch unheilvoll gegen andere wendet.

Es braucht über die Bedeutung dieſer Tatſache im menſchlichen Weſen nicht viel geſagt zu werden, ſoweit die gewöhnlichen Formen dieſer Erkrankung in Betracht kommen. Wir haben für die Eiferſucht, die im Verhältnis von Mann und Weib wirkt, die gewaltige Darſtellung in Shakeſpeares „Othello". Nicht minder verheerend wirkt ſie in andern Formen. Mit Schrecken gewahrt man, wie dieſe Erkrankung

den Menſchen demoraliſiert. Sie lenkt ihn von der Sache ab auf das Ich, zerſetzt damit ſeine edelſten Kräfte, führt zu einer Entartung und Entleerung ſeines Weſens, weckt alle unedlen Triebe in ihm auf und öffnet die Pforten der Seele für alle Dämonen. Wenige Leidenſchaften verheeren ſo ſtark die Seele. Und das Tragiſche iſt, daß gerade auch höher geartete Naturen von dieſer Krankheit befallen und ruiniert werden können. Nichts, ſo ſcheint es oft, führt die Seele mehr von *Gott* ab als dieſe Erkrankung des Ich. Und vor allem — das gilt von jeder Form der Eiferſucht — iſt ſie die ſtärkſte Urſache von Zwietracht, Streit, Spaltung. Keine andere Macht zerſtört ſo ſtark und ſo häufig, im Größten wie im Kleinſten, die Einigkeit der Menſchen und Menſchengemeinſchaften, namentlich auch gerade das Beſte und Größte: die Bewegungen und Gemeinſchaften, die auf die Sache Gottes und des Menſchen gerichtet ſind. Wie tief dieſer Hang in der Menſchennatur verwurzelt iſt, beweiſt die Tatſache, daß die Urſache der Auflehnung Luzifers, des höchſten der Engel, und ſeiner Genoſſen, von welcher der chriſtliche Mythus redet und die zum Urſprung alles Böſen wird, wie ſie deſſen Urform bildet, nach dieſem Mythus Eiferſucht auf Gott iſt.

Es berührt uns immer höchſt eigenartig, wenn wir ſolche Menſchlichkeiten, wie wir alle ſie in der gegenwärtigen Erfahrung erleben und gewohnt ſind, mit unſerer Zeit zu verbinden, plötzlich aus der älteſten Vergangenheit und vielleicht aus der Bibel auftauchen ſehen. Eine ſolche Empfindung muß jeden in dieſen Dingen bewanderten Menſchen ergreifen, wenn er in den Kapiteln 12 und 16 des vierten Buches Moſis von dem Ausbruch der Flamme der Eiferſucht gegen Moſes lieſt. Da ſind es — in Kapitel 12 — Aaron und Mirjam, alſo der Bruder und die Schweſter Moſis und ſeine wichtigſten Stützen und Helfer, beides in ihrer Art bedeutende, und, wie man heute ſagt, wertvolle Menſchen, für die eine Ehe ihres Bruders, die ſie nicht billigen — was ja immer ein aktuelles Vorkommnis bleibt —, zum Anlaß wird, die Frage zu ſtellen: „Hat denn Gott bloß mit Moſes geredet? Hat er nicht auch mit uns geredet?“ Wir erfahren, daß Mirjam, welche offenbar — und bezeichnenderweiſe! — die Urheberin der Auflehnung gegen Moſes wegen ſeiner Mißehe iſt, von einem Ausſatz befallen wird, der ihren ganzen Körper überzieht und ihn völlig zu zerſtören droht. Ein ſehr bedeutſames Symbol! Die Eiferſucht mit der inneren Entartung und dem Geſchwätz, der Intrigue, dem Streit, die ſie erzeugt, iſt tatſächlich ein ſolcher Ausſatz. Und es iſt auch bezeichnend, daß es gerade die Nächſten ſind, bei denen dieſe Seuche der Eiferſucht auftritt: Aaron und Mirjam, die nicht nur Blutsverwandte, ſondern auch „Geſinnungsgenoſſen“ des Moſes ſind, mehr als das, engſte Mitarbeiter und Mitkämpfer. Sie meinen offenbar, weil ſie beides ſind, ſeien ſie Moſes ebenbürtig, hätten ſie das gleiche Maß des Geiſtes und den gleichen Auftrag wie er. Auch das iſt eine typiſche Erſcheinung: die zu große Nähe verhindert daran, die Proportion richtig zu ſehen.

Aber noch viel typiſcher iſt das, was aus Kapitel 16 als die Auflehnung der Rotte Korah beſonders bekannt iſt.

„Es empörte ſich aber Korah, der Sohn Jezehars, des Sohnes Kahaths, des Sohnes Levis, und Dathan und Abiram, die Söhne Eliabs, des Sohnes Pallus, des Sohnes Rubens. Die empörten ſich gegen Moſe und [mit ihnen] zweihundertfünfzig Männer aus den Iſraeliten, welche Vorſteher der Gemeinde, Ratsherren und hochangeſehen waren. Und ſie ſcharten ſich wider Moſes und Aaron zuſammen und ſprachen zu ihnen: „Es muß nun genug ſein! Die *ganze* Gemeinde iſt heilig, und Gott iſt unter ihnen; warum erhebt ihr euch da über die Gemeinde Gottes?“

Was wir hier vor uns haben, als Wiederholung in größerem Maßſtab deſſen, was wir von Aaron und Mirjam vernommen, iſt jener *Demokratismus*, auf den wir ſchon in einer früheren Betrachtung geſtoßen ſind, aus dem heraus man auch keine Proportion kennt und keine Diſtanz anerkennen will, ſondern jeder ſich für „gleich“ hält oder vielleicht heimlich auch für „mehr“. Und nun müſſen wir bedenken: Moſes iſt wohl in beſtimmtem Sinne die gewaltigſte Geſtalt der Geſchichte, eine Geſtalt, die wie ein Urgebirge in den Himmel hineinragt und über alle Geſchichte hinwegragt. Ihm wollen dieſe Leute gleich, wenn nicht gar überlegen ſein: dieſe Korah, Dathan und Abiram und Genoſſen, auch dieſe Aaron und Mirjam, deren Namen und Geſtalten aus dem Dunkel der Geſchichte bloß auftauchen, weil ſie in den Lichtkreis dieſes Großen und Größten geraten ſind! Damit aber kommt es zu einer argen *Spaltung*, welche imſtande wäre, die Sache Gottes, deren von Gott ſelbſt beſtimmter Sachwalter nun einmal Moſes iſt und nicht Aaron und Mirjam oder gar Korah, völlig zu zerſtören oder doch zu verſtören.

Wie oft iſt dieſe Zerſtörung oder doch Verſtörung geſchehen — geſchehen durch die von ſolcher Eiferſucht verurſachte Spaltung.

Wir ſtoßen hier ja auf eine der tragiſchen Partien der ganzen Geſchichte, namentlich der Sache Gottes und des Menſchen, von dem Gegenſatz zwiſchen Paulus und Petrus (um mich ſummariſch auszudrücken), über den von Franziskus und ſeinem Jünger Elias, den von Tabor und Prag in der Huſſitenbewegung, den von Luther und Zwingli und dann ſpäter von Luthertum und Calvinismus bis zu dem von Marx und Engels auf der einen, Proudhon und Bakunin auf der andern Seite und den von Trotzki und Stalin — um nur dieſe im Vordergrund ſtehenden reichs- und weltgeſchichtlichen Beiſpiele zu nennen. Welches Unheil dieſe Spaltungen bedeutet haben, weiß man, oder weiß man auch — wie im Falle des Streites zwiſchen den Urapoſteln und Paulus — nicht genug.

Nun wird man ja freilich einwenden, daß Spaltungen auch eine andere Urſache haben könnten als bloß die Eiferſucht. Es ſei doch natürlich, daß eine gemeinſame, umfaſſende Wahrheit nicht von allen ihren Trägern gleich verſtanden und vertreten werde. Daraus könne freilich Streit entſtehen, aber es werde doch auch durch ſolche Diffe-

renzierung jene umfaſſende Wahrheit vor Verengerung und Erſtarrung bewahrt und ihr ganzer Reichtum ans Licht gebracht.

Das iſt gewiß richtig. Es iſt zuzugeben, daß in ſolcher Differenzierung der Wahrheit ein Recht, ja eine gewiſſe Notwendigkeit liegt. Aber muß dieſe Differenzierung wirklich zu Streit und Spaltung führen? Zu *Kampf* kann und ſoll ſie vielleicht führen, aber zu Streit und zu Zerreißung der Gemeinſchaft, zu Konkurrenz und Eiferſucht? Und wir wiſſen doch, wie furchtbar und verhängnisvoll ſolche Spaltungen geworden ſind, wie ſie jene Bewegungen entweder ganz zerſtört oder doch tief und dauernd verſtört haben, ſo daß nur Gottes übergreifende und gutmachende Gnade ſie vor dem völligen Untergang bewahrt hat. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß in all dieſen und den zahlloſen ähnlichen Fällen, großen und kleinen, nicht bloß die berechtigte und notwendige Differenzierung der Wahrheit zur Spaltung geführt und die Spaltung fortgeführt und erweitert hat, ſondern doch auch die Eiferſucht, der Macht- und Geltungsdrang. Die Urapoſtel waren eiferſüchtig, weil Paulus, noch dazu der einſtige Verfolger der Gemeinde, ihr Privileg als Erſtapoſtel, und dazu Iſraels Privileg verdunkelte. Luther aber war ein gewalttätiger Menſch, der eine andere Meinung als die ſeinige in Sachen der Reformation als perſönliche Beleidigung empfand. Aehnlich war auf ſeine Art Marx. Und ſo wirkt in dieſer oder jener Form überall der Geiſt der Eiferſucht mit. Ueberall iſt es das individuelle oder kollektive *Ich* mit ſeinem Geltungs- und Machtwillen, das ſtatt bloß zu berechtigter Differenzierung und heilſamen Ringen um die ganze Wahrheit zu Streit, Zerſpaltung, Feindſchaft und damit ſchwerſter Schädigung, ja Lähmung einer guten und großen Sache führt. So war es und ſo iſt es, im Großen und im Kleinen.

Wie kann dieſe Krankheit verhütet, oder, wenn ausgebrochen, geheilt werden? Leicht kann es nicht ſein, denn ſie ſitzt ſehr tief, geht auf die Wurzeln des Weſens. Man könnte wohl meinen, ein edles Gemüt halte ſich von ſelbſt von der Eiferſucht frei und könnte alſo an den Adel der Geſinnung appellieren, oder könnte auf das Unſinnige dieſer Leidenſchaft hinweiſen und gegen ſie die Vernunft zu Hilfe rufen. Aber abgeſehen davon, daß Adel des Gemütes ſich nicht machen läßt und die Vernunft allein bekanntlich der Leidenſchaft gegenüber den Kürzeren zieht, ſind das doch offenbar bloß Palliativmittel; ſie reichen nicht bis zu der Wurzel dieſes Uebels, welche, wie wir angedeutet haben, mit der letzten Wurzel alles Böſen, der eiferſüchtigen Auflehnung des Ich gegen Gott, zuſammenhängt. Das Heilmittel muß offenbar auch bis auf dieſen Grund gehen.

Sehen wir zu, wie Moſes dem Aufſtand der Eiferſucht in Form des Demokratismus begegnet.

Vor allem: *Er iſt ſelbſt, von Gott aus, Demokrat* — wenn wir ſo ſagen dürfen. Geht doch von ihm die tiefſte Kraft aller Demokratie aus. Von dieſer Grundgeſinnung und Grundhaltung des Moſes legt

eine andere, höchſt merkwürdige Geſchichte Zeugnis ab, die im elften Kapitel des gleichen Buches Moſis berichtet wird. Dort wird nämlich erzählt, daß zwei andere Männer aus der Mitte der Gemeinde, Eldad und Medad, wirklich vom prophetiſchen Geiſte ergriffen werden. Da ſind es nun gerade ihre Genoſſen, die ſich — wohl auch nicht ohne Eiferſucht! — dagegen aufregen, daß dieſe ſich etwas anmaßten, was doch nur Moſes eigne, und von dieſem verlangen, daß er ihnen wehre. Moſes aber gibt Joſua die große Antwort: „Was willſt du dich für mein Recht wehren? *Oh, beſtünde doch das ganze Volk Gottes aus Geiſtesträgern, indem Gott ſeinen Geiſt über ſie kommen ließe!*“

Moſes ſelbſt will kein Vorrecht. Seine Leidenſchaft iſt nicht, das was *er* hat, gegen andere geltend zu machen, um ſich von ihnen zu diſtanzieren — das iſt die Art der *falſchen* Führer —, ſondern, daß ſie alle Geiſtesträger würden, daß alle ihm „gleich“ würden, daß alle „mehr“ würden, als er iſt, daß ſie von ihrer Eiferſucht erlöſt würden, indem ſie würden, was auch ſie werden könnten. Er weiß bloß, daß eiferſüchtiger Geltungswille gerade nicht dazu führt, ſondern zum Gegenteil. Auch weiß Moſes ja, daß nicht immer er ſelbſt Iſrael führen kann und er daher nichts Dringenderes wünſchen und erbitten muß, als daß Geiſtbegabte erſtünden, die an ſeine Stelle treten könnten.

Damit hängt das Zweite zuſammen, das am Verhalten des Moſes ſo bedeutſam iſt. Wie? — lehnt er ſich etwa zornig gegen die Anmaßung jener Eiferſüchtigen auf? Nein, er wirft ſich zu Boden. Nicht vor jenen Eiferſüchtigen, ſondern vor *Gott*. Er iſt zur Prüfung bereit, ob Gott ihm einen beſonderen Auftrag gegeben habe oder nicht. Er prüft ſelbſt ſich aufs Ernſthafteſte darauf. Er hat doch Urſache, zu glauben, daß Gott ihm einen ſolchen Auftrag gegeben habe, einen Auftrag freilich, der ihn nicht zu Stolz oder gar Hochmut veranlaſſen könne, ſondern im Gegenteil zu tiefſter Demut, einen Auftrag, der auch gar nicht eine Demütigung oder Verkürzung der andern bedeute. Aber er kann ſich ja irren. Er lädt ſie darum zu einer Ausſprache vor Gott ein. Aber einer ſolchen Ausſprache gehen ſie aus dem Wege. Sie klagen ihn an, aber ſie erklären: „Wir kommen nicht.“ Worauf dann Moſes wirklich zornig wird. Nun wendet er ſich an Gott um ſein Recht. Und Gott gibt ihm recht. Die Rotte Korah verſinkt. Die Erde verſchlingt ſie.

Auf zwei Arten wird die Krankheit der Eiferſucht mit ihren Folgen überwunden oder auch von vornherein verhindert.

Das Eine tut *Gott*. Er iſt es, der Moſes die Autorität gegeben hat und erweiß ſie durchzuſetzen. Er fährt in einer Wolkenſäule herunter, tritt unter die Türe des Offenbarungszeltes und ſpricht zu Aaron und Mirjam: „Hört, was ich ſage! Wenn unter euch ein Prophet iſt, ſo offenbare ich mich ihm durch Geſichte [oder] rede durch Träume mit ihm. Nicht ſo ſteht es mit meinem Diener Moſes. Er iſt betraut mit meinem ganzen Hausweſen; von Mund zu Mund rede ich mit ihm, öffentlich. Auch nicht in Rätſeln, ſondern er ſchaut die Geſtalt Gottes.“

(4. Moſis 12, 5—8.) Gott ſorgt ſelbſt dafür, daß die echte Autorität in Geltung bleibt. Sie ſetzt ſich durch. Die Rotte Korah aber geht unter. Es ſiegt zuletzt doch die richtigere Vertretung der Wahrheit, wenn auch oft nach einer ſcheinbar langen Zwiſchenzeit. Wenn nur ſolche Vertreter der Sache da ſind und aushalten! Es ſiegt die *Sache*, wenn auch, wie geſagt, immer nur durch Gottes gutmachende, übergreifende Gnade. Deſſen darf man unbedingt ſicher ſein.

Das tut Gott. Auf Grund davon aber haben *wir* etwas zu tun. Es gibt *ein* Mittel, das die Krankheit der Eiferſucht heilt, nur Eins, aber dieſes mit Sicherheit, viel ſicherer als Röntgenbeſtrahlung den Krebs oder Höhenſonne die Tuberkuloſe: *Wir müſſen das Ich aufgeben und uns auf Gott ſtellen.* Das iſt die Hilfe und Heilung. Es iſt die Umkehrung des Weges.

Das gilt im *Kollektiven*, von den Formen der Eiferſucht, die im Kampfe der Wahrheit entſtehen und zu Streit und Spaltung führen. Wir müſſen uns ſagen: *Die Wahrheit iſt nicht unſer Monopol, ſondern iſt Gottes Sache.* Er hat darüber zu walten. Wenn in der Verkündigung und Vertretung einer Sache, für die wir mit ganzer Seele einſtehen, Formen auftreten, die nicht der eigenen Auffaſſung entſprechen, ſo darf und ſoll uns das zwar aufmerkſam, vielleicht beſorgt, unter Umſtänden erregt machen, wir ſollen ſie prüfen, dürfen, ja ſollen vielleicht ſie bekämpfen, aber Eiferſucht, Konkurrenzgeiſt darf dabei nicht im Spiele ſein, und der Kampf ſoll nicht Streit werden. Denn die Wahrheit iſt, wie geſagt, Gottes Sache, und Gott iſt größer als wir. Durch Eiferſucht verderben wir nur die eigene Sache, durch Geduld des Glaubens überwinden wir am wirkſamſten den Irrtum. Wir laſſen Gott richten. Und er richtet. Das iſt in all dieſen Fällen das Mittel. Es iſt ſehr einfach. Es wirkt unfehlbar. Und es iſt zur Hand. Wende es nur an! Wende dich zu Gott, wenn du angefochten wirſt. Von ihm her wirſt auch du etwas von jenem Glänzen des Angeſichtes bekommen, mit dem Moſes vom Geſpräch mit Gott auf dem Berge herunterſteigt und das ohne Worte ſeine Autorität bezeugt. (Vgl. 2. Moſis 34. 27 ff.) Es allein begründet, im Großen oder Kleinen, deinen Auftrag und damit deine Autorität.

Von dieſem Boden aus kann man auch einer Sache dienen, ohne von der aus Ehrgeiz entſpringenden Eiferſucht gegen andere, die es tun, und zwar auf der gleichen Linie, gehindert zu ſein. Es iſt eben *Gottes* Sache, nicht die des eigenen Ich. Man *kann* nicht anders als ihr dienen. Und zwar in Sachlichkeit dienen. Mögen es andere auf hervorragendere Weiſe tun, ſo mußt du dich, auch wenn es dir etwa ein wenig zu ſchaffen macht, doch um der Sache willen freuen, daß es geſchieht — „wenn nur Chriſtus verkündigt wird!“ Wenn darüber dein Wert und dein Werk zu wenig zur Geltung kommt und zu wenig anerkannt werden, nun, du tuſt es ſchließlich nicht um der andern willen, ſondern um der Sache willen, höher geſagt: um Gottes willen. Dich

darf dabei das wunderbare Wort Jeſu tröſten: „Nicht darüber freuet euch, daß euch die Geiſter untertan ſind, ſondern daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind.“ (Lukas 10, 17—20.) Ein Werk, das von den Menſchen zu wenig erkannt und anerkannt iſt, wird deſto mehr von Gott erkannt und anerkannt. Wieder iſt das Mittel einfach, aber unfehlbar. Und wieder iſt es zur Hand. Wende es nur an!

Es gilt aber auch für die *individuelle* Eiferſucht, die ſich nicht auf die eine Sache, ſondern auf unſere Perſon an ſich, in irgendeinem Zuſammenhang, bezieht. Hier lautet die Anweiſung: „*Vergleiche nicht, ſondern ſtelle dich auf Gott.*“ Das, was der andere hat, vielleicht vor dir voraus hat, das hat er von *Gott*. Es iſt nicht *ſeine* Sache. Alſo gönne es ihm! Paradox geſagt: Gönne es Gott. Gott aber gibt dir ſelber genug. Es iſt der gleiche Gott. Er gibt dir unendlich. Er gibt dir Unvergleichliches. *Jedem* — ich ſage mit Nachdruck und weiß, was ich ſage: jedem! Aber jedem eben auf *ſeine* Art, in *ſeiner* Welt. Damit ſollteſt du zufrieden ſein. Du ſollteſt auf dieſe Art in dir und in Gott ruhen, beſſer geſagt: weil in Gott ruhend in dir ſelber ruhen. Du magſt gegen jene andern arm ſcheinen, arm an Gaben, arm an Erfolg, arm an Ehre, aber das iſt nur irdiſcher Schein und Trug. Du biſt ebenſo reich, in Gott, vor Gott, oder ſollſt es noch werden. Darum nicht vergleichen, ſondern dich auf Gott ſtellen! Das Mittel iſt wieder einfach, aber es hilft unbedingt. Wende es bloß an! Es iſt zur Hand. Wenn nur nicht das Ich gilt, ſondern Gott. Wenn du nur Gott gelten läſſeſt, in andern und — in dir ſelbſt.

Und ſollte das nicht ſchließlich auch für die engſte und vielleicht leidenſchaftlichſte Form der Eiferſucht gelten, der ſich um das Verhältnis von *Mann und Weib* bewegenden? Stammt nicht auch hier die Krankheit aus dem Vorwalten des Ich? Sollte nicht wirkliche Liebe die Eiferſucht ausſchließen? Es iſt doch nur falſche Liebe, aus der ſie erwächſt, Liebe, die im Grunde bloß Beſitz- und Geltungswille iſt. Echte Liebe ſchließt ja auch Vertrauen, höchſte Freude an dem, was dem andern etwa an Ehre, Freundſchaft, Liebe zuteil wird, ein. (Ich denke ſtets an *unberechtigte* Eiferſucht, *unberechtigtes* Mißtrauen, das Andere — da, wo Schuld vorliegt — iſt nicht mehr Eiferſucht, muß es, ſoll es nicht ſein.) Du ſollteſt, mit andern Worten, dich auch hier nicht auf dich ſelbſt ſtellen, ſondern auf Gott. Aus ihm ſtrömte jene echte Liebe, welche die Eiferſucht ausſchließt. Du gönnteſt, von Gott aus, dem andern ſeine Art, ſeinen Weg, ſeine Freiheit, ſeine Ehre, ſein Glück. Von Gott aus wäre die Krankheit geheilt. Das Mittel iſt wieder einfach, aber unfehlbar. Und es iſt zur Hand. Wende es bloß an!

Das Uebel der Eiferſucht, das ſchwere, iſt in all ſeinen Formen heilbar. Gott heilt es, und wir können und ſollen es, durch ihn, heilen. Das Mittel iſt: Sich nicht auf das Ich, ſondern auf Gott — und das bedeutet auch immer: *unter* Gott! — ſtellen. Nicht Luzifer ſoll gelten, ſondern Chriſtus.

Leonhard Ragaz.

Reich Gottes, Kirche und Prophetentum.[1])

Es ſollen hier zunächſt die Begriffe Kirche und Religion einerſeits und Reich Gottes und Prophetentum andererſeits voneinander abgegrenzt und in ihrem Verhältnis zueinander kurz dargeſtellt werden. Damit dürften die nachfolgenden Ausführungen über das Prophetiſche Wort und ſeine Bedeutung an Verſtändlichkeit gewinnen, wenn auch einige Wiederholungen dadurch unvermeidlich werden.

Kirche, hier nicht im myſtiſch-idealiſtiſchen Sinne der theologiſchen Spekulation und Dogmatik, ſondern im realiſtiſchen, landläufigen, praktiſch gebräuchlichen Sinne des Wortes verſtanden, iſt jene Inſtitution, wodurch die chriſtliche Religion in ihren Lehren, Bekenntniſſen, Kultformen und Einrichtungen bewahrt, organiſiert und weiter tradiert wird, mit dem Zweck, die erlöſende Herrſchaft Gottes im Leben der Einzelnen und der Geſamtheit zur Geltung zu bringen.

Kirche iſt ſomit nicht ſelbſt Reich Gottes, ſondern nur Mittel und Werkzeug zur Herbeiführung des Reiches Gottes. Kirche und Religion (letzteres iſt nur ein anderer allgemeinerer Ausdruck für das, was wir, etwas feſter umgrenzt, Kirche nennen) dürfen daher nicht als Selbſtzweck betrachtet werden. *Reich Gottes* iſt ſomit überall dort, wo der Zweck der religiöſen oder kirchlichen Inſtitutionen wirklich erreicht iſt, das heißt alſo überall dort, wo Gott ſpricht und geſtaltend in die Welt und in das Leben der einzelnen Menſchen eingreift. Das *Prophetentum* nun hat die Aufgabe, darüber zu wachen und dahin zu wirken, daß dieſer Zweck wirklich erreicht und nicht durch Erſtarrungen oder Fehlentwicklungen des religiös-kirchlichen Lebens verhindert wird.

Reich Gottes und Prophetentum ſind daher korrelate Begriffe. Das eine gehört zu dem anderen, iſt ohne das andere nicht zu denken. Kein Reich Gottes ohne Prophetentum, und kein Prophetentum ohne Reich Gottes. Der Begriff des Reiches Gottes als der tatſächlichen Herrſchaft Gottes im Menſchen und in der Menſchheit als der realen Verbindung des Ewigen mit dem Zeitlichen, des Jenſeitigen mit dem Diesſeitigen, verlangt ſelbſt danach, daß neben der gottgeſetzten ordentlichen Autorität als dem ſtatiſchen Faktor der dynamiſche, ſtändig beunruhigende Faktor des Propheten tritt, der, durch unmittelbare außerordentliche Berufung eingeſetzt, jeweils im notwendigen Augenblick die Brücke hinüberſchlägt vom Kirchentum zum Reiche Gottes.

„Gott ſchweigt, weil die Menſchen ſchweigen", ſagt einmal Erich Dwinger. Dies Wort beweiſt, wie kaum etwas anderes, die Notwendigkeit des hier geforderten prophetiſchen Wortes. Wenn Gott ſpricht, ſo ſpricht er in der Regel durch die Menſchen. Und wenn er in die Geſchichte der Menſchen eingreift, ſo tut er es wiederum durch den Men-

[1]) Obſchon der Herausgeber dieſer Hefte in bezug auf das Verhältnis von Kirche und Prophetentum nicht ganz gleich denkt wie der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, ſei ihm doch gerne Aufnahme gewährt. *R.*

ſchen. „Gott braucht den Menſchen", ſagt auch Blumhardt immer wieder.

Es iſt nicht ſo, wie heute von einer gewiſſen Theologie behauptet wird, daß Gott ſein Reich ohne die Menſchen baue und leite. „Irgendwelche Anknüpfungspunkte auf Erden muß Gott haben, um ſeine Gedanken und Pläne zur Errettung und Erlöſung aller Kreatur auszuführen." (Chr. Blumhardt.)

Gewiß, dies geſchieht zunächſt durch das Magiſterium ordinarium, durch das ordentliche, amtliche Prieſtertum. Durch ſeine ſichtbare Kirche und ihre Einrichtungen wirkt Gott in erſter Linie in die Welt hinein. Das bleibt auch ſtets das Ordentliche. Allein es erweiſt ſich von Zeit zu Zeit immer wieder, daß die Welt ſich mit dem mehr traditionellen, ſtatiſchen, beruhigenden Kirchentum abfindet, ohne in den entſcheidenden Augenblicken von ihm beunruhigt zu werden. Da der Kirche ex professo mehr die „Bewahrung der Wahrheitsgüter" anvertraut iſt, ſo pflegen ihre Vertreter ſich leicht damit zu begnügen, immer nur ſteif und ſtarr die abſtrakten ſogenannten „ewigen Wahrheiten" zu verteidigen und zu glauben, daß damit ihre Pflicht der Welt gegenüber hinreichend getan ſei, wenn ſie dieſe Wahrheiten im allgemeinen treu bewahren und tradieren. Allein dem iſt nicht ſo. In gewiſſen Situationen des menſchlichen und kirchlichen Lebens kommt alles darauf an, zu wiſſen, nicht nur was „an ſich" wahr iſt, ſondern was hier und jetzt Gebot der Stunde und Gottes Wille iſt, wenn die Intereſſen des Reiches Gottes nicht Schaden leiden ſollen. Und eben hier iſt der Augenblick, wo das Prophetentum einzutreten hat. Denn dieſes begnügt ſich nicht damit, bloß „die ewigen Wahrheiten" zu verkünden, ſondern es gibt die aktuelle geiſtige Führung in den konkreten Lebensfragen. Das iſt unbedingt nötig, denn wir könnten ſonſt trotz unſerer herrlichen unfehlbaren Wahrheiten in konkreter geſchichtlicher Stunde verſagen, wenn die zeitgemäße Anwendung jener Wahrheiten fehlt, wenn für die praktiſche gegenwärtige Weltgeſtaltung den Dämonen der Welt freie Bahn gegeben wird und keine konkreten Weiſungen Gebote und Verbote gegeben werden. Wenn man nur im allgemeinen und in abstracto für die ewigen Wahrheiten, die chriſtliche Lehre „an ſich" und die ſogenannten „Rechte der Religion" eintritt, ſo gibt man ſich ſchließlich mit allen Zuſtänden zufrieden, und man würde mit dem Teufel ſelbſt ein Konkordat abſchließen, wenn er nur die Gewähr gibt, daß unſer „Theologie treiben" nicht geſtört, unſere kirchlichen Rechte reſpektiert und unſere liturgiſchen Feiern nicht behindert werden, mag dabei der Teufel die realen Intereſſen des Reiches Gottes in dieſer Welt, Wahrheit und Freiheit, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit noch ſo ſehr hintertreiben. So aber würde das Reich Gottes im Intereſſe von Kirche und Religion verraten. Denn auch dem Teufel iſt es gleich, ja recht, wenn wir uns auf die Pflege einer gewiſſen Religioſität beſchränken, wenn ihm dabei nur alle andern Gebiete des Lebens über-

laſſen werden. Er weiß: Iſt das Chriſtentum nur einmal erſt auf den Kirchenraum zurückgedrängt und zu einer bloßen Religion degradiert, dann iſt es auch mit dieſer Religion bald aus. Denn dann iſt Chriſtus ja ſchon abgeſetzt von ſeinem Königsthron.

Die Stunde dieſer Gefahr iſt nun aber die Geburtsſtunde des chriſtlichen Prophetentums. Durch das prophetiſche Gewiſſen und Wort kommt Chriſtus in die Welt und wird verhindert, daß das Chriſtentum zur bloßen Religion ſtagniert. Durch die prophetiſche Tätigkeit wird immer wieder der Anſpruch Chriſti auf das Reich angemeldet und verwirklicht, wird aber auch der einzelne Menſch immer wieder vor konkrete Entſcheidungen geſtellt.

So iſt das Prophetentum weſentlich und unmittelbar auf die Verwirklichung des Reiches Gottes hingerichtet. Der Eintritt des prophetiſchen Gewiſſens in die Welt iſt ſtets der Anbruch des Reiches Gottes.

Die Verteidigung der Rechte des prophetiſchen Bewußtſeins, der prophetiſchen Funktionen im Chriſtentum war ſchon *W. Solowjews* zentrale Idee. Er ſtellt das Prophetentum in eine Reihe mit dem Prieſtertum und Königtum. Er deutet auch auf die Spannung hin, die zwiſchen dem Prophetentum und dem Prieſtertum weſenhaft beſteht. Dieſe Spannung beſteht nach ihm vor allem darin, daß das Prophetentum weſentlich auf das Reich Gottes ausgerichtet iſt. Der prophetiſche Geiſt iſt dem Geſetzesgeiſt, der auch im Chriſtentum wieder herrſchend geworden iſt, entgegengeſetzt. Der prophetiſche Geiſt geht immer aus auf Erlöſung vom Geſetz, er ſchaut immer aus nach der zweiten Wiederkunft, nach dem kommenden Chriſtus, nach der Auferſtehung und der endgültigen Verwirklichung des Reiches Gottes. Alle eschatologiſchen Strömungen der Vergangenheit und Gegenwart, alle ſchöpferiſchen Bemühungen nach der Richtung eines einigen Reiches Gottes der Freiheit und Gerechtigkeit waren von prophetiſchem Geiſte umweht.

Auch ein anderer oſtchriſtlicher Denker, *N. Berdjajew*, beſtätigt die obigen Ausführungen, wenn er dem Prophetentum neben dem Prieſtertum eine „freie, unabhängige Exiſtenzberechtigung" gibt, als dem „dynamiſchen, ſchöpferiſchen Prinzip gegenüber dem mehr ſtatiſchen, engelhaften, unveränderlichen, unſchöpferiſchen Sein des Prieſtertums". Womit aber das Prophetentum nur dem *Amt* des Prieſters gegenübergeſtellt wird, denn es können natürlich auch Prieſter und Kleriker zum Prophetenamt berufen werden.

Zwei bibliſche Beiſpiele zu dem Geſagten.

1. Samuel und Heli.

Als Samuel zu Heli in das Heiligtum eingezogen war, da war etwas Neues geſchaffen um das Heiligtum. Es war neben dem *Prieſter* der *Prophet* eingezogen, oder, um es mit andern Worten auszudrücken:

da waren das „Proteſtantiſche“ und das „Katholiſche“, wenn wir ſo ſagen können, zum erſtenmal unter einem Kirchendach.

Bekanntlich laufen zwei Fäden durch die ganze Iſraelsgeſchichte, die ſich etwa verhalten wie Katholizismus und Proteſtantismus, — nur ohne die *törichte* konfeſſionelle Geſchiedenheit. Der Prieſter bewahrte die religiöſe Ueberlieferung in unwandelbaren Formen, der Prophet vertrat das heutige, lebendige Wort Gottes.

Die Menſchen, wie ſie ſind, bedürfen beides. In der richtigen Ordnung war auch beides vereint. Der jüdiſche Orient war noch nicht ſo töricht, dieſe beiden Geiſtesfäden auseinander zu ſchneiden. Es hat nicht wenig Zuſammenſtöße zwiſchen Prieſtern und Propheten gegeben, aber den Unſinn zweier Konfeſſionen, die gegeneinander ſtehen und von denen jede die einzig wahre zu ſein behauptet, hat Iſrael ſich nie geleiſtet und iſt eine Macht geworden dadurch. Ein Iſrael des „reinen Wortes“ wäre zu einem Iſrael der reinen Worte geworden, hätte es ſich losgelöſt vom aaronitiſchen Tempelweſen und ſeiner Verſteinerung. Der Prophet hatte ſtets Zutritt zum Tempel, und der Prieſter bekam ſein Teil, wo der Prophet waltete. Beide befruchteten ſich gegenſeitig, obwohl es oft genug ſchneidende Gegenſäze waren.

Aber gerade die Gegenſätze erhalten das Leben in ſeiner wahren Geſundheit. Solange es werdende Menſchen gibt, ſolange müſſen die Gegenſätze ihr Recht haben. Werden ſie aber plump ausgeſchnitten, ſo muß Verkümmerung weſentlicher Lebensvorgänge eintreten.

Dieſen großen Lebensgrundſatz hat Samuel zuſammen mit dem Hauſe Heli verwirklicht, und von ihm lebt das Judenvolk bis heute. „Gab es zuzeiten keine Propheten, war man nicht gezwungen, predigerierende Schön- und Vielredner zu ſchaffen und gab's einmal keinen Tempel und Opferdienſt, ſo konnte leicht das Haus als Erinnerungsſtätte dafür eintreten und immer konnte ein Prophet aufſtehen, wenn auch oft in langen Zwiſchenräumen, der ergänzend und belebend eintrat. Die Prieſterwürde war erblich und an keine Prüfungen geknüpft, die Prophetie waltete ganz frei. Es durfte aber niemand reden, der nichts zu ſagen hatte. Durch das Beſtehen dieſer paarigen Kraft war auch jede läſtige Prieſterherrſchaft immer in Schach gehalten und konnte ein wirklich freies Volk erwachſen“ (Lhotzky). Die prophetiſche Kraft eines Samuel und die ehrwürdige Weisheit eines prieſterlichen Heiligtums gehören ſtets zuſammen, ſie beide zuſammen erſt geben Gewähr göttlicher Führung.

2. *Die Apoſtel und das Synedrium.*

Aber nicht nur im Alten, ſondern auch im Neuen Teſtament finden wir die Exiſtenz eines Prophetentums, die Spannung zwiſchen ihm und dem ordentlichen Kirchenamte, beſtätigt. Nach Apoſtelgeſchichte Kapitel 3—4 gingen Petrus und Johannes um die neunte Stunde

(d. h. zur Zeit des Abendopfers) gleich anderen frommen Juden in den Tempel. Wenn man bedenkt, was alles unmittelbar vorausgegangen war, was Petrus und Johannes alles erlebt hatten an erſchütternden Ereigniſſen: Golgatha, Auferſtehung und Geiſtſendung, ſo erſcheint es, von unſerm heutigen Standpunkt aus geſehen, faſt als eine pſychologiſche Unmöglichkeit, daß ein Petrus, der die Fülle der neuen Amtsgewalt in ſich fühlen mußte, daß ein Johannes, der als intimſter Freund Jeſu deſſen blutige Kreuzigung, Erniedrigung und Aechtung vor aller Welt miterlebte und miterlitt, durch ſolches Erlebnis nicht völlig umgeſtellt wurden, ſondern ein paar Wochen ſpäter wieder als gewöhnliche jüdiſche Fromme mit den anderen in den Tempel gehen, um ſich von *dem* Hohenprieſter, der den Stab über Jeſus gebrochen und die Hauptſchuld an ſeiner Kreuzigung trug, ſegnen zu laſſen, als ob nichts geſchehen wäre. Und doch iſt es ſo geweſen! Die Apoſtel taten dies gewiß ferne von aller vornehmen geiſtlichen Ueberheblichkeit, ferne von allen kritiſchen Hintergedanken in der Einfalt und Selbſtverſtändlichkeit ihrer kindlichen Naivität. Obwohl ſie ſich als Wahrheitszeugen und Knechte Gottes berufen wußten, den Namen Jeſu zu verherrlichen und von ihm Zeugnis abzulegen — es geſchah in wirkſamſter Weiſe durch die Heilung des Lahmgeborenen an der „ſchönen Pforte“ des Tempels — ſo anerkannten ſie doch die beſtehende geiſtliche Gewalt, kirchliche Autorität und hierarchiſche Ordnung und *ordneten ſich ihr als Laien unter.* Es geht nicht an, von unſerem heutigen Standpunkt aus die damals noch zu Recht beſtehende legitime altteſtamentliche Kirchenautorität zugunſten der gegen ſie allmählich ſich durchſetzenden petriniſch-neuteſtamentlichen Kirchenautorität abzuwürdigen und in ihrem Recht in Frage zu ſtellen. Das wäre ganz gegen das Selbſtbewußtſein der Apoſtel ſelber. Sie brachen nicht mit der Kirche Iſraels und ihrem Prieſtertum, trotz der Sünde und dem Unglauben der Hohenprieſter. Sie bewahren den Kontakt mit dem kirchlichen Leben und dem Tempelgottesdienſt ihrer angeſtammten Religion, obwohl die Spannung und die Möglichkeit von Konflikten und Kolliſionen ſehr groß war. Das wird denn auch ſofort offenbar bei dem erſten öffentlichen Auftreten der Apoſtel (Apg. 4, 1). Während ſie noch zum Volke redeten, traten die Prieſter, der Tempelhauptmann und die Sadduzäer auf ſie zu. Sie waren unwillig darüber, daß ſie das Volk lehrten und in Jeſus die Auferſtehung der Toten verkündeten. Sie legten Hand an ſie und ließen ſie in Gewahrſam bringen. Und des anderen Tages beim gerichtlichen Verhör, als der geiſtliche Rat ihnen verbot, weiter „in dieſem Namen zu reden“, gaben ſie zur Antwort: „Urteilt ſelbſt, ob es recht iſt vor Gott, Euch mehr zu gehorchen als Gott. Denn wir können unmöglich von dem ſchweigen, was wir geſehen und gehört haben.“ Mit Recht bemerkt Zündel zu dieſer Stelle: „In dieſem Augenblick ſtanden ſich eigentlich zwei geiſtige Obrigkeiten

Israels einander gegenüber: Der Hohe Rat einerſeits und der Meſſias in ſeinen Knechten anderſeits, wobei zu beachten iſt, daß auch für den Hohen Rat der Meſſias keine fremde, ſondern ebenfalls die zuſtändige Autorität war."

Noch deutlicher zeigt ſich dieſe tatſächlich vorhandene Spannung und Kolliſion zwiſchen den zwei autoritären Mächten, denen ſich die Apoſtel verpflichtet ſahen in der Stelle Apg. 5, 28: „Wir haben euch doch ſtreng verboten, in dieſem Namen zu lehren. Gleichwohl habt ihr Jeruſalem mit eurer Lehre erfüllt und wollt das Blut dieſes Menſchen über uns bringen." Petrus und die anderen Apoſtel erwiderten: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen." Sie fragen hier nicht mehr wie oben Apg. 4, 19: „Iſt es wohl recht, auf euch mehr zu hören als auf Gott?" Hier ſpricht bereits die entſchiedene Ueberzeugung: *Man muß* Gott mehr gehorchen als den Menſchen.

Ganz ähnlich wiederholt ſich dieſer Konflikt und dieſe Kolliſion wieder bei Paulus. Apg. 18, 4 ff.: In der Synagoge traten die Juden, wohl ſolche, die in Autorität ſtanden, gegen ihn auf und läſterten ihn und ſuchten ihn ſogar beim römiſchen Statthalter Gallio zu verklagen unter der Anklage: „Dieſer verführt die Leute zu einer geſetzwidrigen Gottesverehrung." Dieſe Anklage muß den Paulus in Angſt und Furcht, ja, wie es ſcheint ſogar in eine gewiſſe Unſicherheit getrieben haben. Der Herr erſcheint ihm daher eigens in einer Nacht und ſpricht zu ihm: „Paulus, fürchte dich nicht, rede nur weiter und ſchweige nicht, denn ich bin mit dir und niemand ſoll dir weiter ein Leid zufügen, denn ich habe viel Volk in dieſer Stadt." Dieſe Ermutigung erſt beſtärkte ihn wieder, mutig für ſeine Ueberzeugung einzutreten.

Am reinſten finden wir das Prophetentum im Neuen Teſtament ausgeprägt in der anziehenden Geſtalt des Heiligen Stephanus. An ihm iſt alles echt prophetiſch, vom Zeugnis des Lukas über ſeinen Charakter, daß er ein Mann voll des Glaubens und des Heiligen Geiſtes war, daß er voll Gnade und Kraft Wunder und große Zeichen unter dem Volke tat, bis zu den Anklagen, wegen denen er ſich vor dem geiſtlichen Gericht zu rechtfertigen hatte. Sehr bezeichnend wird ihm nämlich vorgeworfen, daß er wider den Heiligen Ort (den Tempel) und wider das Geſetz Läſterworte rede: „Jeſus, der Nazarener, werde den Tempel zerſtören und die Satzungen ändern, welche Moſes überliefert habe." Das beſagt natürlich nicht, daß er die Autorität Moſis und des Tempels revolutionär abgelehnt habe, ſondern lediglich, daß er im Gegenſatz ſtand zu der Vergötzung und Veräußerlichung der traditionellen Religion. Auch hier finden wir nicht Aufhebung des Prieſtertums, ſondern Spannung zwiſchen Prieſtertum und Prophetentum und tragiſche Kolliſionen und Konflikte zwiſchen beiden. In Stephanus' Rechtfertigungsrede vor ſeiner Steinigung ſteht

noch einmal das bibliſche Prophetentum in ſeiner ganzen Größe und Kraft und im Glanze neuteſtamentlicher Erfüllung und Verklärung vor unſerem Auge. Stephanus war in jenem Augenblick der einzige und einzigartigſte Anwalt Gottes und Jeſu gegenüber einer von ſich ſelbſt abgefallenen religiöſen Autorität, ſo daß wir uns nicht wundern, daß ſein Antlitz leuchtete wie das eines Engels: Er war ja voll des Heiligen Geiſtes, voll des prophetiſchen Geiſtes, der von Gott ſtammt.

H.-H.

Aus den Kirchen.[1]

I.

Luthertum und Demokratie.

Wir entnehmen den „Kirchlichen Blättern der evangeliſchen Landeskirche A. B. in Rumänien" folgende Ausführungen, die unter dem Titel „Siegender Glaube" erſchienen ſind:[2])

Nach einer Würdigung der Bedeutung *Luthers* heißt es: „Es iſt nicht einfach feſtzuſtellen, wann das deutſche Volk von dem Weg Luthers wieder abgeirrt iſt. Ganz iſt es wohl nie geſchehen. Aber es ſind immer nur einzelne geweſen, in denen dieſer Glaube fortlebte, an denen ſich dann auch die ſie umgebenden Menſchen emporranken konnten. Es haben verſchiedene Kräfte mitgewirkt, um zu dieſem Ergebnis zu führen. Wir heben hervor: In der Zeit der Aufklärung wurde als Weſen und Kern des Chriſtusglaubens die Moral angeſehen, wodurch Luthers Glaubensbekenntnis gegenüber eine merkliche Verſchiebung eintrat. Von der heutigen Lage aus geſehen ſcheint es aber, als ob vor allem der *demokratiſche Staatsbegriff*, der keineswegs lutheriſchen Urſprungs iſt, ſondern aus dem Weſten Europas nach Deutſchland eindrang, für dieſe Fehlentwicklung verantwortlich zu machen ſei. Dieſer demokratiſche Staatsbegriff trägt in manchen Zügen das Bild des weſtlichen Chriſtentums an ſich. Denn ebenſo wie die römiſche Prieſterkirche hat auch die calviniſche Staatskirche durch ihre Lehre von der doppelten Vorherbeſtimmung zum Heil und zur Verdammnis den finſteren Blick auf die Wirklichkeit dieſes Lebens behalten. Das gleiche aber gilt von dem demokratiſchen Staat ſelber, der, losgelöſt vom Volk, ſeine ſelbſtändige Exiſtenz als angeblich ethiſche Macht zu behaupten trachtete und im letzten Grund eine

[1]) Die folgenden drei, dem „Evangeliſchen Preſſebericht" entnommenen Dokumente werfen ein intereſſantes Licht auf die Auswirkungen des Krieges in den verſchiedenen Ausprägungen des Proteſtantismus. Nr. I beſtätigt auf ſchlagende Weiſe, was wir ſeit Jahrzehnten über den Geiſt des *Luthertums* ſagen. Die Geſchichtsfälſchung, die der Darſtellung des Weſens der weſtlichen Demokratie zugrunde liegt, ſpringt in die Augen. *Staatsvergottung* und *Staatstotalität* ſind ja, wie jedes Kind weiß, gerade auf dem Boden des Luthertums gewachſen.

[2]) A. B. heißt: auguſtaniſchen (d. h. deutſch-lutheriſchen) Bekenntniſſes.

Verkörperung der Moral ſelbſt darſtellen wollte, wenn ihm auch dieſes utopiſche Ziel tatſächlich nirgends gelungen iſt, ſo daß er überall und in jeder Hinſicht auf faule, ſcheinheilige Kompromiſſe angewieſen war, um ſeine Exiſtenz überhaupt noch zu behaupten. Dieſer demokratiſche Staat, „das kälteſte aller Ungeheuer", hat den aus tiefſter Seele aufſteigenden, aber berechtigten Zorn eines Friedrich Nietzſche herausgefordert durch ſeine lügneriſche Rede: „Ich, der Staat, bin das Volk." Wir begreifen, daß der Dichterprophet angeſichts des ihm gegenüberſtehenden Staatengebildes ſich zurückſehnte nach einer Zeit, da es „noch Völker und Herden" gab, aber keine Staaten. Es iſt eine wunderbare Fügung, daß Gott uns in der Ueberwindung des demokratiſchen Staatsbegriffs durch den Nationalſozialismus die Erfüllung ſeiner Prophetie erleben läßt. Denn der nationalſozialiſtiſche Staat gründet ſich nicht auf weſenloſe Begriffe von Recht und Moral, ſondern auf die lebendige Wirklichkeit des Volkes, das uns als ein Glied der guten Schöpfung Gottes begegnet, ja dem wir ſelbſt in unſerm tiefſten Weſen angehören. Weil der nationalſozialiſtiſche Volksſtaat grundſätzlich frei iſt von dem „böſen Blick" des Mißtrauens gegenüber dieſer Schöpfung Gottes, kann er die Menſchen wieder zur unbefangenen Freude daran führen und erziehen. Darin iſt der Nationalſozialismus dem Glauben Luthers weſensverwandt, kann doch heute gerade uns als nationalſozialiſtiſchen Kämpfern das Loſungswort gelten: „Wer ſeine Hand an den Pflug legt und ſieht zurück, der iſt nicht geſchickt zum Reich Gottes." In dieſem Glauben hat der deutſche Menſch, hat das deutſche Volk ſich wieder ſelbſt gefunden. Dieſer Glaube wird ihm leuchten auf ſeinem Weg in die Zukunft, wird es führen zum endgültigen Sieg."

II.

Die nordiſchen Kirchen und der Krieg.

Mehr denn je iſt es den nordiſchen Kirchen angelegen, ihre Gemeinſchaft zu betonen. In mancher Hinſicht ſind die Verbindungen über die Landesgrenzen ſehr erſchwert worden, und doch ſteht die Notwendigkeit einer nordiſchen kirchlichen Gemeinſchaft in der heutigen Zeit klarer und fordernder da als früher. Aufgaben und Schwierigkeiten dieſer Gemeinſchaft zu beſprechen, war denn auch eine der Hauptaufgaben der *nordiſchen ökumeniſchen Konferenz*, welche dieſes Frühjahr auf Einladung der Finnen in Abo ſtattgefunden hat. Die ſchwediſche und däniſche Kirche waren vertreten, leider nicht die norwegiſche, aber mit dieſer fühlte ſich die Verſammlung in beſonderer Weiſe verbunden. Das zweite Hauptthema, das in verſchiedenen Vorträgen behandelt wurde, lautete: „Wie ſollen wir den religiöſen und moraliſchen Folgen des Krieges begegnen?" Wir geben

hier einige Gedanken aus dem Vortrag von Dr. Sirenius, Helsingfors, wieder. Die erste, fast überraschende Antwort des Finnländers lautete: „Indem wir mit aller Kraft und Energie den materiellen Folgen des Krieges begegnen, d. h. zielbewußte, unermüdliche Wiederaufbauarbeit leisten." Darin liege nämlich etwas, das über das Materielle hinausgehe; bei den evakuierten und nun wieder angesiedelten Kareliern und Nordfinnen habe man den Glauben, daß der Wiederaufbau des zerstörten Landes seinen Platz im göttlichen Plan und prophetischen Wort einnimmt, tief verwurzelt gesehen. Es gelte also, diese Arbeit, die eine sittlich bewahrende Kraft für die ganze Nation sei, zu einer Angelegenheit des gesamten Volkes zu machen. Durch sie werde auch die soziale und nationale Zusammengehörigkeit und gegenseitige Verantwortung gestärkt und überall im Lande finde man schon ausgeprägter denn je den Willen zum helfen. Der Vortragende weist dann anderseits aber auf die Verwilderung der Sitten hin, die ein Krieg immer mit sich bringt: Gewinnsucht, Unsittlichkeit, Trunksucht usw. Vor diesen schlechten Einflüssen müsse vor allem die Jugend bewahrt werden; dies könne durch vorbeugende Tätigkeit geschehen, indem man nämlich die Jungen auffordere, sich den schon bestehenden Gruppen und Jugendbewegungen anzuschließen, welche in verschiedenen Arbeitsformen erzieherische Freizeitbetätigung betreiben. Und die religiösen Folgen des Krieges? „Wenn während des Winterkrieges oft die Rede davon war, daß das finnische Volk an der Front wie zu Hause zu einem betenden Volk geworden sei", meint Dr. Sirenius, „so stellen wir jetzt, nachdem die unmittelbare Gefahr und die größte Seelennot vorbei sind, ein Nachlassen der religiösen Kräfte fest." Diese nun wieder wachzurufen, dazu könne der Mensch ja nicht viel beitragen. Doch solle jeder nach Möglichkeit seinen Pflichten in der Gemeinde und als Mitbürger nachkommen. Wenn es keiner neuen Arbeitsformen bedürfe, so doch einer neuen Einstellung in der persönlichen Gemeindearbeit, einer stark persönlichen Haltung von Mensch zu Mensch. Die Zusammenarbeit zwischen Menschen verschiedener Parteien und sozialen Gruppen für einen gemeinsamen Zweck, sei es zugunsten von Invaliden oder Waisen, müsse gefördert werden. — Vor einer Gefahr aber wird dringend gewarnt: dem Idealisieren des Krieges. Gewisse fromme Menschen hätten diesen Krieg zu einem heiligen Krieg stempeln wollen, ein Ausdruck übrigens, gegen den die Frontsoldaten größte Abneigung empfänden. „Allerdings stehen für uns heilige Lebenswerte auf dem Spiel, und daß wir von Gott nicht verlassen worden sind, haben wir erfahren dürfen. Aber", führt Dr. Sirenius weiter aus, „obschon wir das in demütiger Dankbarkeit erkennen, müssen wir den Gedanken an den Krieg als etwas Heiliges oder etwas, das mit Gottes Willen übereinstimmt, ganz entschieden von uns weisen. Eher ist es so, daß wir einen Beweis dafür bekommen haben, daß der Allmächtige auch die Mächte des Bösen

dazu brauchen kann, ſeinen Abſichten zu dienen, bis die Zeit inne iſt, ſie auszurotten und das prophetiſche Wort und die Verheißung des Evangeliums auf ein Reich des Friedens auf dieſer Erde zu erfüllen."

III.

Amerikaniſche Chriſten und der Krieg.

Erſt jetzt liegt ein ausführlicher Bericht über die bedeutſame *Studienkonferenz* vor, die ſich mit der Frage der Grundlagen des zukünftigen Friedens befaßte und die dieſes Frühjahr in *Delaware*, Ohio, ſtattfand. 377 religiöſe Führer, Pfarrer und Laien, Vertreter der offiziellen Kirchenvorſtände, religiöſer Gemeinſchaften und angeſchloſſener Organiſationen nahmen daran teil. Unter den Abgeordneten waren Rektoren, Profeſſoren, Kaufleute, Pfarrer und Miſſionsleute. Die Tagung ſtand unter der Führung der Kommiſſion des Kirchenbundes „zum Studium der Grundlagen eines gerechten und dauerhaften Friedens" und veröffentlichte eine Botſchaft an ſämtliche Kirchen.

Die Konferenz ſtellte ſich von vornherein unter den Vorbehalt der Tatſache, daß die Geſtaltung des Friedens weitgehend vom Ausgang des Krieges beſtimmt werde. Sie machte es ſich aber zur beſonderen Aufgabe, die politiſchen, wirtſchaftlichen und ſozialen Grundlagen dieſes Friedens und die Beziehung der Kirche zu der umfaſſenden Aufgabe des Wiederaufbaus der Nachkriegswelt zu diskutieren. Es wurden zuerſt mehr allgemeine, grundlegende Linien aufgeſtellt, die durch die Kommiſſion zum Studium der Grundlagen eines gerechten und dauerhaften Friedens in monatelanger vorbereitender Zuſammenarbeit erarbeitet worden waren. Sie wurden vom Präſidenten dieſer Kommiſſion, John Foſter Dulles, in folgender Weiſe zuſammengefaßt: Moraliſche Geſetze untermauern die Ordnung unſerer Welt, deren Mißachtung ſchafft Trübſal; Rache und Wiedervergeltung bringen keine Hilfe; es muß ein Weg gefunden werden, das Leben der Nationen untereinander in geordnete Harmonie zu bringen; dies aber hat zur Vorausſetzung, daß die wirtſchaftlichen Quellen als ein Pfand zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt betrachtet werden; auch die Kolonialregierung muß ſich von den Intereſſen der betreffenden Kolonialvölker leiten laſſen; die militäriſche Aufrüſtung ſollte international geregelt ſein; es muß die perſönliche Freiheit ohne Hintenanſetzung irgendeiner Nation, Raſſe oder Klaſſe gewährleiſtet ſein; die Macht der Vereinigten Staaten ſchließt eine beſondere Verantwortung in ſich, die wir überſehen haben; die ſchwerſte Verantwortung aber liegt auf der Kirche Chriſti; die Chriſten als Bürger ſollten danach trachten, ihren Glauben in die Wirklichkeit

umzuſetzen, ſie müſſen danach ſtreben, daß die Königreiche dieſer Welt zum Königreich Chriſti werden.

Die Arbeit der Konferenz gründete ſich auf die Ueberzeugung, „daß es in Gottes vorſätzlichem Willen liegt, eine weltweite Gemeinſchaft in Jeſus Chriſtus zu ſchaffen, die alle Nationen, Raſſen und Klaſſen umſchließt." Aus dieſer Ueberzeugung heraus gab ſie in voller Einmütigkeit die Erklärung ab, daß ſich der Kirche daher die unausweichliche Aufgabe ſtelle, „ihre eigenen Glieder anzuſprechen, aber auch die Führer des politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Lebens im Blick auf den Willen Gottes zur friedlichen Ordnung des menſchlichen Lebens." Verſchiedentlich brach die Erkenntnis durch, daß die politiſche, wirtſchaftliche und ſoziale Iſolierung Amerikas fortan als moraliſch unhaltbar betrachtet werden müſſe. Ein letztlich gültiges Schiedsgericht in Streitfällen zwiſchen den Völkern, Aufrechterhaltung und Gebrauch einer bewaffneten Macht zur Erhaltung der inneren Ordnung, Regulierung des internationalen Handels und der Völkerbewegung unter den Nationen — Vollmachten, die bis jetzt durch die nationalen Regierungen gehandhabt wurden —, ſollten in Zukunft durch eine internationale Inſtanz gewährleiſtet und in Uebereinſtimmung mit einem geſetzlichen Weltſyſtem geregelt werden. Im Blick auf dieſe Weltordnung billigte die Konferenz eine Erklärung an die Regierung, in der dieſer empfohlen wird, mit der weſtlichen Hemiſphäre in ein gleichberechtigtes, wirtſchaftliches Verhältnis einzutreten. Ausdrücklich wurde auch der Artikel 7 des anglo-amerikaniſchen Paktes vom 26. Februar 1942 gutgeheißen, in dem zu gerechten und billigen wirtſchaftlichen Beziehungen unter den Völkern, der Eliminierung aller ungerechten Handelsbarrieren und aller ungleichen Behandlung aufgerufen wird.

In politiſcher Beziehung lehnte die Konferenz es ab, ihre Zuſtimmung zu irgendwelcher Form einer internationalen Organiſation zu geben, die ſich auf die Demokratien oder die Vereinigten Nationen beſchränke. Sie beſtand im Gegenteil darauf, „daß die Vereinigten Staaten eine nationale Politik verfolgen, die das Wohl aller Völker im Auge behält und ſie mit allen Nationen und Völkern in Zuſammenarbeit treten läßt mit dem Ziel einer Weltordnung der Gerechtigkeit und des Friedens". — In Uebereinſtimmung mit früheren internationalen chriſtlichen Konferenzen hielt auch die Delaware-Konferenz daran feſt, daß in Gebieten, die unter Kolonial-Verwaltung ſtehen, die Selbſtverwaltung angeſtrebt werden ſoll, und daß, wo die Fähigkeit dazu noch fehle, die Verwaltung durch eine internationale Autorität gehandhabt werde auf dem Boden des gegenſeitigen Vertrauens und im Intereſſe dieſer Völker als Glieder der Weltgemeinſchaft. Der Grundſatz des Laissez-faire auf dem Boden des Kapitalismus und des nationalen Sozialismus wurde vom Standpunkt der chriſtlichen Forderung nach Gerechtigkeit und Billigkeit aus verworfen. Die Aufgabe der

Kirche beſtehe allerdings nicht darin, wirtſchaftliche Syſteme aufzuſtellen. Dennoch ſei es die Pflicht der Chriſten, ſich für die Erhaltung der menſchlichen Werte in irgendwelchem Syſtem einzuſetzen. Die chriſtliche Lehre von der Gotteskindſchaft ſchließe die Forderung in ſich, daß allen Menſchen, ohne Unterſchied der Raſſe, des Glaubensbekenntniſſes und der Klaſſe, die wirtſchaftlichen Mittel zum Leben und Wachstum gegeben werden. Eine neue wirtſchaftliche Lebensordnung wurde von der Konferenz als zwingend erachtet. — Durch alle Diskuſſionen über politiſche und wirtſchaftliche Fragen hindurch kam immer wieder die Notwendigkeit eines „internationalen" Ethos zur Sprache, das im chriſtlichen Glauben verwurzelt iſt. „Wir glauben", ſo heißt es in einer Erklärung, „daß die chriſtliche Kirche auf Grund ihres weltumſpannenden Evangeliums, ihrer poſitiven Einſtellung zur Welt und ihrer Haltung gegenüber dem Individuum und gegenüber den Völkern an der Schwelle ihrer größten Möglichkeiten ſteht, Zeugnis abzulegen von der Wirklichkeit der chriſtlichen Gemeinſchaft und durch opferbereiten Dienſt einen Geiſt zu bekunden, durch welchen eine durch Leiden gebrochene Menſchheit in eine weltweite Gemeinſchaft verwandelt werden kann."

Das Chriſtentum und die ſoziale Umgeſtaltung.

Vorbemerkung. Es iſt eine eigentliche „religiös-ſoziale" Verſammlung im größten Stile geweſen, von welcher der folgende Bericht meldet. Der wichtigſte Vertreter des Sozialismus in unſeren Tagen verkündet Seite an Seite mit dem wichtigſten Kirchenfürſten das von gewiſſen Theologen totgeſagte „ſoziale Evangelium". Und es iſt intereſſant, daß der Erzbiſchof mehr das „Soziale" und der ſozialiſtiſche Juriſt mehr das „Religiöſe" vertritt. So iſt es recht! *R.*

Die „Industrial Christian Fellowship" [1]), eine Propagandaorganiſation der engliſchen Kirche, die für eine fortſchrittliche chriſtliche Sozialpolitik eintritt, hat am Samstagnachmittag in der Albert Hall eine öffentliche Verſammlung veranſtaltet, an der die beiden Erzbiſchöfe der anglikaniſchen Staatskirche, der Biſchof von Briſtol und Sir Stafford Cripps ſprachen. Für die 7000 Sitzplätze der Albert Hall hatten ſich 30 000 Anwärter gemeldet, obwohl die Veranſtaltung nur durch ein Rundſchreiben der Londoner Kirchgemeinden angekündigt worden war. Das rege öffentliche Intereſſe galt ſicherlich nicht nur den Perſönlichkeiten der Redner, von denen der Erzbiſchof von Canterbury und Cripps ſeit langen Jahren als Vorkämpfer des Gedankens der chriſtlichen Volksgemeinſchaft bekannt ſind, die der weiteren Oeffentlichkeit erſt unter dem Eindruck des furchtbaren Kriegsgeſchehens zu einem aktuellen Problem geworden iſt. Die beiden Männer ſetzen ſich jetzt

[1]) „Chriſtliche Induſtriegenoſſenſchaft".

an die Spitze eines Kreuzzuges, der die öffentliche Meinung Englands im Sinne eines echt chriſtlichen Verantwortungsgefühls und des rückhaltloſen Einſatzes für eine beſſere ſoziale Ordnung nach dem Krieg aufrütteln ſoll. Die Maſſenverſammlung in der Albert Hall hat dieſen Feldzug mit ſtarkem Erfolg eingeleitet; eine ähnliche Verſammlung ſoll in einigen Wochen in Liverpool abgehalten werden, wo vermutlich auch der amerikaniſche Botſchafter Winant ſprechen wird.

Erzbiſchof Dr. *Temple* hob in ſeiner Anſprache vor allem zwei Aſpekte der herrſchenden Zuſtände hervor, die, wie er erklärte, das religiöſe Gewiſſen unweigerlich verurteilen müſſe: die tiefe Spaltung der Volksgemeinſchaft zwiſchen den „privilegierten" Kreiſen auf der einen und dem einfachen Volke auf der andern Seite und ſodann die Vorherrſchaft des nackten Gewinnmotivs im Wirtſchaftsleben. „Wenn jeder von uns", erklärte Dr. Temple, „dafür ſorgen wollte, daß ſeine Volksgenoſſen genug haben, bevor er ſich des Ueberfluſſes erfreut, ſo wäre unzweifelhaft genug da für alle." Das Gewinnmotiv ſei an ſich durchaus nicht zu verurteilen, ein echter Chriſt aber dürfe es erſt an zweiter Stelle gelten laſſen, nachdem die Intereſſen der Allgemeinheit vollauf berückſichtigt worden ſeien. Jeder Einzelne müſſe vor Gott für ſein Verhalten als Mitglied der Volksgemeinſchaft ebenſo verantwortlich ſein wie für ſein privates Leben.

Sir Stafford *Cripps* erklärte zunächſt, das Verhalten der Kirchen in unſerem Zeitalter habe ihren Anſpruch, daß ſie von Gott ſelber geleitet würden, in keiner Weiſe erhärtet. *Jetzt aber beginne die früher herrſchende Neigung, die Religion als Vorbereitung für die Erlöſung in einer anderen Welt aufzufaſſen, immer mehr der Auffaſſung zu weichen, daß die Kirche für das Reich Gottes auf Erden kämpfen müſſe.* Das tägliche Handeln des Chriſten, nicht nur ſeine Worte und Gedanken, müßten der chriſtlichen Ethik in der Geſtaltung der menſchlichen Geſellſchaft zum praktiſchen Ausdruck verhelfen. Wenn die Kirchen den religiöſen Einfluß wahren und verſtärken wollen, müßten ſie ſich rückhaltlos der Durchführung der *ſozialen Gerechtigkeit* widmen. Die moraliſche Triebkraft der öffentlichen Meinung müſſe ſo ſtark werden, daß keine Regierung gegen das chriſtliche Gewiſſen zu handeln wagen dürfe. Präſident Rooſevelt habe die unmittelbaren Ziele der chriſtlichen Geſellſchaftsordnung in ſeinen „Fünf Punkten" umſchrieben. Die Durchführung ſeines Programms erfordere weſentliche Neuerungen in der Planung der Produktion und der Verteilung der Güter, eine durchgreifende Reform der Schule, den Verzicht auf viele überlieferte Formen des Luxus uſw.

Mit lebhaftem Beifall wurde die Beteiligung des neuen Erzbiſchofs von York, Dr. Garbett, an dieſer Kundgebung begrüßt. Dieſer Kirchenführer iſt, wie man weiß, weniger radikal eingeſtellt als Dr. Temple, aber er hat vor den Teilnehmern der Verſammlung in der Albert Hall bezeugt, daß er die gleiche Grundeinſtellung gegenüber

den wichtigſten Problemen der Anpaſſung der Geſellſchaftsordnung an das gewaltig geſteigerte Wirtſchaftspotential der ganzen Welt einnimmt.

Das Unſer-Vater.

(Fortſetzung.)

III.[1])

Gottes Sache.

Die Ehre Gottes.

„Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel.“

Frage: Was heißt: „Dein *Name* werde geheiligt“? Hat der Name ſoviel zu bedeuten?

Antwort: Der „Name“ Gottes, der „Name“ Jeſu, der „Name“ Chriſti bedeutet in der Bibel nicht bloß, was er in unſerer Sprache bedeutet, ſondern will heißen: „Weſen“, „Macht“, „Kraft“.

Frage: Iſt dieſe Bitte nicht das Gleiche, wie das dritte Gebot: „Du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen“?

Antwort: Es iſt zunächſt das Gleiche; das, was dort Gebot iſt, wird hier Bitte. Aber es iſt doch nicht ganz das Gleiche. Denn was dort negativ iſt, das iſt hier poſitiv. Dort ſoll der Name Gottes nicht entheiligt, hier ſoll er geheiligt werden.

Frage: Aber was ſoll das bedeuten?

Antwort: Es bedeutet ungeheuer viel. Es bedeutet alles. Es bedeutet die Grundlage von allem.

Es bedeutet: Da Gott der Schöpfer von allem iſt, er, der heilige Gott, ſo ſoll alles in dieſem Lichte geſehen und in dieſem Geiſte behandelt werden: mit Ehrfurcht, mit heiliger Scheu. Menſchen und Dinge. Nichts darf bloß in Egoismus, Willkür, Eigenluſt gebraucht werden, alles nur im Dienſte Gottes, alles nur als Gabe, alles nur als Opfer, alles nur als Gottesdienſt, alles nur als Sakrament.

Es bedeutet: Gott allein iſt zu ehren — als Herr und Vater. Keine Götzen. Keine Kreatur iſt zu vergotten: weder die Natur noch die Geſellſchaft, weder Volk, noch Staat, noch Raſſe, weder das Du noch das Ich. Gott allein iſt Herr und Vater. Soli Deo gloria!

Es bedeutet vor allem: Gott ſelbſt iſt heilig zu halten. Gott darf nicht in den Dienſt des Menſchen gezogen werden. Er darf nicht von den Menſchen als Sanktion ihres eigenen Willens gebraucht werden.

[1]) Im letzten Hefte muß das I. *nach* „Vorbemerkung“ ſtehen und über „Reichsgebet“ (S. 12) ein II.

Er darf nicht, in *dieſem* Sinne, der Gott eines Volkes, eines Staates, einer Kirche, einer Religion, oder dein Gott werden. Er iſt der Herr, ihm ſoll alles dienen — damit es frei werde!

Es bedeutet — und das iſt das Größte —, daß des Menſchen höchſtes Anliegen die *Ehre Gottes* ſein ſoll. Auch im Gebet, und hier erſt recht. Es iſt etwas zum Erſtaunen, daß die erſte Bitte des Unſer-Vaters iſt: „Dein Name werde geheiligt!", daß die erſte Bitte des Unſer-Vaters die Bitte für — Gott iſt; die Bitte, daß *ſeine* Ehre in der Welt gelte, daß *ſeine* Sache heilig gehalten werde. Wie ganz anders beten *wir!* Aber die Hauptſache muß uns ſein, daß *Gottes* Wahrheit nicht entſtellt, nicht mißbraucht, nicht entheiligt werde. Es muß uns ein tiefer Schmerz ſein, ja der tiefſte aller Schmerzen, wenn dies geſchieht. Es kann geſchehen, daß Gottes Name und Sache mit weltlichem, ungöttlichem, ſogar dämoniſchem Trachten im Großen oder Kleinen verbunden wird. Es kann geſchehen, daß das ganze Religions- und Gottesdienſtweſen eine ſolche Entheiligung, ja Schändung des Namens Gottes wird. Es kann geſchehen, daß die Kirche zur Lüge wird, der Kultus zum Götzendienſt und das Gebet zur Läſterung. Es kann geſchehen, daß Gottes Namen zur Loſung für allen Deſpotismus, alle Knechtſchaft, alle Reaktion, alle Unterdrückung der Wahrheit, Freiheit und Menſchlichkeit wird. Es kann geſchehen, daß Religion, Chriſtentum, Theologie, Frömmigkeit, Andacht, Gottesdienſt, Gebet und Lied, ja ſogar die Bibel, lauter Heuchelei werden, lauter Ablenkung von der wirklichen Erkenntnis Gottes, dem wirklichen Willen Gottes, dem wirklichen Dienſt Gottes. Dagegen ſteht der echte Prophet im Namen der Wahrheit Gottes auf. Der Prophet verlangt, daß Gott in Wahrheit gedient werde, in Gerechtigkeit und Freiheit, durch Dienſt an dem Menſchen, dem Bruder, und ruft ſein Wehe über Tempel und Synagoge, Sadduzäer und Phariſäer, Prieſter und Schriftgelehrte, um Gottes, des heiligen willen. Der rechte Prieſter aber trachtet nach nichts anderem, als daß die Schuld erkannt und geſühnt, daß Gottes Kraft und Liebe hineingetragen werde in Not und Tod der Welt, zu Licht, Hilfe und Heilung. Der rechte Prophet verkündet und vertritt gegen die Religion Gott, gegen das Chriſtentum Chriſtus, der rechte Prieſter übt gegen den Dienſt der Welt die Nachfolge Chriſti.

Das iſt das größte Anliegen des Jüngers: daß Gottes Ehre, Gottes Sache in der Welt und gegen die Welt gelte. Daß dieſe Bitte erhört werde, iſt ſeine höchſte Freude. Es iſt auch das *Notwendigſte* für die Welt. Sie braucht noch mehr als das Brot die Wahrheit Gottes. Sie braucht Gott. Die Verderbnis der Sache Gottes iſt die tiefſte Wurzel aller andern Verderbnis, bei den Völkern wie bei den Einzelnen. Dieſe Quelle zu reinigen iſt Werk und Leidenſchaft aller Reformatoren und Reformationen, aller Revolutionen Gottes. Die Sache Gottes hat dieſe nötig. Immer wieder droht ihr die Gefahr der Ermattung und Verweltlichung, immer wieder muß ſie aus dem Geiſte erneuert werden.

Darum ist die Bitte der Bitten die um den Heiligen Geist. Und sie wird erhört! Der Heilige Geist aber ist das Wunder und schafft das Wunder. Er ist Schöpfergeist. Er schafft aus dem Nichts.

Das Kommen des Reiches.

Frage: Welches ist denn die Sache Gottes, um die wir bitten sollen?

Antwort: Die Sache Gottes ist sein *Reich.* Darum lautet die zweite Bitte: *„Dein Reich komme!"*

Frage: Was ist das Reich Gottes?

Antwort: Das Reich Gottes ist die Verwirklichung der Bitte: *„Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel."*

Frage: Bedeutet das Reich Gottes den *Himmel?*

Antwort: Ja, aber den Himmel *auf Erden.*

Frage: Wie es die Sozialisten und Kommunisten meinen?

Antwort: Es kommt darauf an, wie sie es meinen. Auf alle Fälle aber ist es noch mehr, als sie meinen. Es ist das, was *Jesus* meint.

Frage: Also ist es die *Religion?* Das *Christentum?* Oder gar die *Kirche?*

Antwort: Es ist weder die Religion, noch das Christentum, noch die Kirche. Es steht sogar oft im stärksten Gegensatz zu Religion, Christentum, Kirche und diese sind oft seine Feinde.

Frage: Was ist es denn?

Antwort: Ein Reich.

Frage: Ein Reich auf Erden oder im Himmel?

Antwort: Ein Reich auf Erden, oder besser: *für* die Erde, für die *Welt.*

Frage: Also etwas rein Diesseitiges?

Antwort: Etwas, was aus dem Jenseits in das Diesseits kommt, das von Gott her in das Diesseits bricht.

Frage: Und mit dem Diesseits *endigt?*

Antwort: Und mit dem *Jenseits* endigt, das heißt: das Jenseits in das Diesseits, den Himmel auf die Erde zieht.

Frage: Aber mit dem *Tode* endigt?

Antwort: Ja, aber nur insofern es dem Tode ein Ende bereitet. Es will allen Tod überwinden. Gott ist ein Gott nicht der Toten, sondern der Lebendigen. Ihm leben sie alle. Christus aber ist die Auferstehung und das Leben.[1])

Frage: Aber hat nicht Christus gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"?

Antwort: Das Reich ist nicht *von* dieser Welt, sondern von einer *andern* Welt; es bricht aber von dorther in diese Welt ein.

[1]) Vgl. Lukas 20, 38; Johannes 11, 25.

Frage: Und was ist denn sein Inhalt?

Antwort: Das ist einfach. Jesus hat gesagt: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner *Gerechtigkeit.*" Es ist also *Gerechtigkeit.* Das ist die Losung des Reiches, das Grundwort der Bibel.

Frage: Aber was ist denn diese Gerechtigkeit?

Antwort: Es ist das, *was vor Gott recht ist.*

Frage: Was aber ist vor Gott recht?

Antwort: Der Prophet spricht: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was recht ist und was der Herr von dir fordert: Recht tun, Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott." Und Jesus hat gesagt: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Das ist das erste und größte Gebot. Das zweite aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen beiden Geboten besteht das Gesetz und die Propheten."[1]) Und also auch das Gesetz Christi. Die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter und vom Weltgericht sind seine Auslegung.

Frage: Zwischen Gottesreich und Weltreich besteht der Grundgegensatz des Menschenwesens wie der entsprechende zwischen Gott und den Götzen. Der lebendige Gott des Reiches steht gegen die Götzen der Welt. Das ist auch der letzte Sinn des Gegensatzes zwischen dem Christentum (wozu ich Israel rechne) und dem Heidentum, zwischen dem lebendigen Gott und Baal, zwischen Christus und Cäsar. Er besteht aber nicht bloß *zwischen* den Religionen, sondern geht durch alle hindurch, auch durch das Christentum. Das Reich Gottes steht gegen die Weltreiche, die vor ihm stürzen müssen. Das Reich Gottes steht gegen das Reich der Gewalt. Das Reich Gottes steht gegen den Mammon. Das Reich Gotts steht gegen das soziale Unrecht. Das Reich Gottes steht gegen die Religion. Das Reich Gottes steht gegen das Christentum. Das Reich Gottes steht gegen die Kirche. Das Reich Gottes will eine aus Gottes Gesetz und Willen erneuerte Welt, eine von der Herrschaft der Götzen befreite Welt. Das Reich Gottes will Freiheit und Frieden. Das Reich Gottes will den Menschen. Das Reich Gottes will die Gerechtigkeit. Das Reich Gottes will die Herrschaft Gottes, des Herrn und Vaters, über alles und in allem. Das Reich Gottes ist die Königsherrschaft Gottes und des Menschen.

Frage: Ist das nicht eine ungeheuer revolutionäre Auffassung: Reich Gottes, nicht Religion, nicht Christentum, nicht Kirche und Alles, was dazu gehört?

Antwort: Sie ist ungeheuer revolutionär, aber sie ist die Meinung der Bibel. Sie ist die Meinung Mosis, der Propheten, Jesu Christi, der Apostel.

Frage: Und der Reformatoren?

Antwort: Teilweise. Sie ist vom Christentum stark vergessen worden, aber sie ist sein ursprünglicher Sinn.

[1]) Vgl. Micha 6, 8 und Matthäus 22, 34—40.

Frage: Iſt die Gerechtigkeit des Reiches Gottes nur *politiſcher* und *ſozialer* Art?

Antwort: Sie iſt *auch* politiſcher und ſozialer Art. Sie fordert das Gottesrecht, das Recht Gottes des Herrn und des Vaters, für *alle* Menſchen, beſonders die Armen und Verkürzten. Sie fordert grundſätzlich gleiches Recht und gleichen Anteil an den Gütern der Erde und den Gaben des Geiſtes. Sie fordert eine Gemeinſchaft der Völker im Frieden dieſes Rechtes und eine Gemeinſchaft der Menſchen *in* den Völkern, welche das Gottesrecht verwirklicht durch wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ſo wie Jeſaja und Micha es ſagen[1]) und wie die Bergpredigt es will.

Frage: Alſo Pazifismus, Sozialismus, Kommunismus, vielleicht ſogar Anarchismus? Dazu Demokratie? Liberalismus?

Antwort: Alle dieſe Bewegungen vertreten Wahrheit des Reiches Gottes, aber meiſtens ſtark in Geſtalt des Weltreiches.

Frage: Warum iſt das ſo?

Antwort: Weil die Gemeinde Chriſti dieſe Wahrheit nicht ſelbſt auf die *rechte* Weiſe vertreten hat. Sie muß das aber lernen, im Gericht Gottes.

Frage: Was bedeutet die Gerechtigkeit des Reiches Gottes über die politiſche und ſoziale Gerechtigkeit hinaus?

Antwort: Sie bedeutet noch viel mehr. Sie bedeutet Erlöſung von Schickſal, Schuld, Krankheit, Not und Tod. Sie bedeutet auch die Erlöſung der Natur. Sie bedeutet die Erlöſung des Einzelnen wie die Erlöſung der Welt. Aber *auch* die politiſche und ſoziale Erlöſung, und ſie gleichſam zuerſt.

Frage: Iſt dieſe Erlöſung nicht ſchon geſchehen oder muß ſie noch geſchehen? Iſt das Reich Gottes nicht ſchon gekommen oder ſoll es erſt noch kommen?

Antwort: Es gilt beides: die Erlöſung iſt ſchon geſchehen durch Chriſtus, aber die endgültige *Erfüllung* der Erlöſung ſoll erſt kommen. Das Reich iſt gekommen, in Chriſtus — es iſt mitten unter uns,[2]) — aber es ſoll mit dem lebendigen Gott und Chriſtus, in der Kraft des Schöpfergeiſtes, der der Heilige Gott iſt, wieder kommen und ſich vollenden. Darum bitten wir: „Dein Reich *komme!*"

Frage: Wie ſoll es aber kommen? Durch unſere Arbeit oder durch Gottes Macht?

Antwort: Durch beides. Das Reich Gottes iſt Verheißung und iſt zugleich Tat, es iſt Gabe und es iſt zugleich Aufgabe. Es kommt von Gott, die Menſchen können es nicht *machen;* aber ſie ſollen es im Glauben annehmen und ſich im Gehorſam ihm zur Verfügung ſtellen.

Frage: Nur die Einzelnen oder auch die Gemeinſchaft?

Antwort: Beide.

---

[1]) Vgl. Jeſaja 2, 9, 11 und Micha 4.

[2]) Vgl. Lukas 17, 21.

Frage: Iſt nicht die *Kirche* eine ſolche Gemeinſchaft?

Antwort: Ich ſage lieber: die *Gemeinde.*

Frage: Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kirche und Gemeinde?

Antwort: Die Kirche iſt Trägerin der Religion, die Gemeinde Trägerin des Reiches Gottes, und das bedeutet: Kämpferin für ſeine Gerechtigkeit in der Welt.

Frage: Und welches iſt die Aufgabe des Einzelnen in der Gemeinde und vielleicht auch gegen ſie?

Antwort: Die Nachfolge Chriſti.

Das Geſchehen des Willens Gottes.

Frage: Es heißt: *„Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel."* Was bedeutet das?

Antwort: Das heißt: „Dein Wille geſchehe auf Erden ſo vollkommen, wie er im Himmel geſchieht." „Himmel" bedeutet in ſolchen Zuſammenhängen immer *Gott.* Es geſchehe alſo der vollkommene Wille Gottes auf Erden.

Das iſt ſehr wichtig. Denn es gibt eine weitverbreitete, ja herrſchende Auffaſſung, nach der beſtimmte Gebiete des Weltlebens, vor allem das politiſche und ſoziale Leben, von der Herrſchaft des Willens Gottes ausgeſchloſſen ſeien, und eine noch häufigere, daß ſie dem Reiche der Selbſtſucht und Gewalt, der Dämonen und ihres Herrſchers zu Recht gehörten, und ihre Eigengeſetzlichkeit hätten, daß Gottes Wille auf Erden überhaupt nicht erfüllt werden könne, ſondern erſt im Himmel, und das bedeutet dann: im „Jenſeits". Wer das Eine oder das Andere oder Beides glaubt, kann nicht im Ernſt das Unſer-Vater beten oder die Bibel leſen. Es heißt dort mit vollendeter Deutlichkeit, daß *alle* Wirklichkeit Gottes Herrſchaftsgebiet ſei, daß es im Himmel, auf Erden und in der Hölle kein Fleckchen gebe, auf das nicht Gott Anſpruch mache und das nicht eines Tages *ihm* gehören werde.

Das iſt alſo die dreifach-eine, die dreieinige Bitte um das Reich. Wenn du beteſt, dann darfſt du nicht bloß an deine privaten Anliegen denken, ſondern mußt ſie in Gottes Sache einſchließen. Du mußt bitten, daß auf Erden, im Großen und im Kleinen, in der Ferne und in der Nähe, Gottes Wille geſchehe und nicht der Wille der Menſchen und der Dämonen; daß Recht geübt werde, und nicht Gewalt; daß Friede ſei und nicht Krieg; daß der Menſch gelte und nicht der Mammon; daß die Liebe ſiege und nicht der Egoismus; daß Zucht und Reinheit herrſchen, ſtatt der Ausſchweifung und des Laſters; daß in Krankheit, Not und Tod Kräfte der Erlöſung und Heilung ſtrömen, Tuberkuloſe und Krebs überwunden werden; daß auch die unerlöſte Natur aus dämoniſchem Trieb, aus Kampf und Not gerufen werde zur Herrlichkeit und Freiheit der Kinder Gottes; daß der kranke Nachbar ruhig ſchlafen könne; daß die Gott ſuchende Freundin ihn finde; daß die

Gemeinſchaft, Bewegung, Organiſation geſegnet ſei; daß in die Höllen der Konzentrationslager Strahlen des tröſtenden und helfenden Gotteslichtes fallen. Und ſo fort ins Unendliche.

Frage: Kann ich aber um ſoviel bitten?

Antwort: Das mußt du nicht alles gleichzeitig tun, ſondern ſo, wie es ſich gibt, wo es gerade beſonders nötig iſt. Auch ſollſt du ja nicht bloß einmal oder zweimal oder dreimal am Tage beten, ſondern ſtets alles, was geſchieht betend auf dem Herzen tragen. Wobei das Wort vom *Nächſten* auch für das Beten gilt.

In dieſes Beten ſchließe deine eigenen Anliegen ein. Und du wirſt mit beidem gehört und erhört. Du bitteſt nicht umſonſt. Auf ſolches Bitten um das Reich, das freilich mit dem *Arbeiten* dafür innerlich verbunden ſein muß, kommt es an. Wenn dieſes Gebet gar von einer *Gemeinde* des Reiches gebetet würde, aus dem *Glauben* an das Reich und in der *Nachfolge* des Einzelnen, dann kämen gewaltige Siege des Reiches. Denn das Reich wartet auf uns.

IV.

Die drei täglichen Notwendigkeiten.

Das tägliche Brot.

„Gib uns heute unſer täglich Brot."

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Es bedeutet wieder etwas ſehr Wichtiges. Und auch etwas Merkwürdiges. Iſt es nicht ſeltſam, daß auf die Bitte um die Ehre Gottes, um ſein Reich, um die Erfüllung ſeines Willens die um das tägliche Brot folgt? Iſt das nicht ein Abſtieg aus geiſtlichen Höhen in materielle Tiefen?

Frage: Hat es darum nicht einen *geiſtlichen* Sinn? Iſt es nicht vielleicht die Bitte um das geiſtliche Brot, das Brot für die Seele?

Antwort: So hat man das tägliche Brot vielfach ausgelegt. Freunde und Gegner. Man hat gemeint, die Botſchaft Chriſti ſei bloß auf den Himmel gerichtet, nicht auf die Erde, bloß auf die Seele, nicht auf den Leib. Aber das iſt ein kraſſes Mißverſtändnis der ganzen Bibel. Die Bibel zielt ſehr auf die Erde, nicht bloß auf den Himmel; ſie zielt ſehr auf den Leib, nicht bloß auf die Seele. Auch die Materie iſt Gottes Schöpfung, iſt Gott geheiligt, gehört ihm, ſoll ihm dienen und ihn verherrlichen. Die Bibel iſt voll von einem heiligen Materialismus. Das Geſetz Moſis ordnet in dieſem Geiſte vor allem auch das materielle Leben: Eſſen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Arbeit und Lohn, Ehe und Familie. Jeſus aber heilt die Kranken. Er macht im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, wie in dem vom Weltgericht auch materielle Hilfe zum Maßſtab des rechten Verhältniſſes zu Gott, macht immer wieder ein feſtliches Mahl zum Sinnbild des Reiches Gottes und ſein letztes Mahl mit den Jüngern zum Zeichen ſeines Leidens,

Sterbens und Siegens, wie der innigen Gemeinſchaft mit ihm. Das Chriſtentum hat in Uebergeiſtlichkeit das ſtark vergeſſen. Darum hat ſich an die Stelle des heiligen Materialismus Chriſti ein unheiliger des Antichriſt geſetzt.

Luther hat den Sinn dieſer Bitte beſſer verſtanden. Er deutet ſie ſo: „Was heißt denn täglich Brot? Antwort: Alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als Eſſen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm und gut Gemahl, fromme Kinder, frommes Geſinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Geſundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen."

Frage: Iſt das aber nicht zuviel verlangt?

Antwort: Doch, es iſt zuviel verlangt. Es geht nun in der entgegengeſetzten Richtung zu weit und führt in die behagliche Bürgerlichkeit hinein. Die Bitte um das tägliche Brot bedeutet nicht bloß, daß wir gewiſſe Dinge nötig haben, ſondern ſie bedeutet auch eine *Einſchränkung:* Wir haben das tägliche Brot nötig, aber nicht *mehr.* Es iſt uns nur *dieſes* verheißen, nicht mehr.

Frage: Aber wenn wir mehr haben?

Antwort: Dann gehört es nicht uns, ſondern den Brüdern. Dann iſt es in manchen Fällen Raub, in andern — wenn es recht erworben iſt — ſind wir bloß Verwalter. Aber im *Ernſte.* So ſchließt dieſe Bitte ein gewaltiges ſoziales Geſetz ein. Sie befreit uns von der *Sorge,* und das iſt fundamental wichtig; aber ſie zieht auch dem Beſitztrieb eine heilige Grenze, und zwar eine enge: das tägliche Brot, aber *nur* das tägliche Brot! Alſo Armut, nicht Reichtum, aber fröhliche Armut, geſunde Armut!

Frage: Was bedeutet aber das tägliche Brot *heute?* Iſt das „heute" nicht zu ſpät? Quält mich dann nicht bis heute die Sorge?

Antwort: Das „heute" iſt nicht wörtlich zu nehmen. Der übliche Wortlaut der Bitte iſt zwar ſo eingebürgert, daß wir ihn ſchon beibehalten dürfen, wenn wir ihn recht verſtehen. Jeſus hat aber eigentlich geſagt: „Das *morgige* Brot gib uns heute." Auch das iſt *nahe.* Wir brauchen nicht für lange Vorrat zu haben, wie der reiche Mann im Gleichnis, brauchen nicht zu raffen, zu hamſtern, zu ſparen (im Sorge-Sinn), Gott wird uns geben, was wir nötig haben, wenn wir zuerſt nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit trachten. Wie iſt das für die Seele ein Troſt und Hort! Was für ein Schutz gegen den Mammonismus! Wenn doch dieſe Bitte recht geſprochen würde — was wäre das für eine Revolution!

Frage: Was bedeutet aber das: „Gib *uns* unſer täglich Brot heute?"

Antwort: Das iſt wieder ſehr wichtig. Darin enthüllt die Bitte abermals ihren *ſozialen* Sinn. Wir ſollen um das tägliche Brot nicht nur für uns ſelbſt bitten, ſondern auch für die andern, und nicht einmal *zuerſt* für uns und dann auch für die andern, ſondern überhaupt

für Alle. Wir ſollen alſo auch für Alle bitten, daß ſie haben, was ſie zu einem menſchenwürdigen, geſunden und frohen Leben brauchen, daß ſie Eſſen und Trinken haben, Wohnung und Kleidung, Geſundheit, Arbeit, Ruhe, ſoziale und politiſche Verhältniſſe, in denen ſie nach Leib und Seele gedeihen können. Denn die Seele hängt mit dem Leibe aufs innigſte zuſammen.

Wir ſollen für *Alle* um das tägliche Brot bitten. Tun wir das nicht, ſo bekommen wir es auch ſelber nicht oder verlieren das bekommene. Es iſt nur für das Reich Gottes verheißen, nicht für das bloß private Trachten oder Gieren. Es iſt nicht Raub, ſondern Gabe.

Frage: Sollen davon alle gleichviel haben?

Antwort: Nicht mechaniſch, nicht gleichſchaltend, wie man heute ſagt. Das Reich Gottes will keine bloße Gleichmacherei. Aber doch *Gleichheit*. Gleichheit im heiligen Recht des Menſchen und Bruders. Gleichheit in der Freiheit der Söhne und Töchter Gottes. So will es das Geſetz Moſis. So wollen es die Propheten. So will es Chriſtus. So heißt es von der erſten Gemeinde Chriſti: „Und niemand ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein eigen ſeien, ſondern hatten alles gemein.“ [1]) Und ſo will es auch das Abendmahl. Das iſt Sozialismus und Kommunismus der Bibel, Sozialismus und Kommunismus Gottes und Chriſti.

Frage: Sollen wir darum bloß bitten?

Antwort: Nein, wir ſollen auch dafür arbeiten. Das Gebet iſt immer auch Verpflichtung. Abwälzung der Pflicht auf das Gebet iſt Entheiligung des Namens Gottes. Die Bitte um das tägliche Brot ſchließt, wenn ſie ſich im Ernſt an den Gott richtet, der unſer aller Vater und als Vater unſer Herr iſt, ein, daß wir uns für eine Ordnung der materiellen und ſpeziell der wirtſchaftlichen Dinge einſetzen, die allen das tägliche Brot ſichert und allen — in dem dargeſtellten Sinne — gleich. Ganz beſonders aber haben wir uns für die Armen, die Notleidenden, die Verkürzten einzuſetzen, daß ſie ihren gottgewollten Teil an ſeinen Gütern und Gaben erhalten. Wehe, wenn ihr ſie vergeſſet! Doppelt wehe, wenn ihr ſie ausbeutet! Dann wird auch euch das Brot entzogen werden. Dann wird auf die Verſtörung der Ordnung Gottes die Zerſtörung der falſchen Ordnung folgen. Dann wird der ganze Geſellſchaftsbau, der auf ſolchen Grundlagen ruht, im Gericht zuſammenbrechen. Wenn wir um das tägliche Brot bitten, dann bitten wir alſo auch um Aenderung der heutigen, auf Ausbeutung und Profit ruhenden Geſellſchaftsordnung. Wir bitten um Ueberwindung von Sorge und Gier; um rechte Arbeit und rechten Lohn; um Beſeitigung der Arbeitsloſigkeit; um Hebung der Wohnungsnot; um neue Geſundheit, aus Gott und ſeinen Ordnungen ſtrömend; um rechte Verſorgung und Pflege der Jugend an Leib und Seele; um das Verſchwinden von Alkoholismus und Proſtitution; um Erlöſung auch der Natur von der Zerſtörung durch eine im Dienſt der Götzen arbeitenden Technik; um die

[1]) Vgl. Apoſtelgeſchichte 2, 43 ff und 4, 32 ff.

Heiligung des Namens Gottes, um das Kommen ſeines Reiches und die Erfüllung ſeines Willens auch in der Materie, ſo daß die Materie durch das Wort Gottes Sakrament werde. Das Sakrament bedeutet ja nicht feindliche Trennung von Geiſt und Materie — das iſt vielmehr heidniſches Denken, neben einer Vergötterung der Materie —, ſondern die tiefſte Verbindung der beiden. So beten wir und gehen an die Arbeit dafür! (Schluß folgt.) *Leonhard Ragaz.*

Sommeraufzeichnungen.

Kürzlich las ich in einer Zürcher Zeitung einige Briefe Rainer Maria Rilkes, die er in der Kriegszeit 1914/15 ſchrieb und die ſo ſtark ſeine innerſte Anteilnahme am Zeitgeſchehen ausdrücken. Seine Worte vermögen auch eindringlichſt in unſere Gegenwart hineinzuweiſen. Da heißt es: „Die Feder iſt einem ſchwer in dieſer Zeit, und es iſt verantwortlich, ſie, ſelbſt zu einem Brief, in die Hand zu nehmen. Was ſoll man ſagen. Wir haben es ſchwer, Alle, dieſelbe ungeheure Laſt liegt über uns Allen; über die Art dieſer Laſt ein Urteil zu haben, ſteht keinem zu; was wir eigentlich damit leiſten, indem wir ſie Tag für Tag tragen und die Nächte unter ihrem Gewicht daliegen: das wird ſich ſpäter zeigen, vielleicht erſt viel ſpäter; — — — im Alten Teſtament gab es ſolche Heimſuchungen, deren Ränder und Grenzen man nicht ſah, die ganze Welt war, wie jetzt, in eine einzige Heimſuchung verkehrt — aber damals waren weniger Menſchen und Größere, und Gott kannte jeden Einzelnen und zerſchlug ihn mit eigener Hand.“ —

„Wäre nicht die Bibel, ſo bliebe ich faſt ganz ohne Umgang; denn welche Bücher gelten jetzt, und wieviele Menſchen gibt es, denen man etwas zu ſagen hätte?

Und auch die Natur verſagt; es iſt, als wäre ſie nicht mehr offen für den einzelnen Menſchen; oder liegt es daran, daß der Einzelne ſich nicht frei genug fühlt, ihr ans Herz zu gehen . . .“

Es kommt uns in den Sinn, eine gewiſſe Parallele zu dieſen Gedanken Rilkes in unſerer Zeit aufzuſtellen. Wo ſind heute bei uns diejenigen, die unſer Zeitgeſchehen, den Krieg, den Weltbrand, wirklich „ſchwer“ nehmen, nämlich perſönlich, innerlich, verantwortungsbewußt? Die unter der ungeheuren Weltlaſt, Menſchen-Elend-Laſt wirklich leiden? (Wir wiſſen von ſo vielen hamſternden und ausſchließlich materialiſtiſch eingeſtellten Menſchen.) Noch ſteht Kriegsgeſchrei und Kriegsgefecht nicht an unſern nächſten Grenzen; in unſerm Land ſpüren wir vor allem materiellen Abbau, — Rationierung, Teuerung und geiſtige Einſchränkung, Beſchränkung. Einhalt und Schweigen iſt uns geboten, um nicht ein unvorſichtiges und heimatverratendes Wort zu ſagen: auf der Straße, im Gaſthof, in der Kon-

ditorei, im Cinema, in der Preſſe, vor Unbekannten, Ausländern, und auch vor dem frommen oder unfrommen Landsmann. Das bedeutet zuweilen geiſtige Unterdrückung, geiſtiges Opfer, aber auch geiſtige Ueberwachung und Zucht. Nur ſteht damit im allgemeinen und im Durchſchnitt eine andere Erſcheinung, eine Gefahr in Verbindung: daß dem Offiziellen, dem Charakterloſen der Weg geöffnet wird. Daß die Lauen, Feigen, die Weichlinge überhand nehmen, die immer mit den Worten antworten: „vielleicht", — „es mag ſein oder nicht", — „bis zu einem gewiſſen Grad", — „es iſt am beſten, ſich neutral zu verhalten". Und darum: wieviel Schein — und maskenhafter Ausdruck auf den begegnenden Geſichtern, im Hauſe, in der Geſellſchaft, in den kulturellen Zuſammenkünften, auf der Straße. In der Geſte, im Händedruck, in dieſem kühlen, froſtigen Lächeln, das kälter und beleidigender iſt als ein klares, ſcharfes, urteilendes Wort. Und deshalb: viel Aengſtlichkeit ringsum, Scheu, Zurückhaltung, Mißtrauen, die ſich in ſcheinbare Abwehr, in Stolz kleiden. Da iſt einer, der ſich einſam fühlt und ein weiches, leidendes Herz hat. Er wagt es nicht, an dieſer oder jener Türe anzuklopfen oder einzutreten. Nicht als ob er etwa mit irgendeiner Bitte, materieller, geiſtiger oder geiſtlicher Art käme. Nein, er wagt es nicht, vor Furcht, in ſeinen menſchlichſten, zarteſten Gefühlen verletzt zu werden. So muß er ſich alſo allein ſeinen Weg wählen (da er zu dieſer Stunde ſein umſchloſſenes Zimmer nicht ertragen kann) — entweder ins Caféhaus oder in die freie, mondbeſchienene oder mondloſe Landſchaft hinaus.

— — — — — — — — — —

Da ſehe ich beim Hauseingang ein Hausmädchen mit einem ſchönen, weißen Pudel. Er ſchnuppert und ſchnüffelt unbeſtimmt herum. Er nähert ſich mir und ſtößt mit der Schnauze gegen meine Knie, gegen meine Hand. Das Mädchen ſchaut mich erſchrocken-ängſtlich an. Ich lächle ihm zu und nicke, da ich die Hunde und faſt alle Tiere liebe. Eine frohe, gütige Dankbarkeit geht über ein Menſchengeſicht. — Es gibt alſo doch noch ein inſtinkt-ſicheres Verſtehen von Menſch zu Menſch und Tier zu Menſch.

— — — — — — — — — —

Nein, wir ſind über dieſes mörderiſche Kriegsgeſchehen nicht berechtigt ein Urteil zu geben; wir haben keine Ueberſchau, keine Fernſchau; wir erkennen keinen Sinn; wir ſehen nur Gewalt, Vernichtung, Haß, Tod. Aber wir glauben in dieſem Ablauf nicht an eine Heimſuchung Gottes, wie ſie im Volk Iſrael, im Alten Teſtament geſchah. Damals „kannte Gott jeden Einzelnen und zerſchlug ihn mit eigener Hand", ſagt Rilke in ſeinem Briefe. Aber heute iſt es ein Kampf der großen Maſſe, ein Kampf um die Maſſe, ein gigantiſches Streben um Macht und Gewalt, das den Begriff der einzelnen Perſönlichkeit, des

„Einzelnen“ (wie ihn Kierkegaard verſtand) nicht mehr kennt und nie gekannt hat. Einſtweilen haben wir nur unbeſtimmt-grauenhafte Vorſtellungen aus den Zeitungsberichten: „Schlachtfelder, die mit Hunderttauſenden von Leichen gefallener Soldaten überſät ſind.“ „In Maſſen heranſtürmende Infanterie wird von Maſchinengewehren und Granatſalven niedergemacht.“ „Ein Kavallerieregiment bricht im Feuer der Maſchinengewehre und Infanteriegeſchütze zuſammen und über die gefallenen Reiter und Pferde hinweg reiten die neuen Attacken, bis von dem ganzen Regiment kein Reiter und kein Pferd übrigbleibt.“

Und quälende Vorſtellungen aus Zeitungsilluſtrationen: zerſtörte, in Ruinen daliegende Stadtviertel; obdachloſe, im Elend verſunkene Menſchen; auf den endlos weiten ruſſiſchen Feldern eine lichterloh brennende Ernte. —

Das iſt keine Heimſuchung Gottes; viel eher der Menſchen Gotteslästerung. Und auch darüber haben wir nicht zu urteilen, weil alles Kriegsgeſchehen in einem menſchlich abgründigen, dämoniſchen Zuſammenhang ſteht. — Aber wir glauben, daß die Heimſuchung Gottes kommen wird. Nicht in menſchlicher, ſondern in göttlicher Zeitberechnung.

— — — — — — — — — —

Nein, die Natur verſagt nicht. Sie verſagt nie, wenn wir ſie mit offenen, genießenden Augen zu ſehen vermögen .Jetzt iſt Sommerzeit; ſchwere, träg-laſtende Glut, ſchwüle Reife. Frühmorgens hört man das Geläute der Kirchen und Kapellen, — näher und ferner, aus der Stadt und von den Hügeln tönen, und über den See aus dem italieniſchen Nachbardorf ſchlagen die Glocken in einzelnen ſchweren Schlägen, langſam-fallend ſich nachfolgend durch die klare Sommerluft. — In hohem Flug ſegeln fliehend kreiſchende Schwalben. — Auf der Steinterraſſe vor unſerm Fenſter blühen tiefrote volle Geranien, prunkvollviolette Glockenkelche der Begonien und ſatt-gelbe Kapuziner. Gegen den Mittag kräuſelt ſich der See und wandert in ſchmalen, leichten, in der Sonne ſilbrigen Wellenlinien. An ſeinem Ufer fallen die dunklen Bergketten ſteil ins Waſſer, und ein leichter ſommerlicher Dunſt mildert ihre Hänge. In der ſtädtiſchen Parkanlage bauſchen ſich die alten Baumkronen in dunklem, vollem Grün übers Waſſer, und die leuchtenden Weiden neigen ſich ſilbern und ſpieleriſch am Strande. Und da ſind die Wolken, die Sommerwolken in ihren vielfaltigen Formen, in Wechſel und Wandlung: die weißen, geballten und die weiß-lockeren, ziehenden. Gegen den Abend: zuweilen die leichten roſigen Gebilde, die ſorgenlos ruhen und wieder ſpäter phantaſtiſch-aufgerollte Wolkengruppen, in denen wir Tier- und theatraliſche Geſtalten zu erkennen glauben. — Wenn ich Maler wäre, würde ich verſuchen, gleichſam in „Himmelsausſchnitten“ die mannigfaltigſten Wolkenſtimmungen feſtzuhalten. — Draußen auf dem Lande glutet die Sonne ſengend und

ſegnend, und Korn- und Maisfelder ſtehen in hohem, ſattem, leichtwiegendem Wuchs. — Gegen den Abend liegt ein zarter Wärmedunſt, roſig, bläulich, lila, paſtellfarbig über dem See, den Bergen und Hügeln. Der ſtille Sommerabend fällt ein; noch einmal ſchwirren hochfliehend die Schwalben, und die Grillen zirpen in den Gräſern. —

— — — — — — — — — — —

„Wäre nicht die Bibel, ſo bliebe ich faſt ganz ohne Umgang; denn welche Bücher gelten jetzt?“ ſagt Rilke. Ein großes Wort, weil er von dem Buch der Bücher ſpricht, das jeder Einzelne nur allein und in der Stille leſen kann (und wir ſchaudern vor den unzähligen, variierenden Bibelerklärungen, -auslegungen, die nie dem Wort des Evangeliums ſelbſt entſprechen, da wir immer noch mit wenigen den Bibelglauben an ein unantaſtbares Wort Gottes vorausſetzen).

Ja wirklich: Welche Bücher gelten jetzt in unſerer Zeit? Wo können wir feſten Fuß faſſen? Wo finden wir Gehalt und geiſtige Eſſenz? — Ein Blick in die Schaufenſter der Buchhandlungen: da ſind vereinzelte, über dem Durchſchnitt ſtehende engliſche und italieniſche Romane; eine unüberſehbare Menge politiſcher Erzeugniſſe; Aufſchluß und Rechtfertigung der Kriege; geſchichtliche Biographien und Dokumente, franzöſiſche Gefangenenberichte, vaterländiſche Bekenntniſſe, — und wohl das Beſte von Allem: was aus Alteretum und Klaſſik wieder ans Licht gezogen. —

— — — — — — — — — —

Seit einem Jahr, ſeit dem letzten Sommer ſtehen wir in der Lektüre Kierkegaards. Von Kierkegaards Auswahlband,[1]) der eine Art Brevier iſt, ſind wir zu Kierkegaards weiteren Schriften, zu ſeinem ganzen Werk in zwölf Bänden, nebſt den „Chriſtlichen Reden“ und den „Tagebüchern“ vorgedrungen; von „Entweder — Oder“, „Furcht und Zittern“, „Stadien auf dem Lebensweg“, „Der Begriff der Angſt“, „Philoſophiſche Brocken“, „Die Krankheit zum Tode“, „Einübung im Chriſtentum“, „Der Geſichtspunkt für meine Wirkſamkeit als Schriftſteller“, — bis zum „Augenblick“, dem Dolchſtoß Kierkegaards gegen das „offizielle“, das Schein-Chriſtentum. Von den äſthetiſch-philoſophiſchen zu den ausſchließlich religiöſen Schriften alſo, aber Kierkegaard ſteht von Anfang bis zum Ende ſeiner Schriftſtellertätigkeit ohne Wechſel, ohne Meinungsänderung in dem einen Zielgedanken: zum Chriſt-Werden zu führen, und das heißt für ihn: zum leidenſchaftlich verinnerlichten Einzelnen, der in Unruhe, Furcht und Zittern, aus dem Objektiven zum Subjektiven übertritt, und nur in dieſer Bewußtheit zum „Unbedingten“, das heißt zum „vor Gott er ſelbſt zu ſein“, zu gelangen. Wer mit Kierkegaards Gedanken angefangen, muß weiterdringen und ſeinem tiefen, verinnerlichten Geiſt nachfolgen, wenn ihn auch Kierkegaards ſchwere, weitſchweifende Sprache

[1]) Kierkegaard: „Religion der Tat.“ Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

mühſam und geduldfordernd führt. Und da ſteht hinter ſeinem Wort ſein Leben, als ein untrennbar Vereintes: der alt geborene Knabe, früh wiſſend und wenig genießend, — das Bild des Gekreuzigten vor Augen, — in demütiger Bewunderung für den Vater; — der genießeriſche Jüngling, der ſich mit Regine Olſen verlobt und im Zwang göttlicher Berufung die Verlobung wieder löſt; — der reife Mann und Schriftſteller in außerordentlicher Begabung (der verliebt iſt ins Produzieren); — Ironiker, Pſychologe in raffinierter Geiſtigkeit, in ſchwermütiger Skepſis; der zähe Streiter im Bewußtſein ſeiner Einſamkeits- und Einzelnen-Stellung, und ſeiner ungeheuren Aufgabe und Verantwortung: ein Ritter des Glaubens, und deshalb für ſeine Zeit ein zu tiefſt Leidender und Geopferter zu ſein. —

— — — — — — — — — —

Wer in unſerer Zeit noch den Mut hat, ſich mit dem „Einzelnen", dem „wahren Außerordentlichen", aus der Menge und Maſſe gelöſten, bewußt-ſubjektiven Zeugen („Subjektivität iſt Wahrheit, Subjektivität iſt Wirklichkeit") des Chriſtentums abzugeben, der wende ſich an den Dänen Sören Kierkegaard, dem vielleicht ſtärkſten nordiſchen Geiſt, der aus dem Proteſtantismus kommt, — und an den im letzten Weltkrieg gefallenen Franzoſen und gläubigen Katholiken Charles Péguy, „soldat de la vérité". — *Alice Suſanne Albrecht.*

Zu Aktualitäten.

I.

Einige alte Worte zur Flüchtlingsfrage.

1.

Einen Fremdling ſollſt du nicht bedrücken, noch gewalttätig behandeln, denn ihr ſeid auch Fremdlinge geweſen in Aegypten.
2. Moſis 22, 20.

Einen Fremdling ſollſt du nicht hart behandeln; denn ihr wißt ja, wie es den Fremden zumute iſt, weil ihr ſelbſt Fremdlinge geweſen ſeid in Aegypten. 2. Moſis 23, 9.

Wenn ſich ein Fremder bei dir aufhält in deinem Lande, ſo ſollt ihr ihn nicht bedrücken. *Wie ein Einheimiſcher* aus eurer Mitte ſoll auch der Fremde gelten, der ſich bei euch aufhällt; denn ihr ſeid auch Fremdlinge geweſen in Aegypten. Ich bin der Herr, euer Gott.
5. Moſis 20, 33—34.

Einerlei Recht ſoll unter euch gelten, für den Fremden wie für den Einheimiſchen; denn ich bin der Herr, euer Gott. 3. Moſis 24, 22.

Wie ein Einheimiſcher aus eurer Mitte ſoll euch der Fremde gelten, der ſich bei euch aufhält, und *du ſollſt ihn lieben wie dich ſelbſt;* denn ihr ſeid auch Fremdlinge geweſen in Aegypten. Ich bin der Herr, euer Gott. 3. Moſis 19, 34.

2.

Die Stadt wird bald die Menge der Zuſtrömenden nicht mehr faſſen. Aber eher — darauf baue ich — wird man den Mauerring erweitern, als Kinder Gottes ausſchließen. Calvin.

II.

Von Menſchlichkeit und Staatsraiſon.

Zwei alte Kapitel.

Da verſammelten die Hohenprieſter und die Phariſäer einen Rath und ſprachen: Was thun wir? Dieſer Menſch thut viele Zeichen. Laſſen wir ihn alſo, ſo werden ſie Alle an ihn glauben. So kommen dann die Römer und nehmen uns Land und Leute. Einer aber unter ihnen, Caiphas, der desſelbigen Jahres Hoheprieſter war, ſprach zu ihnen: Ihr wiſſet nichts, bedenket auch nichts; es iſt uns beſſer, Ein Menſch ſterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Von dem Tage an rathſchlagten ſie, wie ſie ihn tödteten .....

Da führten ſie Jeſus von Caiphas vor das Richthaus. Und es war früh. Da ging Pilatus zu ihnen heraus, und ſprach: Was bringet ihr für Klage wider dieſen Menſchen? Sie antworteten, und ſprachen zu ihm: Wäre dieſer nicht ein Uebelthäter, wir hätten dir ihn nicht überantwortet. Da ſprach Pilatus zu ihnen: So nehmet ihr ihn hin, und richtet ihn nach eurem Geſetz. Da ſprachen die Juden zu ihm: Wir dürfen Niemand tödten. Da ging Pilatus wieder hinein in das Richthaus, und rief Jeſus, und ſprach zu ihm: Biſt du der Juden König? Jeſus antwortete: Redeſt du das von dir ſelbſt? Oder haben es dir Andere von mir geſagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenprieſter haben dich mir überantwortet; was haſt du gethan? Jeſus antwortete: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun iſt mein Reich nicht von dannen. Da ſprach Pilatus zu ihm: So biſt du dennoch ein König? Jeſus antwortete: Du ſagſt es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren, und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen ſoll. Wer aus der Wahrheit iſt, der höret

meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was iſt Wahrheit? Und da er das geſagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und ſpricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm. Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich euch Einen auf Oſtern los gebe; wollt ihr nun, daß ich euch der Juden König los gebe? Da ſchrieen ſie wieder alleſammt, und ſprachen: Nicht dieſen, ſondern Barabbas. Barabbas aber war ein Mörder. Da nahm Pilatus Jeſus und geißelte ihn. Und die Kriegsknechte flochten eine Krone von Dornen, und ſetzten ſie auf ſein Haupt und legten ihm ein Purpurkleid an und ſprachen: Sei gegrüßet, König der Juden! Und gaben ihm Backenſtreiche. Da ging Pilatus wieder heraus, und ſprach zu ihnen: Sehet, ich führe ihn heraus zu euch, daß ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde. Alſo ging Jeſus heraus, und trug eine Dornenkrone und ein Purpurkleid. Und er ſpricht zu ihnen: Sehet, welch ein Menſch! Da ihn die Hohenprieſter und die Diener ſahen, ſchrieen ſie, und ſprachen: Kreuzige, kreuzige. Pilatus ſpricht zu ihnen: Nehmet ihr ihn hin und kreuziget ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm. Die Juden antworteten ihm: Wir haben ein Geſetz, und nach dem Geſetz ſoll er ſterben; denn er hat ſich ſelbſt zu Gottes Sohne gemacht. Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er ſich noch mehr; und ging wieder hinein in das Richthaus, und ſpricht zu Jeſus: Von wannen biſt du? Aber Jeſus gab ihm keine Antwort. Da ſprach Pilatus zu ihm: Redeſt du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich los zu geben? Jeſus antwortete: Du hätteſt keine Macht über mich, wenn ſie dir nicht wäre von oben herab gegeben; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat die größere Sünde. Von dem an trachtete Pilatus, wie er ihn los ließe. Die Juden aber ſchrieen, und ſprachen: Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht; denn wer ſich zum König macht, der iſt wider den Kaiſer. Da Pilatus das Wort hörte, führte er Jeſus heraus, und ſetzte ſich auf den Richtſtuhl, an der Stätte, die da heißt Hochpflaſter, auf Ebräiſch aber Gabbatha. Es war aber der Rüſttag auf Oſtern, um die ſechſte Stunde. Und er ſpricht zu den Juden: Sehet das iſt euer König. Sie ſchrieen aber: Weg, weg mit dem, kreuzige ihn. Spricht Pilatus zu ihnen: Soll ich euren König kreuzigen? Die Hohenprieſter antworteten: Wir haben keinen König, denn den Kaiſer. Da überantwortete er ihn, daß er gekreuziget würde. Sie nahmen aber Jeſus, und führten ihn hin. (Joh. 11, 47—50 und Joh. 18—19, 16.)

III.

Ein altes Wort zur Todesſtrafe.

Wer Blut vergießt, dem rechnet es Gott ſo an, als hätte er das Bild Gottes verringert. Rabbi Akiba.

Einer von Unzähligen.[1]

15. Mai 1942.

Meine lieben Eltern!

Hier bin ich in der 10. Zelle, Nr.... Es wird meine letzte sein, und ich werde bloß eine Nacht darin verbringen; denn morgen ½8 Uhr werde ich erschossen werden. Ich habe, ohne zu Zucken, gleich wie meine Kameraden, vernommen, daß unser Gnadengesuch verworfen sei. Ich habe das schon seit einiger Zeit erwartet, und neun hier verbrachte Monate haben mich gründlich vorbereitet. Ich bin froh, daß Ihr Euern Mut während dieser langen Zeit aufrecht erhalten habt, und Dank allen denen, welche geholfen haben.

Wenn Ihr diese Zeilen leset, werdet Ihr von meinem Tode vernommen haben. Ich wünschte, Euch helfen zu können, leichter zu tragen, was für Euch eine bittere Prüfung ist, daß ich Euch trösten könnte und Euch helfen, dem Leben zu begegnen, das für Euch weitergehen muß. Es ist Gottes Wille... aber ich weiß nicht gerade, was ich Euch sagen soll. Glaubt mir, daß ich nicht leide. Dank Euch war mein Leben ein volles und glückliches. Ich habe in meinen sechsundzwanzig Jahren mehr gelacht als manch andere getan haben, welche dreimal so lange gelebt haben. Ich habe für mein Land gelebt und beklage nichts, außer daß ich Eure zärtliche Liebe und Eure Gegenwart vermisse.

Für mich wird der Vollzug des Urteils nicht sehr hart sein. Nach einer kurzen Weile, um Mitternacht, werde ich der Messe beiwohnen und das Sakrament genießen. Schon ein paar Stunden später werde ich dieses Leben verlassen und wieder mit meiner kleinen Schwester Georgette vereinigt sein, mit der zusammen ich dann viel besser imstand sein werde, Euch zu lieben und zu beschützen, als ich es in diesem Leben gekonnt hätte.

Ich bitte Dich, Mutter, die ich so sehr geliebt und auf die ich wie auf eine Heilige geblickt habe, mir die Kümmernisse und Schmerzen zu verzeihen, die ich Dir verursacht habe. Dein Glaube wird Dich tragen und Du wirst die Liebe, die Du für mich gehegt, auf die Nichten und meine teuersten Freunde übertragen, und Dich, Vater, den ich immer so tief verehrt habe, bitte ich, das, was mir geschieht, als ein Mann zu tragen. Während meines Lebens habe ich Dir sicher nicht immer die Befriedigung bereiten können, auf die Du ein großes Anrecht hättest; aber ich denke, daß Du nun auf mich stolz sein darfst.

Ich sage Euch lebewohl, teure Eltern, und umfange Euch zum letzten Mal mit meinem ganzen Herzen. Weinet nicht, wir sollen eines Tages wieder zusammenkommen. Euer Sohn X.

[1]) Dieser der „Times" entnommene Brief ist von einem sechsundzwanzigjährigen Belgier am Abend vor seiner Erschießung (wegen „Hochverrat", das heißt Einstehen für sein Land) an seine Eltern geschrieben worden.

Von Schriften.

Ich darf vielleicht noch einmal auf meine Schrift: *„Israel, Judentum, Chriſtentum“* hinweiſen. Längſt geplant, vor faſt einem Jahre abgefaßt, iſt ſie nun erſchienen und darf wohl auf große Aktualität Anſpruch machen. Zum Unterſchied von meiner größeren früheren Schrift „Judentum und Chriſtentum — ein Wort zur Verſtändigung“ geht ſie mehr auf die im weiteren Sinne des Wortes theologiſchen Einheits- und Differenzpunkte zwiſchen Judentum und Chriſtentum ein. Sie wird vor allem auch eine Behandlung der großen *Kriſis des Chriſtentums*, oder anders geſagt, eine Proklamation deſſen, was ich etwa die „Revolution Chriſti“ nenne, und bildet damit eine wichtige Ergänzung meines Buches über die Botſchaft vom Reiche Gottes. Die kleine Schrift liegt mir ſehr am Herzen, und ich hoffe, daß ich, trotzdem ſie, ohne wiſſenſchaftlichen und gelehrten Stil zu haben, doch nicht volkstümlich im engeren Sinne iſt, dennoch ihren Weg finden und ihren Zweck erfüllen werde. Sie dürfte wohl beſonders als Grundlage für ein freundſchaftliches Glaubensgeſpräch zwiſchen Juden und Chriſten dienen.

Die Schrift iſt von der Religiös-ſozialen Vereinigung herausgegeben und von der *Pazifiſtiſchen Bücherſtube*, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4, zu beziehen, zum Preis von 80 Rappen.

Ich teile auch mit, daß die Schrift: *„Das Glaubensbekenntnis.* Zur Bekenntnisfrage. Mit einer Erklärung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes“, mit einer leichten Bearbeitung, die wohl eine Verbeſſerung bedeutet, nun erſchienen und zum Preis von 50 Rappen von der Pazifiſtiſchen Bücherſtube zu beziehen iſt.

Beide Schriften gehören in einem beſtimmten Sinne zuſammen.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wie mir bekannt geworden iſt, haben die nichtzürcheriſchen Leſer das letzte Heft, das ausdrücklich als *Bettagsheft* gedacht war, erſt *nach* dem Bettag erhalten. Das tut mir außerordentlich leid. Es iſt aber nicht *meine* Schuld, ſondern die der *Spedition.* Ich ſelbſt habe meine Beiträge rechtzeitig geliefert. Es wird nach Möglichkeit dafür geſorgt werden, daß dergleichen nicht wieder geſchieht.

Edmond Privat hat in der „Sentinelle“ *Gandhi* gegen meinen Aufſatz „Ueber das Problem Gandhi“ verteidigt. Ich werde im nächſten Hefte darauf antworten.

Geſchäftliche Mitteilung.

Wir werden uns erlauben, denjenigen Leſern, welche noch keinen Beitrag pro 1942 bezahlt haben, nach dem 20. Oktober a. c. eine Nachnahme zuzuſtellen und bitten jetzt ſchon um gefällige Einlöſung.

Gleichzeitig bitten wir die Mitglieder der *Vereinigung der Freunde der „Neuen Wege“*, ihren ausſtehenden Jahresbeitrag auf das Poſtcheckkonto VIII 8608 zu entrichten.

ARBEIT UND BILDUNG

Gartenhofſtraße 7, Zürich 4.

Programm für den Winter 1942/43

1. Hälfte.

I. Die Briefe des Paulus an die Korinther.

Jeden Samstag, um 19.30 Uhr. (Mit Ausſprache.)
Beginn: 24. Oktober 1942.
Leiter: *Leonhard Ragaz.*

Die Briefe des Apoſtels Paulus an die Korinther ſind von der höchſten Aktualität. Ihre Themen ſind weitgehend die unſerer Zeit. Eine freie Ausſprache erlaubt die Ausdehnung des Rahmens auf die Probleme, welche die Teilnehmer beſonders auf dem Herzen tragen.

II. Die Geſtaltung der neuen Völkerwelt.

Kurs in 6 Abenden, jeweilen *Montag*, um 19.30 Uhr.

2. November: *Die Herbeiführung des Friedens.*
Referent: *Dr. Hugo Kramer.*

9. November: *Die neue ſoziale und wirtſchaftliche Geſtalt der Völkerwelt.*
Referent: *Nationalrat Dr. Max Weber.*

16. November: *Die neue politiſche Geſtalt der Völkerwelt.*
Referent: *Pfarrer Max Gerber.*

23. November: *Die neue Friedensbewegung.*
Referent: *Dr. Leonhard Ragaz.*

30. November: *Das Judenproblem.*
Referent: *Pfarrer Arthur Rich.*

7. Dezember: *Die neue geiſtige Kultur.*
Referent: *Pfarrer Paul Trautvetter.*

Immer ſtärker richtet ſich das Fragen lebendiger Geiſter auf die Welt, die nach der großen Kataſtrophe und zum Teil aus ihr entſtehen werde und ſolle. Die Pflicht der Vorbereitung auf die kommenden Dinge iſt ſo dringend als möglich, ganz unabhängig davon, wie lange der Krieg noch dauern wird. Es gilt, für alle Möglichkeiten gerüſtet zu ſein. Der angezeigte Kurs will verſuchen, durch Referate und Ausſprachen dieſer ernſten Aufgabe ſo gut als möglich gerecht zu werden.

III. Der Monatsabend.

Jeden *erſten Mittwoch* des Monats findet von 19.30—21.30 Uhr an Hand eines Referates eine Beſprechung der Weltlage und der ſchweizeriſchen Lage ſtatt.

IV. Muſikaliſche, literariſche und andere Feiern

werden jeweilen beſonders angezeigt.

Für Kurs II wird ein Kursgeld von Fr. 5.— erhoben; der Eintritt für den einzelnen Abend beträgt Fr. 1.—. Kursgeld und Eintrittsgeld werden denjenigen, die es nicht gut zahlen können, gerne erlaſſen. Die übrigen Veranſtaltungen ſind frei, doch werden freiwillige Beiträge an die Koſten gerne entgegengenommen. Die Anläſſe finden im Heim von „Arbeit und Bildung", Gartenhofſtraße 7, Zürich 4, ſtatt.

Jedermann iſt herzlich willkommen. *Die Kommiſſion.*

742

INHALT

Chor der Toten / Conrad Ferdinand Meyer
Die Toten und wir / Leonhard Ragaz
Prophetiſche Diagnoſe der Zeit / H.-H.
Das Unſer-Vater III / Leonhard Ragaz
Das Wächteramt der Kirche / Max Wolff
Die Zürcher Kirchenſynode in der Prüfung. 1. Die Frage Gottes. 2. Die Reden von Trautvetter und Brunner. 3. Die Synode. 4. Erklärung
Ein Bericht (die religiös-ſoziale Jahresverſammlung und der Ferienkurs in Hütten) / Leonhard Ragaz
Nochmals Gandhi / Leonhard Ragaz
Redaktionelle Bemerkungen
Worte
Inhaltsverzeichnis

Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten ſind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr ſchwinget die Sichel und ſchneidet die Saaten.
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauſchenden Bronnen,
Und all unſer Lieben und Haſſen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in ſterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdiſche Wandel gebunden,
Und unſere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im ſtrahlenden Lichte.
Wir ſuchen noch immer die menſchlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unſer ſind viele!

Conrad Ferdinand Meyer.

Die Toten und wir.[1]

Gott iſt nicht ein Gott der Toten, ſondern der Lebendigen; denn ihm leben ſie Alle.
Lukas 20, 38.

I.

Die Katholiſche Kirche feiert am Ende des Kirchenjahres, im Spätherbſt, wenn die Blätter fallen, das Allerſeelen- und Allerheiligenfeſt, zum Gedächtnis der Toten, beſſer geſagt: um die Verbindung der Lebenden mit den Toten durch einen Kultus zu betonen. Es iſt ein großes, ernſtes und ſtimmungsvolles Feſt — aber ein *Feſt*.

Unſer moderner ſchweizeriſcher Proteſtantismus hat ausgerechnet an dieſe Stelle des Natur-Jahres und des Kirchen-Jahres — das Reformationsfeſt geſetzt, ſtatt es dorthin zu verlegen, wohin es auf jede Art gehört: auf die Zeit bald nach Pfingſten. Er hat dies getan, weil Luther am Vorabend des Allerheiligenfeſtes ſeine Theſen an die Türe der Schloßkirche von Wittenberg geſchlagen hat, und hat auch damit der Hiſtoriſierung der Reformation und der Lutheriſierung der ſchweizeriſchen, die doch den Sinn der Reformation vereinſeitigen und verfälſchen, Ausdruck verliehen. Nur Pfarrer Albert Bitzius, der große Sohn des großen Jeremias Gotthelf, hat regelmäßig am Ende des Kirchenjahres ſeine mächtigen Totenpredigten gehalten, auch darin, wie in vielem andern, ein Pionier der Wahrheit.

Denn wir Proteſtanten denken zu wenig an die Toten — an unſere Toten. Und das iſt ein großer Mangel. Es ſcheint freilich auf den erſten Blick gar nicht richtig zu ſein, daß wir zu wenig an die Toten denken. Wir denken ja ſcheinbar eher zu viel an ſie. Wir denken an ſie in Trauer und Heimweh, in Not und Klage, als um Verlorene, von uns völlig und ewig Geſchiedene. Wir weinen um ſie, wir feiern ſie durch Grabmäler und andere Formen des Andenkens, wir tragen, in ſchwächlicher Nachahmung des katholiſchen Allerſeelenfeſtes, Kränze auf ihr Grab. Wir geraten in den *Bann* der Toten und des Todes. Wir denken zu wenig und zu viel an die Toten. Wir denken zu viel an ſie als an Tote, und wir denken zu wenig an ſie als an Lebende. Es laſtet für uns eine zu breite Kluft zwiſchen dem Diesſeits und dem Jenſeits. Das rächt ſich auf mannigfache Weiſe. Es rächt ſich durch einen ſentimentalen Totenkultus. Es rächt ſich durch den Drang, auf *falſche* Weiſe die Kluft zwiſchen dem Diesſeits und dem Jenſeits aufzuheben und die Verbindung mit den Toten herzuſtellen, etwa durch das Mittel des Spiritismus oder eines mit dem Aberglauben verwandten Geiſterglaubens anderer Art. Es rächt ſich durch einen bloßen Unſterblichkeitsglauben, der ebenfalls leicht zu Sentimentalität entartet. Es rächt ſich vor allem dadurch, daß wir in jenen *Bann* der Toten und des Todes geraten, von dem wir geredet haben.

[1]) Vgl. dazu die „Redaktionellen Bemerkungen".

II.

Wir ſollten mehr an die Toten als an Lebende denken. Freilich dies nun nicht auf irgend eine mythologiſche Weiſe, ſondern im Sinne des großen Wortes: „Gott iſt nicht ein Gott der Toten, ſondern der Lebendigen; *denn Ihm leben ſie alle.*“ Wir ſollten an ſie denken als an ſolche, die in Gott leben, dem Lebendigen, vor dem es keinen Tod gibt; wir ſollten an ſie denken als an ſolche, die aus ihm Leben haben; wir ſollten an ſie denken, wie wir an Gott denken, den Lebendigen, und indem wir an Gott denken. Dann würden ſie uns Lebendige ſtatt Tote ſein. Dann ſähen wir ſie im Licht. Dann ſpürten wir getröſtet und gehoben ihre *Gegenwart.*

Denn es walten auch hier beſtimmte Geſetze. Wir *vergeſſen,* an was wir nicht *denken.* Auch Gott vergeſſen wir, wenn wir nicht an ihn denken. Wir vergeſſen alles, woran wir nicht ſtets wieder denken. Was wir aber vergeſſen haben, das iſt für uns tot. So werden die Toten erſt Tote, weil wir ſie vergeſſen. Dagegen hilft weder das Trauern und Klagen, noch irgendein ſentimentaler Gräberkultus oder Unſterblichkeitsglaube und hülfe erſt recht kein Spiritismus oder ſonſtiger Okkultismus. Wir geraten damit, wie geſagt, nur tiefer in den Bann der Toten und des Todes, der alles verſchlingt. Und wenn wir geſagt haben, daß das Vergeſſenſein von ſelbſt zum Tode wird, ſo iſt es auch umgekehrt ſo, daß der Tod von ſelbſt zum Vergeſſenſein wird. Nur wenn wir die Toten als Lebende mit dem lebendigen Gott verbinden, bleiben ſie lebend und unvergeſſen.

Dazu gehört freilich noch ein Anderes: Wir müſſen die Verbindung mit den Toten als Lebenden feſthalten, weil wir mit den Lebenden, die geſtorben ſind, *nicht fertig ſind und nicht fertig ſein dürfen.* Wir haben ja, als ſie die Augen ſchloſſen, in tiefer, oft in ſchrecklicher, nur ſelten in friedevoller Erſchütterung geſpürt, daß wir mit ihnen nicht fertig ſeien. Wieviel hätten wir noch zu danken, wieviel vor allem zu bereuen, wie unendlich viel nachzuholen. Wie viel Klarheit haben wir gewonnen, wie viel Liebe iſt im Herzen erwacht. Und dies alles ſollte nun ſozuſagen vergeblich, dies alles ſollte einfach zu ſpät ſein? Dies alles ſollte bloß diesſeits der großen Kluft bleiben? Das iſt doch unmöglich. Das wäre gegen alle ſittlichen Grundordnungen der Welt Gottes. Es muß irgendwie in unſerer Beziehung zu den Toten als Lebenden eine *Fortſetzung* der Verbindung ſchon jetzt geben, nicht erſt, wenn auch wir ins Jenſeits gelangen; es muß, auch in dieſem Sinne, eine Kontinuität, eine Dauer, eine Treue walten. Es darf kein bloßes Abreißen geben. Es muß zwar in beſtimmtem Sinne eine *Unterbrechung* geben, eine Unterbrechung zur *Beſinnung,* zur Vorbereitung neuer und höherer Verbindung. Das gehört ja zum Sinn des Todes. Aber es darf keinen bloßen *Bruch* geben. Darum müſſen wir an die Toten *denken* — denken im intenſiven Sinne des Wortes. An ſie denken als an Leben-

dige. An ſie denken in Dankbarkeit und in Reue. An ſie denken durch Gutmachen, Gutmachen an ihnen, das will heißen: an ihrem Werk und Gedächtnis, Gutmachen, durch das Mittel der Stellvertretung, an andern. Und dadurch wieder kommen wir ihnen näher. Dadurch wieder werden ſie aus Toten Lebendige. Damit reichen ſie uns aus ihrer Verklärung die Hand und ziehen ſie uns ſelbſt in die Verklärung hinein, näher zu ſich und damit näher zu Gott, näher zu Gott und damit näher zu ſich. Auf *alle* Fälle; was auch trennend zwiſchen ihnen und uns oder zwiſchen ihnen und Gott ſtand — und ſteht. Denn „ihm leben ſie alle" — Alle! Sie leben in ſeinem Leben, leben in ſeiner *Gnade!* Auch im *Gericht,* ja *durch* das Gericht!

Dürfen wir hier noch einen andern Gedanken ausſprechen? Sollten nicht auch die Toten ſelbſt nach uns verlangen wie wir nach ihnen? Sollte für ſie die Beziehung abgebrochen ſein? Kann ſie das ſein? Darf ſie das ſein? Auch das iſt ſittlich unmöglich. Auch ſie ſind ja gewiß mit uns nicht *fertig,* auf keine Weiſe. Auch ſie bleiben durch Liebe und Schuld, wenigſtens in ihrem Bewußtſein, mit uns verbunden, oder wenn es gar die Dankbarkeit wäre! Sie ſind gewiß nicht mit uns fertig. Sollten ſie dann aber nicht ſich nach unſerem Gedenken ſehnen? Sollen wir ſie ungehört laſſen? Sollen wir ſie *einſam* laſſen? Iſt das, was Selma Lagerlöf in einer ihrer „Chriſtuslegenden" von der „alten Agnete" erzählt, die droben in der verlaſſenen Alphütte am Rande des Gletſchers für die Toten ein Feuer unterhält, daran ſie ſich wärmen können, nicht einem ſtarken Gefühl und Bedürfnis des Herzens entſprungen, ja mehr als das: einer ſittlichen Grundordnung? Ja, dürfen wir nicht noch kühner ſein und die Frage ſtellen: Können wir ihnen nicht auch *helfen,* wie ſie uns? Und hat es nicht einen Sinn, wenn wir für ſie *beten?* Ich meine, es habe einen guten Sinn. Ich meine, es ſei ſo notwendig, wie daß wir für die hier mit uns Lebenden beten. Können wir überhaupt an irgend jemand *recht* denken, ohne für ihn zu beten? Und kommt man nicht durch das Gebet für ihn dem Menſchen am nächſten? So werden auch die Toten durch das Gebet für ſie uns recht nahe, ſehr nahe. Wir ſpüren dann ja wohl auch, daß ſie ihrerſeits für uns beten und uns darin ſehr nahe ſind. Ich meine, das Wort des Apoſtoliſchen Bekenntniſſes von der „Gemeinſchaft der Heiligen" ſei ein Wort, deſſen Bedeutung wir nicht vernachläſſigen können, ohne gewaltig viel zu verlieren.

Wir dürfen oder müſſen vielleicht in dieſem Zuſammenhang noch von einer beſonderen Gattung „unſerer" Toten reden. Gehören zu ihnen nicht auch alle die, welche einſt in unſerem Leben eine Rolle geſpielt haben, nun aber aus demſelben geſchieden ſind, aber nicht durch den phyſiſchen, ſondern durch einen geiſtigen Tod: durch Entfremdung, Zwietracht, Untreue, Sünde und Schuld? Sind ſie für uns nicht Tote, ja in ſchlimmerem Sinne Tote als die durch das phyſiſche Scheiden von uns Getrennten? Sollen wir auch an ſie denken — denken in jenem

beſonderen, intenſiven Sinne, wie wir es in dieſem Zuſammenhang verſtehen?

Ich meine, es ſei deutlich, daß wir es ſollen. Ich meine, das ſei abermals eine ſittliche Notwendigkeit. Die Verbindung darf auch hier nicht einfach abreißen. Sie darf ja nicht einmal beim Feinde aufhören, ja bei dieſem erſt recht nicht. Auch mit ihnen ſind wir nicht fertig, und ſie nicht mit uns. Die Auseinanderſetzung geht weiter. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten in Dankbarkeit für das, was ſie uns einſt geweſen ſind, da wo ſolche Dankbarkeit möglich iſt. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten in der vielleicht gerade durch die Trennung verſchärfte Erkenntnis des Guten und Schönen an ihnen. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten in Schmerz über die Trennung, die geſchehen iſt. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten in der Einſicht in unſerem Anteil an der Schuld daran. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten im Bewußtſein unſerer nicht aufgehobenen Verantwortung für ſie. Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten im Glauben an das Wort: „Il n'y a, selon l'Evangile, rien d'irréparable." (Es gibt nach dem Evangelium nichts, das nicht gutgemacht werden könnte.) Wir ſollen an ſie denken und ſie feſthalten in dem Glauben an die Wiederbringung aller Dinge. Und wieder darf, ja ſoll unſer Denken zum Beten werden. Wieder *helfen* wir ihnen und, wer weiß, vielleicht helfen dann auch ſie uns. Wieder kann es ſein, daß auch ſie nach uns verlangen. Jedenfalls werden wir erſt ſo mit ihnen, in einem tiefen und großen Sinne, fertig — und vielleicht ſie mit uns. So erſt werden wir vor dem Banne *dieſes* Todes und *dieſer* Art von unſeren Toten erlöſt. Erſt ſo vollendet ſich die Gemeinſchaft der Heiligen. Und auch das iſt eine gewaltige Kraft — es iſt eine Kraft der Auferſtehung und des Sieges.

III.

Wir kehren mit dieſem Wort von der „Gemeinſchaft der Heiligen" wieder zu dem katholiſchen Totenfeſt zurück, das mit Allerſeelen Allerheiligen verbindet.

Es entſteht ja zunächſt die Frage, ob wir Proteſtanten denn der Toten auf die Weiſe der Katholiken gedenken, vielleicht gar irgendwie ihr Feſt bei uns einführen ſollten?

Ich antworte: Ein ſolches Feſt unter unſern andern Kirchenfeſten empfähle ſich vielleicht. Es wäre eine Ergänzung zu Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten.

Aber nur unter einer Bedingung, die es vor einer ſonſt zu befürchtenden Ausartung bewahrte und die überhaupt von unſerer ganzen Verbindung mit den Toten gilt. Das katholiſche Totenfeſt iſt gemäß der Grundart des katholiſchen Denkens, das in abgeblaßter Form auch das traditionelle proteſtantiſche iſt, ganz auf das *Jenſeits* hin orientiert. Die Richtung geht bei ihm vom Diesſeits zum Jenſeits. Für uns aber, die wir an das Reich Gottes glauben, *das zu uns kommen ſoll*, das auf

die *Erde* kommen ſoll, geht die Richtung umgekehrt vom Jenſeits zum Diesſeits. Dadurch muß auch unſere ganze Verbindung mit den Toten beſtimmt ſein. Wir wiſſen ſie in der Verbindung mit dem Gott, der als der Lebendige ſein Reich auch im Diesſeits aufrichten will. Wir ſehen ſie darum in ſeinem *Reiche*. Wir fühlen uns darum mit ihnen verbunden durch das *Reich*. Wir trachten mit ihnen nach dem *Reiche*. Wir kämpfen mit ihnen um das *Reich*. Und ſie trachten mit uns nach dem Reiche. Sie kämpfen mit uns um das Reich. Sie *helfen* uns; wir dürfen das wohl manchmal ſpüren. Wir ſind in unſerem Kampf nicht allein, oder bloß auf die Mitlebenden angewieſen. Wir ſind umgeben von einer „Wolke von Zeugen", wie der Hebräerbrief (12, 1) ſich ausdrückt. Aber nicht einer Wolke von *müßigen* Zeugen, von bloßen Zuſchauern, ſondern von *Helfern* und *Mitkämpfern*. Wie nahe treten wir den Toten auch damit! Auch das iſt eine Wahrheit, die wir nur zum größten Schaden der Sache Gottes und unſeres Kampfes vernachläſſigen können. Und auch ſie iſt eine ſittliche Notwendigkeit. Im Reiche Gottes muß es auch *dieſe* Verbindung von Diesſeits und Jenſeits, Jenſeits und Diesſeits geben. Denn das Reich Gottes iſt doch nur Eins. Es kann darum nicht ein abſolutes Getrenntſein der beiden Heere des Reiches geben, ſo wenig es darum bloß ein Stadium des bloßen Kampfes auf der einen und der bloßen Ruhe auf der andern Seite der Kluft geben kann. Es gibt eine Gemeinſchaft der Heiligen, eine Kampfgemeinſchaft. Wahrer und umfaſſender als er ſelbſt wohl dachte, iſt das, was der Dichter die Toten ſagen läßt:

„Wir ſuchen noch immer die menſchlichen Ziele;
Darum ehret und opfert; denn unſer ſind viele."

Sie ſind aber auch nach des Dichters Glauben *lebendig*. Darum dürfen wir, einſam, verlaſſen, ohnmächtig, wiſſen, daß wir umgeben ſind von Vielen — daß auch wir Viele ſind. Welch ein Troſt! Welch eine Kraft! Vielleicht aber helfen auch wir ihnen. Denn ſollten ſie nicht Mitkämpfer, vor allem Verſtehende und Glaubende ſuchen? Und iſt dieſes Bewußtſein, Kämpfer in dem *ganzen* großen Heere des Reiches zu ſein, in dem hier und dem dort, auch in dieſem Sinne umgeben zu ſein von der „Wolke von Zeugen", nicht auch eine ſtarke Quelle der Kraft? Denn nicht nur daß wir Helfer *haben*, macht uns ſtark, ſondern faſt noch mehr, daß wir Helfer *ſind*.

Sie aber helfen uns, weil wir *ihren* Kampf kämpfen. Sie verlaſſen uns nicht.

Aber dieſe Wahrheit reicht noch weiter. Sie reicht zu allen Toten, die aus der *Geſchichte* her uns begegnen. Auch ſie ſind nicht Tote, ſondern Lebende. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß ſie durch ihre Worte und Taten, durch ihr ganzes Bild nachwirken, etwa wie ein ſchon lang erloſchener Stern noch mit ſeinen Strahlen zu uns kommt, ſondern als immer noch leuchtende Sterne, ja ſogar nur immer heller

leuchtende. Sie ſind nicht, wie die Toten bei Homer, bloß „Bilder der Ermatteten", ſondern ſind lebendig Starke, Stärkere als wir — heute und immer Lebendige. Denn im Reiche des lebendigen Gottes ſtirbt man nicht. Es geht noch über das hinaus, was der Dichter den Toten zuſpricht. „Gott ſpricht: ‚Ich *bin* [nicht ich war] der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs. Er iſt ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten." Auch dieſe „Toten" der Vergangenheit fahren fort, „die menſchlichen Ziele zu ſuchen" und für das lebendige Reich Gottes zu kämpfen.

Wir ſollen auch daran denken. Wir dürfen uns auch auf ſie verlaſſen. Sie helfen uns. Und vielleicht wollen ſie auch, daß wir uns mit ihnen verbunden fühlen. Und können wir nicht auch ihnen helfen — ſei's auch nur damit, daß wir ſie verſtehen? Oder wenn wir gar ihre Sache richtig weiterführen? Auch dieſe Wahrheit iſt ſittlich notwendig. Denn auch auf dieſer Linie darf die Verbindung nicht zerriſſen werden. Auch auf dieſer Linie darf es keinen Bruch geben. Auch auf dieſer Linie iſt nichts *fertig*. Und auch das iſt eine große *Kraft* im Reiche Gottes und für das Reich Gottes. Auch das iſt eine ſtarke Bürgſchaft des Sieges. Sollen wir ſie vernachläſſigen?

Aber die Linie geht noch weiter. Zu dieſer „Gemeinſchaft der Heiligen" gehören auch alle „Heiligen", die *heute* mit uns leben. Dieſe „Heiligen" ſind alle die, welche an das Reich glauben, auf das Reich warten, für das Reich arbeiten, für das Reich kämpfen, für das Reich leiden. Es iſt fundamental wichtig, daß wir auch an ſie denken und ſie an uns. Auch auf dieſer Linie muß *Gemeinſchaft* ſein. Und mehr als bloße Gemeinſchaft: *Gemeinde*. Auch ſie iſt eine Notwendigkeit. Denn das Reich Gottes iſt auch hierin eine Einheit. Wie könnten die, welche an es glauben und dafür leben, getrennt ſein? Sie müſſen einander ſuchen, müſſen füreinander eintreten. Auch das Bewußtſein *dieſer* Gemeinſchaft: welch ein Troſt, welch eine Kraft!

Dieſer ganzen Gemeinde, der der Toten dort, die lebendig ſind und der der Lebendigen hier, der der Gegenwart, die doch ſo eng mit der Vergangenheit zuſammenhängt, und der der Vergangenheit, die doch ſo ſehr Gegenwart iſt, gilt die Verheißung, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen ſollen. Sollten wir dieſe Verheißung überſehen?

IV.

Aber es iſt noch ein Wort von den Toten zu ſagen, ein Wort, das heute beſonders nötig iſt.

Wir leben ja in einer Zeit, wo der Gedanke an die Toten unſer Herz ganz beſonders bedrängt. Denn heute wird das Dichterwort *furchtbare* Wahrheit: die Toten werden unermeßliche Heere, auf der Erde, auf dem Meere — und nun ſogar in der Luft. Sie wurden hingerafft, hingeſchlachtet, zerriſſen, ertränkt, erſtickt, zu Zehntauſenden, Hunderttauſenden, Millionen. Wie ſollen wir das ertragen? Wie ſoll unſer Herz dieſen Triumph des Todes, dieſe Herrſchaft des Todes aushalten?

Es gibt darauf nur eine Antwort: Auch dieſe Toten gehören nicht endgültig dem Tode. Dieſe furchtbare Herrſchaft des Todes kann nicht das *letzte* Wort ſein. Dieſer ſchauderhafte Triumph des Todes muß einem gewaltigen Triumph des *Lebens* vorausgehen. Das Leben und die Auferſtehung, die das Reich Gottes bedeutet, rüſten ſich zu einem neuen Vorſtoß. Wir dürfen daran glauben. Denn der Gott, der da *iſt*, von dem wir wiſſen, von dem wir erfahren können, daß er iſt, er iſt nicht ein Gott der Toten, ſondern der Lebendigen; denn Ihm leben ſie Alle. Es iſt darum nicht Phantaſtik, wenn wir dieſe Hoffnung auf die große Auferſtehung hegen, die über dem Todesweſen dieſer Zeit aufſteigt. Wir trauen, wenn wir gerade dieſen Triumph des Todes als Vorboten eines neuen Durchbruchs des Lebens und Lebensglaubens betrachten, damit der „Kraft Gottes", von der die Sadduzäer nichts wiſſen und die doch das Gewiſſeſte des Gewiſſen iſt. Wir gehen, zu Ihm aufblickend, der uns in ſeinem Chriſtus vollends der Lebendige iſt, durch die Todeswehen dieſer Zeit einem entſprechenden Siege des Lebens entgegen.

Und ſo ſollen wir, meine ich, an die Toten denken. So werden ſie uns lebendig und nahe. Sehr nahe! Denn wir ſuchen und finden ſie in Gott — und wer iſt uns näher als er? Es ſchließt ſich die Kluft zwiſchen Jenſeits und Diesſeits, Diesſeits und Jenſeits. An die Stelle der Kluft tritt eine wunderbare, unendlich bedeutſame Verbindung. Wir ſuchen ſie, die Lebenden — mehr als wir, ſtärker als wir Lebenden, und finden ſie, ſie ſuchen uns und finden uns. Sie helfen uns und wir helfen ihnen. Die Verbindung zwiſchen ihnen und uns geht weiter. Sie vertieft ſich, klärt ſich, verklärt ſich. Je näher wir Gott kommen, deſto näher kommen wir ihnen, und je näher wir ihnen kommen, deſto näher kommen wir Gott.

Wir ſuchen ſie in ſeinem Reiche. Mit ihnen verbunden ſuchen wir das Reich und kämpfen wir für das Reich. Wie nahe bringt uns das! Sie helfen uns, als die Stärkeren, im Kampf um das Reich, aber auch wir, die Schwächeren, können ihnen Helfer ſein — es herrſcht im Reiche Gottes Gegenſeitigkeit. Wir ſchließen uns zuſammen mit den „Heiligen" (ſo hießen die erſten „Chriſten", die Glieder der erſten Gemeinde, die für das Reich ſich gegen die Welt verbanden, ſich gegen die Welt verſchworen und „heiligten"), die einſt waren und die heute ſind, zur großen Gemeinde des Reiches, dem der Sieg verheißen iſt.

Und das wäre der Sinn eines rechten „*Totenfeſtes*". Es wäre eigentlich ein Lebensfeſt — eine Fortſetzung und Vollendung von Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten, auch das Feſt der Wiederbringung, das heißt: Wiederherſtellung aller Dinge, das Feſt des Sieges über *allen* Tod. Es wäre ein Feſt, das den Bann des Todes nicht verſtärkte, ſondern löſte. Es wäre — o Wunder! — ein wirkliches *Feſt*. Denn *ſo* verſtanden kann das Denken an den Tod und die Toten wirklich ein Feſt ſein. Und welch ein Feſt!

Leonhard Ragaz.

Diagnoſe der chriſtlichen Kriſis.

I.

Prophetiſche Diagnoſe der Zeit.

Die erſte und wichtigſte Aufgabe des prophetiſchen Wortes iſt die, daß es ſeiner Zeit und Generation die unerbittliche ſichere Diagnoſe ſtellt.

Es beſteht ſtets, heute vielleicht mehr als je, die Gefahr, daß wir uns über die wahre Lage der Dinge täuſchen und täuſchen laſſen. Gerade auch, und vielleicht beſonders, für die ſogenannten gläubigen Kreiſe beſteht dieſe Gefahr. Gerade ſie, die ja von Haus aus unkritiſch ſind, ſehen gern mit gewiſſen Vorurteilen in die Welt. Sie haben ein beſtimmtes überkommenes, fertiges Schema für die Unterſcheidung von Gut und Bös. Sie ſind zwar nicht angeſteckt von jenem modernen humanitären Optimismus, der die Dämonie des Böſen in der Welt nicht ſehen will und nicht zu ſehen vermag, der an ein Prinzip des Böſen oder an die Exiſtenz eines Teufels überhaupt nicht mehr glaubt. Sie glauben noch an den Teufel, aber meiſt auf eine Art und Weiſe, die dem Teufel ſelbſt ſehr wohl gefällt. Ich meine da nicht den dogmatiſchen Glauben an die Hölle und an den Teufel als an das Prinzip des Böſen und deſſen Folgeerſcheinungen im allgemeinen. Dies ſteht hier nicht in Frage. Was aber leider oft zu konſtatieren iſt, das iſt die Tatſache, daß wir dieſen im allgemeinen geglaubten und gefürchteten Feind alles Guten und Gegner alles Göttlichen in ſeinen *zeitlich* beſtimmten, *konkreten* Wirkformen vielfach nicht als ſolchen erkennen.

Das kommt daher, daß wir den Teufel immer hinter dem gleichen Strauche ſuchen. Der Teufel ſitzt aber nicht immer hinter demſelben Strauch. Wer das glaubte, der würde geradezu das Weſen des Teufels verkennen und ihm damit den beſten Dienſt erweiſen. Der Teufel iſt unheimlich beweglich, ſchlau und vor allem — lügneriſch.

Es hieße doch den Teufel ſchlecht kennen, wenn man glaubte, er bleibe ſtets hinter den gleichen hiſtoriſchen Formationen, hinter denen er ſchon einmal erkannt wurde, oder er könne nicht auch unter harmloſen, ja ſogar guten und frommen Zeichen und Fahnen ſein Weſen treiben und ſeine Ziele verfolgen. Die konſervativen, einfachen und gutgläubigen Menſchen kann er ja nicht mit antichriſtlichen, revolutionären, ſondern nur mit chriſtlichen und frommen Sprüchen gewinnen. Dieſe ſind alſo nicht ſchon eine Gewähr dafür, daß eine Sache gut iſt. Es gilt daher zu erkennen, daß das Weſen des Teufels Lüge iſt. Er iſt der Lügner von Anbeginn und der Vater der Lüge. Nur darauf beruht ſeine Macht, ſeine Gefährlichkeit und ſein Erfolg. Er verſteht es immer und überall, im Lichtkleid des Guten, Starken und Schönen aufzutreten. Er iſt auch ein intelligenter Lügner. Er ſucht durch allerlei

Scheinmanöver die Aufmerkſamkeit von ſeinem wahren Schlupfwinkel, ſeiner wirklichen, gefährlichen Angriffsfront abzulenken.

Mir ſcheint dies nun auch das Gefährlichſte an der Situation der Gegenwart zu ſein. Wir ſehen vielfach nicht, wo der Feind ſteht. Mehr als je brauchen wir daher Licht, um den teufliſchen Schwindel zu durchſchauen. Licht, ganz rückſichtsloſes Licht. Darin allein unterſcheidet ſich das Chriſtentum vom Heidentum, daß es Licht iſt und allen Schwindel der Finſternis durchſchaut und entlarvt, daß es nicht auf ſchöne traditionelle Parolen und Schlagworte hereinfällt. Das Reich Gottes iſt Licht, während alle Finſternis, Dunkelheit, Täuſchung, Lüge das Kennzeichen der Teufelsherrſchaft iſt.

* * *

Was uns, und zwar dem gläubigen Kirchenvolk ſowohl, als auch den akademiſch Gebildeten im allgemeinen, fehlt, das iſt *eine unbeſtechliche, durchdringende Diagnoſe der Zeit,* das heißt die klare Kennzeichnung der Grundkrankheiten und Grundfehler der Zeit überhaupt. Es ſeien hier nur vier ſolcher Zeitkrankheiten kurz beleuchtet: die *Angſt vor der Objektivität,* die ſogenannte *Maſſenpſychoſe,* der religiöſe *Theorismus* und *Orthodoxismus,* ſowie der ſchuliſche *Intellektualismus.*

1. *Die Angſt vor der Objektivität.* Wir rühmen uns heute gern der Objektivität. Allein wahre Objektivität iſt in unſerer Zeit der politiſchen, weltanſchaulichen und konfeſſionellen Kämpfe mehr als je gefährdet. Es iſt der Kampf der einen Partei, der einen Weltanſchauungsgruppe mit der andern, der Wettbewerb um Autorität, Macht, Preſtige, der eine wirkliche Objektivität ganz beſonders ſtark ſtört und hindert. „Man fragt nicht mehr: iſt es wahr, gerecht, richtig, ſondern: hat es die Gegenpartei geſagt? Dann nämlich iſt es ſchon nicht mehr wahr, gerecht und richtig, und alle Geiſteskraft muß angewendet werden, um zu beweiſen, daß das Gegenteil die gute Sache iſt. Dies geſchieht ſelten ganz bewußt — weit öfter im tiefſten Unbewußtſein. Es iſt gleichſam die natürliche, unwillkürliche Folge der ‚Militariſierung' des ganzen geiſtigen Lebens der Gegenwart."

Zur Störung der Objektivität in dieſer Atmoſphäre des „geiſtigen Kriegszuſtandes" gehört auch die Angſt davor, daß eine beſtimmte Erkenntnis, wenn ſie offen ausgeſprochen wird, Waſſer auf die Mühlen der Gegenſeite leiten könnte. Darum gilt es als „taktiſch" richtiger, zu ſchweigen. Die Taktik beherrſcht alles, weil der „Kriegsgefahrzuſtand" da iſt, wo man dem Feinde keine Waffen liefern darf.

Wenn heute eine wenn auch noch ſo richtige und berechtigte Kritik an gewiſſen Mißſtänden der eigenen Volksgemeinſchaft, der eigenen politiſchen, konfeſſionellen oder weltanſchaulichen Partei geübt wird, da läuft man Gefahr, des Landesverrates, der Beſchmutzung des eigenen Neſtes angeklagt zu werden, weil dieſe Kritik den Gegnern zuſtatten

komme. Ob dieſe Kritik nicht vielleicht wahr ſei und ob ſolche Wahrheit nicht unentbehrlich für alle neuen Orientierungen des Volkes und des Einzelnen ſei und ob der Durchbruch ſolcher ehrlichen Selbſtkritik am Vergangenen nicht auch auf die Umwelt nur einen günſtigen Eindruck machen könne — dieſe Frage wird überhaupt nicht geſtellt.

Solche Art von taktiſcher Befürchtung entſpricht ſo ſehr dem allgemeinen Kriegszuſtand in der Welt, daß man ſie ſelbſt auf religiös-kirchlichem Gebiet findet. Nur nicht irgendein Recht auf der Gegenſeite oder eine Uebertreibung auf der eigenen Seite zugeben! Ueberhaupt, nur nichts zugeben, ſich keine Blöße geben! Das könnte ja die Aktionskraft lähmen und auf der andern Seite ein Triumphgeſchrei auslöſen! Nur keine ſo törichte und ſchädliche Selbſtkritik! Nur keine Selbſtanklage!; dieſe iſt höchſt unfair, es iſt die Handlungsweiſe eines Vogels, der das eigene Neſt beſchmutzt! Sie iſt auch ſehr unklug, weil dadurch nur Waſſer auf die Mühle des Gegners geleitet wird. Was aber unklug iſt, das iſt auch nicht chriſtlich, denn Klugheit iſt eine der chriſtlichen Kardinaltugenden. So wird argumentiert.

Seltſame Logik! Genau aus dem gleichen Grunde und, wie ich glaube, mit weit mehr Recht, möchte ich umgekehrt behaupten: Was chriſtlich iſt, kann auch nicht unklug ſein, ſondern iſt vielmehr das Klügſte, auch wenn es töricht ſcheinen ſollte. Das iſt nun aber in der Tat ſehr leicht der Fall. Es pflegt nämlich lang nicht alles, was die Menſchen „klug“ nennen, auch chriſtlich, das heißt klug im höheren Sinne zu ſein. Was weltlich klug iſt, das iſt in Wahrheit oft töricht, und was in der Welt als unklug bezeichnet wird (als Beſchmutzung des eigenen Neſtes, wie ſie ſagen), das iſt gerade höchſte Weisheit im Sinne Chriſti und der Bergpredigt. Die wahre chriſtliche Selbſtbehauptung handelt nach Grundſätzen, die vor der Welt als töricht gelten. „Suche nicht in erſter Linie deine Intereſſen, ſondern das Reich Gottes, das heißt die Wahrheit und Gerechtigkeit, dann wird dir auch das andere dazugegeben.“ „Wer ſein Leben um jeden Preis gewinnen will (ſelbſt durch Gewalt oder durch Unwahrheit), der wird es verlieren; wer es aber verliert und preisgibt um meinetwillen, das heißt um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen, der wird es gewinnen.“ [1])

Das ſind vielleicht ſchöne ideale Sprüche, mit denen wir in der rauhen Wirklichkeit nicht weiterkommen?

O nein. Dies ſind Wahrheiten von unmittelbarer größter praktiſcher Bedeutung. Die Materialiſten der Selbſtbehauptung (und das ſind oft ſelbſt die gläubigſten Chriſten!) ſehen nicht, daß in dieſem geheimnisvollen Leben auch die Selbſtbehauptung ein Geheimnis iſt. Der Menſch der Selbſtbehauptung iſt ein Menſch, der ſich für den einzigen Wirklichkeitskenner hält, die andern aber für Phantaſten; in Wahrheit iſt aber gerade er dem Leben völlig entfremdet. Er ſieht nicht,

[1]) Vgl. Matthäus 6, 33 und 16, 25.

daß ſein Beiſpiel die ganze Umwelt bewaffnet und verhärtet, bis ſie ihn eines Tages unter ſeinem eigenen Torweg erſchlägt. Selbſtſucht macht dumm — Liebe macht klug. Das gilt nicht nur für Einzelne, ſondern auch für Kollektive, für Staaten und Kirchen. „Wer ſein Leben gewinnen will, wird es verlieren."

Daß alſo ſolcher Geiſt der Taktik und des Preſtigeſchutzes, des Sich-ſelbſt-Behauptens um jeden Preis dem Geiſt des Evangeliums ſchnurſtracks entgegen iſt, ſcheint man dabei ganz zu überſehen. Solche Uebertretung eines evangeliſchen Grundgeſetzes im religiös-kirchlichen, konfeſſionellen Leben ſelbſt, kann aber nur die verhängnisvollſten Folgen haben. Daß es eine objektive Wahrheit und eine univerſelle Gerechtigkeit gibt, die es zu ſuchen und hochzuhalten gilt, und daß deren Urteile ſich nicht nach den Wohlgefühlen oder Mißgefühlen der vorhandenen Kampfgruppen und ihren vermeintlichen Intereſſen richten können und dürfen, das wird dabei ganz und gar vergeſſen, und es wird überſehen, daß wir doch ſchließlich in all unſerem Kampf gegen die Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft durchaus auf objektive univerſale Ideen angewieſen ſind, die Brücken ſchlagen und die abgeſprengte Teilwahrheit zur ganzen Wahrheit zurückrufen!

2. *Die Maſſenpſychoſe.* In unſerem Zeitalter hat ſich noch ein anderer Störungsfaktor des objektiven Denkens, der früher nicht die gleiche Bedeutung hatte, zu außerordentlicher Stärke entwickelt. Es iſt die Hemmung und Ablenkung des Denkens durch die ſogenannte Maſſenpſychoſe, die Hemmung und Ablenkung des Geiſtes durch eine gewiſſe Urteilserkrankung auf Grund der kollektiven Leidenſchaften.

„Seitdem das ‚Kollektiv' durch Demokratie, Preſſe und Organiſation jeder Art ein unheimlich geſteigertes Leben erhalten hat, das ſich durch jeweilige Majoritäten dem Einzelnen unwiderſtehlich aufzuerlegen ſtrebt, erhält das Wort Nietzſches ‚Da wird der Menſch ja Nachbar', das er einſt dem Begeiſterungstaumel des Bayreuter Theaterpublikums entgegengehalten, ſeine tragiſche Wahrheit: Der Menſch wird Nachbar, das Kliſchee wird allmächtig, Radio und Lautſprecher begründen eine Diktatur der Majorität, der gegenüber jeder perſönliche, noch ſo berechtigte Proteſt dröhnend abgetan wird und ohnmächtig ins Nichts ſinkt."

Alle Anzeichen weiſen darauf hin, daß wir heute in der Hochkonjunktur des in der Geheimen Offenbarung vorhergeſagten „Kollektiven Tieres" ſtehen. Wer in heiklen Fragen des nationalen oder konfeſſionellen Lebens rückhaltlos die Wahrheit ſagt, ja auch nur bis ans Ende denken will, der macht ſich allgemein verhaßt, ja unmöglich, ja, ſelbſt die eigene Familie ſpeit ihn aus: „Die Intelligenz wird ſozialiſiert und politiſiert. Sie folgt nicht mehr den Geſetzen der Logik und den Methoden der wiſſenſchaftlichen Forſchung, ſondern den brutalen Inſtinkten der Selbſtverteidigung des kollektiven Tieres. Wohin das ſchließlich führt, darüber gibt uns die Apokalypſe hinreichend Auf-

ſchluß. Dort wird in anſchaulicher Weiſe jene Zeit vorausgeſagt, wo der Menſch den Stempel des Tieres auf der Stirn und auf der Hand trägt, das heißt, wo er geiſtig und praktiſch der vollkommene Sklave der von Gott gelöſten Gemeinſchaft ſein wird. Jenen, die ſich alſo verſklaven laſſen, droht daher der dritte Engel, daß ſie den Becher des Zornweines Gottes bis zur Neige werden trinken müſſen.

Daher gilt mehr als je als Erziehungsziel für unſere Zeit die Immuniſierung des Einzelgewiſſens gegenüber der Diktatur der Maſſe, des Maſſeninſtinktes und der Maſſenpſychoſe. Es iſt die große Täuſchung und die große Gefahr zu erkennen, die in der neuzeitlichen *Hypertrophie des Organiſierens*, in der Anbetung und Vergötzung der Maſſenorganiſationen liegt. Es muß auch die Einſeitigkeit geſehen werden, die in dem bisher im Vordergrund gerade der kirchlichen Erziehungslehre ſtehenden Grundſatz liegt, daß der Zweck der Erziehung darin liege, den Einzelnen in die Gemeinſchaft hineinzubilden. Denn es kommt doch nicht nur darauf an, den Einzelnen in die Gemeinſchaft hineinzubilden, ſondern ebenſo ſehr auch darauf, ihn aus der Gemeinſchaft herauszubilden, ihn der Gemeinſchaft gegenüber ſelbſtändig und kritiſch zu machen: wir brauchen alſo nicht nur eine ſoziale, ſondern auch gewiſſermaßen eine „antiſoziale" Erziehung, das heißt eine Erziehung, die das charakterloſe Aufgehen in der Umgebung, das kopfloſe Mitmachen, die Angſt vor dem kollektiven Tier, von Anfang an zu bekämpfen weiß.

Ein Führer zu dieſer „antiſozialen" Erziehung, beſſer: zu dieſer *Erziehung zum Märtyrer*, wie wir ſie heute vor allem brauchen, iſt *Kierkegaard*. Hören wir darum noch ein paar Worte Kierkegaards: „Ich habe mir die größte Mühe genommen, zu einem gerechten Urteil über den Menſchen zu kommen. Mein Reſultat iſt: Daß jeder Menſch gutmütig iſt, wenn er allein iſt ...; ſobald er aber Maſſe wird, iſt er des Abſcheulichſten fähig. O, ſo abſcheulich hat auch der ſchlimmſte Tyrann nie, nie gehandelt wie die Menge — wie die abſcheulich reueloſe Menge. Denn das eben iſt das Entſetzliche an der Menge, daß es für ſie Verantwortung und Reue nicht gibt. Der Märtyrer aber hat es nicht als einzelner Menſch mit andern Einzelnen zu tun, ſondern ſtets mit der Maſſe, der Menge. Chriſtus hatte es ſogar darüber hinaus mit dem Menſchengeſchlecht als Ganzem zu tun. Der Mann, der in anrüchigen Dingen mit dem Haufen geht, der der Reſolution eines Komitees zuſtimmt, weil ihm ſeine Skrupel phantaſtiſch ſcheinen, der Politiker, der mit dem Ohr immer nach der Maſſe lauſcht, der Bürger, der immer mit der Sache geht, die gerade populär iſt — das ſind die Feiglinge und Verräter der neuen Aera!"

„Die Menge iſt die Unwahrheit — der Einzelne iſt die Wahrheit. Darum wurde Chriſtus gekreuzigt, weil er nichts mit der „Menge" zu tun haben wollte, weil er in keiner Weiſe eine Menge zur Hilfe haben wollte, weil er in dieſer Beziehung unbedingt abſtoßend ſich verhielt,

(nicht Partei ſtiften wollte), keine Abſtimmung zuließ, ſondern ſein wollte, was er war: Die Wahrheit, die den Einzelnen angeht."

„Die Menge iſt die Unwahrheit! Darum iſt jeder, der ‚der Wahrheit dienen' will, eo ipso, ſo oder ſo, Märtyrer. Denn die Menge zu gewinnen iſt keine ſo große Kunſt, dazu braucht es nur etwas Talent, eine gewiſſe Doſis Unwahrheit und etwas Vertrautheit mit den menſchlichen Leidenſchaften. Will aber einer Wahrheitszeuge ſein, ſo darf er ſich nicht mit der Menge einlaſſen."

„Der Einzelne: Das iſt die chriſtlich entſcheidende Kategorie; und ſie wird auch für die Zukunft des Chriſtentums entſcheidend ſein."

„Der Einzelne: Mit dieſer Kategorie ſteht und fällt die Sache des Chriſtentums. Ohne dieſe Kategorie hat der Pantheismus unbedingt geſiegt."

„Der Einzelne: dieſe Kategorie iſt nur einmal, ihr erſtes Mal, von Sokrates entſcheidend gebraucht worden, zur Auflöſung des Heidentums. In der Chriſtenheit wird ſie das zweite Mal gerade umgekehrt dazu dienen, die ‚Chriſten' zu Chriſten zu machen."

3. Ein weiteres Uebel der Zeit liegt im herrſchenden *Theorismus*, Dogmatismus und Orthodoxismus des heutigen Kirchentums und Chriſtentums. Man beſchränkte ſich darauf, den Menſchen Wahrheitskonſerven zu verabfolgen. Billige „An-ſich-Wahrheiten", Wahrheitslöſungen aus der Vergangenheit. Man enthob ſich der Pflicht des Niederſteigens und des Suchens in der Zeit. Vom Grundſätzlichen und von der Lehre an ſich her aber, von dem her, was ihr an Offenbarung und Gnade verliehen iſt — iſt die Kirche wohl immer im Recht. Allein ſie ſieht nicht, daß „Recht haben" etwas Armſeliges und Totes iſt. Käme es nur *darauf* an, dann wäre es der Kirche ein Leichtes, die „Irrlehren" und „irrigen Praktiken" draußen in der Welt ad absurdum zu führen. Aber ſo leicht iſt es der Kirche denn doch nicht gemacht. Sie iſt nämlich der Welt nicht zugeordnet als bloß paſſive, geſicherte Lehr-, Herrſchafts- und Verwaltungsinſtitution, unter deren Hut noch der letzte Kleriker ſich im Abglanz der Unfehlbarkeit bewegen dürfte, ſondern ſie iſt auf die Welt zugeordnet als lebendige Gemeinde. Zur leibhaften Bezeugung Gottes, zur Nachfolge Jeſu Chriſti in Erdenwandel, Kreuz und Auferſtehung verpflichtet . . . Vor Gott und in bezug auf ſeinen Auftrag an die Kirche kommt es nicht vordringlich darauf an, daß ſie die „Wahrheit an ſich" hat und bewahrt, ſondern daß ſich die Wahrheit in der ſichtbaren Gemeinſchaft ihrer Träger und Glieder, in ihrem lebendigen Daſein und Soſein alſo, bezeugt. Hier ergeht auch über ſie Gericht wie über die ungetreuen Verwalter.[1]) (Ernſt Michel.)

---

[1]) Wie fragwürdig übrigens ſelbſt die „Wahrheiten" der Orthodoxie ſind (eben darum, weil ſie tot ſind), darüber braucht hier nicht eigens gehandelt zu werden. Näheres über dieſen Gegenſtand findet ſich in einer beſonderen Abhandlung.

4. Und zwar zuerſt das *prophetiſche* Gericht. Die prophetiſche Diagnoſe beſchäftigt ſich ja vornehmlich mit dem Phänomen der Religion und den religiöſen Entartungserſcheinungen. Die prophetiſche Kritik richtet ſich nämlich weſentlich gegen die *Verabſolutierung und Vergötzung des Menſchlichen und Zeitlichen auf dem Gebiet der Religion. Dieſe* prophetiſche Kritik kennen wir von den großen Propheten des Alten Teſtamentes her, bei denen ſie urſprünglich beheimatet iſt. Sie beſagt etwas Hohes wie Einfaches: ſie beſagt: „Gott iſt Gott und nicht Welt, Gott iſt Gott und nicht Menſch." Sie richtet ſich alſo dagegen, daß ein Kreatürliches je an die Stelle Gottes treten könnte. Sie richtet ſich gegen die Unbedingtſetzung des Bedingten. Sie brandmarkt es als Götzendienſt, wenn das geſchieht. Sie richtet ſich alſo zum Beiſpiel dagegen, daß Gott mit dem Tempel Gottes gleichgeſetzt wird, daß er mit einem heiligen Ort, mit einem heiligen Amt, mit einer heiligen Perſon oder mit einem heiligen Buch, und ſei es die Bibel, identifiziert wird." (Tillich.) Die prophetiſche Kritik iſt von Gott ſelbſt zum heiligen Wächteramt berufen, die Sache Gottes auf Erden davor zu bewahren, daß ſie vergötzt und dadurch dämoniſiert werde, daß ſie unter dem Schein und Vorwand des unbedingt Göttlichen nur ein bedingt Menſchliches werde. Die Erhebung eines Bedingten zur Unbedingtheit iſt tatſächlich dämoniſch. Die in Dogma und Kultus ſichere, nicht mehr beunruhigte Kirche ſteht immer in Gefahr, die Offenbarung zu dämoniſieren, auf der ſie ruht. Die prophetiſche Kritik beſteht in dem Erſchüttertſein des Lebens und des Geiſtes durch das, was jenſeits desſelben liegt, ſie verbindet ein unbedingtes Nein zu den Verabſolutierungen des Menſchlichen mit einem unbedingten Ja zu der Offenbarung des Göttlichen.

Daß heute Verabſolutierungen und Vergötzungen in beiden chriſtlichen Konfeſſionen vorkommen, iſt kaum zu leugnen. Es gibt eine Vergötzung des Bibelbuchſtabens wie eine Vergötzung des Kirchlichen und Sakramentalen. Was Partei und Separation iſt, wird als allgemeinverbindliche Univerſalität ausgegeben, was menſchliches Syſtem iſt, als Abſolutes und Göttliches hingeſtellt. Dabei ſei betont, daß die prophetiſche Kritik ſich nicht gegen das Prieſterliche, das Kirchlich-Sakramentale als ſolches richten darf, ſondern nur gegen die Vergötzung desſelben. Im Proteſtantismus zum Beiſpiel hat die prophetiſch-rationale Kritik den prieſterlich-ſakramentalen Geiſt allzuſehr bekämpft und verdrängt und ſo an der Verkältung, Rationaliſierung und Profaniſierung des Lebens, unter dem wir heute leiden, mitgewirkt. Der prieſterliche Geiſt iſt nämlich ein notwendiges Gegengewicht gegen den bürgerlichen Geiſt. Das Ewige kommt in die Zeit nicht nur durch den prophetiſchen, ſondern auch durch den prieſterlichen Geiſt. Das Prieſterliche iſt das mütterliche, tragende Prinzip, gleichſam die kosmiſche Wärme, deren Zuſammenballung und Vereinſeitigung erſt zu den prophetiſchen Spannungen und Ausbrüchen führt. Man darf ob der ewigen Notwendigkeit und Bedeutung der prophetiſchen Kritik nicht dieſes

mütterliche, tragende Element der kirchlich-ſakramentalen Geſtaltung überſehen, das die religiöſe Subſtanz zu ſchützen und zu bewahren und zu tradieren berufen iſt. Im Katholizismus hat ſich das prieſterliche Element einſeitig ausgebildet und verfeſtigt, im Proteſtantismus dagegen das Prophetiſche. Dadurch entſtand dort aus dem Prieſterlichen der Klerikalismus und Autoritarismus, hier dagegen aus dem Prophetiſchen der Kritizismus und Individualismus. Dieſer Entartungszuſtand kann auf die Länge nicht mehr weiter gehen. Er iſt als ſolcher zu erkennen. Das bezweckt die prophetiſche Diagnoſe.

5. Ein drittes Grundübel der Zeit iſt endlich zu erkennen in dem *Intellektualismus* unſerer herrſchenden Gebildeten-Kultur überhaupt. Es iſt eine Beobachtung, die ſich uns heute immer wieder aufdrängt, daß die intellektuellen Kreiſe, die akademiſch gebildeten wohl am meiſten, verſagen und verſagten in den kritiſchen und entſcheidenden Fragen der Gegenwart. Es liegt dies gewiß nicht in der höheren Bildung als ſolcher, ſondern in der einſeitig und übermäßig betriebenen intellektuellen Ausbildung. „Die ganze Neuzeit iſt vom Trug des Geiſtigen erfüllt." (Guardini.) Man hat nicht mit Unrecht die neuzeitliche intellektualiſtiſche Schulbildung einen bethlehemitiſchen Kindermord genannt, inſofern ein abſtrakter Geiſt gezüchtet, der urſprüngliche natürliche, ſchöpferiſch lebendige Geiſt aber ſchon im Kinde vielfach getötet wurde. Die Hypertrophie des Wiſſens auf Koſten des mutigen Tuns und Wagens hat zu dem mannigfachen Verſagen gegenüber den Dämonien des Lebens und der Maſſenpſychoſe geführt, ſowie zu unſelbſtändigen Menſchen auf geiſtigem und religiöſem Gebiet, zu dem Mangel an Zivilcourage, der gerade für den im öffentlichen Leben Tätigen und Führenden immer wieder nötig iſt. Auf das Schuldkonto der Schule kommt aber nicht nur die mangelnde Herzensbildung, ſondern auch eine merkwürdige Schwächung des Wahrheitsſinnes. Von der Schule her ſtammen gewiſſe Schablonenurteile und bloße Schulwahrheiten, „An-ſich-Wahrheiten", durch die der Teufel die Menſchen in Blindheit hält, in Blindheit gegenüber der lebendigen Gegenwart. Wenn man nämlich ſich gewöhnt hat, Geſtalten und Geſchehniſſe der Vergangenheit durch die Schulbrille anzuſchauen (das heißt ſchablonenhaft vereinfacht), ſo wird man blind für die lebendige Gegenwart, was der Teufel ja eben erreichen will, damit man nicht auf ſeine Gegenwartsſchliche und -Schwindel kommt. Die Vergangenheit gibt er uns ja gern frei, wenn er nur die Gegenwart beherrſcht. Darum iſt es ja auch die Schule geweſen, bis hinauf zur Hochſchule, die dem Krieg und dem Nationalismus und jeglichem Zeitgötzen am meiſten gehuldigt hat. Profeſſoren und Schüler beſchäftigten ſich ja nur mit der Vergangenheit und der Schulwahrheit — Gegenwart und Zukunft überlaſſen ſie dem Teufel. Daß die Moral darunter leidet, iſt begreiflich. Das Unvernünftige und Verkehrte in der Welt, unter dem die Menſchen am meiſten zu leiden haben, kommt tatſächlich weniger von der Dummheit

und Beſchränktheit der Ungebildeten, ſondern vielmehr von der ungetauften Selbſtſucht, Herrſchſucht und Bosheit der ſogenannten Gebildeten und Studierten, ſo daß dem Volksſpruch „je gelehrter deſto verkehrter“ viel Wahrheit innewohnt.

Zu einer Lähmung der geiſtigen und ethiſchen Kraft hat dieſe intellektualiſtiſche Gebildetenkultur auch dadurch geführt, daß ſie nur finanziell Bemittelten möglich war und meiſt zu gehobener Lebensſtellung führte. Wo aber der Geldgeiſt und Weltgeiſt zu ſtark Einfluß hat, da hat der mutige, ſchöpferiſche und heilende Gottesgeiſt keinen oder nur wenig Raum, um zur Entfaltung zu gelangen. Es fehlte daher ſo oft das ſelbſtändige ſchöpferiſche Denken, das mutige Zeugentum, weshalb die beſtehenden fehlerhaften Zuſtände im religiöſen und profanen Leben nicht geändert wurden. „Wir lebten in den Gedanken unſerer Vorfahren, ohne jemals das Fenſter zu öffnen.“ (Bernanos.) *H. H.*

(Schluß folgt.)

Das Unſer-Vater

III.

Die Vergebung der Schulden.

„Und vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben haben unſern Schuldnern.“

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Wieder etwas ſehr Wichtiges und ſehr Seltſames. Es iſt ſeltſam, daß dieſe Bitte gerade auf die um das tägliche Brot folgt und zwar mit einem „und“ damit verbunden. Das bedeutet offenbar: Vergebung der Schuld iſt ſo wichtig wie Brot. Denn wie ohne Brot, ohne das *tägliche* Brot, der Leib nicht leben kann, ſo die Seele nicht ohne die Vergebung, die *tägliche* Vergebung der Schuld. Das iſt das Brot, das die Seele nährt und erhält.

Frage: Iſt die Vergebung der Schuld nicht in Chriſtus, beſonders durch das Kreuz, ſchon ein für allemal gegeben?

Antwort: Es iſt die Vergebung der Schuld durch Jeſus Chriſtus, beſonders durch das Kreuz, zugänglich geworden, ſie iſt verbürgt, aber es muß doch täglich (ja ſtündlich!) um die Vergebung der Schuld gebetet werden.

Frage: Warum heißt es Schulden und Schuldner, ſtatt Sünden und Sünder?

Antwort: Das iſt bedeutſam. Sünde und Sünder iſt ein abgegriffenes religiöſes Wort, es iſt zu ſehr mit Theologie belaſtet und war das ſchon zur Zeit Jeſu. Jeſu Ausdruck aber ſchließt ſich realiſtiſch an das Leben an, ſpeziell an das wirtſchaftliche, und macht den Sachverhalt

mit wunderbarer Einfachheit und Tiefe anſchaulich. „Sünde“ iſt ein abſtrakter Begriff. Hinter dieſem können ſich ſo leicht alle Arten von Mißbrauch und Unwahrheit verſtecken. Wer gibt zum Beiſpiel nicht willig „Sünde“ zu, wenn man ſo im allgemeinen davon redet? Aber werfe ihm eine konkrete Sünde vor, werfe ihm eine Schuld vor, und ſofort wird er in Erregung geraten. Dieſe Konkretheit kommt in der Bitte um die Vergebung unſerer Schulden zum Ausdruck. Wie im wirtſchaftlichen Leben Einer dem Andern Geld und Gut ſchuldig ſein kann, ſo ſind wir alle dem Nächſten Schuldner: Wir ſchulden ihm Ehre, Wahrheit, Freiheit, Liebe, Rückſicht, Dienſt, und bleiben dabei immer hinter unſerer Verpflichtung zurück — ach, wie weit! —, bleiben täglich Schuldner und bedürfen täglich der Vergebung. Wir ſind *unendlich* ſchuldig. Wir ſind an allem, was Unrechtes geſchieht, mitſchuldig. Denn wir ſind in Gott, dem Vater und Herrn, *eine* Familie, und darum *ſolidariſch* in Schuld und Vergebung.

Frage: Warum heißt es aber: „Wie auch wir vergeben haben unſern Schuldnern?“ Haben wir nicht in Chriſtus die Vergebung ohne Bedingung, außer unſerer Reue?

Antwort: Und *Buße.* Zur Buße aber gehört, daß wir unſern Schuldnern *vergeben haben.* So heißt es ja, nicht „vergeben“.

Frage: Macht das einen Unterſchied?

Antwort: Es macht einen großen Unterſchied; es macht den Unterſchied zwiſchen Theologie und Evangelium.

Frage: Wie iſt das gemeint?

Antwort: Die Theologie macht aus der durch Jeſus Chriſtus vollbrachten Verſöhnung mit Gott, aus der die Vergebung folgt, ein kunſtvolles Schema. Das Evangelium aber enthält eine wunderbar einfache und zugleich wunderbar tiefe Ordnung: *„Du erhältſt nur Zugang zur Liebe Gottes, wenn du ſelbſt liebſt.“* Die Liebe Gottes und die Liebe der Menſchen iſt ein Reich, wie im allgemeinen (denke an das „Du ſollſt Gott lieben — — — das Andere aber iſt dem gleich: Du ſollſt den Nächſten lieben“), ſo beſonders auch in der Vergebung. Wenn du nicht in der Vergebung deine Schuld anerkennen und dich ſo dem Reiche der Liebe einfügen willſt, ſo biſt du eben ſelbſt aus dem Reiche der Liebe ausgeſchloſſen.

Dieſe Wechſelbeziehung zwiſchen Gottes und des Menſchen Tun gehört zum Wunder des Evangeliums. Gott richtet ſich oft — pädagogiſch — nach dem Tun des Menſchen. Er iſt, paradox geredet, gegen den Gerechten gerecht, gegen den Barmherzigen barmherzig, gegen den zu Gott Haltenden Gott, aber gegen den Gottloſen gottlos, gegen den Ungerechten ungerecht, gegen den Unbarmherzigen unbarmherzig. Verſtehſt du, was gemeint iſt? Es heißt ja: „Wenn ihr den Menſchen ihre Schulden nicht vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater eure Schulden auch nicht vergeben.“ „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit empfangen.“ Und ſo auch das Gleichnis vom

Schalksknecht und das vom Weltgericht.[1]) Diese Ordnung tritt uns auch im Alten Testament entgegen. Es heißt im 18. Psalm: „Gegen den Frommen zeigst du dich fromm, gegen den Redlichen redlich; gegen den Reinen zeigst du dich rein, gegen den Verkehrten verkehrt." Es liegt ein wunderbarer Sinn darin.

Darum heißt es: Wie wir vergeben *haben* unsern Schuldnern. Wir dürfen die Vergebung für die andern nicht aufschieben. Sie darf nicht, wie in der theologischen Konstruktion, bloß ein Anhang der empfangenen Vergebung sein, sondern ist ihre Voraussetzung. Du mußt vergeben *haben,* wenn du bitten willst, daß dir vergeben werde. Die Vergebung in Jesus Christus ist bereit, aber du mußt das rechte Kleid anziehen, wenn du zum Festmahl willst. Du würdest die Vergebung, die du erhältst, auch gar nicht schätzen können, wenn du nicht selbst vergeben hättest. Sie wäre zu wohlfeil erworben. Du mußt vergeben haben, sonst mußt du vor dieser Türe umkehren. Es ist eine wunderbare Ordnung. Aber sie ist auch umkehrbar. In dem Augenblick, wo du vergeben hast, aber aufrichtig, nicht bloß um Vergebung zu erlisten — was bei Gott nichts fruchtet — springt die Türe auf und es ist dir vergeben. Dieses „Vergeben haben" ist also ein Felsblock, auf den Weg zu Gott gelegt, damit du nicht zu Gott kommest, bevor du dein Verhältnis zu den Menschen in Ordnung gebracht hast.

Frage: Was bedeutet es: „Vergib *uns* unsere Schulden", nicht bloß „mir"?

Antwort: Das ist wieder der Unterschied zwischen dem üblichen Christentum und Jesus. Auch diese Bitte darf nicht bloß privat sein. Vergebung der Schuld darf nicht ein Raub sein, den wir an dem Schatz der Liebe Gottes begehen. Wir bekommen sie nur, wenn wir sie für *Alle* wollen. Wir sollen auch bitten, daß unserer Familie, unserem Volke, unserer Klasse, unserer Rasse, die Schuld vergeben werde, freilich nur, wenn sie auch die Schuld gegen sie selbst vergeben. Und sie *sind* schuldig. Und zwar nicht nur im sozusagen negativen Sinne, daß sie sich gegen einander verfehlen, sondern noch mehr in dem positiven, daß sie einander verpflichtet sind, daß sie einander etwas zu leisten, zu zahlen, daß sie gegeneinander *Gottes* Forderung zu ehren haben. Das sollen sie wissen. Dieses Wissen und dieses Vergeben bände alle Gemeinschaften, bände die Familien, die Völker, die Rassen, am tiefsten zusammen. Auf ihm als heiligstem Grund ruht der Friede. Wenn wir das lernten und übten!

Aber es hat diese Zusammengehörigkeit in Schuld und Vergebung noch einen letzten und tiefsten Sinn. Wir sollen nicht nur erkennen, daß wir an allem mitschuldig sind und dafür um Vergebung bitten, sondern wir sollen auch alles *sühnen* helfen, sollen bereit sein, in der Nachfolge Christi stellvertretend zu *leiden,* wie er, uns vorausgehend,

---

[1]) Matthäus 6, 14; 5, 7; 18, 21 ff.; 25, 31 ff.

ſtellvertretend gelitten hat für die Schuld der Welt. Das iſt die ſtärkſte Kraft der Erlöſung. Das Kreuz allein beſiegt die Dämonen.

Frage: Sollen wir auch vergeben, wenn der Andere ſeine Schuld nicht einſieht und keine Vergebung wünſcht? Sollen wir ihm die Vergebung aufdrängen?

Antwort: Das nicht. Aber unter ſeiner Schuld gegen uns leiden, zur Vergebung bereit ſein, uns in der Haltung der Vergebung befinden, uns nicht von Zorn, Verbitterung und Haß beherrſchen laſſen, ſondern von der Liebe Gottes.

Frage: Sollen wir um das alles bloß bitten?

Antwort: Gebet iſt immer Verpflichtung: wir ſollen dafür auch arbeiten und kämpfen. Sonſt würden wir auch die *Erhörung* dieſer Bitte nicht verſtehen und ſchätzen. Sie iſt aber gewiß, wenn wir *recht* bitten.

Auf dieſe Art wollen wir um das tägliche Brot der Vergebung beten.

Die Verſuchung.

Wir haben täglich das Brot und die Vergebung nötig, das Brot für den Leib, die Vergebung für die Seele. Aber die Gewißheit der Erhörung der Bitte um Vergebung ſoll uns nicht gegen das Gefühl für die Furchtbarkeit der Schuld abſtumpfen, ſondern ſoll, wenn die Bitte echt iſt, dieſes Gefühl verſchärfen, und tut es auch. Darum werden wir dadurch zu der weiteren Bitte gedrängt: *„Und führe uns nicht in Verſuchung.“* Das „und“ bezeichnet den engen Zuſammenhang dieſer Bitte mit den zwei andern.

Frage: Was bedeutet Verſuchung?

Antwort: Verſuchung bedeutet, daß wir in Gefahr kommen, all das nicht zu glauben und nicht zu tun, was in den andern Bitten des Unſervaters, wie im Geſetze Gottes, ſteht: nicht Gottes Namen zu heiligen, nicht nach ſeinem Reiche zu trachten, nicht ſeinen Willen zu erfüllen, nicht ihn um das tägliche Brot zu bitten, nicht ſeine Vergebung zu ſuchen. In zwei Formen tritt die Verſuchung auf: als Verſuchung zum Unglauben und als Verſuchung zum Ungehorſam. Es iſt aber die gleiche Macht.

Die Verſuchung zum *Unglauben* wird erzeugt durch das Uebel, das man erfährt: Krankheit, Unrecht, Mißlingen, Not und Leid aller Art. Wir kommen in Gefahr, darin Gott nicht zu ſehen, Gott nicht zu verſtehen, von Gott abzufallen. Es iſt die Gefahr Hiobs. Sie bedroht uns täglich. Die Verſuchung zum *Ungehorſam* aber kommt von der Lockung des Böſen her. Es reizt uns als Vergeßlichkeit, Oberflächlichkeit, Schläfrigkeit, Mangel an Erkenntnis Gottes und Wachſamkeit des Gewiſſens; als Herrſchaft der Sinnlichkeit, der Selbſtſucht, der Gier; als Trieb nach Geltung, Macht, Geld, Ehre; als Leidenſchaft, die uns von ſelbſt wegreißt: Zorn, Haß, Furcht, Hoffnung,

falſche Liebe, als falſcher Weg; als Verlangen und Vorſpiegelung, zu werden wie Gott; als Abfall von Gott zu den Götzen, welche zur Verwandlung des Gehorſams in Gier wird. Sie bedroht uns ſtündlich.

Frage: Aber wie können wir denn Gott bitten, daß er uns nicht in ſolche Verſuchung führe? Kann denn Gott in Verſuchung führen?

Antwort: Ja, er kann es, er muß es. Denn er will die *Freiheit* des Menſchen. Als Freier muß dieſer ſich entſcheiden und bewähren. Das kann er nur in der Verſuchung. Das kann er nur, wenn Verſuchung möglich iſt. Nur in der Verſuchung kann er den Glauben bewähren, nur in der Verſuchung den Gehorſam.

Frage: Aber der Jakobusbrief ſagt doch: „Keiner ſage, wenn er in Verſuchung gerät, daß er von Gott verſucht werde. Denn Gott' iſt nicht durch Böſes verſuchbar und verſucht ſelbſt niemanden. Jeder wird vielmehr dadurch verſucht, daß er von ſeiner eigenen Gier gereizt und betrogen wird.“ [1])

Antwort: Man muß unterſcheiden, wie es beidemal gemeint iſt. Gott will freilich nicht, daß wir ungläubig und böſe werden — das will der Teufel — ſondern Gott will, daß wir die Probe *beſtehen.* Es ſage daher niemand, daß Gott ihn verſucht habe, damit er *falle.* Aber auch nicht, daß der *Teufel* ſchuld ſei, wenn er gefallen iſt. Der Teufel kann nichts ohne unſeren Willen. Der Teufel kann verführen, aber nicht ohne unſere Zuſtimmung. Er iſt nur das Böſe *in* uns, das uns von *außen* entgegenkommt. Die Verſuchung in unſerer Bitte bedeutet *Prüfung.* Nur in der Prüfung können wir uns bewähren. Es iſt alſo Prüfung nötig, damit wir uns bewähren. Darum mußte auch Chriſtus die Verſuchung beſtehen.

Frage: Aber es hat ihn doch der Teufel verſucht, nicht Gott? Oder hat Gott die Verſuchung bloß *zugelaſſen?*

Antwort: Vielleicht. Das iſt zwar auch nur ein Wort. Aber es iſt geeignet, auf ein Geheimnis hinzuweiſen, das Geheimnis der menſchlichen und dämoniſchen Freiheit in ihrem Verhältnis zum göttlichen Willen.

Frage: Aber wenn wir Verſuchung als Prüfung, als Gelegenheit zur Bewährung im Gehorſam und zur Uebung darin nötig haben, wie können wir dann Gott bitten, daß er uns davor *bewahre?* Sollten wir ihn dann nicht faſt eher bitten, daß er uns in Verſuchung führe?

Antwort: Das wäre Vermeſſenheit und hieße Gott verſuchen. Im übrigen aber ſtehen wir mit dieſer Bitte freilich vor einem ſchweren Problem, deſſen Löſung ſchon viele verſucht haben, aber ohne durchſchlagenden Erfolg. Dieſe Bitte iſt wie die vorausgehende ein Felsklotz auf dem Wege des Beters, der uns zum Anhalten zwingt. Gewöhnlich erklärt man ſie einfach ſo, daß ſie ſoviel bedeute als: „Laß uns nicht in Verſuchung fallen.“ Ich will auch nicht behaupten, daß dieſe Erklä-

[1]) Jakobus 1, 13—14.

rung einfach *falſch* ſei; ſie iſt nur nicht *genügend*. Ich möchte meinerſeits folgende Auslegung der Bitte geben, die meiner Empfindung für ihren Sinn am beſten entſpricht.

Die Form dieſer Bitte iſt eine Abkürzung und eine Paradoxie — beides zuſammen.

Sie iſt eine *Abkürzung*. Mehr auseinandergezogen würde ſie lauten: „Gib uns, daß wir uns ſo nahe zu Dir halten, daß keine Verſuchung des Böſen mehr Gewalt über uns haben kann."

Frage: Warum aber die Abkürzung: „*Führe* uns nicht in Verſuchung!"

Antwort: Das iſt eben die *Paradoxie*, und dieſe hat einen tiefen Sinn. Sie bedeutet: Die Verſuchung iſt eine Sache, welche nicht von *Gott* getrennt werden kann und darf. Sie bewegt ſich auf einer unendlich ſchmalen Linie, welche göttliches und menſchliches Tun trennt. Das Tun *Gottes* ſoll betont werden, wenn es heißt: „*Führe* uns nicht in Verſuchung." Es könnte zwar auch heißen: „*Bewahre* uns vor der Verſuchung", oder „*in* der Verſuchung", aber dann fehlte etwas. Nur die Paradoxie bringt zum Ausdruck, daß wir auch mit unſerem ſittlichen Tun ganz in *Gottes* Macht ſtehen. Sie bringt auch den ganzen *Ernſt* des ſittlichen Tuns zum Ausdruck. Sie ſagt: „Bewahre uns davor, daß Du die Verſuchung erlauben mußt. Gib, daß wir uns nahe und eng zu Dir halten, damit das Böſe nicht Gewalt über uns bekomme und damit auch der Ungehorſam, welches Unglaube iſt, der den Weg zum Fall in das Böſe ebnet, uns nicht überfalle."

So ſchauen wir, meine ich, durch die Paradoxie der Abkürzung des „*Führe* uns nicht in Verſuchung" tief in den unendlichen Ernſt der Verbindung unſeres Tuns mit Gott hinein. Dieſer Felsblock zwingt uns zu tiefer Beſinnung — immer wieder. Jeſus redet immer wieder auf dieſe Art.

In dem hellen und heiligen Lichte, das von dieſer Bitte ausgeht, erkennen wir dann das, was uns zur Verſuchung werden kann und können ihm richtig begegnen. Wir ſchaffen es auch weg, ſoweit das möglich iſt.

Frage: Wie kann das in bezug auf die Verſuchung zum Unglauben geſchehen?

Antwort: Es kann auf allerlei Art geſchehen. Ich muß wiſſen, daß viel Not und Leid — vielleicht alle Not und alles Leid, Krankheit auch und Tod, aus dem folgen, was in uns und mit uns nicht recht iſt. Alſo entferne dies. Dann kann Segen über dich kommen, ſtatt Unheil.

Frage: Aber es kommt doch Unglück, Krankheit, Not und Tod auch über die Frommen und Gerechten, wie über Hiob, vor allem über Chriſtus ſelbſt?

Antwort: Gewiß. Wir können auch um anderer willen leiden. Dann ſollen wir ihre Schuld tragen wie Chriſtus die unsrige. Aber auch was direkt über uns kommt, können wir ſo tragen, daß es nicht zum

Fall in den Unglauben wird. Wir können wiſſen, daß Gott irgendwie dabei iſt.

Frage: Auch wenn es der Teufel iſt?

Antwort: Ja, auch wenn es der Teufel iſt. Denn Gottes Hand iſt auch darüber. Kein Teufel kann uns tun, was er will. Wir ſollen wiſſen, daß Gott gutzumachen gedenkt, was die Menſchen böſe zu machen gedachten und daß uns alle Dinge zum Beſten dienen müſſen, wenn wir ihn lieben, ſeine Sache wollen, ihn im Glauben nicht laſſen. Das ſollen wir in der Prüfung lernen und es nicht vergeſſen. Dann werden wir nicht in den Unglauben verfallen. Das ſollen wir uns im Gebete ſagen — ſollen es uns von Gott ſagen laſſen — täglich! Er ſagt es uns, wenn wir auf ihn hören.

Frage: Und wie ſchützen wir uns gegen die Verſuchung zum *Ungehorſam?*

Antwort: Auf die gleiche Weiſe. Wir überlegen, was uns wohl auf dieſem Wege in Verſuchung führen und zum Fall gereichen könnte. Wir begegnen ihm zum voraus, überwinden es zum voraus, wir ſind dann gewappnet. Wir ſtellen uns in Gottes reines Licht. Wir mahnen unſere Seele — laſſen ſie mahnen — zur Wachſamkeit. Wir befehlen uns der Treue Gottes. Wie beſteht Chriſtus die Verſuchung und beſiegt den Teufel? Dadurch, daß er jedesmal, wenn von der Welt her die Verſuchung kommt — denn der Teufel lockt ihn mit der Welt: ihrem Brot, ihrem Wunder, ihrer Macht — Gottes Wort, das lebendige, als Schild vorhält, ſich auf Gott ſtellt. Auch daß er faſtet, ſeine Seele freihält von der Betäubung des ſinnlichen und weltlichen Weſens, die Wüſte ſucht, die Einſamkeit, die Stille.

Frage: Aber verſucht ihn nicht gerade darin Gott?

Antwort: Ja, aber dadurch überwindet er auch — mit Gott. Darum, weil dem ſo iſt, heißt es ja auch: „*Sondern erlöſe uns von dem Böſen.*“

Frage: Lautet die Bitte nicht auch etwa: „Sondern erlöſe uns von dem *Uebel*“, ſtatt „von dem *Böſen*“?, und macht das nicht einen Unterſchied?

Antwort: Zunächſt allerdings. Es iſt der Unterſchied zwiſchen phyſiſchem und ethiſchem Uebel, alſo etwa zwiſchen Krankheit, Armut, Schickſalsſchlag, Tod auf der einen Seite, Liebloſigkeit, Unwahrheit auf der andern Seite.

Frage: Und welche Form gilt nun?

Antwort: Wohl ganz ſicher die „von dem Böſen“. So iſt der Wortlaut des griechiſchen Originaltextes zu überſetzen. Aber weil nach der Grundanſchauung der ganzen Bibel alles Uebel aus dem „Böſen“ ſtammt, ſo iſt in der Bitte um die Erlöſung von dem „Böſen“ auch die von der Erlöſung vom „Uebel“ enthalten.

Frage: Was aber heißt das: „von dem Böſen“? Bedeutet es „*das* Böſe“ oder „*der* Böſe“?

Antwort: Beides. Die Verſuchung findet in uns die Anknüpfung bei einer Macht, die ihr entgegenkommt. Auch der zum Unglauben. Dieſe Macht hat oft deutlich genug einen *dämoniſchen* Charakter. Und wir tun gut, dahinter eine *perſönliche* Macht zu erblicken und vor ihr auf der Hut zu ſein. So allein ſind wir recht auf der Hut. Es iſt ein tückiſcher Feind und er tritt oft in verführeriſcher Geſtalt auf, oft wie ein Engel des Lichts. „Darum wachet und betet, damit ihr nicht in Verſuchung fallet. Denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“[1])

Frage: Iſt das nicht Aberglaube?

Antwort: Es iſt ſtärkſte Wirklichkeit und tiefſte Erfahrung. Darum gilt es, zu bitten: „Und erlöſe uns von dem Böſen.“ Dieſe Macht muß beſiegt werden, in uns und außer uns — zunächſt aber in uns.

Frage: Wie kann ſie beſiegt werden?

Antwort: Durch Gott.

Frage: Hat auch dieſe Bitte einen ſozialen Sinn?

Antwort: Gewiß. Es heißt ja wieder: „Führe *uns* nicht in Verſuchung.“ Sie gilt auch für die andern, gilt für alle. Wir denken, wenn wir ſie beten, auch an die andern, ſollten vielleicht wieder vor allem an die andern denken. Wir denken an ihr Leid, ihre Not, und bitten, daß ſie daran nicht ſeeliſch zugrunde gehen, daß ſie darin Gott nicht verlieren, und natürlich auch, daß Gott ihre Not wende und ihr Leid ſtille. Alle Bitten des Unſer-Vater gehören zuſammen; es iſt wie ein Bau, wo ein Pfeiler den andern ſtützt, ein Gewölbe das andere trägt. Wir können nur als Teilhaber aller Not der Welt vor den Herrn und Vater treten. (Die größte der Nöte aber iſt die Verlaſſenheit von Gott.) Und weil alles Gebet Verpflichtung iſt, ſo *tun* wir auch alles, was wir können, um dieſe Not der Menſchen zu wenden. Wir ringen mit Gott darum. Wir denken aber auch im Gebet an all die Verſuchung zum *Böſen,* der die andern ausgeſetzt ſind, und bitten, daß die Macht geſtürzt werde, aus der all dieſes Böſe kommt. Wir vergeſſen nicht jenes tiefſte offene Geheimnis des Sieges über die Macht des Böſen: das Leiden um der Gerechtigkeit willen, das ſtellvertretende Tragen der Schuld der andern, das Opfer, das Kreuz. Weil Gebet immer auch Verpflichtung bedeutet, ſo *arbeiten* und *kämpfen* wir auch gegen dieſe Macht des Böſen und können erſt dann *recht* beten: „Erlöſe uns von dem Böſen.“ Und der Erfüllung gewiß ſein!

Die Erfüllung.

Frage: Wir bitten um die Ehre Gottes, das Kommen ſeines Reiches, die Erfüllung ſeines Willens, das tägliche Brot, die Vergebung der Schulden, den Sieg über die Verſuchung, die Erlöſung von dem Böſen; aber dürfen wir hoffen, daß das alles auch geſchehe?

[1]) Matthäus 26, 41.

Antwort: Ja, wir dürfen es und ſollen es. Denn das heißt zum Schluſſe:

„Denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen!“

Frage: Iſt auch dies Wort von Jeſus?

Antwort: Nein; es iſt ſpäter hinzugefügt worden, aber es entſpricht durchaus dem Geiſte des ganzen Unſer-Vaters und bildet ſeine Krönung. Es kehrt zu der Anrede: „Unſer Vater, der du biſt in den Himmeln“ und zu dem: „Dein Reich komme“ zurück.

Ja, ſagt es, es kommt. Denn ſein iſt das Reich. Nicht der Welt und der Weltmächte. Nicht des Fürſten dieſer Welt. Wie mächtig er iſt, ein Wörtlein kann ihn fällen. Er ſcheint allmächtig, iſt aber ohnmächtig vor Gott. Denn *ſein* iſt die Kraft. Das Böſe hat, ſo ſtark es ſcheint, doch keine wirkliche Kraft. Es iſt in ſich nichtig. Es hat nur den Schein der Kraft. Es iſt Lüge und Trug. Das ſollen wir durchſchauen. Wir können es, wenn wir uns ganz auf Gott ſtellen. Auf ihn bauend ſollen wir uns nicht fürchten. Gott macht furchtlos — er allein. „Fürchte dich nicht, glaube nur“, ſagt darum Chriſtus.[1]) Alle Götzen müſſen ſtürzen vor dem lebendigen Gott, alle Antichriſten vor ſeinem Chriſtus. Auch die Dämonen müſſen, knirſchend, Gott dienen. Glaube es nur und halte daran feſt — unerſchütterlich. Laſſe dich immer wieder von Gott ſtark machen.

Sein iſt auch die Herrlichkeit. Seine Verheißung wird ſich erfüllen. Es wird noch einmal und wird ſchon jetzt immer mehr ſeine Ehre aus aller Schöpfung ſtrahlen. Es kommt ſein Reich und es wird einmal ganz ſiegen. Es wird einmal ſein Wille auf Erden ſo vollkommen verwirklicht ſein, wie er es ſchon jetzt in ihm ſelber iſt. Es wird einmal allen das tägliche Brot werden und über allen die Liebe als Vergebung walten. Es wird einmal die Macht des Böſen gebrochen und der Sieg des Guten vollendet ſein. Das alles iſt ſicher. Wir bitten nicht umſonſt. Aber wir ſollen freilich darum bitten. Wir ſollen nicht kleinmütig ſein. Wir ſollen Gott etwas zutrauen, wir ſollen ihm alles zutrauen. Er kann auch das Wunder tun. Wir ſollen nicht meinen, die Welt müſſe ſo bleiben, wie ſie heute iſt: Sünde, Unrecht, Krankheit, Finſternis, Not und Tod müßten ewig herrſchen. Das alles ſoll nicht ſein. Es kommt nicht von Gott, ſondern von dem Ungehorſam gegen ihn, dem einſtigen und dem fortgehenden; es ſtammt nicht aus ſeiner Schöpfung, ſondern aus dem Sündenfall des Menſchen und es ſoll aufgehoben werden durch die Erlöſung. Und zwar nicht bloß im Jenſeits, ſondern auf Erden. Für dieſe Erlöſung bitten wir: „Dein Reich komme, dein Wille geſchehe.“ Und bitten nicht umſonſt.

Aber „dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in *Ewigkeit*“. „In Ewigkeit.“ Denn auch der *Tod* iſt nicht das letzte

[1]) Markus 5, 36.

Wort. Er ist bloß, wie der Apostel sagt, der letzte Feind. Jesus spricht: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Ihm leben sie alle." Christus ist die Auferstehung und das Leben. Das Reich Gottes ist das Reich der Ostern, wie es das Reich der Pfingsten ist, wodurch Weihnachten und Karfreitag ergänzt werden.

Aber diese Botschaft bezieht sich nicht bloß auf Tod und Leben des einzelnen Menschen, sondern auch auf die der Welt. *Alles* Tote soll lebendig, alles Leben erfüllt werden. Alles, was jetzt kämpft und seufzt, alles, was in Not und Nacht liegt, soll zu Licht und Freiheit kommen; alles, was Bruchstück ist, soll Vollendung, alles, was Rätsel ist, Klarheit, alles, was Schwachheit ist, Kraft, alles, was Unrecht ist, Recht, alles, was klein ist, groß, alles, was Welt und Hölle ist, Reich Gottes werden. Wir bekennen uns, wenn wir den Schluß des Unser-Vaters sprechen, zur *Wiederbringung* aller Dinge durch das Reich Gottes, zu jener Welt, wo der Vater allein Herr ist und seine Schöpfung im Jubel der Erlösung strahlt. Und so allein können wir auch recht beten. Wir haben in Christus das Reich schon jetzt, teils in Wirklichkeit, teils im Glauben. Er ist das große Ja und Amen der Schöpfung.

Frage: Was heißt „Amen"?

Antwort: Es bedeutet: „Wahrhaftig". Wahrhaftig, es wird alles geschehen! Ihr dürft dessen gewiß sein. In Gott. Nur müßt ihr darum bitten! Die Gemeinde Christi muß lernen, darum zu bitten, darum zuerst. Um den Heiligen Geist, welcher der Schöpfer-Geist ist und das Wunder schaffen kann. Und weil alles Gebet Verpflichtung ist, dafür arbeiten und kämpfen.

* * *

Frage: Ist damit der Sinn des Unser-Vaters erschöpft?

Antwort: Das alles ist nur eine Hindeutung auf seinen Sinn. Das Unser-Vater ist ein unendliches Meer. Es ist so groß und tief, wie Gott, der Herr, der Vater, der in den Himmeln ist. *Leonhard Ragaz.*

Vom Wächteramt der Kirche.[1]

Im November 1940 haben 28 führende schweizerische Politiker an den Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes ein Schreiben gerichtet, dem man unter dem Titel „Politiker fragen die Kirche" auch etwa in der Presse begegnen konnte. Darin heißt es, die Schweiz sehe sich vor Entscheidungen gestellt, die von unserm Volk und von jedem einzelnen unter uns einen Glauben erfordern, der über das

[1]) Diese Rede wurde von Oberrichter Dr. Max Wolff zur Eröffnung der letzten Tagung der Kirchensynode des Kantons Zürich gehalten, die ihren Mahnruf so wenig beherzigt hat. D. Red.

übliche Maß von Patriotismus und Idealismus weit hinausgehe; es sei den Schreibern vielmehr deutlich, daß zuletzt eben der christliche Glaube, aus dem die Eidgenossenschaft hervorgegangen sei, nötig sein werde, um sie in den Stand zu setzen, festzubleiben und die Krisis in Ehren zu bestehen. Darum müsse die Kirche bereit sein, den entscheidenden Beitrag zur Rettung des Vaterlandes zu leisten. Diese Worte haben an der Schwelle des vierten Kriegswinters an Bedeutung noch gewonnen. Denn viele von uns haben den Ernst der Lage immer noch nicht erfaßt. Sie haben noch nicht verstanden, daß wir inmitten der größten weltgeschichtlichen Tragödie leben, die seit Jahrhunderten die Existenz und die Freiheit aller Menschen bedrohte. Erst unlängst ist uns in aller Form und vor aller Welt kundgetan worden, daß alle, die sich als gute Schweizer und Demokraten dem Geist des neuen Europa nicht fügen und die Unabhängigkeit unseres Landes gegen die heute einzig aktuelle Gefährdung verteidigen wollen, nach Asien deportiert oder umgebracht werden sollen — die Einschränkung auf die Journalisten ist ja eine rein formale und überdies plump berechnete politische Finte. Scheinbar zufällig, aber nicht ohne einen starken inneren Zusammenhang mit diesen Drohungen ist die Großkundgebung der reichsdeutschen Kolonie vom 2. Oktober im Hallenstadion in Oerlikon, an der erklärte Feinde unserer Demokratie sich in der Verhöhnung unserer Gemeinschaftsideale und unserer Staatsform, ohne die uns Schweizern und Christen das Leben als unerträglich erschiene, nicht genug tun konnten. Es hätte freilich dieses erneuten Anschauungsunterrichtes nicht bedurft, um uns die drohende Gefahr erkennen zu lassen. Die grauenhaften Geschehnisse unserer Tage haben uns längst eindeutig zum Bewußtsein gebracht, daß auch unser Schicksal sich immer mehr dem Punkte nähert, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Die Tatsache, daß die nationalsozialistische Konzeption einer neuen europäischen Ordnung mit der Freiheit der europäischen Staaten und Völker völlig unvereinbar ist, ist von allen Einsichtigen längst erkannt worden. Es geht aber nicht nur um den Verlust unserer nationalen Unabhängigkeit, sondern um weit mehr. Was jetzt vor unsern Augen sich abspielt, ist der mit rücksichtsloser Machtentfaltung unternommene Versuch, den europäischen Kontinent auch geistig zu erobern und die bestehenden Ordnungen durch neue zu ersetzen, die eine bewußte Abkehr von der christlichen Religion wie der christlichen Humanität bedeuten. Ich erachte es als ein Gebot der Stunde, mit einer geradezu hartnäckigen Pedanterie festzustellen und immer wieder festzustellen, daß der letzte Sinn des heutigen Geschehens die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum ist. Nicht nur werden die Kirchen entweder radikal verfolgt oder einem allmählichen Erstickungstod preisgegeben, sondern die Leitideen, die für das ganze staatlich-kulturelle Sein Europas grundlegend waren, sollen sozusagen in ihr Gegenteil verkehrt werden.

Es ist nicht von ungefähr, daß jene 28 Politiker ihren Appell gerade

an die *reformierten* Kirchen unſeres Landes gerichtet haben. Die Kirche der ſchweizeriſchen Reformation hat von allem Anfang an in ihrem Glaubensbekenntnis auch die politiſche Verantwortung der chriſtlichen Gemeinde zur Geltung gebracht. Unſere ſchweizeriſchen Reformatoren haben immer wieder die Beziehung betont, in der die Gemeinde Chriſti auf Erden zum Staat und zum ganzen Völkerleben ſteht, und ſie haben uns gelehrt, daß das Bekenntnis zu Chriſtus und zu ſeinem Evangelium ſich gerade in der Welt und gegenüber der Welt zu bewähren hat. Unſere reformierte Kirche kann daher zu jenem Ruf nur Ja ſagen; denn ſie bejaht die Herrſchaft Chriſti, die überweltliche Wirklichkeit ſeiner Lehre, aber auch die Erkenntnis, daß dieſe Wirklichkeit nicht weltfern iſt, ſondern ſich in dieſer Welt verkörpern will. Iſt *unſere* Kirche nicht auch angegriffen, wenn der Antichriſt ſein Reich in der Welt baut? Oder kann man noch im Zweifel ſein, daß ihr im Anſturm der diktatoriſchen Totalitätsſyſteme ausgeſprochen heidniſcher Prägung eine Gegenkirche entgegentritt?

Eine andere Frage iſt es freilich, ob unſere Kirche den Ruf, der an ſie ergangen, auch wirklich gehört hat und ihm gefolgt iſt. Ich glaube nicht, daß wir dies mit gutem Gewiſſen bejahen dürfen. Wie ſehr es daran gefehlt hat, geht ſchon aus der Tatſache hervor, daß wir uns heute wieder vor die Aufgabe geſtellt ſehen, den Oeffentlichkeitsanſpruch des Evangeliums zu begründen. So ſehr hatten wir uns daran gewöhnt, daß das Bekenntnis zu Jeſus Chriſtus auf den kirchlichen Raum beſchränkt ſei, das heißt nur die chriſtliche Gemeinde verpflichte. Unſere Kirche hat ſich weithin abgefunden mit einer kläglichen Verkürzung ihrer Botſchaft, indem ſie ſich dazu hergab, nur die Pflegerin der privaten Frömmigkeit zu ſein. Es gibt aber kein ſo unreformiertes Wort wie das, daß Religion Privatſache ſei. In der Tat liegt die Tragik des heutigen Chriſtentums überhaupt in der mangelnden Einſicht, daß in unſerer Aera die Entſcheidung zwiſchen Chriſtus und Antichriſt nicht im kirchlichen oder theologiſchen Raum, ſondern zunächſt auf dem politiſchen Gebiet vollzogen werden muß. Unſere Kirchen wollen vielfach den Zuſammenhang nicht ſehen, der zwiſchen der heutigen totalitärſtaatlichen Bedrohung des chriſtlichen Bekennertums und der charakterloſen, wenn auch nur ſtillſchweigenden Zuſtimmung der Chriſten zu der ganzen Entwicklung der Realpolitik, zur Dämonie der Lüge und Gewalt auf politiſchem Gebiet beſteht. Nur ſo iſt es denn zu erklären, daß die geiſtige Zerſetzung, um die es ſich bei der ſogenannten Revolution des Nationalſozialismus handelt, auch bei uns nicht wenige ergriffen hat. Ueberall, wo ſich derartige Erſcheinungen zeigten, hätte der wachſame Widerſtand unſerer Kirche einſetzen müſſen. Gegen dieſe abſolut widerchriſtliche, den Menſchen ſchändende und erniedrigende, Staat und Krieg vergottende Art dieſes Syſtems müßte unſere Kirche mit ſolchem Nachdruck kämpfen, daß es unter ihren Bekennern keinen einzigen mehr gäbe, der nicht wüßte, daß es Todſünde iſt, ſolchen

Ideen Gefolgſchaft zu leiſten. Tatſache iſt aber, daß weite kirchliche Kreiſe von der wahren Natur jener aus dem Abgrund der Zerſetzung und Fäulnis emporſteigenden Macht bis heute nicht das Geringſte gemerkt haben. Auch gegen den Antiſemitismus iſt der Kampf nicht entſchieden genug geführt worden; denn wie wäre es ſonſt erklärlich, daß er auch in kirchlichen Kreiſen immer noch Anhänger findet?

In den von unſerm Herrn Prof. Farner ſo meiſterhaft gezeichneten „Wegmarken", für die ihm unſer wärmſter Dank gebührt, findet ſich über den Sinn unſerer Staatskirche folgendes treffende Wort: „Der Dienſt der Kirche für den Staat iſt, daß ſie für ihn betet und ſeinem Volk die ewigen Geſetze ins Bewußtſein rammt. Nur wenn die chriſtliche Gemeinde ungeſcheut ihres Wächteramtes waltet, kann die Kirche rechte Kirche ſein." In Uebereinſtimmung mit Zwingli und Calvin wird damit nicht nur der Gehorſam des Chriſten gegenüber der Obrigkeit gefordert, ſondern ebenſo entſchieden die Kirche an ihre Pflicht erinnert, die Obrigkeit an die ihr von Gott geſetzte Aufgabe zu mahnen. Der Dienſt der Kirche am Staat iſt die Aufrichtung des Gehorſams Chriſti im Staat. Wir erkennen, daß die Vernachläſſigung dieſes Dienſtes, das Schweigen der Kirche die große Schuld iſt, die auf ihr laſtet und die heute an ihr heimgeſucht wird. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß unſere Kirche es immer wieder ärgerlich oder wenigſtens ängſtlich von ſich wies, wenn ihr zugemutet wurde, ihre Stimme zu erheben. Jedenfalls iſt der Staat bis zur Gegenwart durch ihre Verkündigung kaum behelligt, gar bedrängt oder in die Schranken gewieſen worden. So iſt es nicht zu verwundern, daß, als das Erwachen der Kirche in den letzten Jahren bei uns ein klareres Bekennen zur Folge hatte, ihr vielfach mit den Mitteln des ſtaatlichen Zwanges das Wort entzogen und ihr bedeutet wurde, ſie habe zum Staat und ſeiner Politik nichts zu ſagen. Die Kirche iſt aber nicht mehr Kirche, wenn ſie ſich vom Staat aus dem öffentlichen Leben verdrängen läßt. Was heute nicht mehr angeht, was ſchuldhaft wäre, das iſt eine Kirche, die keine oder nur ausweichende Antworten gibt, eine Kirche, die ſich an der abſtrakten Verkündigung des Bibelwortes genügen läßt und mit unverbindlichen Allgemeinheiten antwortet, wo ſie konkret gefragt wird. Das Wort Gottes in dieſe Zeit hineinzuſtellen, die Wahrheit Gottes heute und in der Welt aufleuchten zu laſſen, das iſt ihre Aufgabe. Das Evangelium kennt keine Geſinnungsneutralität und weiß nichts von der Politik des falſchen Schweigens, wie ſie heute höhern Ortes geprieſen wird. Die Kirche hat zu antworten auf alle die Fragen, die heute von Krieg und Staat her ſo bedrängend aufſteigen. Man wartet auf ihr Wort. Es ſoll ein Wort ſein, das uns ſagt, was heute und hier Chriſti Gebot iſt, und was nicht. Die Kirche darf nicht den Entſcheidungen ausweichen und ſich auf eine ſogenannte mittlere Linie zurückziehen, ſie darf nicht Ja ſagen zum Worte der Bibel und Ja zum Worte des Staates, als ob es ein und dasſelbe wäre. Wohin dieſe Politik der Mitte

führt, zeigt uns draſtiſch der Ausgang des deutſchen Kirchenkampfes, dem als ruhmvolles Gegenbeiſpiel die kompromißloſe Haltung der norwegiſchen Kirche gegenüberſteht. Es gibt auch einen chriſtlichen Servilismus gegenüber dem Staat, und er iſt leider auch unſerer Kirche nicht fremd, während ſie doch guten Grund hätte, unſerm Staate vor Augen zu führen, welches die Lage unſeres Vaterlandes vor Gott iſt.

Der herrſchende Geiſt, der keineswegs identiſch iſt mit dem Volksempfinden, iſt mutlos, ja kläglich geworden. Seine Vertreter, die nicht nur in der Bundesverwaltung, ſondern zum Teil auch im Parlament zu finden ſind, huldigen der Ueberzeugung, daß Klugheit, Schlauheit und die ſogenannte Realpolitik für unſere Rettung wichtiger ſeien als der Geiſt der Freiheit, der Wahrheit und des Evangeliums. Die Kläglichkeit des herrſchenden Geiſtes hat ſich in den letzten Monaten in der ſchamloſen Behandlung gezeigt, die den Aſylſuchenden zuteil geworden iſt. Wir dürfen hier nicht ſchweigen von der Schmach und der Schande, die wir uns dadurch aufgeladen haben, daß durch kalte Staatsraiſon Flüchtlinge, die innerhalb unſerer Grenzen rettende Zuflucht gefunden zu haben meinten, in großer Zahl in Elend und Todesnot zurückgeſtoßen worden ſind. Die Welle der Empörung, die durch unſer Volk ging, war ſeit der Bekundung entſchloſſener Kampfbereitſchaft für unſere Freiheit zu Beginn der Mobiliſation das erhebendſte Erlebnis in dieſer Kriegszeit. Es war mehr wert als der zum Teil etwas künſtliche Gefühlsſturm des eidgenöſſiſchen Jubiläumsjahres. Nicht die Schönheiten unſeres Landes und nicht unſer geſichertes Daſein macht uns die Schweiz der Verteidigung und der Hingabe wert, wohl aber, daß ſie eine Stätte der Freiheit und des Rechtes iſt. In der Erklärung des Bundesrates und der drei Regierungsfraktionen im Parlament kam leider nichts von einem Begreifen der großen Stunde zum Ausdruck. Dagegen wird man ſagen dürfen, daß die reformierte Kirche, insbeſondere der Vorſtand des Schweizeriſchen Evangeliſchen Kirchenbundes die Forderungen des chriſtlichen Gewiſſens in entſchiedener Weiſe verfochten hat. Ihre eindringlichſte Formulierung haben dieſe in folgender Kundgebung unſeres Herrn Kirchenratspräſidenten gefunden: „Gott ſtellt uns Chriſten durch ſein Wort im Alten und Neuen Teſtament eindeutig an die Seite aller Schwachen, Bedrückten und Entrechteten, ohne Rückſicht auf Raſſe und Nationalität. Das Bekenntnis zu Jeſus Chriſtus iſt für Chriſten praktiſch immer auch Bekenntnis zum leidenden Bruder. Die geringſten ſeiner Brüder ſind heute die bedrängten Flüchtlinge in ihrer körperlichen und ſeeliſchen Not. Entweder findet uns Chriſtus an ihrer Seite oder dann auf ſeiten ſeiner Verfolger."

Die behördlich zugeſtandenen Milderungen ſind einem Widerruf der hartherzigen Weiſungen gleichzuſtellen. Aber es handelt ſich nicht um eine dauerhafte und endgültige Löſung. Der Kampf für Ehre und Menſchlichkeit muß auch hier fortgeſetzt werden. Mit den Proteſten allein iſt es freilich nicht getan. Die Entrüſtung iſt hohl, wenn ſich zu

ihr nicht auch die Bereitſchaft zur Tat geſellt. Die Glieder der Kirche und ebenſo ſehr ihre Kritiker verlangen mit Recht, daß gerade ſie ſich tatkräftig für die Verſtoßenen einſetze. Es gilt nun, durch ein überzeugendes Ergebnis der in dieſen Tagen durchgeführten öffentlichen Sammlung der Zentralſtelle für die Flüchtlingshilfe und vor allem auch durch die Aufnahme von Flüchtlingen in die Familien den Beweis zu leiſten, daß unſer Volk ſeine alte chriſtliche Ueberlieferung gewahrt wiſſen will. Möge auch ein jeder von uns das Seinige tun, um die eigene Mitſchuld an dieſem Chaos abzutragen. Rings um unſer Land triumphieren Unrecht, Gewalt und Unmenſchlichkeit. Angeſichts dieſes grauenhaften Geſchehens gibt es keine Rückſichten der Klugheit mehr. Wahre Realpolitik iſt nur die, die als höchſte Wirklichkeit Gott ſelbſt in Rechnung ſtellt, die Gott wichtiger nimmt als alle Klugheitserwägungen. Dieſe leiten uns irre. Wir wollen aber auf unſeren Reformator Huldrych Zwingli hören, der da ſagt: „Sehe ein jeder uf ſinen Hauptmann Jeſum Chriſtum, der wirt uns nit verfüeren." *Max Wolff.*

Die Zürcher Kirchensynode in der Prüfung.

1. Die Frage Gottes.

Die Zürcher Kirchenſynode iſt unerwartet vor eine Prüfung durch Gott geſtellt worden. Es wurde an ſie die Forderung gerichtet, zu einer Angelegenheit von entſcheidender Wichtigkeit nicht nur für die Schweiz, ſondern auch für die Sache Chriſti unter uns: den über die ſogenannten Landesverräter gefällten Todesurteilen, Stellung zu nehmen, und zwar in dem Sinne, daß ſie ſich für eine Begnadigung derſelben, das heißt: eine Aufhebung des Vollzugs der Todesſtrafe erklären ſollte. Dieſe Forderung wurde im Namen der religiös-ſozialen Fraktion durch unſern Freund, Pfarrer *Paul Trautvetter*, geſtellt und in die folgende *Reſolution* gefaßt:

„Die Kirchenſynode des Kantons Zürich gibt ihrem Entſetzen Ausdruck über die Tatſache, daß in einer Reihe von Fällen das verabſcheuungswürdige Verbrechen des Landesverrates unter uns möglich geweſen iſt. Sie iſt der Ueberzeugung, daß gegen eine derart verwerfliche, die Geſamtheit unſeres Volkes gefährdende Handlungsweiſe mit der ganzen Strenge des Geſetzes eingeſchritten werden muß.

Sie kann es aber mit ihrem Verſtändnis Chriſti nicht vereinbaren, daß die Schuldigen getötet werden ſollen, ſondern hält es gerade in unſerer Zeit, der die Scheu vor dem Blutvergießen und die Ehrfurcht vor dem göttlichen Ebenbild abhanden zu kommen droht, für eine beſonders dringliche, ja heilige Aufgabe, an jener menſchlichen, auf die Beſſerung des Schuldigen abzielenden Rechtspflege feſtzuhalten, wie ſie im neuen Eidgenöſſiſchen Strafgeſetz feſtgelegt iſt.

Sie erinnert an die unbegreifliche Gnade, deren unſer Volk durch Bewahrung vor dem Kriege teilhaftig geworden iſt, ſieht aber darin auch die Verpflichtung, daß wir nun auch ſelber gnädig ſind.

Sie kann nur mit Grauen daran denken, daß wir — vor dem Kriege gnädig bewahrt — nun Geſetze zur Anwendung bringen, die nur für den Kriegsfall vorgeſehen ſind, und daß unſere Soldaten, die, Gott ſei Dank, nicht in den Fall kamen, töten zu müſſen, nun ihre Waffe zu Hinrichtungen erheben ſollten."

2. Zwei Reden.

a) Pfarrer *Paul Trautvetter* begründete die von ihm vorgeſchlagene Reſolution durch folgende Rede:

Wenn wir gegen die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten reden wollen, iſt uns nichts klarer bewußt, als daß eine Beſchönigung oder Entſchuldigung ihrer Tat etwas völlig Unmögliches wäre. Verrat — das iſt etwas vom Furchtbarſten, deſſen der Menſch fähig iſt. Der, dem wir vertrauen, weil er unſer Volksgenoſſe, unſer Bruder iſt, der doch auch eine Heimat hatte bei uns, geht hin und zeigt dem Feind die Stelle, wo er uns tödlich treffen kann. Der Name Judas iſt das Symbol dieſer Tat.

Und dieſe Tat iſt geſchehen in der gegenwärtigen europäiſchen Situation, einer Situation, die für die kleinen Völker noch nie ſo furchtbar war. Wer eine Ahnung hat, was die Fremdherrſchaft — diejenige, um die es ſich handeln würde — bedeutet, eine Ahnung, die täglich genährt wird mit den grauenvollen Berichten aus den beſetzten Ländern, der wird jeden, der auch nur mit einem Gedanken, nur mit einer Bewegung des kleinen Fingers ſich zum Helfershelfer der uns bedrohenden Mächte hergibt, als einen empfinden, der das Verbrechen des Mordes gegen ihn ſelbſt und gegen ſeine Brüder vorbereitet. Darum dieſe Leidenſchaft des Volkszorns gegen die Verräter — niemand glaube, daß dieſer Zorn nicht auch in uns lebt. Darum iſt es uns allen klar, daß die ſtaatlichen Organe, die uns vor dieſem Verbrechen ſchützen, unſer Leben und unſere Freiheit an einer beſonders gefährlichen Einbruchſtelle verteidigen. Wir zittern bei dem Gedanken, daß jene Menſchen ihr Werk weiter hätten treiben können. Unſer Volk hat wahrhaftig ein Recht, vor ihnen und ihrem Tun geſchützt zu werden, ſo gut wie vor jedem andern Verbrecher. Und ihnen ſelbſt muß die Verworfenheit ihrer Tat durch die gerechte Schwere der Strafe zum Bewußtſein gebracht werden.

Und doch — als wir durch Radio und Zeitung die Worte: „Todesſtrafe durch Erſchießen" vernahmen, hat es uns — jeden von uns — aufs ſtärkſte erſchüttert. Nicht daß wir den Richter der Härte oder gar der Ungerechtigkeit beſchuldigt hätten. Wenn die geſetzlichen Beſtimmungen, nach denen er ſeinen Spruch fällte, zu Recht beſtehen, dann mußte er ſo urteilen. Aber wir hatten das Gefühl, daß nun wieder

etwas Dunkles und Furchtbares in unſer Leben, in unſer Land, in unſere Kultur, in unſere ſich zum Chriſtentum bekennende Welt hereinbreche, etwas, von dem wir geglaubt hatten, daß es für immer überwunden ſei, und etwas, deſſen Tragweite unberechenbar und unheimlich vor unſere Seele trat. Und nun glaube ich, daß dieſe erſte gefühlsmäßige Reaktion unſeres Innern mehr war als bloße Weichheit und Schwäche. Wir ſagen noch einmal, wir hatten genug Erkenntnis der uns durch den Landesverrat drohenden Gefahr, daß wir jedes zornige Aufwallen begriffen und ſelber teilten, und waren nichts weniger als weich geſtimmt.

Aber es trat uns ein Bild vor die Seele und begann uns zu verfolgen, ein Bild von Menſchen, von bereits unſchädlich gemachten Gefangenen, die nun vor die Gewehrläufe geſchleppt und getötet werden durch Menſchen! Und es war uns, als könnten wir jede in Leidenſchaft und Kampf getane Bluttat eher ertragen als dieſes kaltblütige und vorbedachte Töten. Und dann ſtand Chriſtus neben uns, und wir mußten mit *ſeinen* Augen auf jene Menſchen ſchauen. Nicht daß ihre Tat uns nun weniger furchtbar erſchienen wäre, im Gegenteil — aber etwas ſahen wir, was wir mit den eigenen, aus unſerem bedrohten Ich herausſchauenden Augen nicht geſehen hatten: wir ſahen hinter dem verabſcheuenswürdigen Verbrecher den Menſchen, den Bruder. Wir ſahen, daß im Täter ein Etwas iſt, das wir nicht einfach mit ſeiner Tat identifizieren können; denn wir blickten mit den Augen deſſen, der die Sünde haßt, aber den Sünder nicht aufgibt.

Wir kennen die Akten nicht über dieſe Landesverräter, wir ſind nicht über ihre Motive unterrichtet, wir wiſſen nicht, ob die bloße gemeine Verlockung des Geldes oder ob irgendeine „Ideologie" der Beweggrund ihres Verbrechens war, wir wiſſen auch nicht, was für Menſchen ſie ſonſt ſind, aber eines wiſſen wir: ſie ſind Menſchen. So ſchaut Chriſtus durch alles konkrete So-ſein des Menſchen hindurch, auf etwas, das unzerſtörbar im Menſchen iſt, auf etwas, das niemals preisgegeben werden darf, weil Gott — trotz allem, trotz aller Verſchüttung und Entſtellung — zu dieſem Geheimnis des Menſchen immer wieder ja ſagt.

Das iſt es, was uns immer klarer vor die Seele tritt: wir dürfen nicht über Leben und Tod entſcheiden. Hier ſind uns heilige Grenzen geſetzt, die wir nicht überſchreiten dürfen. Geburt und Tod, das iſt nicht in des Menſchen Hand gelegt, wenn er es an ſich reißt, frevelt er. „Nehmt nicht auf euch die ſchreckliche Verantwortung für die Uſurpation des göttlichen Rechts!" (V. Hugo.)

Wohl wiſſen wir, daß jetzt die Situation des Krieges weithin unſer Denken und Fühlen beſtimmt. Im Kriege fließt Blut in unvorſtellbarem Maß. Und diejenigen, die ihn verſchuldet haben — ſind wir nicht alle ſchuld, weil wir ihn nicht verhindert haben? —, ſind in jenen Frevel gefallen. Aber dennoch wollen wir das, was Menſchen in der Situation des Kampfes und der Notwehr tun müſſen, nicht vergleichen

mit dem kaltblütigen Töten gefangener und gebundener Menſchen. Dieſe Erde iſt uns anvertraut, und wir ſollen das Leben auf ihr ordnen nach Gottes Auftrag, und zu dieſem Ordnen gehört auch gerechtes Richten und Strafen. Aber das Leben ſelbſt dürfen wir nicht zerſtören. Hilty macht darauf aufmerkſam, daß der erſte Mörder, Kain, nicht getötet, ſondern ausdrücklich vor der Todesſtrafe geſchützt wird. Und dieſe Stelle des Alten Teſtamentes iſt bedeutſamer als alle ſpäteren Ausſprüche, in denen für vergoſſenes Blut wieder Blut gefordert wird. Vor allem aber ſtehen wir vor jener entſcheidenden Wendung, zu allem Schreien nach Rache, jener Wendung, die in Chriſti Worten gegeben iſt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Auge um Auge, Zahn um Zahn", — ich aber ſage euch . . „Das einzige Mal, wo die Frage nach der Todesſtrafe direkt an Chriſtus gerichtet wird, lautet ſeine Antwort: „Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein."

Als die Chriſtenheit noch jung war, hat ſie ihren Meiſter verſtanden und die Todesſtrafe verworfen. Sie lebte unter einer Volksmenge, die zeitweiſe von einem unerſättlichen Blutdurſt erfüllt ſchien, ſie hat dem widerſtanden, auch wenn dann gerade über ihrem Haupt Tag und Nacht das Richtſchwert ſchwebte. Tertullian hat den Chriſten geraten, öffentliche Aemter abzulehnen, weil ſie in denſelben in den Fall kommen könnten, Bluturteile ausfällen zu müſſen. Durch Konſtantin und das Bündnis mit dem Staat hat ſich dieſe Haltung dann allerdings geändert, aber noch um das Jahr 400 hat der Biſchof Chryſoſtomus es öffentlich gebilligt, daß das chriſtliche Volk verurteilte Verbrecher auf dem Weg zur Richtſtätte mit Gewalt befreite, damit das verabſcheute Bluturteil nicht an ihnen vollzogen werden könne. Und Auguſtinus ſagt: „Unſere Sache iſt Fürbitte für die Schuldigen; denn zur Beſſerung gibt es keinen andern Ort als dieſe Erde." Erſt im Kampf gegen die Ketzerei beginnt die Kirche, die Todesſtrafe zu bejahen. Nun heißt es aus dem Munde eines Papſtes: „Das Schwert, das den Ketzer tötet, iſt Gottes Schwert." Durch die Reformation wurde dieſe Sache dann allerdings vorerſt nicht beſſer, ſondern ſchlimmer. Die Kirche wirft ſich dem weltlichen Regiment in die Arme. Und „damit ſinkt eine zweihundertjährige Nacht über das Strafrecht herab" (Albert Bitzius). Und die Kirche gehört in dieſer Zeit zu den eifrigſten Verfechtern der Todesſtrafe. „Sie ſank noch tiefer: arm an Geiſt, iſt ſie bei den Juriſten und den Philoſophen um Beweiſe für die Todesſtrafe betteln gegangen."[1]) Schließlich ſteht dann als Symbol dieſer traurigen Entartung der ſtolze Hofprediger da, mit der Bibel in der Hand und dem Orden auf der Bruſt, der dem in ſeinem Gewiſſen beunruhigten Fürſten für das Unterſchreiben der

[1]) Ich verweiſe auf die glänzende Schrift von Albert Bitzius, weiland Pfarrer in Twann, Sohn von Jeremias Gotthelf: „Die Todesſtrafe vom Standpunkt der Religion und der theologiſchen Wiſſenſchaft." Gekrönte Preisſchrift, erſchienen 1870. Der kirchliche Freiſinn iſt nämlich auch einmal jung geweſen.

Todesurteile ein gutes Gewiſſen macht, indem er ihm verſichert, daß „der Geſalbte des Herrn das Schwert nicht umſonſt trage", nach Römer 13. Gelüſtet es die Kirche, dieſe Rolle auch heute wieder zu ſpielen?

Aber wenden wir uns wieder den Geſichtspunkten zu, die *heute* für uns entſcheidend ſind.

Viele unſerer Volksgenoſſen ſagen uns, daß ſie ſelbſtverſtändlich und entſchloſſen an der Ablehnung der Todesſtrafe feſthalten wollten, daß aber gegenüber dem Verbrechen des Landesverrates die Härte des Kriegsrechtes eintreten müſſe. Wir ſagen noch einmal: nicht um Härte oder Weichheit handelt es ſich, ſondern um die Frage, ob getötet werden ſoll. Härte ſoll hier walten! Darin ſind wir ja einig. Auch über die Abſchreckungstheorie wollen wir hier nicht ſtreiten; ſie iſt ja im allgemeinen völlig aufgegeben. Aber wir würden die Todesſtrafe — um Chriſti willen — ablehnen, auch wenn die abſchreckende Wirkung ſtatiſtiſch bewieſen werden könnte.

Wenn aber auf den blutigen Ernſt unſerer Zeitlage und unſerer ſchweizeriſchen Situation hingewieſen wird, um damit zu begründen, daß unter den heutigen Umſtänden auch bei uns gewiſſe Verbrechen nur durch die Tötung der Schuldigen geahndet werden könnten, ſo fragen wir, ob nicht dieſes Schreien nach der Todesſtrafe bereits ein Symptom dafür iſt, daß nun auch wir von der grauenhaften Krankheit unſerer Zeit angeſteckt ſind: von der Abſtumpfung. Es iſt nicht verwunderlich, es iſt pſychologiſch nur zu ſehr erklärlich, daß der heutige Menſch, der Tag für Tag mit Berichten von Schlachten, Schiffsverſenkungen, Hinrichtungen, Füſilierungen, Geiſel-Erſchießungen genährt wird, das Grauen vor vergoſſenem Menſchenblut verliert, jenes Grauen, das auf den erſten Blättern der Bibel mit ſolch urſprünglicher Tiefe des Empfindens aufſchreit.

Aber das bedeutet doch nichts anderes, als daß auch in uns das Ebenbild Gottes verwiſcht zu werden droht. Als Chriſten dürfen wir uns doch nicht einfach hinreißen laſſen, auch nicht von dem ſogenannten „Volkszorn", ſondern wir haben über der menſchlichen Seele zu wachen, daß ſie nicht den Dämonen verfalle. Es handelt ſich nicht nur darum, jene Menſchen vor der Hinrichtung zu ſchützen, ſondern es handelt ſich darum, uns ſelbſt und die Seele unſeres Volkes zu ſchützen. Bitzius ſagt, daß jeweilen nach ſolchen Hinrichtungen wochen- und monatelang das Volk für das Wort Gottes wie verſchloſſen und tot geweſen ſei. Keiner von uns kann ohne Erſchütterung an das denken, was eine ſolche Hinrichtung für den engſten Kreis der Verantwortlichen und für die Vollſtreckenden an ſeeliſcher Belaſtung bedeutet. Dieſe Belaſtung kann bis zur Verzweiflung gehen, bis zu einer inneren Erſtarrung, die ſich vielleicht nie mehr ganz löſen wird. Aber dieſe ſeelenmordende Wirkung ſolchen Tötens wird auch an unſerem ganzen Volk, an keinem von uns, ſpurlos vorübergehen. Schon die Verkündigung dieſer Urteile, von denen wir reden, hat derartige Wirkungen zutage

gefördert. Wenn es wahr ſein ſollte, daß bei den zuſtändigen Organen in nicht geringer Zahl Anmeldungen eingegangen ſeien von ſolchen, welche die Erſchießung übernehmen wollten, dann fragen wir, ob jemand dafürhält, daß es ſich bei dieſen freiwilligen Henkern um reine patriotiſche Leidenſchaft handle. Iſt es nicht vielmehr, wie wenn man einen Abgrund eröffnet hätte, aus dem nun die Höllengeiſter emporſteigen? Täuſchen wir uns nicht: wenn hier der Damm durchbrochen wird, dann wird es für eine ganz furchtbare Flut des Untermenſchlichen kein Aufhalten mehr geben. Die zurückgedrängte, aus dem Tageslicht verbannte, bisher offiziell gebrandmarkte Brutalität des Menſchen wird ſich dreiſter ans Tageslicht wagen. Die Beſchränkung der Todesſtrafe wird ſich nicht durchführen laſſen. Es iſt ja auch nicht verſtändlich, daß ein Luſtmörder geſchont werden ſoll, wenn in anderen Fällen die Todesſtrafe anerkannt iſt. Es wird immer häufiger nach dem Blut der Schuldigen geſchrieen werden. Man kann die Menſchlichkeit weder zeitweiſe noch gebietsweiſe außer Kraft ſetzen Wenn man es tut, verliert ſie überhaupt ihre Kraft und ihre heilige Autorität. Man kann ein Moratorium des Chriſtentums noch ſo ſorgfältig auf eine beſtimmte Zeit und Lage beſchränken wollen, es wird zur dauernden Außerkraftſetzung werden. Es wird nicht leicht möglich ſein, die Todesſtrafe auf die Urwaldreſervation des Krieges zu beſchränken.

Rings um unſere Grenzen toben die Blutgeiſter. Wäre es nicht etwas Großes, etwas unendlich Tröſtliches und Verheißungsvolles, wenn wir gerade jetzt die Schweiz freihalten könnten vom Vergießen von Blut! Gerade wenn es uns innere Ueberwindung koſtet, Ueberwindung unſeres gerechten Zorns und des Gefühls, daß jene Fehlbaren auch an unſere perſönliche Sicherheit gerührt haben, gerade dann wird auf unſerem Feſthalten an der Ablehnung der Todesſtrafe ein Segen ruhen. Oder ſoll nun auch die letzte Friedensinſel im Herzen Europas mit Blut beſudelt werden? Wollen wir über die große Zurückhaltung, die ſogar noch in unſerem Militärſtrafgeſetz gegenüber der Todesſtrafe zum Ausdruck kommt, hemmungslos hinwegſchreiten und Kriegsgeſetze ſchon während des Friedens handhaben?

Wir können auch an einer anderen Grundwahrheit Chriſti nicht vorübergehen: an der Erkenntnis der ſolidariſchen Schuld, welche Gerechte und Sünde miteinander verbindet. „Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein.“ Sind denn dieſe Menſchen, die uns dadurch an das Ausland verraten, daß ſie die Freiheit gering achten, Menſchenrechte und Demokratie leichten Kaufes preiszugeben bereit ſind, völlig vereinzelt unter uns? Iſt der Kampf gegen den geiſtigen Landesverrat, gegen die Verhöhnung der Demokratie, gegen die Verherrlichung der Diktaturen bei uns mit Energie und mit tiefem Glauben an unſeren ſchweizeriſchen Staatsgedanken geführt worden? Hat die Kirche, der das Bekenntnis zur Gerechtigkeit, zur Bruderſchaft und Menſchlichkeit obliegt, laut genug geredet? Haben ſich nicht gerade

auch in ihren Reihen ſolche gefunden, die weder durch Judenverfolgung noch durch Abſchaffung der Menſchenrechte ſich abbringen ließen von ihrer offenen oder geheimen Sympathie für diejenigen, bei denen ſie ihre materiellen oder ideologiſchen Intereſſen beſſer aufgehoben glaubten?

Und wenn nicht „ideologiſche" Motive, ſondern das ſchnöde Geld es war, was jene Ruchloſen zum Verrat trieb, müſſen wir nicht gerade hier etwas von moraliſcher Mitverantwortlichkeit zugeſtehen? Umſpielen die Mammonsgeiſter nicht die Herzen aller? Sind wir nicht furchtbar und, wie wir behaupten, unlösbar verflochten in Waffenbelieferung gerade des uns bedrohenden Auslandes? Und werden dabei nicht ungeheure Gewinne gemacht und nicht einmal der Allgemeinheit — die einmal dafür kann büßen müſſen — zugeführt? An dieſe Dinge wenigſtens zu denken, das könnte uns vor Phariſäismus bewahren.

Meine Herren! In wenigen Tagen werden unſere gewählten Volksvertreter in Bern über das Begnadigungsgeſuch der Verurteilten zu entſcheiden haben. Sie werden die Verantwortung zu tragen haben, ob dieſe Schuldigen getötet oder mit lebenslänglicher Haft beſtraft werden ſollen. Es wird für dieſe Männer eine der ſchwerſten Entſcheidungen ſein, die ſie in ihrer ganzen parlamentariſchen Laufbahn zu treffen hatten. Keiner unter ihnen wird dabei mit bloß juriſtiſchen oder politiſchen Ueberlegungen auskommen. Sie werden alle ſich an eine höhere Inſtanz wenden, an ihre Weltanſchauung und an ihr Gewiſſen. Aber wir wiſſen, daß nur ein Gewiſſen, das ſich immer wieder an etwas Lichtvollem und Lebendigem orientiert, dem Dunkel dieſes Lebens ſich zu entwinden vermag und zu einer lebendigen Entſcheidung kommt. Wir glauben an das in Chriſtus erſchienene Licht. Es iſt unſere Sache, es nicht zu verdunkeln, ſondern auf den Leuchter zu ſtellen. Es iſt das Licht deſſen, der gekommen iſt, um das Verlorene zu ſuchen und ſein Reich aufzurichten, in welchem die Starken und die Schwachen einander tragen.

Stellen wir uns zum Schluſſe noch einmal vor jene Tatſache, die wir als das große, unbegreifliche Wunder der Gnade beſtaunen: unſere bisherige Bewahrung vor dem Krieg. Es iſt eine der zentralen Wahrheiten des Evangeliums, daß Gnade-empfangen-haben dazu verpflichtet, ſelber gnädig zu ſein. Recht ſoll geſchehen, aber keine Strafe, die das Recht verhängt, iſt völlig ohne Gnade — außer der einen: dem Tod. Der Tod iſt das Gnadenloſe, das Irreparable. Wir können das „Unſer Vater" mit ſeinem „wie auch wir vergeben unſern Schuldnern" nicht mehr beten, wenn wir unſere Schuldner getötet haben.

Laſſen Sie mich mit einem dreihundert Jahre alten Wort ſchließen, es iſt ein Shakeſpeareſcher Vers, der ein wunderbares Verſtändnis der tiefſten Evangeliumswahrheit verrät:

Und ird'ſche Macht kommt göttlicher am nächſten,
wenn Gnade bei dem Recht ſteht.
Wir beten all um Gnade, und dies Gebet
muß uns der Gnade Tat auch üben lehren.

b) Auf diese Rede antwortete *Emil Brunner*, Professor der Theologie an der Universität Zürich, mit folgender Rede:

Herr Präsident, liebe Kollegen!

Es ist wohl niemand in diesem Saal, der sich dem tiefen Eindruck der Worte von Herrn Pfarrer Trautvetter zu entziehen vermöchte. Wir alle sind uns der schweren und großen Verantwortung bewußt, in die er uns durch Vorlage und Begründung seiner Resolution gestellt hat. Ich meine damit nicht allein die Entscheidung in der Abstimmung über Annahme oder Verwerfung dieser Resolution. Das ganze Kirchenvolk erwartet in der Gewissensbeunruhigung, in die es durch das kriegsgerichtliche Todesurteil und durch die kommende Entscheidung über Begnadigung oder Nichtbegnadigung versetzt ist, ein klärendes, richtunggebendes Wort von der Kirche her. Die Motive, aus denen heraus die Resolution entstanden ist, sind weitgehend die aller ernsthaften Christen und die Begründung, die ihr Verfasser ihr soeben gegeben hat, ist uns zunächst durchaus einleuchtend, um nicht zu sagen bestechend. Ich habe einen guten Teil der vergangenen Nacht dazu verwendet, um diese erst gestern abend uns bekannt gewordene Erklärung zu bedenken, damit ich nicht nur mit meinem theologischen Gewissen ins reine komme, sondern die Entscheidung finde, die Gott will.

Wir wollen uns durch Herrn Trautvetter an die Barmherzigkeit Gottes ermahnen lassen, nicht nur an die, die durch die Verschonung vom Kriegsunheil unserem Lande widerfahren ist, sondern auch und vor allem an diejenige, die der ganzen Menschheit durch das Blutopfer unseres Herrn Jesus Christus geschenkt ist. Um ihretwillen dürfen wir in dieser Sache nicht nur mit unserem Verstand und unserem unmittelbaren Empfinden zu Rate gehen, sondern wir sind verpflichtet, auch darin das Wort Gottes die letzte Instanz sein zu lassen. Niemand hat der Kirche und durch sie der Welt Tieferes, Letztgültigeres über diese Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus gesagt als der Apostel Paulus, und nirgends hat er das in so umfassender und gleichsam abschließender Weise getan wie in seinem großen Brief an die römische Gemeinde. Nachdem er dort im ersten Teil des Briefes die Barmherzigkeit Gottes als die große Gabe an die Menschheit aufgezeigt hat, stellt er im zweiten Teil des Briefes das ganze christliche Handeln unter dieses Gebot: Seid eingedenk der Barmherzigkeit Gottes. Das ist das Vorzeichen und das ist die Grundlage der ganzen christlichen Ethik. Nach dieser Regel soll der Christ überall handeln, in der Gemeinde, gegenüber den Brüdern, aber auch gegenüber denen, die ihren Herrn nicht kennen oder kennen wollen. Im Blick auf diese, die Feinde und Verfolger, zieht er aus dieser Regel der Barmherzigkeit den Schluß: Keine Rache, keine Vergeltung! „Mein ist die Rache, spricht der Herr."

Unmittelbar daran anschließend folgt nun das berühmte 13. Kapitel, das von der staatlichen Obrigkeit handelt und das sich in der wei-

teren Entwicklung der Liebesregel fortſetzt. Zwiſchen dieſen zwei unmißverſtändlichen Ermahnungen zur unbedingten Nächſtenliebe hängt die kurze Belehrung über den Staat. Warum? Die Vergeltung, die Gott jedem einzelnen Chriſten verbietet, die hat er einer Inſtanz übertragen, die ſie in ſeinem Auftrag auszuüben hat, der ſtaatlichen Obrigkeit. Darum, weil ſie das in ſeinem Auftrag tut, iſt ſie, wie er mehrmals ausdrücklich ſagt, Gottes Dienerin. Warum gibt ihr Gott dieſen befremdlichen Auftrag? Darum, weil ohne vergeltendes Recht und ohne die dieſes Recht vollſtreckende Vollzugsgewalt menſchliches Zuſammenleben nicht beſtehen kann, ſondern ſich in Anarchie auflöſen müßte. Mit unmißverſtändlicher Klarheit hebt der Apoſtel dieſe Verwaltung des vergeltenden — nach der Gerechtigkeitsregel jedem das Seine gebenden, belohnenden und ſtrafenden — Rechtes als Hauptfunktion des Staates hervor. Die Obrigkeit, der Staat iſt geradezu eingeſetzt, um das zu tun, was kein Einzelner tun darf: ſtrafend zu vergelten, um ſo die Rechtsordnung der Gemeinſchaft zu wahren.

Und nun braucht der Apoſtel in dieſem Zuſammenhang ein zweites, noch befremdlicheres Wort. Im Dienſt dieſer Vergeltung führt die Obrigkeit das Schwert. In Gottes Auftrag, als Stellvertreterin ſeines Gerichtes, vergießt die ſtaatliche Macht, wenn es um der Rechtsordnung und des Gemeinwohls willen nicht anders ſein kann, das Blut des Rechtsbrechers und Gemeinſchaftsſchädlings. Kein ſymboliſches Schwert, ſondern ein hartes, ſcharfes, eiſernes Schwert iſt damit gemeint, ſchaudererregendes Blutvergießen. Der Staat ſoll ſich hüten, dieſes äußerſte Mittel leichtfertig zu gebrauchen. Und leichtfertig oder brutal wäre der Gebrauch überall da, wo nicht zwingende Notwendigkeit vorliegt, wo es nicht, um der Rechtsordnung und des Gemeinwohls willen, notwendig iſt. Wo aber dieſe Notwendigkeit vorliegt, da *darf* ſie nicht nur, da *muß* ſie im Auftrag Gottes dieſes harte Mittel gebrauchen, um der Barmherzigkeit willen, zum Schutz des Volkes.

Wie aber, wenn der Apoſtel Paulus ſelbſt, der ja nur Menſch, nicht Gottesſohn iſt, ſich geirrt hätte und von der Richtſchnur ſeines und unſeres Herrn abgewichen wäre, deſſen Liebesgebot unbedingt iſt und unbedingt gilt? Wer ſo ſagt, muß darüber im klaren ſein, daß die Gebote und Verbote der Bergpredigt nicht nur die Todesſtrafe, ſondern jedes vergeltende Recht, daß ſie auch die Notwehr treffen. Entweder hat Jeſus nicht nur die Todesſtrafe, ſondern alles ſtaatlich zwingende vergeltende Recht abſchaffen wollen — oder aber ſein Verbot der Vergeltung iſt nicht auf das Tun und Laſſen des Staates, ſondern der einzelnen Chriſten bezogen. Will man ſchon ſagen: Die Barmherzigkeit Jeſu Chriſti verträgt keine Todesſtrafe, ſo muß man auch fortfahren und ſagen: Sie verträgt auch keine Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus, ſie ſteht zu allem Strafrecht, ſie ſteht auch zur Militär- und Polizeigewalt, ſie ſteht zum Weſen des Staates überhaupt im Widerſpruch. Der Unterſchied zwiſchen Todesſtrafe und lebenslänglichem

Zuchthaus ist gewichtig und bedeutsam; aber er ist nicht aus der Barmherzigkeit Christi herzuleiten.

Unser normales, für den Friedenszustand geltendes Strafrecht hat das Todesurteil abgeschafft. Indem das Schweizervolk das tat, hat es seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß in normalen Zeiten andere Strafen hinreichend seien, um das Wohl des Staates und Volkes zu gewährleisten. Aber für den Kriegsfall hat sich unser Volk das Recht des Todesurteils vorbehalten. Denn im Kriege ist das Wohl des Vaterlandes und die Sicherheit der Rechtsordnung in ganz besonderem Maße bedroht und gefährdet. Auch wenn wir jetzt nicht aktiv am Krieg beteiligt sind, so sind wir es doch passiv. Unser Land ist, wie jeder weiß, durch die Kriegslage in hohem Maße bedroht und gefährdet. Seine Sicherheit kann darum durch die Gewissenlosigkeit von Verrätern in einem Maße in Frage gestellt werden, das äußerste Sicherheitsmaßnahmen notwendig macht. Es ist darum nicht nur begreiflich, sondern es ist recht und notwendig, daß sich unser Staat für diesen Gefahrzustand das Recht der Todesstrafe bewahrt hat, und es können Fälle eintreten, wo er auf den Gebrauch dieses Rechtes nicht verzichten darf, wenn er nicht damit die Sicherheit des Landes gefährden will. Mit beidem, mit jenem Verzicht und mit dieser Zurücknahme des Verzichtes im Kriegsfall, bleibt unsere Rechtsordnung und unser staatlicher Wille durchaus auf der vom Apostel gezeichneten Linie. Der Staat, der grundsätzlich und in jedem Falle auf das Recht der Tötung verzichten würde, würde damit sich selbst aufgeben. Das Blutvergießen darf ihn, wenn es denn notwendig ist, so furchtbar es ist, nicht schrecken. Gerade das meint der Apostel, wenn er ausdrücklich sagt: Die Obrigkeit führt das Schwert nicht umsonst. Tut sie es aus zwingender Notwendigkeit, so tut sie es im Auftrag Gottes.

Mit Recht hat uns Herr Trautvetter daran erinnert, was für ein unvergleichliches Vorrecht es ist, daß unsere Soldaten bisher nicht töten mußten. Vergessen wir aber nicht, daß dieses Nichttötenmüssen zu einem guten Teil auf der Sicherheit beruht, die der Dienst der Armee unserem Lande beschafft. Diese Sicherheit aber ist es gerade, die durch den furchtbaren Landesverrat in Frage gestellt wird. Es *kann* darum wohl sein, daß die Wiederherstellung und Bewahrung dieser Sicherheit die Ausführung der Todesstrafe fordert an denen, die sie so gewissenlos gefährdet haben. Es könnte sein, daß der Staat dieses Blut vergießen müßte, damit nicht viel mehr Blut fließt.

Ob dem so ist oder nicht, ob heute dieser Fall vorliegt, wo der Staat von seinem Tötungsrecht, von diesem äußersten Mittel zum Wohl des Staates Gebrauch machen muß oder nicht, das zu entscheiden ist unsere Synode nicht kompetent. Diese Kompetenz haben nur diejenigen, die die volle Einsicht haben in die konkreten Tatbestände der Sicherheitsgefährdung, die zu ermessen vermögen, was für ein Schaden unserem Lande durch die Verräterei erwachsen ist und eventuell weiter-

hin erwachsen würde, wenn das Urteil nicht vollzogen wird. Wir sind, als eine Versammlung von nicht weiter eingeweihten Christen, nicht in der Lage zu ermessen, ob hier auch eine mildere Strafe, wie sie die Folge der Begnadigung wäre, genügen würde. Eines aber wissen wir: Daß wir hier nicht mit der Berufung auf die Barmherzigkeit Gottes dem Richter Staat in den Arm fallen und ihm sagen dürfen: Das darfst du nicht tun, weil du es nie tun darfst. Mit dieser allgemeinen, prinzipiellen Berufung auf die Barmherzigkeit Gottes treten wir von der Linie, die uns der Apostel Paulus vorzeichnet, ab und schaffen wir eine Verwirrung des Urteils, die unseren Staat und unsere Kirche teuer zu stehen käme.

Es gibt wohl viele, die von der Kirche gerade dieses erwarten, daß sie unter allen Umständen für das mildere Urteil plädiere, weil für sie die Kirche außerhalb der politisch-staatlichen Verantwortung steht. Das ist keine christliche Auffassung des kirchlichen Auftrags. Wir müssen uns durchaus in die Lage derer versetzen, die als Mitglieder der Bundesversammlung ihr Urteil als Christen verantworten wollen. Was sollen wir diesen unsern Mitchristen zurufen? Wir dürfen nicht sagen: Ihr sollt töten; wir dürfen nicht einmal sagen: Ihr dürft jetzt töten. Aber wir dürfen auch nicht sagen: Ihr dürft unter keinen Umständen töten.

Zweierlei aber können und müssen wir tun. Wir wollen die, denen jetzt, buchstäblich, das Schwert des Staates anvertraut ist, ermahnen, sich an die Barmherzigkeit Gottes zu erinnern, von der wir alle leben. In diesem Lichte sollen sie prüfen, ob es wirklich sein muß. Und zweitens müssen wir diejenigen unter ihnen, denen es damit ernst ist, auch in dieser schweren Entscheidung ihrem Herrn Christus gehorsam zu sein, in der Ueberzeugung stärken, daß es, nach der Lehre der heiligen Schrift selbst, Fälle gibt, wo auch der Gebrauch der Schwertgewalt Gehorsam gegen Gottes Auftrag ist und selbst unter der Barmherzigkeit Gottes steht.[1])

3. Erklärung.

Die *Schweizerische Religiös-soziale Vereinigung* sieht in der Resolution, die Pfarrer Trautvetter der Zürcher Kirchensynode vorgelegt hat, einen Ausdruck ihrer eigenen Ueberzeugung und sie schließt sich der Begründung dieser Resolution mit aller Entschiedenheit an. Sie hofft, daß diese Resolution trotz der bedauerlichen Ablehnung durch die Zürcher Kirchensynode in unserem Volke gebührende Beachtung finden wird und daß zumal die Mitglieder der Bundesversammlung, denen die schwere und verantwortungsvolle Entscheidung über die Begnadigungsgesuche der zum Tode verurteilten Landesverräter auferlegt ist, die von tiefem Verantwortungsbewußtsein getragenen Argumente mit ganzem Ernste erwägen werden.

---

[1]) Sowohl nach den nicht dementierten Berichten der Tageszeitungen wie nach mündlichen Mitteilungen hat Professor Brunner auch folgenden Satz gesagt:
„Ein Staat, der überhaupt nicht töten darf, ist kein Staat mehr."

Auch der ſchweizeriſche Zweig der Internationalen *Frauenliga für Frieden und Freiheit* ſchließt ſich dieſer Erklärung an.

4. Der Fall Brunner.

Wir haben uns zuerſt mit der Rede von Profeſſor Brunner zu befaſſen. Sie iſt ein Ereignis, aber im üblen Sinne. Es iſt Pflicht, zu ihr Stellung zu nehmen. Der Umſtand, daß Profeſſor Brunner, wie übrigens auch Pfarrer Trautvetter, einſt mein Schüler war, kann mich davon nicht entbinden. Er kann mir auch keine Schonung gebieten, oder doch nur eine der Form. Schonung iſt um ſo weniger nötig, als ſich Profeſſor Brunner durch ſeine einſtige Schülerſchaft auch nie hat abhalten laſſen, gegen mich eine Polemik zu treiben, die weder ſachlich noch perſönlich eine ſolche verriet. Nicht deswegen freilich ſage ich, was ich ſagen muß, ſondern um der Wahrheit und der Sache Chriſti willen.

Das Erſte, was man Profeſſor Brunner vorwerfen muß, iſt eine *Verdrehung der ganzen Frage*, die bei einem Manne wie er, deſſen Schwäche Unklarheit nicht iſt, *bewußt* geſchehen ſein muß. Seine ganze Argumentation gilt dem Problem der Todesſtrafe, genauer: der Frage, ob der Staat das Recht habe, Todesſtrafe auszuſprechen. Aber das war gar nicht die Frage, um die es ſich handelte. Auch Trautvetter hat ſie nicht ins Zentrum geſtellt. Er hat auch das Recht des Militärgerichtes, im vorliegenden Falle Todesſtrafe auszuſprechen, gar nicht angetaſtet, obſchon dagegen ſehr Gewichtiges hätte geſagt werden können. Denn das verfaſſungsmäßige Recht des Bundesrates, eine ſo wichtige und ſo lange umkämpfte Sache wie die Todesſtrafe, die nach unſerem geltenden militäriſchen Strafgeſetz nur im Kriegsfall mit geſetzlichem Recht angewendet werden durfte, auf dem Wege eines Vollmachtenbeſchluſſes auch für einen andern Fall wieder einzuführen, iſt zum mindeſten zweifelhaft. Aber wie geſagt, nicht darum handelte es ſich, ſondern einfach um die Bitte um Begnadigung für die zum Tode Verurteilten.

Was konnte Profeſſor Brunner zu dieſer Verdrehung der ganzen Frageſtellung bewegen? Es gibt dafür nur *eine* Erklärung: Er wollte um jeden Preis den Behörden, der Begnadigungskommiſſion, dem Bundesrat und der Bundesverſammlung für die Abweiſung des Gnadengeſuches theologiſch zu Hilfe kommen. Seine ganze Rede iſt darauf angelegt. Was dabei in ſeinem Unterbewußtſein noch für Motive mitgewirkt haben könnten, darf ununterſucht bleiben. Er wollte den Behörden für die Vollſtreckung der Urteile ein gutes Gewiſſen machen. Damit hat er die verhängnisvolle Rolle, welche das Chriſtentum ſo oft und gründlich geſpielt, durch ein eklatantes neues Beiſpiel illuſtriert.

Er iſt den weltlichen Behörden mit dem *„Wort Gottes*, d. h. der Bibel, zu Hilfe gekommen. Und das iſt der zweite Punkt.

Trautvetter hatte ſich auch auf das Wort Gottes berufen. Aber auf andere Weiſe. Er hatte auf den ganzen Zuſammenhang des Verbrechens der verurteilten jungen Leute hingewieſen, auf unſere allgemeine

Mitſchuld und die beſondere Mitſchuld wichtiger und hochgeſtellter Kreiſe (ſo formuliere ich, er ſelbſt hat ſich zurückhaltender ausgedrückt), vor allem auch auf die furchtbare Bedeutung des zu vergießenden *Blutes* auf der einen und die Tatſache der unſerem Volke widerfahrenen *Gnade der Verſchonung* von Krieg und Blutvergießen. Er hätte ſicherlich auch auf die *Jugend* der Verurteilten hingewieſen, wenn er darüber orientiert geweſen wäre (ſie ſind 21-, 23- und 26jährig geweſen, zum Teil alſo faſt noch Knaben). Er hat vor allem auf *den* hingewieſen, der *das* Wort Gottes iſt, auf das wir zuerſt hören ſollen, auf Chriſtus. Mit andern Worten: Er hat auf das *lebendige* Wort Gottes hingewieſen, das in dieſen Wochen Gott zu uns geredet hat.

Vor dieſem lebendigen Wort Gottes iſt Profeſſor Brunner in das tote und tötende geflüchtet. (Es iſt eine rechte Illuſtration zu dem Worte: „Der Buchſtabe tötet, der Geiſt aber macht lebendig — 2. Korinther 2, 6), mit andern Worten: Er iſt vor Gott zum „Wort Gottes", d. h. der Bibel geflüchtet. Das iſt das Bedeutſame und Typiſche an ſeinem Verhalten. Die Bibel hat wieder einmal dazu herhalten müſſen, Irrtum und Sünde der Menſchen zum voraus zu rechtfertigen, die Gewiſſen von der Stimme Gottes abzulenken auf die Simme der Welt, an Stelle des Gebotes Gottes Menſchenſatzung zu ſetzen. Im beſonderen hat Römer 13 wieder jene Rolle geſpielt, die es zu einem ſchweren Verhängnis für die Sache Chriſti gemacht hat, worüber der Apoſtel Paulus, wenn er es vorausgeſehen, ſich entſetzt hätte.

Unter *Mißbrauch* der Bibel durch tendenziöſe Auslegung. Denn was ſich Profeſſor Brunner darin leiſtet, iſt geradezu ungeheuerlich.

Einmal: Was hat denn eine *Bitte um Gnade* mit Römer 13 zu tun? Sollte denn Römer 13 Gnade ausſchließen?

Sodann die an die ärgſten Kunſtſtücke ſchriftgelehrter Sophiſtik erinnernde Zurechtdrehung des Apoſtels *Paulus* zum Apoſtel der „Barmherzigkeit". Es liegt doch auf der Hand, daß Paulus der Apoſtel der *Gnade* iſt. Warum hat ihn Profeſſor Brunner nicht als ſolchen hingeſtellt? Der Grund liegt auch auf der Hand: Es hätte ſich dann doch allzu ſonderbar gemacht, wenn er den Apoſtel der Gnade als Zeugen für die *Abweiſung* der Gnade angerufen hätte.

Aber der Mißbrauch der Bibel geht noch weiter. Nach der übelſten Methode ihres Mißbrauchs wird eine aus dem wirklichen Zuſammenhang geriſſene Stelle geltend gemacht unter völliger Mißachtung der andern. Weiß denn Profeſſor Brunner — um auf ſeine Ueberbetonung der Staatsautorität zuerſt einzugehen — nicht, daß es anderwärts (Apoſtelgeſchichte 4, 19, und 5, 29) heißt: „Man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen?" Weiß Profeſſor Brunner nicht, daß es im Neuen Teſtamente nicht nur ein Römer 13, ſondern auch ein Offenbarung Johannis 13 gibt? Weiß denn Profeſſor Brunner nichts von dem Worte des Propheten: „Habe ich etwa Freude am Tod des Sünders, ſpricht der Herr, und nicht vielmehr daran, daß er ſich bekehre von ſeinem

bösen Tun und Leben" (Ezechiel 18, 23), das auf solche verführten jungen Menschen so sehr gepaßt hätte? Weiß denn Professor Brunner nichts davon, daß *Jesus* von der Ehebrecherin, die nach dem Gesetz den Tod verdient hätte und im Begriffe war, ihn zu erleiden, die Vollziehung der Strafe abgewendet hat — durch eine Begnadigung, die sich in dem Worte ausdrückt: „Wer unter Euch ohne Schuld ist, der werfe den Stein auf sie" (Johannes 8, 1—11)? Soll denn Christus hinter dem Apostel zurücktreten?

Ja, das ist es eben! Und auch darin ist der Fall Brunner typisch: Es handelt sich wieder um jene *Verdrängung Jesu durch Paulus,* welche in der ganzen Geschichte der Sache Jesu eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat.

Besonders kraß tritt diese Tatsache in der Art hervor, wie Professor Brunner die *Bergpredigt* mit Römer 13 in Beziehung bringt. Seine Argumentation bedeutet aus dem Theologischen ins „Deutsche" übersetzt: „Durch die Bergpredigt wird allerdings Verbrechen und Gericht anders beurteilt. Da gilt freilich die Gnade. Aber die Bergpredigt ist für den *Staat* nicht brauchbar. Für den Staat jedoch hat die *Kirche* besorgt zu sein." Das ist keine Entstellung, sondern der genaue und echte Sinn der Auffassung Professor Brunners. Ich meinerseits sage: Die Gemeinde Christi hat gerade um die Bergpredigt, das heißt: um das Gesetz des *Reiches Gottes,* um Christus selbst, besorgt zu sein. *Dafür* hat sie ihre Stimme zu erheben. Ihr Herr ist Christus, nicht Cäsar, und sie verrät Christus und sich selbst, wenn sie Cäsar wichtiger nimmt als Christus.

Professor Brunner freilich legt die Bergpredigt so aus, wie man es eben auf dieser ganzen Linie, die er innehält, auf der Linie der Mattsetzung der Bergpredigt zu Gunsten des Weltreiches und seiner Moral, immer getan hat: sie gelte bloß für das individuelle und nicht für das staatliche Leben. Nichts ist falscher als diese Auslegung. Die Bergpredigt ist die Magna Charta des *Reiches Gottes.* Dieses aber schließt das Politische und Soziale ein. Das „Du" und „Ihr" darin ist so wenig bloß an das Individuum gerichtet, als das „Du" in den zehn Geboten.[1]) Professor Brunners Behandlung der Bergpredigt entspricht eben einfach der Linie des Abfalls von Jesus zu Paulus — dem falsch verstandenen, falsch ausgelegten Paulus, des Abfalls von der Bergpredigt zu Römer 13, des Abfalls von Christus zu Cäsar.

Damit kommen wir auf den Hauptpunkt zurück: Wir haben in der Stellung von Professor Brunner ein klassisches Beispiel dieses Sündenfalles des Christentums vor uns. Er ist als der Anwalt des Staates aufgetreten, nicht als der Zeuge Christi. Er hat in einer entscheidenden Stunde die Sache Christi an den Cäsar, die Mahnung Gottes an die weltliche, ja dämonische Volksleidenschaft preisgegeben. Das ist *sein* Sündenfall.

[1]) Das weise ich in meiner Auslegung der Bergpredigt, die des Druckes harrt, im Ganzen und Einzelnen nach.

Er erklärt gegen den Schluß ſeiner Rede: „Mit dieſer allgemeinen, prinzipiellen Berufung auf die Barmherzigkeit Gottes treten wir von der Linie, die uns der Apoſtel Paulus vorzeichnet, ab und ſchaffen wir eine Verwirrung des Urteils, die unſern Staat und unſere Kirche teuer zu ſtehen käme!“ Ich meinerſeits bin tief davon erfüllt, daß Profeſſor Brunners Haltung und die durch ihn beſtimmte der Synode unſer Volk und unſere Kirche teuer zu ſtehen kommen wird. „Verwirrung“ iſt durch Profeſſor Brunners Rede geſchaffen worden. Groß iſt die Empörung gegen ſeine Haltung und die der Synode gerade bei den lebendigſten und ernſthafteſten Gliedern der Kirche. Ich weiß von ſolchen, daß ſie infolge davon aus der Kirche ausgetreten ſind, und es ſind deren wahrſcheinlich nicht wenige. Die ſchwerſten Folgen aber werden erſt nach und nach eintreten. Man ſoll ſich auch nicht einbilden, daß die Kirche bei denen, welchen ſie durch ihre Haltung einen willkommenen Dienſt getan hat, an Achtung gewonnen habe. Sie hat auch in dieſer Beziehung eine große Gelegenheit verſäumt.

Was aber Profeſſor Brunner ſelbſt betrifft, ſo hat mich die Haltung dieſes offiziellen Vertreters Chriſti lebhaft an die ganz andersartige eines großen Vertreters des Heidentums erinnert.

Gegen Ende des peloponeſiſchen Krieges, der über Athens Los entſchied, hatten die zehn Feldherren der Athener bei Aegospotamoi in Thrazien in einer Seeſchlacht einen Sieg über die Spartaner errungen, der entſcheidend hätte ſein können. Aber ein plötzlich eingetretener Sturm hatte ſie verhindert, die Leichen der atheniſchen Krieger, die auf den Wellen trieben, und allfällige Ueberlebende zu bergen. Es war aber für die Griechen die rechte Beſtattung der Leichen heiligſte Pflicht. Darum entſtand bei dieſer Nachricht in Athen wilde Aufregung. Die Volksverſammlung forderte leidenſchaftlich den Tod der Zehne. Da war aber ein Mann, der ſich dieſem Schrei eines entzügelten Inſtinktes widerſetzte. Dieſer Mann war *Sokrates*. Er war an dieſem Tage Vorſitzender der Volksverſammlung. Sein Dämonion, die Stimme ſeines Gottes, ſagte ihm, daß dieſer Schrei nach Blut Athens Verderben werden müſſe. Er ließ nicht abſtimmen. Er hielt der Sturmflut des Zornes und der Empörung der Maſſe ſtand. Zu ſeinem ewigen Ruhm! Acht Tage ſpäter hatte ein Anderer den Vorſitz. Dieſer ließ abſtimmen. Die Zehne wurden zum Tode verurteilt, und mit Athen war es zu Ende.

Ich erkläre: Profeſſor Brunner hat mit ſeiner Haltung in dieſer Sache das Todesurteil über ſich ſelbſt als berufenen Zeugen Chriſti geſprochen, und ich fahre fort: dieſes Todesurteil kann nur aufgehoben werden — durch *Gnade!*

4. Die Synode.

Die Synode iſt auf dieſe Rede von Profeſſor Brunner glatt hineingefallen. Sie hat mit der gewaltigen Mehrheit von 143 gegen 20 Stimmen die Reſolution Trautvetter abgelehnt.

Aber ſie hat noch mehr getan: *ſie hat auch*, nach der Rede Profeſſor Brunners, *eine weitere Diskuſſion abgelehnt*, auf Antrag eines Oberſtlieutenants (wenn ich nicht ganz irre), und ſie hat dieſe Ablehnung nach einem ſpäteren Antrag auf Wiedererwägung beſtätigt. Wir ſtehen vor der Tatſache, daß dieſe offizielle Vertretung der Sache Chriſti eine für dieſe Sache, wie für unſer Volk todernſte Angelegenheit nicht einmal einer gründlichen Ausſprache für wert hielt!

Man muß dazu wiſſen, wie ſchwer es hielt, die Reſolution Trautvetter an dieſer Synodaltagung, der einzigen, an der ſie überhaupt verhandelt werden konnte, auch nur zur Sprache zu bringen. Den Vorwand für dieſe verſuchte Sabotierung lieferte die Tatſache, daß die Reſolution formell zu ſpät eingereicht worden war. Ein Paragraph der Geſchäftsordnung wäre alſo für dieſe Vertretung des Chriſtentums wichtiger geweſen, als drei Menſchenleben und ein Anliegen von höchſter Tragweite für Kirche und Volk, und nicht nur für ſie!

Es wird nun berichtet, daß gerade Profeſſor Brunner die Behandlung durchgeſetzt habe. Aber es entſteht die Frage: Warum hat er ſich dann nicht für die Ausſprache eingeſetzt? Sollte er etwa für die Behandlung nur geweſen ſein, um ſeine Rede halten zu können?

Jedenfalls offenbart ſich in dieſer Haltung der Synode ein ganz unglaublicher *Mangel an Ernſt* für Gottes lebendiges Wort und für Gottes Stunde. Für alle möglichen Nichtigkeiten hat man Zeit und Luſt genug. Man ereifert ſich darüber — und zieht damit in unſerem Falle auch abſichtlich die Verhandlungen darüber in die Länge — nur für das wahrhaft Ernſte hat man nicht Zeit. Auch das iſt für dieſe Art typiſch! Es iſt das aber in dieſem Falle um ſo unverantwortlicher, als die Rede Trautvetters gerade einen ſolchen Ernſt atmete und überhaupt durch ihren ganzen Gehalt und Stil jedes unverdorbene Gemüt zum ſtärkſten Gefühl der Verantwortung hätte ſtimmen müſſen.

Dieſer Mangel an Ernſt hat aber in dieſem Falle noch eine beſondere Urſache: Er iſt eine Wirkung der jahrzehntelangen *Verdrängung des Reiches Gottes durch die Theologie*. Man hat ja die jungen und alten Pfarrer gelehrt, nur ſpezifiſch theologiſche und kirchliche Dinge ernſt zu nehmen, aber die Weltangelegenheiten Gottes mit höhniſchem Lächeln wegzuſchieben. Wie hat man ſich um das Problem der natürlichen und Offenbarungstheologie oder um das neue Geſangbuch ereifert, und wie brüsk hat man die Kriegs- und Friedensfrage abgelehnt! Nun rächt ſich dieſe Umkehrung der Ordnung, die Jeſus und die Propheten verlangen. Nun hat man über dem falſchen Ernſt den wahren Ernſt verlernt. Nun hat man über dem lauten Gerede vom Wort Gottes verlernt, auf das wirkliche Wort Gottes zu hören! Und wird dafür gerichtet.

Aber dieſes Fiasco der Theologie äußert ſich noch in anderer Form. Iſt es nicht paradox: Nun hat man zwei Jahrzehnte lang ſo viel von der *Gnade* geredet, und in dem Augenblick, wo beſonders im Gegenſatz

zum Geſetz man der Wahrheit dieſes Wortes eine mächtige Illuſtration der *Tat* hätte verſchaffen können und müſſen, hat man nur Geſetz! Nun hat man jahrzehntelang mit Nachdruck vom Blute Chriſti geredet, das unſere Schuld tilge, und in dem Augenblick, wo man auch dieſer Wahrheit eine ungeheuer eindringliche Erläuterung durch die Tat hätte verleihen können und ſollen, wird das Blut Chriſti (ſo in der Rede von Profeſſor Brunner) zur Rechtfertigung des Blutvergießens der *Welt* benutzt! „Worte, nichts als Worte." Nun hat man auf dem Boden einer „neuen Theologie" jahrzehntelang mit ſtarkem Akzent die Andersartigkeit der Sache Gottes gegenüber der Welt betont und uns andere angeklagt, daß wir uns mit Chriſtus und dem Reiche Gottes zu tief in die Welt einließen und jetzt, bei einem einzigartigen Anlaß, ſich in Gegenſatz zur Welt zu ſtellen, verleiht man der Welt zu ihrem Tun und Sinn die Sanktion dieſer Theologie! Wie deklamieren ſie ſeit Jahrzehnten gegen den ſogenannten Säkularismus, und nun, da ſie eine außerordentliche Gelegenheit hatten, dem Säkularismus mit den Kräften einer andern Welt entgegenzutreten, huldigen ſie dem Weltgeiſt in einer ſeiner kraſſeſten Formen! Wie hauſieren ſie mit der Loſung vom Kampfe gegen das Neuheidentum, und ſiehe da, im Handumkehren verfallen ſie einer beſonders typiſchen Form des neuen Heidentums: einem nach Blut verlangenden militariſtiſchen Nationalismus in ſchweizeriſcher Geſtalt! Wie haben ſie die Sorge für unſer Land und Volk lange genug uns Andern überlaſſen und davon als „vorletzten Dingen" geredet, und ſiehe — jetzt ſind ſie ihnen auf einmal „erſte Dinge" geworden und der gewöhnlichſte Rauſchpatriotismus wird ihnen wichtiger als das Evangelium! Aber das alles mußte ja ſo kommen. Die eine Unwahrheit mußte — zur Strafe! — in die andere umſchlagen. Es iſt paradox, gewiß, aber darin offenbart ſich die wahrhaft erſchreckende Lüge der Theologie!

Zu dieſer einen Tatſache der Lüge und des Fluches der Theologie tritt eine andere: die *Staatsdevotion.* Dieſe Staatsdevotion, die ſchon die Rede Profeſſor Brunners kennzeichnet, erklärt und charakteriſiert auch die Haltung der Synode. Und auch ſie iſt durch jene Theologiſierung der Pfarrerſchaft eingeimpft worden. Dabei tritt ein Umſtand hervor, der wieder für dieſe ganze Art typiſch iſt. Es iſt bekanntlich in dieſen Kreiſen ein gewiſſer *Widerſtand* gegen den Staatsabſolutismus erwacht. Man hat entdeckt, daß es nicht nur ein Römer 13 gibt, ſondern auch ein Offenbarung Johannis 13, daß die „Obrigkeit", die „das Schwert nicht umſonſt trägt" am Ende der Bibel zum Tier aus dem Abgrund wird. Man hat wieder die Loſung Zwinglis vom „Wächteramt der Kirche" aufgenommen. Aber man erfährt wieder, was man bei der deutſchen „Bekenntniskirche" ja reichlich erlebt hat: daß dieſer Widerſtand vor der Kirchtüre aufhört, daß er nur einſetzt, wo es kirchliche „Belange" zu ſchützen gilt, aber in der Welt draußen, wo ſich die wichtigſten Angelegenheiten Gottes abſpielen, dem „Fürſten dieſer Welt" freien Raum

läßt. Wir erfahren, daß dieſe Kirche in dem Augenblick verſagt, wo ihr Wächteramt gegenüber dem Staate eine gewaltige und rettende Bedeutung bekäme. Man ſpendet der bewundernswert tapfern Eröffnungsrede des Vorſitzenden der Synode Beifall und verleugnet ſie ſkrupellos und kraß am gleichen Tage, verleugnet Chriſtus zu Gunſten Cäſars, ſteht zu Pilatus ſtatt zu Chriſtus — verſäumt unheilvoll eine entſcheidungsſchwere Stunde.

Es iſt mit dieſer Kirche im Laufe zweier Jahrzehnte eine merkwürdige Veränderung vor ſich gegangen. Sie war einſt eine durch und durch *bürgerliche* Einrichtung, ein geiſtlicher Anhang zur weltlichen Bürgerlichkeit. Dieſen Charakter ſchien ſie eine Zeitlang, nicht ohne den Einfluß der religiös-ſozialen Bewegung, abgeſchüttelt zu haben. Nun iſt ſie wieder zu jenem Charakter zurückgekehrt. Ja mehr als das: ſie iſt nun einfach ein geiſtliches Pendant zur weltlichen *Reaktion*. Sie iſt aufs neue eine Sanktion des Beſtehenden und wird als ſolche von neuem geſchätzt, auch von denen, die für ihre vielberufene „theologiſche Beſinnung" nur ein Lächeln übrig haben. Sie betont ſehr, daß das Reich Gottes nicht von *dieſer* Welt ſei, aber ihr eigenes Reich iſt aufs engſte mit *dieſer* Welt verbunden. Sie verſäumt mit ihrem Wächteramt gegenüber dem Staate auch das gegenüber dem Volke. Hätte nicht eine ernſthafte Behandlung der Reſolution Trautvetter auch eine Prüfung der Frage werden müſſen, aus welchen Zuſtänden wohl der Landesverrat erwachſe, für deſſen Beſiegung man nur die Todesſtrafe kennt, und warum dieſer Landesverrat ſo erſchreckend zugenommen hat?

Auch die Frage iſt erlaubt, ob die Synode, die für dieſe Landesverräter unter den kleinen Leuten kein Wort der Gnade fand, auch für den Landesverrat in größerem Stile ſo offene und ſtrenge Augen hat?

Für alle dieſe weſentlichen Dinge fehlte der Ernſt, und wir haben gezeigt, warum er gefehlt hat.

Welch ein großes Heil für unſer Volk wäre es geweſen, wenn Bundesrat und Bundesverſammlung, getragen von einer entſprechenden Volksmeinung und Volksſtimmung, hätten *Gnade* walten laſſen! Eine ſolche Tat hätte geradezu *rettende* Bedeutung bekommen können. Welch furchtbares Unheil aber droht aus dem Beſtehen auf dem Blute und der Ablehnung der Gnade über uns zu kommen! Welch eine Tat hat die Kirche *verſäumt* und welch eine Tat *getan!*

Man führt nun freilich ein Argument an, das dieſen ganzen Sündenfall der Synode zu entſchuldigen ſcheint: der Beſchluß der Synode ſei nicht ſo gemeint, daß er die Vollſtreckung der Todesſtrafe empfehle, ſondern bloß ſo, daß die Synode ſich nicht in eine Angelegenheit des Staates einmiſchen wolle. Das behauptet auch eine nachträgliche Erklärung Profeſſor Brunners im Hauptorgan unſerer reaktionären Großbourgeoiſie.[1])

[1]) Siehe „Neue Zürcher Zeitung", 7. November 1942.

Die *Nichtigkeit* dieſer Ausrede (denn eine ſolche iſt es) liegt auf der Hand. In der ganzen Situation, worin dieſe Verhandlung ſtattfand, konnte die einfache Ablehnung der eindeutigen Reſolution Trautvetter gar nichts anderes bedeuten, als eine *Empfehlung* der Vollſtreckung der Todesſtrafe. So iſt ſie mit Recht allgemein verſtanden worden. Eine andere Auffaſſung hätte durch eine beſondere Reſolution ausgedrückt werden müſſen. Auch iſt ganz klar, daß die Rede Profeſſor Brunners *dieſen* Sinn hat, wie denn auch feſtſteht, daß er perſönlich *für* die Vollſtreckung der Todesſtrafe geweſen iſt. Es wäre doch beſſer, wenn man ehrlich zu dieſem Sachverhalt ſtünde, ſtatt daß man ihn, vielleicht über das Echo auf die Tagung dieſer Synode etwas erſchrocken, nachträglich zu verwiſchen ſucht.

Nehmen wir aber an, daß die Mehrheit der Synode wirklich dieſe gemilderte Auffaſſung geteilt habe, ſo ſteht ſie nur umſo ſchlimmer da: denn dann hat es ihr an Fähigkeit gefehlt, zu ſehen, um was es ſich handelte; dann hat es ihr vollends am Ernſt für Gott gefehlt; dann iſt ſie erſt recht für Gottes Stunde taub und blind geweſen.

Und das iſt es ja: Gott iſt, nach ſeiner Art, *überraſchend* zu dieſer offiziellen Vertretung ſeiner Sache gekommen, wie der „Dieb in der Nacht". (Vgl. Matthäus 24, 39 ff.) Sie aber hat nicht gewacht. Sie war eingeſchläfert und geblendet durch Theologie, Kirchentum und Weltläufigkeit. Sie hat Gott am falſchen Ort geſehen, das heißt: ſie hat nicht wirklich Gott geſehen. Darum iſt ihr dieſes Kommen des Herrn zur Kataſtrophe geworden. „Gezählt, gewogen und zu leicht befunden."

Zweierlei tritt daraus hervor.

Einmal: Die Verantwortung für das Unheil, das aus der Vollſtrekkung der Todesurteile kommen wird, muß und wird in erſter Linie von dieſer Art von Chriſtentum, von ſeinen Vertretern und Führern, gefordert werden.

Sodann: Dieſes Geſchehen hat aber noch einen weitern und tieferen Sinn; es offenbart überhaupt die Kataſtrophe dieſer Art von Chriſtentum und ruft nach der Revolution Chriſti. Es iſt *Gericht. Und das iſt ſchließlich das Gute daran!* *Leonhard Ragaz.*

Ein Bericht.

(Zu der religiös-ſozialen Jahresverſammlung in Zürich und dem Ferienkurs in Hütten.)

Die religiös-ſoziale Bewegung iſt nie ökonomiſch geweſen. Sie hat das, was ſie geleiſtet und das, was ſie erlebt hat, nie auszunützen verſtanden und ſich darin gelegentlich, bis auf dieſen Tag, unbegreifliche Verſäumniſſe zuſchulden kommen laſſen. Zu den kleineren dieſer Verſäumniſſe gehört, daß ſie es nicht dazu bringt, über ihre Arbeit der Oeffentlichkeit, ſei's auch nur dem Kreiſe ihrer Freunde und Anhän-

ger, Bericht zu erſtatten. So erleichtert ſie es ihren Gegnern, ſie als tot zu erklären und andern, das zu glauben. Dieſer Tadel gilt beſonders auch für ihre Jahresverſammlungen und Ferienkurſe, über die ſelten ordentlich und manchmal gar nicht Bericht erſtattet worden iſt, und zwar am wenigſten in den eigenen Organen.

Es ſchiene dem Schreibenden arg, wenn auch über die letzte Jahresverſammlung und den Ferienkurs in Hütten auf dieſe Weiſe geſchwiegen würde. Darum muß er ſelbſt darüber ein Wort ſagen. Er iſt zwar für eine ſolche Berichterſtattung gar nicht geeignet. Denn er iſt an der Jahresverſammlung als Referent und am Ferienkurs als Leiter viel zu ſtark beteiligt geweſen, als daß er Zeit gefunden hätte, davon etwas wie ein Protokoll zu machen, und ſein Gedächtnis iſt keineswegs mehr auf der Höhe Er muß darum bitten, ihm zu verzeihen und es ja nicht als Parteilichkeit oder ſonſtigen Mangel an gutem Willen aufzufaſſen, wenn er da und dort etwas unerwähnt laſſen ſollte, was einem andern Teilnehmer vielleicht beſonders wichtig geweſen iſt. Ohnehin kann es ſich ja nicht darum handeln, den ganzen Reichtum dieſer Tage auch nur andeutend wiederzugeben, ſondern bloß darum, einen allgemeinen und zuſammenfaſſenden Bericht zu erſtatten.

Das Geſamtthema der ganzen Woche, der Samstag inbegriffen, bildete: *„Die ſchweizeriſche Lage und Aufgabe.“* Um dieſes Problem bewegten ſich in näheren oder ferneren Kreiſen alle Erörterungen.

1. Die Jahresverſammlung.

Schon die Jahresverſammlung war ganz außerordentlich gut beſucht. Sie mochte wohl etwa zweihundert Teilnehmer zählen. Den Anfang machte eine *öffentliche Verſammlung im Volkshaus.* Sie war diesmal aus dem kleineren blauen in den größeren weißen Saal verlegt worden, den ſie ganz ausfüllte. Als Thema war die Frage gewählt worden: *„Staatsräſon oder Menſchlichkeit?“* Man ſieht ohne weiteres, daß das mit Rückſicht auf die Flüchtlingsfrage geſchehen war, die gerade damals hohe Wellen ſchlug. Referent war Pfarrer *Heinrich Berger* aus Zürich. Er wußte mit großer Kraft und Wärme das Problem herauszuarbeiten und in den weiteren Zuſammenhang, in den es gehört, zu ſtellen, beſonders auch den Fluch eines gewiſſen Neutralismus aufzuzeigen. Die Verſammlung war von dem Thema und dem Vortrag ſichtlich bewegt und der Abend bildete einen guten Auftakt zu der ganzen Woche.

Am *Sonntagvormittag* trafen wir uns wieder auf dem Zürichberg, diesmal nicht wie letztes Jahr im „Alkoholfreien Kurhaus“, ſondern im „Rigiblick“. Die Tagung wurde eröffnet durch eine Andacht von Pfarrer *Rudolf Schwarz* aus Baſel. Dann folgte der Vortrag von *Leonhard Ragaz* über das Thema: *„Unſere Lage und Aufgabe im Lichte des heutigen Weltgeſchehens.“* Das „unſere“ bezog ſich dabei auf die Sache,

welche die religiös-ſoziale Bewegung vertritt, mit ſtarker Begrenzung auf die *Schweiz*, wenn auch mit dem Blick auf das allgemeine Geſchehen. Es wurde zuerſt die *ſoziale* Aufgabe gezeigt, die durch die Tatſache der kommenden und zum Teil ſchon vorhandenen ſozialen *Revolution* beſtimmt iſt. Dieſe wird ſich vielleicht zu einem Weltkampf zwiſchen einem faſchiſtiſch-kapitaliſtiſchen Neufeudalismus und einem Kommunismus im weiteren Sinne, vielleicht mit religiöſer Zuſpitzung, ſteigern. Die Schweiz wird in dieſe Revolution auf alle Fälle, ſei's in mehr paſſiver, ſei's in mehr aktiver Rolle, hineingezogen werden. Es tritt bei uns vorläufig freilich die entſchloſſene Sammlung der *Reaktion* deutlicher hervor, die ſich beſonders in der Loſung kundgibt: „Vor allem kein neues 1918!", während die andere Bewegung ſchwach und ohne rechte Führung iſt. Die ſchweizeriſche Reaktion ſucht natürlich Anſchluß an die ſoziale Weltreaktion, während die Gegenpartei faſt rein „national" geworden iſt. Die ſoziale Revolution bedeutet im übrigen große Verheißung, aber auch große Gefahr. Sie verlangt von uns die Vertretung und Verkündigung eines Sozialismus, der an *alles Volk* appellieren kann und der auf neue Weiſe Brot und Freiheit mit Gott und Chriſtus verbindet, im Sinne des „Kommunismus Chriſti".

Aber auch die *politiſche* Aufgabe ſtellt ſich uns neu. Der Redner ſchildert die Lage der Schweiz, die ihr drohende *innere* und *äußere Gefahr*, deren größere die innere iſt, in welcher wieder nicht die Frontiſten die größte bilden, ſondern die vereinigte geiſtliche und weltliche Reaktion mit ihrem Anſchluß an die vorhandene und kommende Weltreaktion und ihrer halb bewußten, halb unbewußten Umgeſtaltung der Schweiz im Sinne der Diktatur und der Preisgabe der Demokratie — was das Ende der Schweiz bedeutete. Beſonders weiſt der Referent auf die Tatſache hin, daß unſere offizielle Schweiz und ihre ganze herrſchende Schicht offenbar nicht die geringſte Luſt habe, ſich an der Schaffung einer neuen Rechts- und Friedensordnung der Völkerwelt zu beteiligen, ſondern weiterhin die Zukunft der Schweiz einer vergötzten ſogenannten Neutralität und einer verſtärkten Armee anvertrauen wolle. Der darin zum Ausdruck kommende Egoismus und Gewaltglaube würde ebenfalls das Ende der Schweiz bedeuten.

Gegen dieſe politiſche Gefahr, wie gegen die ſoziale, ſei ein gewiſſer Zuſammenſchluß der „andern Schweiz" nötig, deren allgemeine und dauernde Aufgabe eine allſeitige *Regeneration* der Schweiz, deren ſpezielle und augenblickliche aber die Abwehr gegen die Taten und Pläne der Reaktion und die Benutzung der Gelegenheiten zur Schaffung einer wirklich erneuten Schweiz bilde. Ein Verſuch dieſer Art ſei die Arbeitsgemeinſchaft *„Neue Demokratie"*, aus welcher in dem Maße etwas werden könne, als ſie die Unterſtützung derer finde, die dazu verpflichtet ſeien.

Der Glaube an eine Zukunft der Schweiz ſei beim Blick auf deren inneren Zuſtand freilich ſchwer und eine offene Kataſtrophe vielleicht

unvermeidlich, aber es bleibe dann im Blick auf die Barmherzigkeit Gottes die Hoffnung auf eine Auferſtehung. Sie ſollen wir ermöglichen helfen.

Die *religiöſe* Aufgabe — die mit den andern ſelbſtverſtändlich aufs engſte verknüpft ſei — werde durch folgende Tatſachen deutlich: durch die ziemlich allgemein gewordene Einſicht in die Notwendigkeit der Einbeziehung auch des politiſchen und ſozialen Lebens in den Bereich der Wahrheit Chriſti, durch die ebenſo allgemein gewordene Erkenntnis, daß Kern und Stern der Bibel die Botſchaft vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde ſei, durch den nun mit urchriſtlicher Gewalt hervortretenden Gegenſatz zwiſchen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Welt, beſonders in Geſtalt des Mammons und der Gewalt, Baals und Cäſars, dazu durch die religiöſe Gärung mit ihrem vielen Schwindel, und endlich durch einen dieſer Faktoren auf der einen Seite und der Schwäche des vorhandenen Chriſtentums entſprechende allgemeine Unzufriedenheit mit dem Zuſtand unſeres chriſtlichen Weſens. Unſere Aufgabe beſtehe darin, in dieſer Lage eine Vorhut der *Revolution Chriſti* und eine Wächterin für deren Reinheit zu ſein. Zu dieſer Aufgabe gehöre beſonders eine neue, mehr elementare, im beſten Sinne *volkstümliche* Verkündigung und Vertretung der Sache Chriſti. Vorbedingung für die Erfüllung dieſer Aufgaben aber ſei eine völlige Offenheit für die Wege Gottes, auch ſeine *neuen* Pfade.

Zum Schluſſe wies der Referent beim Blick auf die Schwäche unſerer Sache gegenüber der Größe der Aufgabe auf gewiſſe Geſetze des Erfolges im höheren Sinne des Wortes hin: auf eine mögliche Gunſt der Stunde, auf die Verheißung für die Minderheiten, ja den Einzelnen, auf die mit dem Auftrag verbundene Bürgſchaft für die Möglichkeit ſeiner Ausrichtung. „Es hängt an dir und mir."

Die *Ausſprache* war ungewöhnlich belebt und fruchtbar. Sie fand zum Teil noch am Vormittag ſtatt und ſetzte ſich dann, mit neuen Elementen verbunden (die übrigens ſchon am Vormittag aufgetaucht waren), am *Nachmittag* fort, nachdem der Präſident der Vereinigung, *Robert Lejeune*, den Jahresbericht erſtattet und die Sekretärin, *Chriſtine Ragaz*, das Protokoll der letzten Jahresverſammlung verleſen, ſowie über ihre Tätigkeit für die Internierten im Inland und beſonders im Ausland, vor allem in Frankreich, Mitteilungen gemacht hatte. (Man erfuhr, daß für dieſes Werk allein aus unſeren Kreiſen im laufenden Jahr zirka 50 000 Franken aufgebracht worden ſeien.) In bezug auf das Thema des Vormittags wurde (ſchon am Vormittag) beſonders auf das katholiſche Problem hingewieſen, das eine neue Schweiz zu verhindern ſcheine und die Frage aufgeworfen, wie es denn mit der vom Referenten angedeuteten größeren Offenheit der theologiſchen und anderer Kreiſe für die von uns vertretene Sache ſtehe. Der Referent antwortete mit einer etwas ausführlicheren Darſtellung der Sachlage, wie

er dieſe ſieht und mit der Mahnung zu einem nicht bloß Vorhandenes konſtatierenden und Errungenes feſthaltenden, ſondern dem Neuen und Seinſollenden entgegenkommenden und *ſchöpferiſchen* Glauben. In bezug auf die vom Referenten betonte *Not des Volkes*, die unſer Wirken in erſter Linie beſtimmen müſſe, wurde beſonders auf eine ſolche Not, eine geiſtige und ſittliche Not, der *bäuerlichen Jugend* hingewieſen und für ſie an unſere Arbeit appelliert.

Neben dieſen und ähnlichen mehr unmittelbar zum Thema gehörigen Fragen kamen dann noch andere, mehr direkt vom Tageskampf geſtellte, auf, vor allem die geplante Zerſtörung des *Rheinwaldes* und die *Todesurteile* über die „Landesverräter". Namentlich wurde über dieſe Urteile in großem Ernſte geredet. Die geäußerten Gedanken kommen im weſentlichen in der inzwiſchen erſchienenen Flugſchrift: *„Hinrichtung oder Gnade?"* zum Ausdruck, und die Verhandlungen haben in der Aktion von Pfarrer *Trautvetter* in der *Zürcher Kirchenſynode* eine Fortſetzung erfahren, von der anderwärts die Rede iſt. Die Verſammlung beſchloß einſtimmig eine Reſolution zu Gunſten der Begnadigung und ſozuſagen einſtimmig eine zu Gunſten der Erhaltung des Rheinwaldes.

Sie ſchloß mit dem Lied eines unſerer Vorläufer: „Die Sach' iſt dein, Herr Jeſu Chriſt!"

2. *Der Ferienkurs.*

Am Sonntagabend fuhren wir nach Hütten, dem Orte unſeres Ferienkurſes, in Dunkelheit und einem leichten Regen, der nach dem verhältnismäßig hellen Tag eingetreten war, aber freudig bewegt durch das ſchöne Gelingen der Jahresverſammlung.

Wir ſind dieſes Jahr nach *Hütten* gegangen, weil wir wußten, daß dort treue und hochherzige Freunde ſeit langem unſere Sache vertreten und ſozuſagen die Atmoſphäre vorbereitet haben. Es war ein kleines Wagnis; denn wenige wußten etwas von dieſem ziemlich abgelegenen Orte. Auch waren allerlei Umſtände für die Abhaltung unſeres Kurſes ungünſtig. Aber ſiehe da, es nahmen daran durchſchnittlich über ſechzig Perſonen teil. Und was Hütten betrifft, ſo waren alle, die es noch nicht gekannt hatten, erſtaunt und begeiſtert über die eigenartige Schönheit dieſer Gegend über dem oberen Zürichſee, am Fuße der waldigen Abhänge der hohen Rhon, mit dem weiten Blick über See und Land.

Freilich gehörte etwas *Sonne* dazu. Die fehlte am erſten Tage. Sie wurde aber ſchon am erſten Vormittag erſetzt durch Licht und Wärme der Verhandlungen. Es iſt mir nun freilich, wie ich ſchon erklärt habe, nicht möglich, die Fülle dieſer die ganze Woche in Anſpruch nehmenden Verhandlung unſeres Geſamtthemas: „Die ſchweizeriſche Lage und Aufgabe" auch nur ſkizzenhaft darzuſtellen. Glücklicherweiſe iſt das auch nicht nötig, weil ein Teil der Vorträge als beſondere Schriften erſcheinen ſollen.

Wir behandelten mit großer Gewiſſenhaftigkeit das ganze Pro-

gramm des Kurſes, das die Leſer kennen. Die Vorträge waren alles ausgezeichnete Leiſtungen. Aber es ſei auch bemerkt, daß die *Ausſprache*, ſtatt chaotiſch durcheinander zu gehen, diesmal etwas „dirigiert" wurde, was ſich als großer Vorteil erwies. Jedenfalls war ſie ungewöhnlich lebhaft und reich. Zwei Vormittage widmeten wir dem Referate von *Franz Schmidt* über die „wirtſchaftlich-ſoziale Umgeſtaltung" der Schweiz. Es intereſſierte uns beſonders, von dem neuen Programm der ſozialdemokratiſchen Partei zu hören, das nächſtens erſcheinen ſoll und erfüllte uns mit Genugtuung, zu erfahren, daß es weitgehend aus unſerem im Jahre 1918 erſchienenen (und von uns ſelbſt ſchmählich vernachläſſigten!) Buche „Ein ſozialiſtiſches Programm" Geſichtspunkte aufgenommen habe, für welche damals das Verſtändnis gering geweſen war. Beſonders intereſſierte uns auch das Problem der Landwirtſchaft und das des Kommunismus, über welch letzteres ein beſonderes Votum von Leonhard Ragaz orientierte.

In dem Referate von *Max Gerber* über die „Formen der neuen Demokratie" und in der Ausſprache darüber trat beſonders das Problem des Parteiweſens und das des Steuerweſens hervor. *Johannes Tſcharner* überraſchte uns in ſeinem Vortrag über „die geiſtige Kultur" durch die originale Art, womit er zeigte, wie die Demokratie bei uns durch einen ſchweizeriſchen Nationalismus erſetzt worden ſei, der ſich beſonders auch in der Ausgrabung der Vergangenheit äußere, und wie wir einem Geiſte des Spießbürgertums und der Kleinlichkeit verfallen ſeien — was alles auch unſere Schule beherrſche. Der Vortrag von *Jakob Götz* über „das religiöſe und kirchliche Problem" rief wieder einer Ausſprache, die zwei Vormittage ausfüllte und mindeſtens noch einen ausgefüllt hätte, wenn er zur Verfügung geſtanden wäre. Hier drängte ſich das Problem des Katholizismus und der ſogenannten Gemeinſchaften, aber auch die eschatologiſche Frage, der Religionsunterricht und anderes derart hervor. Beſonders möchte ich ein Votum von Trautvetter über die neue Art von „Stil" erwähnen, welche die Vertretung des Reiches Gottes fordere und das eine höchſt wertvolle Ergänzung zu dem Referate vom Sonntag bildete.

Ich möchte aber auch hinzufügen, daß von dieſen Themen aus auch von Zeit zu Zeit Licht auf die religiös-ſoziale Bewegung als ſolche fiel. Es wurde daran erinnert, daß auch ſie von dem konſervativen und ſatten Geiſt unſeres heutigen Schweizertums befallen zu werden in Gefahr ſei, und es wurde die größere Volkstümlichkeit der Verkündigung gefordert, die dann Trautvetter ſo wundervoll vereinfachend und vertiefend charakteriſierte.

Ich will gerade hier auch den Verſuch erwähnen, ein Beiſpiel ſolcher Verkündigung zu geben, den dieſer Ferienkurs gemacht hat, trotzdem er nicht auf einen Vormittag, ſondern auf einen Abend fiel. Wir haben die Bevölkerung von Hütten und Umgebung zu einem Vortrag über das Thema: „Welches iſt unſer Chriſtenglaube an das Reich Got-

tes auf Erden?" eingeladen. Sie folgte der Einladung faſt unerwartet zahlreich. *Hermann Bachmann* verſtand es ausgezeichnet, die Volkstümlichkeit unſerer Sache, die wir ſo ſehr wünſchen, zu erreichen. Der Schreibende hofft, daß ſein Vortrag Grundlage jenes elementaren „Katechismus" werde, den er ſelbſt nicht zu ſchaffen imſtande war. Der Abend war in dieſem Sinne ſicher ein Erlebnis. Möge er eine Weisſagung ſein!

Um nun überhaupt zu den *Abenden* überzugehen, ſo haben wir ſie im übrigen auf die bei uns nun zum Stil gewordenen Weiſe benützt. Einmal hat uns *Pfarrer Schwarz* aus einem neuen Buche ein Kapitel vorgeleſen, welches das *Flüchtlingsproblem* behandelt. Am folgenden Abend aber haben uns *Klara Ragaz, Chriſtine Ragaz* und Fräulein Dr. *Levy* von ihrer Arbeit für die *Internierten* (beſonders die in Frankreich) und die *Flüchtlinge* berichtet — auf eine ergreifende und erſchütternde Weiſe. Und einen Abend widmeten wir der *weltpolitiſchen Lage*, an Hand eines einleitenden Vortrages von *Leonhard Ragaz*.

Aber auch diesmal haben wir nicht nur miteinander ſtreng gearbeitet, ſondern auch uns *gefreut* und uns in *Freundſchaft* und *Gemeinſchaft* zuſammengefunden. Das geſchah beſonders auf gemeinſamen Spaziergängen am *Nachmittag*, welche zu *Wanderungen* geworden ſind. Wir taten es auch trotz drohendem und wirklichem Regen. Und freuten uns innig der Pracht der Gegend. Aber es kam dann ja ſchon am zweiten Tage auch die *Sonne* und verbreitete „Glanz und Wonne". Die Krone dieſer Wanderungen war ſicher die auf den Gubel, wo wir von dem in herbſtlicher Klarheit und Wehmut daliegenden gewaltigen Rundbild ergriffen wurden, aber auch von dem ſeit dreihundert Jahren nie auch nur einen Augenblick verſtummten „ewigen" Gebet hinten in der Kapelle und dazu von dem wunderbaren Sonnenuntergang, worauf eine nächtliche Heimkehr unter den Sternen und dem aufgehenden Mond den herrlichen Tag beſchloß.

Es lag ein großer Segen auf der ganzen Woche. Er war ein Geſchenk Gottes, aber doch auch ein Werk unermüdeter Arbeit bei Tag und Nacht, getan beſonders von der Sekretärin, aber auch von andern helfenden Händen und Herzen, wie auch des Waltens unſerer pfarrfraulichen Freundin, der Verwalterin der Muſik und der Verkäuferin der Schriften. Wir ſchloſſen die Woche mit einem: „Großer Gott, wir loben Dich!" *Leonhard Ragaz.*

Nochmals Gandhi.

Auf meine Ausführungen über „das Problem Gandhi" — in der Septembernummer dieſer Hefte hat *Edmond Privat* in der „Sentinelle" (10. Oktober) eine Antwort gegeben, auf die ich wenigſtens in Kürze eingehen muß.

Zunächſt aber einige Vorbemerkungen.

Privat durfte ſich mit Recht darüber verwundern, daß ich ihm nicht von der Aenderung meines Urteils über Gandhis Verhalten in der jetzigen politiſchen Situation Indiens Mitteilung gemacht habe, bevor ich meinen Artikel ſchrieb. Denn ich war noch im Juni dankbar, als er mir nachweiſen konnte, daß die Berichte darüber, die in einem Teil unſerer Zeitungen, z. B. in der „Neuen Zürcher Zeitung", aus der Feder von Walther Boßhardt erſchienen waren, tendenziöſe Entſtellungen des Sachverhaltes ſeien. Es iſt auch ſo, daß ich ſeither keineswegs allem, was über Gandhi in unſern Zeitungen geſagt wurde, geglaubt hätte, um von groben Beſchimpfungen zu ſchweigen. Ich kenne doch unſere Preſſe! Einer „bourrage des crânes" falle ich nicht ſo leicht zum Opfer, wie Privat anzunehmen ſcheint. Auch ſtanden und ſtehen mir noch andere und ſicherere Quellen zur Verfügung als unſere Zeitungen. Ich habe durchaus geprüft, ehe ich urteilte. Aber aus all dem Hin und Her kriſtalliſierte ſich doch als Gandhis wirkliche Haltung das, was ich meinem Urteil zu Grunde legte. Auch die „Times", auf die ſich Privat damals mit Recht berief, nun aber mit Unrecht beruft, haben ſeither ihre Darſtellung und ihre Beurteilung geändert. Wenn ich über dieſen neuen Sachverhalt nicht mit Privat korreſpondiert habe, ſo war es ein Fehler, den ich offen eingeſtehe und bereue. Eine gewiſſe Loyalität hätte es, objektiv geredet, verlangt. Aber es war bei mir nicht der Mangel einer ſolchen an meiner Verſäumnis ſchuld, ſondern eine gewiſſe Betäubung durch allerlei Umſtände, unter denen ich jenen kleinen Aufſatz ſchrieb und die große Eile, worin ich ihn, eben infolge jener Umſtände, ſchreiben mußte. Er wäre übrigens auch nach einer ſolchen Beſprechung mit Privat ſo wie er iſt geſchrieben worden; denn wie man ſofort ſehen wird, überzeugen mich Privats Argumente nicht.

Ich will aber nicht unterlaſſen, obſchon es eigentlich unnötig ſein ſollte, feſtzuſtellen, daß ich ſelbſtverſtändlich für die völlige Freiheit Indiens bin. Freilich hege ich den dringenden Wunſch, und dies nicht nur im Intereſſe der Freiheit und des Friedens der ganzen Welt, ſondern ganz beſonders auch Indiens ſelbſt, daß es ein Glied des engliſchen Commonwealth of Nations (der engliſchen „Völkergemeinſchaft") bleibe, die ich bei der heutigen Weltlage für eine völlig unentbehrliche Grundlage des *alle* Völker umfaſſenden Commonwealth of Nations halte, in dem allein, politiſch betrachtet, Recht, Freiheit und Frieden geſichert werden können und den im Namen einer ſogenannten Gewaltloſigkeit zu gefährden mir als eine ſchwer erträgliche Sinnloſigkeit vorkommt.

Ich füge weiter hinzu, daß meine Kritik nicht dem *ganzen* Gandhi gilt, ſondern bloß der Art, wie Gandhi das große Prinzip der „Gewaltloſigkeit" in der gegenwärtigen Situation Indiens vertritt. Völlig unangefochten laſſe ich den Gandhi des Spinnrockens, den Gandhi der Parias und mancherlei andere Züge an Gandhis Weſen und Wirken. Es han-

delt ſich ausſchließlich um das Problem der „*Gewaltloſigkeit*“, alſo um das „Problem Gandhi“, wie es ſich gerade jetzt, im Zuſammenhang des ganzen Weltgeſchehens, darſtellt.

Darüber aber *mußte* ich mich äußern. Nicht nur macht dieſes Problem gerade in unſeren Kreiſen vielen zu ſchaffen und kommt in Form von mündlichen und brieflichen Fragen an mich, ſondern ich ſelbſt bekenne mich nach wie vor zu dem *Prinzip* der „Gewaltloſigkeit“, ſo wie es Gandhi ſonſt ſelber in ſeinen Schriften vertreten hat, wenn ich auch das *Wort* als Ausdruck meines Glaubens vermeide. Dieſes Prinzip iſt aber ſo ſtark mit Gandhis Perſon und Wirken verbunden, daß man zu dieſer Verbindung, ſo wie ſich in der jetzigen Haltung Gandhis zeigt, unbedingt Stellung nehmen muß, etwa ſo, wie man mutatis mutandis zum Problem Tolſtoi Stellung nehmen mußte. Auch ich mußte es tun, mit Schmerzen, aber um der Wahrheit willen.

Es ſind drei Punkte, auf die Privat in ſeiner Antwort abſtellt.

Er behauptet zum Erſten und vor allem, daß Gandhi die Haltung des *Kongreſſes* nicht gebilligt habe und alſo dafür nicht verantwortlich ſei. Auch Privat iſt offenbar geneigt, die Einſtellung des Kongreſſes für falſch zu halten. Er läßt meine Einwände gegen ſie weitgehend gelten und meint bloß, daß ich aus Mangel an genügender Information mit Unrecht Gandhi dafür verantwortlich mache. Er beruft ſich für ſeine Auffaſſung auf Erklärungen von Rajagopalatſchari, des einſtigen Premiers von Madras und Mitgliedes des Kongreſſes.

Ich halte Privats Argument — es iſt in dieſer Beziehung ſein einziges — für ganz und gar nicht ſtichhaltig. Rajagopalatſchari mag *einen* Aſpekt der Haltung Gandhis richtig beurteilen. Aber es iſt von vornherein aufs äußerſte unwahrſcheinlich, daß der Kongreß in dieſer Sache *gegen* Gandhis Meinung gehandelt habe; vielmehr iſt umgekehrt höchſt wahrſcheinlich, daß der Kongreß einzig um Gandhis willen ſo gehandelt hat, wie wir wiſſen. Wenn eins in dieſer Sache ſicher iſt, ſo iſt es die Tatſache, daß der Kongreß gegenwärtig ganz und gar unter Gandhis Einfluß ſteht. Ein Wink von ihm und er hätte anders gehandelt. *Dieſer Wink iſt nicht erfolgt.* Wenn Privat dies damit glaubt erklären zu können, daß Gandhi ja im Gefängnis ſitze, ſo iſt zu erwidern, daß die Ablehnung des durch Cripps überbrachten engliſchen Angebotes *vorher* erfolgt iſt und Gandhi alſo reichlich Gelegenheit gehabt hätte, ſeine abweichende Meinung unzweideutig und öffentlich kundzutun. Aber man hätte ihm dies auch vom Gefängnis aus gern genug erlaubt. Tatſächlich findet ſich auch in den Aeußerungen Gandhis, die Privat im „Eſſor“ (16. Oktober) anführt, keine Spur davon, daß Gandhi die Haltung des Kongreſſes in dieſer Sache mißbilligt hätte. Man darf auch nicht annehmen, wie Privat tut, daß ein Mann wie Cripps, der ja meines Wiſſens mit Gandhi ſogar perſönlich verhandelt hat, über deſſen Haltung nicht orientiert geweſen ſei. Das iſt aufs äußerſte unwahrſcheinlich.

Es bleibt alſo dabei: Gandhi iſt für die Haltung des Kongreſſes verantwortlich, und was gegen dieſe vorgebracht werden muß — auch nach Privat mit Recht — das gilt auch gegen Gandhi.

Das zweite Argument Privats bezieht ſich auf meine Behauptung, daß die Indier die Verzögerung in der Erfüllung der engliſchen, in den Jahren von 1914 bis 1918 gemachten Verſprechungen durch ihre Uneinigkeit, beſonders den Zwieſpalt zwiſchen den Hindus und den Muhammedanern (in welchem ich, nebenbei geſagt, mit meinen Sympathien mehr auf Seiten der Hindus ſtehe) ſelbſt verſchuldet hätten. Ich habe ausdrücklich geſagt: *zum Teil*, was Privat überſehen zu haben ſcheint. Gegen dieſe Behauptung führt er einzig die Tatſache an, daß in dem Streit um das Kalifat, der, wenn ich nicht irre, in den zwanziger Jahren eine Zeitlang die arabiſch-moslemiſche Welt erregte, Hindus und Moslem einig geweſen ſeien.

Es ſcheint mir aber klar, daß auch dieſes Argument nicht ſtichhaltig iſt. Jener Streit um das Kalifat hatte doch mit dem Problem der Geſtaltung Indiens nichts zu tun. Hier aber handelt es ſich darum, daß die Moslem fürchten, bei einer Herrſchaft der weſentlich hinduiſtiſchen Kongreßpartei würde der muhammedaniſche Teil der indiſchen Bevölkerung, der etwa einen Viertel derſelben beträgt, aber faktiſch bei weitem wichtiger iſt, als dieſes Zahlenverhältnis verrät, in die Rolle einer bloßen Minorität verſetzt. Sie verlangen darum einen föderalen Aufbau des indiſchen Staatsweſens, ja ſogar die Abtrennung des muhammedaniſchen Teils, als Pakiſtan, vom übrigen Indien, während die große Mehrheit des Kongreſſes für ein einheitlich und zentraliſtiſch organiſiertes Indien iſt. Das iſt meines Wiſſens auch während jenes Kampfes um das Kalifat nicht anders geweſen. Muhammedaner und Hindus ſind eben vor allem *religiös* ſo tief getrennt, daß es zwiſchen ihnen immer wieder ſogar zu blutigen Auseinanderſetzungen kommt.

Ich habe daneben aber auch allgemein auf die bunte und komplizierte Zuſammenſetzung des indiſchen „Subkontinentes“ aus verſchiedenartigen Ländern, Völkern, Sprachen, Religionen und beſonders auch Kaſten aufmerkſam gemacht, um die Schwierigkeit des indiſchen Problems, das ſich manche Europäer (nicht zuletzt auch Schweizer) und manche Amerikaner allzu leicht vorſtellen und das ſie nach abſtrakten Schablonen doktrinär beurteilen, meiſtens ſo, daß ſie daraus Vorwürfe gegen England machen, gelegentlich nicht ohne ein Element der Anglophobie, die ich als für die Schweiz, beſonders in der gegenwärtigen Lage, geradezu verhängnisvoll betrachte.

Ich habe, wie geſagt, gegen ſolche Tendenzen bloß geltend gemacht, daß die Indier auch einen Teil der Schuld an dem jetzigen Zuſtand trügen, aber die engliſche Schuld nicht geleugnet. Ich habe bloß für mehr Wahrheit und Gerechtigkeit im Urteil über die große und ſchwere Sache plädiert und muß dabei bleiben. Ich muß dabei bleiben, daß die

durch Gandhi wesentlich bestimmte Politik des Mißtrauens und des Ressentiments, aus welcher der Kongreß eine vielleicht entscheidende Gelegenheit versäumt hat, ein schwerer, ja tragischer Fehler war und ist.

Endlich hat sich Privat daran gestoßen, daß ich eine Erklärung für das Problem Gandhi, das heißt Gandhis Versagen vor der vollen Bewältigung des Problems der „Gewaltlosigkeit", darin finde, daß Gandhi eben doch nicht *ganz* an Christus und dem lebendigen Gott der Bibel, sondern sozusagen zur Hälfte an der indischen Weisheit orientiert sei. Privat fühlt sich dadurch in der besonderen Art verletzt, womit er zu diesem Problem: Christus *der* Weg, *die* Wahrheit und *das* Leben oder nicht steht, und meine Erklärung muß ihm als eine Art Engherzigkeit vorgekommen sein. Vielleicht haben andere ähnlich empfunden. Ich glaube aber, daß man gerade diesen Vorwurf mir am wenigsten machen kann. Nur eins ist richtig: Wenn ich auch Gott und Christus nicht bloß dort suche, wo man sich zu ihnen mit Worten bekennt, sondern mit Vorliebe umgekehrt, wo man das nicht tut, und für mich Christus im besonderen über alle Rahmen von Religion oder Konfession hinausgeht, so kann man es mir doch nicht übelnehmen, daß er mir die letzte und höchste Wahrheit ist. Nur von *ihm* aus wird mein Herz weit, nicht *ohne* ihn oder gar *gegen* ihn. Und nun gehört es zu meinen tiefsten und wichtigsten Einsichten, daß nur durch den Zusammenhang mit dem *lebendigen* Gott und *Christus* das Denken vor Irrealismus, Dogmatismus und Doktrinarismus bewahrt werden kann.[1])

Ich hatte ein Recht, ja die Pflicht, diese Wahrheit auch als Lösung des Problems Gandhi zu benutzen. Eine Bevorzugung des üblichen Christentums liegt darin wahrhaftig nicht. Es ist von Christus und dem lebendigen Gott noch viel weiter entfernt als Gandhi.

Zum Schlusse betone ich nochmals, daß ich durchaus an dem großen Prinzip der sogenannten Gewaltlosigkeit festhalte: d. h. an dem Glauben an die Macht des *Geistes* und der *Wahrheit* gegen die Macht der *Gewalt*. Auch möchte ich gerne noch feststellen, daß ich die Taktik des „passiven Widerstandes" gegen eine übermächtige Gewalt durchaus billige. Sie hat in meinen Augen sogar eine gewaltige Bedeutung und sollte als Waffe gegen die Gewalt immer besser erkannt und immer mehr angewendet werden. Nur nicht bloß als Verlegenheitsmittel, weil man die Gewalt nicht *hat*, die man aber anwendete, wenn man sie hätte, sondern als Wirkung eines tiefen *Glaubens*. Ich verwerfe, noch einmal, nicht Gandhis Prinzip, sondern seine „Anwendung" auf eine weltgeschichtlich bedeutsame Situation.

Auch das will ich noch erklären: Sollten weitere Entwicklungen oder Aufklärungen mir doch zeigen, daß ich Gandhi in dieser Sache Unrecht

---

[1]) Ich führe dies besonders in meinem neuen Buche „Die Botschaft vom Reiche Gottes" wieder auf alle Art aus.

getan habe, ſo würde ich es mit Freuden öffentlich eingeſtehen. Inzwiſchen aber gilt das alte Wort: Amicus Plato, sed magis amica veritas!"[1])

Leonhard Ragaz.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieſes Heft hat infolge verſchiedener Umſtände einen den normalen bedeutend überſchreitenden Umfang angenommen, der ein andermal wieder eingehalten werden muß.

Der Aufſatz von H.-H. über *„Die prophetiſche Diagnoſe der Zeit"* bildet den erſten Teil eines größeren Ganzen, deſſen Abſchluß das nächſte Heft bringen ſoll.

Die Andacht *„Die Toten und wir"* wird vielleicht etwas befremden, ich wünſchte aber doch ſehr, daß ſie Verſtändnis finde. Sie führt Gedanken, die ich in meinem Buche „Die Botſchaft vom Reiche Gottes" angedeutet und in der Schrift: „Das Glaubensbekenntnis" wiederholt habe, weiter aus.

In bezug auf die *Todesurteile* über die „Landesverräter" kann ich nur die *religiöſe* Seite dieſes Problems behandeln. Ich teile aber ganz die Auffaſſung der Flugſchrift: *„Hinrichtung oder Gnade?"* und verweiſe auf ſie.

Es iſt eine Sache von furchtbarem Ernſte!

Worte.

Niemand regt ſich wegen Chriſtus auf, ſo lange man ihn in den Kirchen eingeſchloſſen halten kann. Er iſt dort ja völlig in Sicherheit! Aber es entſteht ſofort Lärm, wenn Ihr verſucht, ihn herauszulaſſen.

Studdert Kennedy (ein großer engliſcher Geiſtlicher).

*

Wenn man das Recht aufhebt, was ſind dann die Staaten anders als große Räuberbanden? Denn was ſind dann die Räuberbanden anders als kleine Staaten? *Auguſtinus.*

*

Ein großes Geſchenk iſt der Friede; aber er iſt ein Geſchenk des wahren Gottes. *Auguſtinus.*

*

Richte jede Tat nach der Seite der Unſchuld. *Jonathan Ben Prachia.*

---

[1]) Das heißt: „Lieb iſt mir Plato, aber noch lieber die Wahrheit."

Zu Advent, Weihnachten und Jahreswende.

DIE HÄNDE.

Siehſt du ſie ſtehn ob jeder Weltenwende,
Des reinen Dienſtes nie verlöſchtes Zeichen:
Die turmgleich zu ihm aufgehobnen Hände,
Die nie aus jenen oberen Bereichen
Der waſſer-, feuerträcht'gen Wolken weichen,
Daraus ſie ſchöpften, ſchöpften ohne Ende
Der obern wie der untern Welten Spende:
Die großen Wunder für das Volk der Wende. —

Die beten konnten, wehren, ſchlagen, ſchützen,
Die einen Tag lang ſteil emporgehoben
Hoch ob dem Tal, die ungeheuren Hände,
Entſchieden einer Schlacht verworrnes Toben
Und wieder Hände fanden, ſie zu ſtützen.

Die immer gaben, gaben ohne Ende
Und die auch noch zurückzunehmen wagten
Des Himmels Brot, wenn neue Morgen tagten,
Es rein zu halten von dem Fluch: zu nützen.
Die um das Eine bis zum Mord entbrannten,
Jedwedes Fremde rächend überrannten —
Die Seines Donners todesdunkle Stimme
In heil'ger Zukunft ſtummen Konſonanten
Als Urgeſetztes auf die Tafeln zwangen
Und ſie zerſchlugen in gewalt'gem Grimme
Ob jenen, die im Bild das Wort verkannten —
Mit Gott um die, die er verworfen, rangen,
Bis die verſchloſſ'nen Quellen wieder ſprangen —

Siehſt du ſie ragend ob den Zeiten ſtehen,
Des Nichts geſetzlos Raſen überſtehen?
Es wird kein Tüttel je von dem vergehen,
Was ſie auf die zerſchlag'nen Tafeln ritzten.
Ob jeder unſ'rer Schlachten aufgehoben
Und jeder Sieg von ihrer Kraft verſchoben,
Der von den Wen'gen Treue bang geſtützten:
So ragen ſie, das ewig reine Dienen,
Da alles berſtend ſtürzt in unſ'ren Räumen
Hoch über unſ'ren ſchwer verworr'nen Träumen —

Geſtirne, Welten, Sonnen unter ihnen.

Margarethe Susman.

Das Licht kommt.

Mache dich auf und werde licht. Denn ſiehe, dein Licht kommt und die Herrlichkeit Gottes gehet auf über dir. Finſternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr und ſeine Herrlichkeit ſtrahlet über dir. Jeſaja 60, 1—2.

1.

„*Finſternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker.*“ Könnte es eine zutreffendere und großartigere Darſtellung des Zuſtandes der heutigen Menſchenwelt geben als dieſes alte und doch ſo neue prophetiſche Wort?

Es trifft ja ſchon äußerlich zu. Verdunkelung im Sinne der Auslöſchung des Lichtes durch die Menſchen kommt ja nun ſeit langem, ſich immer weiter ausdehnend, jeden Abend über die Völker. Wer hat nicht immer wieder, etwa bei einem Blick auf eine große verdunkelte Stadt das Dämoniſche dieſer Finſternis empfunden?

Aber dieſe äußere Verdunkelung iſt, wie man ja ſchon oft bemerkt hat, ein ſehr bedeutſames und eindringliches Symbol der inneren, das Auslöſchen des materiellen ein die Seele tief erſchütterndes Zeichen vom Auslöſchen des geiſtigen Lichtes. Muß darüber viel geſagt werden? Es iſt die große Tatſache, von der wir umgeben ſind. Alles iſt verdunkelt: verdunkelt iſt das Licht Gottes; verdunkelt iſt der Glanz Chriſti; verdunkelt iſt das Ebenbild Gottes im Menſchen; verdunkelt iſt, mit dem Glauben und der Hoffnung, die Liebe; verdunkelt iſt das heilige Recht, das Recht Gottes und das Recht der Menſchen; verdunkelt iſt die Sonne der Freiheit; verdunkelt iſt das Gewiſſen, die Empfindung für die Reinheit der Sitte und die Wahrheit der Welt des Guten — ſchauderhaft verdunkelt, zum Entſetzen für jeden, der ſich noch den Sinn für Zucht und Scham, Ehrfurcht vor Gott und Würde von Mann und Weib bewahrt hat; verdunkelt iſt vor allem die *Wahrheit*. Es umgibt uns ganz beſonders das Höllendunkel der Lüge. Nicht nur, daß es verboten iſt, die Wahrheit zu ſagen, die Wahrheit wird ſelbſt ins Gegenteil verkehrt. Wenn der Prophet ſein Wehe ausruft über die, welche Licht zu Finſternis machen und Finſternis zu Licht, welche gut böſe und böſe gut nennen, welche ſüß bitter heißen und bitter ſüß, ſo iſt das wohl zu keiner Zeit, die dieſe unſere Erde erlebt hat, ſo wahr geweſen wie heute. Es gilt ja heute ein neues Wörterbuch. Was einſt Knechtſchaft hieß, heißt heute Freiheit; was einſt Tyrannei hieß, heißt heute Demokratie; was einſt Ruchloſigkeit hieß, heißt heute Frömmigkeit, was einſt Tod hieß, heißt heute Leben; was einſt Götze hieß, heißt heute Gott; was einſt Antichriſt hieß, heißt heute Chriſt. Aber faſt noch ſchlimmer als dieſe Umkehrung der Werte und Wörter, dieſe Verdrehung der Wahrheit, iſt das *Ausgehen* des Lichtes der Wahr-

heit überhaupt, ist die Tatsache, daß es überhaupt keine Wahrheit mehr gibt oder doch zu geben scheint, keine absolute, feste, ewige Wahrheit, sondern höchstens noch Wahrheiten, relative, wandelbare Wahrheiten, Fragmente der zerbrochenen ganzen Wahrheit, in denen eine Zeitlang etwas vom Glanze ihrer Absolutheit nachschimmert, aber zuletzt, vom Lichtquell getrennt, auch erlischt, so daß sie sich in dämonische Lügen verwandeln. Das ist dann die tiefste Verdunkelung der Seelen. Das ist die äußerste Finsternis. Das ist das Dunkel der Hölle.

Denn in dieser Finsternis wohnt der Vater der Lüge; in dieser Verdunkelung der Welt walten die bösen Geister. Sie lieben die Finsternis. Sie sind darin äußerst rege. „Nacht ist es, da regen sich alle wilden Tiere." (Psalm 104.) Da gehen auch die Gespenster um, die wesenlosen Schatten lebendiger Wahrheit. Und darob erschrickt die Seele fast noch mehr als über die Dämonen und ihren Fürsten.

So liegt Finsternis der Hölle über dem Erdreich und Dunkel des Todes über den Völkern. Es waltet die Lüge; es waltet der Mord; es waltet die Qual; es waltet der Hunger; es waltet die Kälte; es waltet als furchtbarer Herrscher der Tod.

„Finsternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker." Und nun blicken wir über Weihnachten und das Jahresende in die nahe Zukunft hinein und müssen fürchten, daß darin das Dunkel zunächst noch tiefer werden, daß sich die Finsternis der Hölle noch endgültig offenbaren und unser Herz es nicht mehr aushalten werde.

2.

Aber da glänzt aus der Höhe ein Licht auf: *„Aber über dir erscheinet Gott, und die Herrlichkeit des Herrn leuchtet über dir."*

Ueber diesem Dunkel steht *Gott*. Er lebt. Ja, er geht in neuem Glanze über der Welt auf.

Das hat einen dreifachen Sinn.

Einmal: Gerade im Gegensatz zu der Welt, die nun in der Finsternis der Hölle liegt und der Mächte, die im Dunkel walten, offenbart sich unerhört neu und gewaltig Gott. Denn diese Welt des Dunkels, der Finsternis, ist gerade seine Offenbarung: nämlich *eine Offenbarung durch das Gegenteil*. Und das ist eine ganz gewaltige Form der Offenbarung. Nie vielleicht hat die Welt so lebendig erkennen und empfinden können, was *Gott* ist, als nun, wo sie das Gegenteil von Gott sieht, wo sie eine Welt ohne Gott sieht. Nie, nie ist die Wahrheit *Christi* so strahlend auch „Ungläubigen" klar geworden, als nun, wo das vollendete Gegenteil Christi vor uns steht. Auch diese Offenbarung *Christi* durch sein Gegenteil ist eine gewaltige Form der Offenbarung. Nie ist das, was der *Mensch* ist, die Herrlichkeit des Menschen, so wunderbar aufgeglänzt, als jetzt, in der furchtbaren Vergewaltigung, Entstellung und Schändung des Menschen. Auch das ist gewaltige Offen-

barung. Nie, nie ist die *Freiheit* so sehr die ersehnte Sonne der Seelen geworden wie jetzt, wo Kerkermauern, geistige aber auch physische, sie von uns abhalten. Nie, nie haben wir so sehr nach dem *Rechte* begehrt, als jetzt, da das Recht zertreten und verhöhnt ist. Nie, nie haben wir nach der *Wahrheit* geseufzt; ja geschrieen, wie jetzt, wo wir in der Giftatmosphäre der Lüge ersticken wollen und die Wahrheit seltener geworden ist als ein Stück Brot in der Hungersnot und ein Trunk Wasser in der Wüste.

So offenbaren sich Gott, Christus, der Mensch, das Recht, die Freiheit, die Wahrheit durch das Gegenteil. Das ist ein tiefer Sinn dieser Zeit. Es ist Offenbarungszeit. Es offenbart sich der Himmel durch die Hölle; es offenbart sich das Licht durch die Finsternis. Es ist gewaltige Zeit. Die Finsternis dient dem Licht. „Denn siehe, dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir." Eine ganze erledigte, gerichtete Welt muß ihren Sinn durch Dunkel und Finsternis, in welche sie versinkt, offenbaren, damit eine neue, erlöste Welt kommen kann. Eine Götzenwelt muß zuerst triumphieren, damit eine Gotteswelt aufstrahlen kann. Eine Welt des Antichrist in seiner rohesten Gestalt muß hervortreten, damit das Licht Christi wieder über der Welt aufgehen kann.

Aber noch auf eine andere Art erscheint nun der Herr über uns. Er erscheint als *Richter*. Was wir erleben, ist Weltgericht. Es ist Advent, mit dem Gedanken des Adventes aber hat die Christenheit von Alters her den des Gerichtes verbunden, des Gerichtes über eine Gott, Christus, dem Menschen entgegenstehende Welt.

Dieses Gericht erleben wir auf erschütternde Weise. Wir sehen, wenn wir nicht blind sind, gerade jetzt das Walten einer *Gerechtigkeit* über dem Weltgeschehen, wie wohl nie eine Zeit es so gewaltig sehen durfte. Lange Zeit — ach, welch eine lange Zeit! — schien auch dieses Licht verdunkelt, ganz von der Finsternis verschlungen, dieses Licht, ohne das unsere Seele nicht leben kann. Die Mächte des Bösen schienen ungehemmt durch die sittliche Weltordnung und die richtende und rächende Hand Gottes zu triumphieren, und über dieser Erfahrung wurde die Welt finster wie die Hölle und Dunkel des Todes brach in viele Seelen ein. Aber jetzt geht ein Licht auf — das Licht einer waltenden Gerechtigkeit. Wir sehen, wie gerade jene Mittel, mit denen die Macht des Bösen die Welt überfiel und zu erobern gedachte und welche ihr so lange Sieg und Triumph bereiteten, sich nun in rächender und richtender Ironie *gegen* sie wenden. Wir erfahren, wie die Schrekken, die sie über die Welt brachte und von denen sie meinte, sie seien völlig in ihrer Hand und einzig in ihrer Hand, nun verdoppelt und verdreifacht über sie selbst kommen. Wir erkennen mit Schaudern und doch mit befreitem Aufatmen der Seele das Walten dessen, was die Alten die Nemesis nannten, was wir aber als das Gericht des heiligen Gottes verstehen. Wir hören das gewaltige Rauschen der Mühlen Got-

tes, wir ſehen ihr furchtbares Werk mit Augen, und unſere Seele richtet ſich freudig auf. Denn ſie erkennt in ſeinem Wirken *Gott*. Gott als den Richter. Und damit bricht in die Finſternis Licht: Licht der Gerechtigkeit, Licht der Freiheit, Licht der Wahrheit, Licht Gottes, Licht Chriſti.

Denn es iſt nicht nur Nemeſis, Gericht des heiligen Gottes, die über die ausgeſprochenen Mächte des Böſen kommen, es iſt Gericht über eine ganze Welt, Gericht über die Kultur, Gericht über die Politik, Gericht über den Staat, Gericht über die Kirche, Gericht über die Religion, Gericht über das Chriſtentum. Und das iſt große Verheißung. Denn dieſes Gericht iſt nötig. Dieſes Gericht ſchafft Raum für eine neue Welt. Dieſes Gericht ſchafft Raum für Gott. Dieſes Gericht ſchafft Raum für Chriſtus. Dieſes Gericht ſchafft Raum für den neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt — die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die der Wille Gottes, des Herrn und Vaters, und ſeines Chriſtus iſt.

Dieſes Gericht hat begonnen, es wird weiter gehen und ſich vollenden. Die Gerechtigkeit, die über dem Dunkel des Weltgeſchehens wie das Licht des Blitzes aufleuchtet, wird ihr Werk weiter tun, wird ſo vieles noch ſtürzen, was ſo lange als Stütze und Burg des Böſen daſtand, wogegen wir mit Kampf und Arbeit, auch mit Gebet und Opfer, vergeblich anzugehen ſchienen. Es wird auch ſtürzen, wir dürfen darauf vertrauen. „Denn ein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir!“

Aber noch auf eine dritte Art erſcheint über der Finſternis des Erdreichs und dem Dunkel der Völker der Herr. Das Gericht Gottes iſt immer auch Gnade, das Zerſchlagen und Zerſtören Gottes iſt immer auch Schaffen und Bauen. So ſehen wir ſchon heute über der Weltkataſtrophe in allerlei Formen das Kommen der neuen Welt. Wir ſehen, wie die Hoffnung auf eine neue politiſche Geſtaltung der Völkerwelt im Sinne des auf das heilige Recht gegründeten *Friedens* — dieſe Hoffnung, die nach dem erſten Akt der Weltkataſtrophe ſo herrlich über der Welt aufgeleuchtet, dann aber ſo traurig wieder erloſchen und der Finſternis einer noch ſchlimmeren Herrſchaft der Gewalt, dem Dunkel eines erhöhten Militarismus gewichen war, neu und gewaltiger als vorher aufleuchtet und in Entwürfen Geſtalt gewinnt, die jedes nicht vom Zweifel völlig zerſtörte Gemüt als Verheißung Gottes empfinden muß. Wir ſehen, wie der Ausblick auf eine neue *Freiheit* der Völkerwelt, ein neues *Recht*, auch für die Schwachen und Kleinen ſich wieder und großartiger auftut. Wir ſehen, wie die vergewaltigte und geſchändete *Menſchlichkeit* ſich wieder erhebt. Wir ſehen, wie eine *ſoziale Umwälzung* ſich ankündigt, welche endlich, endlich die Herrſchaft des Mammons ſtürzt, endlich, endlich den Verkürzten und Unterdrückten ihr Recht gibt, endlich, endlich die Not und Angſt der Armut aufhebt, endlich, endlich den Menſchen zum Menſchen macht. Wir ſehen in dieſem Lichte, wie ſich aus dem Zerfall von *Sitte* und *Sittlichkeit*, die doch

recht falſch und faul geworden waren, *neue* Sitte und Sittlichkeit erhebt, beſſere, geſündere, höhere Sittlichkeit und Sitte und mehr als das: ein neues Verſtändnis für die Sittlichkeit des Evangeliums und die Nachfolge Chriſti. Wir ſehen, wie die *Wahrheit* wieder aufglänzt, die edle, große, leuchtende, an Gott befeſtigte, von Gott ausſtrahlende Wahrheit. Wir ſehen — und das iſt wohl das Größte, was wir ſehen — daß aus dem Zerfall des Chriſtentums *Chriſtus* ſich neu erhebt.

Es gilt von der ganzen Adventsfinſternis, dem ganzen Todesdunkel dieſer Zeit der Geburt einer neuen Welt, was von dem erſten Auftreten deſſen, von dem Weihnachten zeugt, geſagt iſt: „Das Volk, das da ſitzet in Finſternis, ſiehet ein großes Licht, und die da wohnen im Schatten des Todes, über denen iſt es hell geworden."

3.

Im Aufblick zu dieſem wunderbar durch die Finſternis brechenden Lichte, trotz dieſer vorläufig noch herrſchenden Finſternis, ja paradoxerweiſe ſogar *wegen* ihr, können wir Weihnachten feiern; wir können es auch trotz allem Ekel an unſerem Chriſtentum im Blick auf *Chriſtus*.

Denn das muß uns freilich klar ſein: *Mit dieſem Chriſtentum iſt es vorbei.* Dieſe Wahrheit ſchmerzlich und doch auch wieder freudig im Herzen bewegend, iſt der, der dies ſchreibt, kürzlich zu ſeinem Staunen auf ein Wort geſtoßen, das vor bald anderthalb Jahrhunderten geſprochen worden iſt, und zwar von einem Manne, der für Chriſtus glühte, deſſen Leben Chriſtus geweiht war, wie ſelten eines: *Lavater* ruft mitten in der damaligen Weltkataſtrophe, welche durch die franzöſiſche Revolution und die aus ihr hervorgehende Weltumwälzung charakteriſiert war, von der Kanzel ſeiner Gemeinde zu:

„Die Revolution in der politiſchen Welt iſt nur ein kleines Vorſpiel von einer großen Revolution der ſittlich-religiöſen Welt. Das Chriſtentum, wie es iſt, kann ſich ſchlechterdings nicht mehr halten. Es iſt dem Untergang nahe. Alles, was wir flicken, zu flicken verpflichtet ſind (ich bin auch nur ein Flicker), kann es nur noch ein paar Jahre ſcheinbar aufrecht halten ...

Es eilt mit ſchnellen Schritten das Reich des Antichriſt und [das heißt: „aber auch"] das Reich Chriſti, das der Kern der harten Schale iſt, die Satans Reich heißt. Was geſchieht iſt nichts im Vergleich zu dem, was geſchehen wird, bald, bald, bald. Gott will alle Formen nach des *Teufels* Gewalt zerbrechen. Wir müſſen etwas *ſein*, der *Schein* muß verſchwinden."

Was Lavaters Seherblick ſchon für ſeine Zeit als Tatſache erſchaut hatte, das iſt inzwiſchen gereift und geht nun im Poſitiven wie im Negativen der Erfüllung entgegen. Die Form der Sache Chriſti, welche ſich in dem darſtellt, was wir Chriſtentum nennen, geht vor unſeren Augen zu Ende. Sie hat ihre Zeit gehabt. Sie *verſagt* nun, verſagt vielfach ſkandalös, wie wir dies neuerdings auch in der Schweiz mit Schrecken

erlebt haben. Im Rieſenmaßſtab erſcheint dieſes Verſagen vollends gegenüber der Tatſache des neuen Weltkrieges und der Macht von Welt-Ideologien, wie der Kommunismus eine iſt, um von Faſchismus und Nazismus vollends zu ſchweigen. Die „ungläubige" Welt erträgt ſo wenig als die ernſthaft an Chriſtus glaubende mehr den ſchreienden Widerſpruch im Chriſtentum ſelbſt zwiſchen ſeinem urſprünglichen, von ihm ſelbſt immer noch als Anſpruch feſtgehaltenen Sinn und ſeiner Wirklichkeit auf der einen und zwiſchen dieſem Anſpruch und der Weltwirklichkeit auf der andern Seite. Immer näher kommt über dieſes Chriſtentum, dieſe Kirchen, dieſe Theologie, die gerade jetzt ſo ſelbſtſicher tun — was immer das Zeichen der nahenden Kataſtrophe iſt — das Gericht Gottes. Aber aus dieſem Zerfall ſteigt eine neue Geſtalt der Sache Chriſti auf: ſo ſtrahlend, daß ihr Glanz das Auge blendet. In nicht geahnter Fülle, in einer Herrlichkeit, welche die Seele kaum zu faſſen vermag, bricht die erſte und urſprüngliche, die letzte und vollendende Wahrheit Chriſti auf: *das Reich Gottes für die Erde* mit ſeiner Gerechtigkeit: mit ſeinem Wunder, ſeiner Freiheit, ſeinem Rechte, ſeiner Wahrheit, mit ſeiner Verbindung von Gott und Menſch, ſeiner Fleiſchwerdung des Wortes, ſeiner Menſchwerdung Gottes und Weltwerdung Chriſti, ſeiner Revolution der Welt, ſeiner Zerſtörung und ſeinem Schaffen, ſeinen neu aufbrechenden, helfenden und heilenden Kräften, ſeiner Vollmacht, ſeiner Freiheit und Liebe, ſeinem Triumph über Welt und Hölle, ſeiner Wiederherſtellung aller Dinge, ſeinem Sieg über Baal und Cäſar, über Schickſal und Schuld, aber auch über Krankheit und Tod, ſeiner vollen Erlöſung von Geiſt und Natur, ſeinem neuen Himmel und ſeiner neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Dieſe Botſchaft wird nun in gewaltigen Volksverſammlungen von Männern der Politik und Vertretern der ſozialen Revolution zuſammen mit oberſten Repräſentanten der Kirche verkündigt.[1]) Sie wird ſtärker und ſtärker aufleuchten und die Welt verändern.

Das iſt der neue Gottes- und Menſchentag, der über der Finſternis der Welt aufgeht. Die bisherigen Formen der Sache Chriſti: Gemeinſchaftsformen, Denkformen, Kultformen, werden ſich darin auflöſen, die Nachtgeſpenſter und Albdruckformen der Religion, eine Welt der Heuchelei, ſowie Chriſtus das Wort verſteht, vor ihr vergehen, die Entartung des chriſtlichen Weſens gerichtet werden; ein neues Geſchlecht der Söhne und Töchter Gottes, eine neue Form der Verkündigung und Vertretung der Sache Chriſti werden erſtehen, eine neue Gemeinde ſich geſtalten. Das alles regt ſich als Advent unter uns, noch ſchwach, noch vom Morgentraum beſchwert, aber es iſt ſchon Verheißung. Es iſt in dem Lichte, das Chriſtus *iſt*, ſicher verbürgt. Es iſt Wunder, aber das Wunder iſt die Art, wie der lebendige Gott waltet. Seine Ver-

[1]) Es iſt jener gewaltigen Verſammlung in der Albert Hall in London und der ihr folgenden gedacht, wovon im Oktoberheft berichtet worden iſt.

heißung trügt nicht. Es ist nicht Phantasie, es ist angehobene Wirklichkeit, die sich weiter entfalten wird. „Siehe, dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir." Die Revolution Christi wird, wie schon Lavater es gesehen hat, die Vollendung und auch die tragende, läuternde, richtende Kraft aller Weltrevolution sein. Es ist auch erst Adventserwartung für die Welt, aber in Christus selbst ist ja Weihnachten schon da — immer schon da. Was schon da ist, kommt.

4.

Aber nicht ohne *unser Mittun!* Denn es heißt: „Mache dich auf und werde licht: denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn erscheint über dir."

Wir sollen selbst licht werden. Denn nur dann können wir das kommende Licht sehen und verstehen. Wir können es nicht sehen und verstehen, wenn wir nicht dieses Licht in uns selbst aufleuchten lassen. Denn nur das Licht sieht und versteht das Licht. Wenn wir in müder, schwachgläubiger oder ungläubiger, sich vielleicht überlegen dünkender Resignation die Augen schließen, dann können wir das Licht, das über diese Weltfinsternis von Gott her, von Christus her, aufgeht, nicht fassen. Dieses Licht aber kommt ja zu uns, um uns zu Licht zu machen. Aus uns selber könnten wir nicht Licht werden, aber in diesem Lichte, das über uns aufgeht, können wir es. Es ruft uns zu: „Sei getrost! Fürchte dich nicht, glaube nur! Immer, immer haben die Glaubenden Recht behalten, nicht die Zweifler und Nörgler. Immer und immer wieder ist von Gott das Wunder gekommen. Immer und immer haben wir nicht zu viel, sondern zu wenig geglaubt. Immer und immer wieder hat das Tun Gottes unsere Glaubensschwachheit beschämt. Wir können für den Gang in das neue Jahr kein wichtigeres Gebet sprechen als: „Herr, schenke uns den Glauben!" Werde Licht, daß dein Licht komme! Es kommt dann gewiß. Es ist schon da. Christus ist da. Er, als das Wunder der Wunder, ist Bürgschaft für alles Wunder. In ihm ist das Weihnachten der Welt schon da. Er *ist* schon das Licht der Welt. Und auch, wenn du willst, deiner Seele.

Was im übrigen die große Advents-Hoffnung für die Welt betrifft, so darf uns besonders nicht der Einwand beirren, daß diese ja schon einmal in unserer Lebenszeit aufgeleuchtet, aber wieder erloschen sei, in jener Zeit zwischen dem Ende des ersten Aktes der Weltkatastrophe und dem anhebenden zweiten. *Wiederholung* ist im Guten nicht weniger nötig als im Schlimmen, nicht weniger in der Gnade als im Gericht. Es ist die Art, wie die Sache Gottes in der Geschichte vorwärts geht. Sie muß mit immer neuen Vorstößen einsetzen. Wiederholt, vielleicht durch schwere Niederlagen, müssen solche Vorstöße kommen, bis endlich der Tag großer Erfüllung einbricht. Jene Hoffnung, jene Arbeit, jene

Opfer, ſie waren nicht umſonſt. Sie waren das Samenkorn, das in die Erde mußte und erſterben, bevor es viele Frucht brächte. Sie waren Regen und Tau von Gott her, die ſich in den Tiefen des Gebirges angeſammelt haben, um als Quellen und Ströme wieder hervorzubrechen, wenn die Zeit gekommen iſt. Was nun kommen wird, die Erfüllung, wird in dem Maße und dazu potenziert groß ſein, als ſie all jene Hoffnung, all jene Arbeit, all jenes Leiden, auch das Leiden der Enttäuſchung, in ſich aufgenommen hat. Du aber ſollſt ſie nicht durch deinen Unglauben hemmen, ſondern durch deinen Glauben fördern. Mache dich auf und werde licht, auf daß auch durch dich das Licht komme.

Und in dieſem Lichte gehe, über Weihnachten hinaus, der *Zukunft* entgegen. Sie mag noch ſo dunkel erſcheinen, es ſteht *Gott* über ihr. „Finſternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir erſcheinet Gott, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir.“ Das Licht, das wir jetzt ſchon ſehen, als Offenbarung durch das Gegenteil, als Offenbarung Gottes, Chriſti, des Menſchen, des Rechtes, der Freiheit, der Wahrheit, als Gericht Gottes, als Aufbrechen der neuen Welt in der Bewegung der Völker, es wird in der letzten noch kommenden Finſternis nicht untergehen, ſondern durch ſie nur noch verſtärkt werden. Und wer weiß, ob dieſe Finſternis ſo finſter ſein wird? „Denn Finſternis iſt nicht finſter vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag“ (Pſalm 139). Wer weiß, ob nicht aus dieſer Finſternis *rettende Ueberraſchung* Gottes brechen kann? Wer weiß? Ja, wir *wiſſen* es! Werde nur licht und helfe ſo dem Lichte!

Und endlich: Wenn du auf dieſe Weiſe Licht hervorbrechen ſiehſt, Licht für die Welt, ſo wiſſe und glaube, daß es dieſes Licht auch für dein perſönliches Leben gibt: für ſein Dunkel, ſeine Finſternis, ſein Schickſal, ſeine Schuld, ſein Rätſel. „Mache dich auf und werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“ Es iſt ſchon da! Denn auch für dich *iſt* Chriſtus ſchon Weihnachten. *Leonhard Ragaz.*

Diagnoſe der chriſtlichen Kriſis.[1])

I.

Diagnoſe der chriſtlichen Kriſis im allgemeinen.

1. Worum es heute geht und worauf es ankommt.

Worum es heute geht, ſcheinen leider immer noch die Wenigſten zu wiſſen; darum die vielen Fehlurteile, die vielen falſchen Folgerungen, die man aus den Geſchehniſſen unſerer heutigen außerordentlichen Zeit zieht, darum auch die tragiſche Tatſache der Spaltungen, die ſchon

[1]) Vgl. das Novemberheft.

die Bibel von den letzten Zeiten vorausgesagt, da „Väter gegen die eigenen Kinder, die Kinder gegen die eigenen Eltern, der Bruder gegen den eigenen Bruder" auftreten wird. Mit den gewöhnlichen Kategorien des Guten und Bösen, des Anständigen und Unanständigen kommt man da nicht mehr aus. Es stehen sich nicht mehr nur diese Gegensätze gegenüber. Es geht heute nicht darum, das an sich Wahre zu erkennen und zu bekennen, das allgemein Sittliche und Anständige zu tun. Mit der Frömmigkeit, der Treue zum angestammten Glauben und zur allgemeinen Religion und Kirche, mit der Korrektheit des Glaubens, mit der Tugendhaftigkeit und Tüchtigkeit ist es daher noch gar nicht getan. Es geht nicht darum heute — weshalb es auch wenig nützt, wenn dies auch noch so sehr in Schriften und Predigten gefordert wird. Trotz all dem wird es nämlich nicht besser in der Welt, trotz all dem kann man sogar unbewußt den Zwecken Satans in der Welt dienen. Es ist ja auch heute weitgehend so, daß die Mächte des Bösen von den Tugendhaften und Frommen profitieren, daß die „Tugend das Laster bedient". Heute heißt die entscheidende Frage nicht: Gut oder bös, sittlich oder unsittlich, gläubig oder ungläubig? (Was für Langweiler Gottes gibt es nicht unter unsern sogenannten Frommen und Gläubigen? Und anderseits, was für tüchtige Knechte und Handlanger holt sich Gott heute nicht aus den Bösen, den Sündern und Ungläubigen!) Die entscheidende Frage lautet heute: *Halb oder ganz, schlafend oder wach, tot oder lebendig, lau oder radikal, mittelmäßig oder heroisch, alt oder jung, gewöhnlich oder außergewöhnlich, feig oder mutig, „vernünftig" oder „utopisch"?* Kurz, es kommt darauf an, daß man das Außerordentliche unserer Zeit erkennt und anerkennt und sich danach richtet. *Denn in außerordentlichen Zeiten ist das Außerordentliche, scheinbar Utopische das Vernünftigste, Notwendigste.* In solcher Zeit gilt das Wort: „Le superflue chose la plus nécessaire: Das Uebergebührliche, Außerordentliche, Uebertriebene ist das Notwendigste." „Denn wer nichts will als das Ordentliche, Bestehende, Gegenwärtige, wäre auch nicht der Schöpfer dieses bestehenden Gegenwärtigen geworden; wie kann er da Helfer und Führer in eine neue Zeit sein? Denn auch dieses gegenwärtige Ordentliche lebte zuerst in prophetischen Utopien, Träumen und Wagnissen. Ohne solche neue Utopien, Gesichte, Träume und Wagnisse stürbe daher der Körper der Staaten und Kirchen." (Jean Paul.) Hier gilt auch das Wort Christi: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht größer ist als diejenige der Schriftgelehrten und Pharisäer (also der Ordentlichen und Maßgebenden jener Zeit), so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen." Unsere Zeit ist wiederum eine solche Zeit des Umbruchs, der Wende, des Neuanfangs, eine Zeit, da es nicht getan ist mit der ordentlichen Lehre und wo nicht der Professor das letzte und ausschlaggebende Wort haben kann, sondern eine Zeit der außerordentlichen Verkündigung, da wir den Propheten brauchen. Wenn der Weg eine Wende nimmt, eine Kurve macht oder an

einen Graben führt, dann nützt alles traditionelle korrekte „Gradaus", aller Gehorſam und Eifer und Glaube nichts. Das Einzige und Erſte, was da nottut iſt: Aufpaſſen und wach ſein, ſonſt fällt man trotz aller Bravheit, Frömmigkeit und Tugend in den Abgrund. Hier zeigt ſich eben die Bedeutung des prophetiſchen Amtes, die Notwendigkeit des Außerordentlichen zur Ergänzung des Ordentlichen. Die bloßen ordentlichen, gewöhnlichen Kategorien des ſittlichen Urteils reichen da nicht aus. Der Profeſſor kennt ſich nur in der Theorie aus, der Prieſter in der Einzelſeele und ihrer ordentlichen Seelſorge; um die aktuellen, außerordentlichen Situationen und deren Notwendigkeiten zu ſignaliſieren, dazu braucht es den Propheten.

Es iſt ganz falſch und töricht, gegen dieſen ſich auf die Dogmatik zu berufen und mit Verketzerungen zu wehren. Dogmatik und Theologie ſetzen ja den Propheten und Apoſtel *voraus*. Dieſer ſelbſt iſt allerdings kein Theologe und braucht auch keiner zu ſein, ſowenig die erſten Apoſtel ſolche waren. Aber es gibt eben Zeiten, da uns alle theologiſche Gelehrſamkeit und Korrektheit nichts nützen, wo wir wieder Propheten und entſchiedene Wahrheitszeugen brauchen, ſchlichte und mutige Kämpfer Gottes, deren Blick und Wort einſeitig eine beſtimmte aktuelle Grundwahrheit aus dem Ganzen des Evangeliums heraushebt und zur Anwendung bringt. Ihre Einſeitigkeit ſtammt aus ihrem lebenden Ergriffenſein von dem, was Gott in ihrer Zeit will. Sie ſind keine Syſtematiker, keine Theologen und Schriftgelehrten und wollen auch keine ſein, aber ſie ſind Propheten, die ganz elementar von der geiſtigen Not ihrer Zeit und von der aktuellen Forderung Gottes für ihre Zeit erfaßt ſind. Es iſt ihnen nicht die ganze Fülle der geoffenbarten Wahrheit präſent. Sie hören nur das, was Gott ganz beſonders laut in ihre Zeit hineinruft. Sie haben offene, nicht durch allſeitig orientierte Schriftgelehrſamkeit verſtopfte Ohren. Sie haben aber den Ruf Gottes an ihre Zeit umſo klarer, eindeutiger und tiefer verſtanden und ſind gerade darum um ſo beſſer befähigt für *ihre* Aufgabe, weil ſie nicht durch eine ganze Summe theologiſcher Wahrheit und Wiſſenſchaft in Anſpruch genommen und abgelenkt ſind. *Der Mut zu dieſer Einſeitigkeit wird für ſie geradezu zur Probe ihrer prophetiſchen Berufung.* Denn von ihnen gilt das Wort Chriſti: „Ich bin berufen und geſandt, die Werke des Teufels zu zerſtören." Gewiß: *es geht heute um Chriſt oder Antichriſt, aber, worauf es ankommt, iſt, daß man weiß, was Chriſtus dient und wie man heute Chriſtus dient und ſeinem Reiche,* daß man erkennt, daß gegen die kräftigen Irrtümer der Zeit unſere ſchwächlichen Wahrheiten nicht aufkommen, daß gegenüber einem radikalen Heidentum ein halbes Chriſtentum nicht beſtehen kann, daß eine außerordentliche Zeit ein außerordentliches Geſchlecht erfordert, daß einer maximalen dämoniſchen Bedrohung kein minimales oder normales, ſondern nur ein *maximales* Chriſtentum gewachſen iſt.

2. *Minimaliſtiſches oder maximaliſtiſches Chriſtentum?*

Die verſchiedene Beurteilung der großen Zeitfragen beruht in der Regel auf einer verſchiedenen Sicht der chriſtlichen Situation überhaupt. Es findet ſich allgemein ein großer Mangel an geſchichtlicher, konkreter Sicht in bezug auf das Chriſtentum überhaupt. Um dasſelbe nicht nur theoretiſch, „an ſich", ſondern konkret, lebendig beurteilen zu können, ſcheint mir folgende Unterſcheidung nötig. Es gibt ein enthuſiaſtiſches Anfangs- (oder Ur-) Chriſtentum, ein imperialiſtiſches (Hoch- oder Kultur-) Chriſtentum, und ein minimaliſtiſches (dekadentes) *End*chriſtentum, das nur noch den Namen und die Form der Chriſtlichkeit beſitzt, in Wirklichkeit aber (in der Tat) derſelben widerſpricht. Dies Endchriſtentum muß wiederum durch das *Anfangs*chriſtentum abgelöſt werden, ſoll anders eine Erneuerung nicht nur des Chriſtentums, ſondern der Welt überhaupt erhofft werden. End- und Anfangschriſtentum ſtehen ſich alſo radikal gegenüber wie Antichriſt und Chriſt. (Das Wort „Antichriſt" heißt ja im Deutſchen mit Recht „Endchriſt", womit auf den pervertierten Charakter des Endchriſtentums hingewieſen wird.) „Das Antichriſtentum iſt dadurch der Gegenſatz zum Chriſtentum, daß es den Schein des Chriſtentums an ſich trägt, während es unter dieſem Schein das Weſen desſelben zu ändern und zu zerſtören ſucht." (Baumgarten.) Dieſe Erklärung entſpricht auch der Auffaſſung des Neuen Teſtamentes, das von „den Wölfen im Schafskleid" ſpricht und von einer „gewiſſen Form der Gottſeligkeit, welcher die Werke widerſprechen", und daß am Ende „die Liebe bei vielen erkalten wird". Es erſcheint demnach ſelbſtverſtändlich, daß der „Endchriſt" (hier im weiteren Sinne des Wortes verſtanden) den Anfangschriſten als maximaliſtiſchen Schwärmer, als gefährlichen Extremiſten und „Superchriſten" betrachtet und bekämpft. Aber dieſer Anfangs- oder Urchriſt erhält *gerade dadurch* ſeine Berechtigung. Es erſcheint als wirkliche Utopie und romantiſcher Anachronismus, wenn man in einer apokalyptiſchen Endzeit gegen die dämoniſchen Mächte der Unmenſchlichkeit, der Lüge und des neuen Heidentums glaubt mit einem minimaliſtiſchen Chriſtentum auskommen zu können, mit einer ſogenannten „chriſtlichen Mitte" und mit einem mittelalterlichen Chriſtentum, das da ſelbſt die Mächte des Cäſar, Krieg und Gewalt in aller Unſchuld gegen ſeine Feinde benützen will. *Das* zeugt uns von einer totalen Unkenntnis der völlig veränderten Situation, die im 20. Jahrhundert beſteht gegenüber dem 12. Jahrhundert. Gerade die wirkliche Situation, in der wir uns befinden, fordert eine maximaliſtiſch urchriſtliche Einſtellung, den Radikalismus der militia Chriſti. *Nur* ein neues Urchriſtentum mit dem urſprünglichen Enthuſiasmus und Heroismus des Glaubens und der Liebe iſt der Dämonie der Gegenwart gewachſen.

Das beſtätigt in einem intereſſanten Artikel auch N. Berdjajew. „Zum Kampf gegen die dämoniſchen Mächte, die ſich in der Welt

entfeſſelten, iſt ein Glaube nötig, der dem Glauben eines Hitler an Dynamik noch überlegen iſt. Ein ſolcher Glaube *fehlt* uns heute noch." — Damit kann er nicht den Glauben an chriſtliche Waffengewalt gemeint haben, ſondern nur den neuerwachten, lebendigen Glauben an Chriſtus und ſein Reich. Was der heutigen Dämonie gewachſen iſt, das iſt (wie ich es ſchon vor Jahren geſchrieben) nicht der Soldat und nicht der Sozialiſt, ſondern nur der Chriſt, der es wieder im vollen unbedingten Sinne des Wortes iſt, ohne Kompromiß und Abſchwächung.

Das iſt nichts akademiſch-Abſtraktes, das nur als „Lehre" in Betracht kommt, nicht aber als Praxis. Im Gegenteil: es iſt die einzig mögliche, realiſtiſche, der Wirklichkeit Rechnung tragende Einſtellung, ſowohl für den Einzelnen als für das ganze Volk, das heißt ſowohl in ſittlicher als in politiſcher Hinſicht. In ſittlicher Hinſicht: Es beruht auf einer ganz falſchen Auffaſſung des Chriſtlichen, wenn es, im Sinne eines heroiſchen Idealismus, in einer asketiſchen Höhe geſehen wird, welche nur die Wenigſten erreichen. Während die menſchlichen Philoſophien mit der Erkenntnis der Wahrheit und dem Erreichen der Vollkommenheit (was beides nur einem eſoteriſchen Kreis gelingt) *aufhören, beginnt* das Chriſtentum ſchon mit dem *vollen, klaren Licht*, mit der *vollen Entſcheidung für Chriſtus*. Es befindet ſich ſozuſagen (wie Pfarrer *Fiedler* [1]) neulich in einem Aufſatz in „Lebe mit der Kirche" ausführte) im *Parterre*, nicht in irgendeinem oberſten Stockwerk, wohin nur außergewöhnliche geiſtige oder heroiſche Bemühung gelangt. Das Chriſtſein iſt nicht am *Ende*, ſondern am *Anfang*, nicht in der *Höhe*, ſondern in der *Tiefe* zu ſuchen. Gerade die Schwachen und die Sünder finden den Zugang zu ihm daher beſſer als die Starken, Gerechten und Tugendſtolzen. Man tritt ſofort ganz ins Chriſtliche oder gar nicht. „Die unterſte Stufe des Chriſtentums iſt in Wirklichkeit die höchſte Stufe an Kraft, Licht und religiöſer Dynamik. Wer die Wirkung dieſer höchſten Stufe erfahren will, muß in das Parterre hinab und dort die Nahrung und die Motive für ſein Leben ſuchen." (Fiedler.) Die Bereitſchaft zu chriſtlichem Martyrium, zur militia Chriſti, kann man daher beſitzen, bevor man ein vollkommener Heiliger im ascetiſchen Sinne iſt. Wir ſind davon überzeugt, daß das Martyrium in der kommenden urchriſtlichen Epoche eine Maſſenerſcheinung werden wird, wie es ſchon in der Urkirche der Fall war. Wir brauchen heute keine Kirchenheiligen mit kanoniſchem Heiligenſchein, ſondern Märtyrer ihres chriſtlichen Gewiſſens, verfolgt von Staat und Kirche. Solche gibt es ſchon heute zu vielen Tauſenden innerhalb und außerhalb der Konzentrationslager. *Dieſe* ſind der Same einer beſſeren Zukunft und eines neuen Chriſtentums. Dieſe Militia Chriſti iſt gewiß ſcheinbar gegen die Natur und die ſtaatlichen Notwendigkeiten. Aber wenn ſie ihr Recht und ihre

[1]) Gemeint iſt nicht unſer Freund in St. Antönien, ſondern ein öſterreichiſcher katholiſcher Geiſtlicher. *D. R.*

Notwendigkeit auch nicht allen Zeitgenoſſen einleuchtend machen kann — ſie bleibt den einen eine Torheit, den anderen ein Aergernis — ſo erweiſt ſie ſich ſchließlich doch als das Vernünftigſte auch auf politiſchem Gebiet. Es mehren ſich heute ſchon die Stimmen, die den Krieg als völlig ſinnloſes Mittel betrachten, politiſche Notwendigkeiten damit zu verteidigen. Warum ſollen wir da nicht das Maximum an geiſtiger und moraliſcher Kraft mobiliſieren gegenüber dem Maximum an dämoniſcher Bedrohung?

II.

Diagnoſe der kirchlichen Kriſis im beſonderen.

Motto: „Nicht zu mildern und zu beschönigen ist unser Geschäft, sondern zu kämpfen und zu überwinden." *Jakob Burckhardt.*

Bei der Behandlung der ökumeniſchen Frage und anderer religiöſen und kirchlichen Probleme kamen wir immer wieder zur Erkenntnis, daß der eigentliche Grund und die tiefere Urſache der vielfachen Uebelſtände im religiös-kirchlichen Leben, die Spaltungen im konfeſſionellen und die Konflikte im innerkirchlichen Leben nicht ſo ſehr in der Verſchiedenartigkeit der Charaktere, der geiſtigen Einſtellungen und Anſchauungen und Lehrmeinungen beſteht, als vielmehr in dem „Menſchlichen und Allzumenſchlichen", das heißt in der Sünde und Fehlerhaftigkeit, Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Menſchen, die in der Welt die Sache der Kirche vertreten. Aus dieſer Erkenntnis heraus hat *P. Simon* ein Buch über „Das Menſchliche in der Kirche" geſchrieben, worin zweifellos viel Wahres und Notwendiges und Befreiendes mit ſeltener Offenheit geſagt wird. Allein, man hat trotzdem dabei das Gefühl, daß die angeführten Schwierigkeiten doch etwas allzu billig gelöſt werden. Der Mangel liegt meines Erachtens daran, daß der unklare Begriff des „Menſchlichen und Allzumenſchlichen" von Simon zu wenig geklärt, daß dies „Menſchliche" zeitweiſe ſogar mit der menſchlichen Natur Chriſti verglichen und verteidigt, teils wieder als Quelle der bedauerlichſten und bedenklichſten Uebelſtände bezeichnet wird. So wird das tatſächliche Verſagen der empiriſchen Kirche mit dem Hinweis auf die „Menſchlichkeit" allzuſehr verharmloſt und entſchuldigt, um Anlaß ernſteſter Beſinnung und Umkehr zu werden. Nur eine eindringliche Diagnoſe vermag zu den eigentlichen, tieferliegenden Gründen der kirchlichen Kriſe vorzuſtoßen. Wir wollen eine ſolche im Nachfolgenden verſuchen. Wir müſſen uns dabei auf ein paar Hinweiſe beſchränken.

Wenn die heutige Kirche glaubt, angeſichts ihres mannigfachen Verſagens ſich mit dem Hinweis auf die Menſchlichkeit ihrer Vertreter

und Bekenner entſchuldigen zu können, ſo iſt ſie darin das Opfer ihrer eigenen falſchen Urteilsweiſe. Mit dieſem Hinweis wird nämlich etwas ganz Unnötiges geſagt, etwas, was gar nicht in Frage ſteht. *Die ernſt zu nehmenden Anklagen gegen die Kirche richten ſich nämlich gar nicht gegen die Menſchlichkeiten in derſelben, das heißt gegen die ſpeziellen menſchlichen Schwächen, Fehler und Sünden, die etwa an den kirchlichen Menſchen ſich finden* — dieſe werden wir immer in Kauf nehmen müſſen, ſolange das menſchliche Element in der Kirche für uns notwendig iſt — *ſondern ſie richten ſich gegen das Unmenſchliche, Sataniſche, das ſich meiſt unbewußt in der Kirche findet.* „Von jeher", ſagt Blumhardt, „iſt das Reich Gottes zu Schaden gekommen nicht ſo ſehr durch die Sünder, als vielmehr durch die Gerechten, nicht ſo ſehr durch jene, die offenbar und vor jedermann in Miſſetaten gekommen ſind, ſondern durch jene, bei denen ſich die Miſſetat gleichſam verſchlupft hat hinter ein ordentliches Weſen. Hier liegen die widergöttlichen Kräfte verborgen. Hier liegen die geheimen Quellen des immer wiederkehrenden Abfalls von dem, was Gott will. Da liegt die eigentliche Urſache für den Zorn Gottes und das Gericht, das über die Menſchen kommt."

Damit ſtehen wir mitten in der bibliſchen Erkenntnis, daß es nicht die Sünde und der Sünder im allgemeinen und im landläufigen Sinn des Wortes iſt, was die Sache Chriſti am meiſten hindert, ſondern etwas Sataniſches, das mit Vorliebe durch die ſogenannten Gerechten wirkt, und daher auch ſo ſchwer erkannt wird. (Vgl. Mat. 13, 25: „Während alles ſchlief, kam der Feind, ſäte Unkraut mitten unter den Weizen.")

Es gilt alſo, das Sataniſche im Acker der Kirche zu erkennen und das Menſchliche und Allzumenſchliche nur *inſofern,* als der Satan es für ſeine Zwecke benützt; denn dadurch erſt erhält das „Menſchliche" einen bedenklichen Charakter. Chriſtus hat uns immer wieder auf dieſe Gefahr aufmerkſam gemacht und uns davor gewarnt. Es gilt, den beſonderen, ſchwer erkennbaren Charakter der ſataniſchen Tätigkeit und Methode zu erkennen. In dieſer Wiſſenſchaft haben wir es merkwürdigerweiſe trotz der Hypertrophie der Theologie nicht weit gebracht. „Nous ne connaissons pas le Diable" ſagte ſchon Pascal. Wir kennen den Teufel in der Tat viel zu wenig. Es wäre an der Zeit, daß einmal eingehend über den Plan und die Methode Satans geredet würde. Wir ſehen ihn meiſtens am unrichtigen Ort. Das iſt aber ſchon der erſte Erfolg des Teufels: Es kann ihm nichts lieber ſein als eine banale Teufelspredigt, die dort Lärm ſchlägt, wo im Grunde nicht die eigentliche Gefahr iſt. Das dient ihm gleichſam als Ablenkungsmanöver. Gewiß wirkt der böſe Feind in jeder Sünde irgendwie als Urſache mit. Aber mit den offenbaren und offenkundigen Sünden, die als ſolche unter Chriſten ſchon verpönt oder doch gekennzeichnet ſind, kann der Teufel ſeinen Zweck heute nicht mehr erreichen, der in nichts anderem beſteht als darin, das Werk Chriſti, die Erlöſung und das Reich Gottes

zu hintertreiben, wo immer er kann. Dieſen Zweck, den Samen Gottes, den Chriſtus geſät, an ſeinem Gedeihen zu hindern, verſteht der Teufel heute auf eine viel raffiniertere Weiſe zu erreichen. Wir wollen dieſen Tricks ſchrittweiſe auf die Spur zu kommen ſuchen. Wir ſehen darin heute die weſentlichſte Aufgabe chriſtlicher Verkündigung, die Menſchen rückſichtslos aufzuklären über die *wirklichen* „Fallſtricke" Satans. Blindheit in dieſer Hinſicht erſcheint uns geradezu als ein Zeichen des Untergangs. „Quem Deus perdere vult dementat". Wen Gott verderben will, den ſchlägt er mit Blindheit: — mit Blindheit vor dem Teufel. Blindheit und Finſternis gehen immer dem Verderben voraus. Aufklärung über die verborgenen Tricks und Kniffe Satans allein kann uns davor bewahren.

„Der Teufel", ſagt Doſtojewsky einmal, „ſitzt unter dem Tiſche mit den ſachlichen Beweisſtücken. Wo anders ſollte er denn auch ſitzen als dort?" Damit iſt der raffinierte Charakter der heutigen Wirkſamkeit Satans gut gekennzeichnet. In unſerer chriſtlichen Zeit konnte der Teufel nicht mehr mit offenbaren Irrtümern die Menſchen gewinnen, ebenſo wenig wie mit dem offenkundigen Laſter. Der Teufel iſt aber nicht verlegen. Er kann ſeinen Zweck ebenſo gut, ja noch beſſer mit der Tugend und der Wahrheit erreichen. Das iſt dem moraliſtiſchen und intellektualiſtiſchen Chriſtentum der letzten Jahrhunderte ganz entgangen. Es gibt Sünde im Guten und im Böſen, in der Tugend und im Laſter. Es gibt Wahrheit im Irrtum und Irrtum in der Wahrheit. Die Tugend bedient das Laſter, die Wahrheiten dienen der Lüge und dem Trug. Beſonders ſeit der Reformation und Gegenreformation konnte der Teufel faſt nur noch mit der Tugend und mit der Wahrheit, der „reinſten Wahrheit" Eindruck machen und die Menſchen gewinnen. Er konnte nicht mehr als Engel der Finſternis und der Dämmerung etwas ausrichten, ſondern nur noch als Engel des Lichtes. Es iſt ihm das auf verſchiedenſte Weiſe gelungen. Wir, wenigſtens wir Katholiken, haben zwar das von Chriſtus uns hinterlegte Glaubensgut, die chriſtlichen Wahrheiten, treu bewahrt und gegen Irr- und Unglauben tapfer verteidigt, aber trotzdem iſt der Teufel dabei auf ſeine Rechnung gekommen, zu ſeinem Zweck, die Herrſchaft Gottes und das Heil, die Erlöſung der Menſchen zu verhindern. *Er hat es nämlich erreicht, daß jene Wahrheiten nicht verwirklicht wurden, und zwar dadurch, daß er dieſelben gleichſam galvaniſierte und ſteriliſierte durch Verintellektualiſierung und Vertheologiſierung, durch Verkultung und Verheiligung.* So war das Wort Gottes nicht mehr das ſchlichte, fruchtbare Samenkorn, ſondern ein Gegenſtand der theologiſch-intellektuellen Betrachtung und Zurſchauſtellung, der religiöſen Selbſtbefriedigung, der konfeſſionellen Rechthaberei. Es wurde ſo die ganze ungeheure Dynamik der Verkündigung Chriſti auf ein totes, unfruchtbares Geleiſe geſchoben. Die Energien, die die Welt umgeſtaltet hätten im Geiſte Chriſti, wurden dazu verbraucht, einen reichen Kult, ein großartiges Gebäude

der Theologie und eine imponierende kirchliche Organiſation auszugeſtalten. So ideal es wäre, beides zu verwirklichen, ſo wird in der harten Wirklichkeit praktiſch immer das Eine auf Koſten des anderen gehen. „Das chriſtliche Erbe, theologiſch und kultiſch bis zum letzten ausgedacht und ausgearbeitet, führt zur prachtvollſten Religion, die es geben kann, die gleiche chriſtliche Botſchaft aber als Samenkorn in die Erde verſenkt, das heißt ſchlicht getan und angewendet und im Leben verwirklicht, führt zur gewaltigſten Revolution und Erneuerung der Welt.“ (Fiedler.) Das war Grund genug für den Teufel, die Chriſtenheit zum erſten Weg zu verführen und die enormen chriſtlichen Seelen-, Geiſtes- und Liebeskräfte auf jenes unfruchtbare Gebiet abzulenken, zu binden und für ſich unſchädlich zu machen. Die Chriſtenheit iſt weitgehend dieſer Verſuchung erlegen. So hat es der Teufel erreicht, daß die Chriſten, ohne (im theologiſchen Sinn) von Chriſtus abzufallen, von Chriſtus abfielen, das heißt der Sache Chriſti, der Verwirklichung ſeines Reiches untreu wurden.

Das war der eine, der grundlegendſte und folgenſchwerſte Trick, der dem Teufel gelungen iſt. Die andern, kleineren, hängen mit dieſem mehr oder weniger zuſammen. Wir wollen ſie nur kurz berühren.

1. Der Kampf Andersdenkender gegen uns führte uns in die Verſuchung zu einer *einſeitigen, immerwährenden Ideologiſierung der Kirche.* „Wir möchten doch unſere Feder benützen, um die Herrlichkeiten der katholiſchen Kirche zu ſchildern“, ſagte uns einmal ein Biſchof. Gewiß kann das zu ſeiner Zeit geſchehen. Aber wir leiden heute unter einer übertriebenen, ungeſunden Idealiſierung der Kirche, unter einer kirchlichen Selbſtapotheoſe und Selbſtbeweihräucherung, die nur ſchlimme Folgen haben kann. Sie führt dazu, daß man ſich mit der Schilderung des Ideals, des „an ſich“ der kirchlich-chriſtlichen Lehre, zufrieden gibt, ſich an dieſer Ideologie und Idealiſierung berauſcht und blendet, ſo daß man die Realität zuletzt nicht mehr kennt und nicht mehr gelten läßt, wo man ſie uns vor Augen führt. Wenn man die Geſtalten und Geſchehniſſe der Vergangenheit ideologiſiert oder ſchulmäßig ſchabloniſiert, durch die Brille der Ideologie betrachtet, ſo wird man blind für die gegenwärtige Wirklichkeit, was der Teufel eben erreichen will, damit man nicht auf ſeine Gegenwartsſchliche und -ſchwindeleien kommt. Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Der Teufel herrſcht durch die Schule, die ſchulmäßige Lehre, die den toten Propheten und Heiligen der Vergangenheit verherrlicht, den lebendigen Künder des Willens Gottes aber ignoriert oder ſteinigt, wie es die Synagoge getan. Die tote Vergangenheit gibt er uns ja gerne frei, wenn ihm nur die Herrſchaft in der lebendigen Gegenwart nicht genommen wird.

2. Die Kehrſeite dieſes theoretiſchen Ideologismus war ein *praktiſcher Defaitismus.* „Wir gehen gerne den Gipfel im Auge auf der Ebene.“ (Goethe.) Dieſer natürlichen Neigung nach Abwärts zum Mini-

mum geiſtiger und ſittlicher Anſtrengung hat die Kirche (beſſer der jeſuitiſche Laxismus) mit Wort und Beiſpiel Vorſchub geleiſtet. Dieſes *Unterchriſtentum* hat dem Chriſtentum alle Werbekraft genommen. Selbſt Simon bezeichnet in dem erwähnten Buche das Streben, das Wort Chriſti als Ideal zu verwirklichen, als ketzeriſch. Dieſes von oben gezüchtete Unterchriſtentum hat der Sache Chriſti mehr geſchadet als alles ſogenannte Antichriſtentum, das eigentlich nur die Folge von jenem iſt und zum Teil in ſeiner enttäuſchten Hoffnung und Sehnſucht dem Geiſte Chriſti näher ſteht als wir glauben.

3. Als lähmendes Gift hat ferner jene *Lehre des „Sowohl als auch" und der „katholiſchen Mitte"* auf das chriſtliche Leben gewirkt. Dadurch wurde jeder geſunde Radikalismus, jede zeitnotwendige Einſeitigkeit im Keime unterdrückt. Wie die Kirchengeſchichte zur Genüge lehrt, treten immer wieder gewiſſe Wahrheiten und Forderungen des Evangeliums in den Hintergrund, ſo daß dann jene vernachläſſigten Teilwahrheiten wieder mit einer gewiſſen Einſeitigkeit betont und in Erinnerung gerufen werden müſſen. Das zu verhindern im Namen einer ausbalancierten „katholiſchen Mitte' kann wiederum nur im Intereſſe des Teufels geſchehen, dem es jeweils daran gelegen ſein muß, einen ungeſunden, fehlerhaften Zuſtand oder eine traditionelle Erſtarrung zu konſervieren, einen notwendigen Radikalismus mit Diplomatie und Klugheit im Keime zu erſticken.

Man möge alſo, das ſei vorweg geſagt, im Hinblick auf die Angriffe, die dieſe Ausführungen hervorrufen werden, nicht auf den Wolken eines erſtrebenswerten Ideals einherfahren, wenn man unſere Kritik an der banalen Wirklichkeit verſtehen will. Es frägt ſich hier nicht, was ideale Lehre der katholiſchen Theologie, ſondern was in Wirklichkeit herrſchende Regel iſt. Nicht an der ſchönen Idee, ſondern an der mißlichen Wirklichkeit ſtoßen ſich die Menſchen.

4. Ein anderer Trick des Teufels, dem wir meiſt unvermerkt zum Opfer fallen, iſt es, etwas *Wirkliches durch etwas Ideales totzuſchlagen* oder etwas Gutes durch etwas Beſſeres zu verhindern. Es heißt ſonſt, das Gute ſei der Feind des Beſſeren. Das iſt zwar im religiös-kirchlichen Leben auch der Fall, inſofern viel Sinnloſes, Minderwertiges im Gottesdienſtleben überwuchert, inſofern viel religiöſer Kitſch und Vulgarismus im Andachtsleben des Volkes dem Beſſeren den Boden wegnimmt. Hier iſt ein großes Gebiet, auf dem Satan erfolgreich arbeitet, um ſeine Zwecke zu erreichen.

Andrerſeits iſt aber auch das Gegenteil der Fall: Das Beſſere, ſcheinbar oder wirklich Idealere, wird oft der Feind des Guten. Das ſogenannte katholiſche „Sowohl als auch", ſowohl Geiſt wie Form, ſowohl Innerlichkeit wie Aeußerlichkeit, ſowohl Glauben wie Wiſſen, ſowohl Kult wie Karitas, ſowohl Kirche wie Evangelium uſw. bedeutet oft für das chriſtliche Leben eine Gefahr, inſofern man ſich bei dieſem ſchönen Axiom religiös befriedigt, obwohl man *faktiſch* ſo oft eben *nicht beides*

tut, ſondern das *Eine*, und zwar das *Leichtere, Aeußerliche, Wenigere* auf Koſten des Wichtigen, Entſcheidenden. In der Theorie kann man eben oft gut ein „Sowohl als auch" fordern, in der Praxis ſteht man meiſt vor einem „Entweder — Oder". Dann iſt es *beſſer*, ja *notwendig*, daß man das Wichtigere tut und das weniger Wichtige vernachläſſigt, ſoweit beides nicht innerlich zuſammenhängt. Hier gilt das Wort: „Die Hälfte iſt oft mehr als das Ganze." Dann nämlich iſt dies immer der Fall, wenn die Hälfte lebendiger, realiſierbarer iſt als das Ganze, das Ganze dagegen tot und unrealiſierbar iſt. Dieſe wichtige Tatſache ſucht aber der Teufel zu ſeinen Gunſten zu vernebeln, um durch Vorſpiegelung des Idealen etwas Gutes, ſeinem Zwecke Abträgliches, zu verhindern.

5. Schließlich iſt nicht zu überſehen *die akademiſche Unterſcheidung zwiſchen Perſon und Sache*. Auf Grund dieſer Unterſcheidung, die der einfache Mann nie kennt, wird kirchlicherſeits viel geſündigt, was wiederum dem Teufel zugute kommt. So ſagt man zum Beiſpiel, die Menſchen in der Kirche hätten verſagt, niemals aber die Kirche. Man merkt nicht, daß dies etwa gleichbedeutend iſt, wie wenn der Förſter ſagen würde: „Die Tannen dieſes Waldes ſind zwar größtenteils krank, aber der Wald als ſolcher iſt durchaus geſund!" Auf Grund dieſes unhaltbaren Kirchenbegriffes wird zum Beiſpiel auch ein Schuldgeſtändnis und ein Bußbekenntnis für die Kirche beharrlich abgelehnt und ſo eine verhängnisvolle phariſäiſche Verblendung und Selbſtgerechtigkeit gezüchtet, die eine Beſinnung und Umkehr, eine kirchliche Erneuerung und Einigung unmöglich macht.

Dieſe Unterſcheidung von Perſon und Sache iſt übrigens nichts neues; ſie iſt eine ſchlaue Erfindung der Schriftgelehrten und Phariſäer aller Zeiten. Bald dient dieſe ſophiſtiſche Diſtinktion dazu, die Intoleranz gegen die Andersgläubigen zu rechtfertigen und religiös-ſittlich zu vergolden — man ſteht dann trotz aller Liebloſigkeit als Wahrheitsheld da — bald dient ſie dazu, jede unbequeme Kritik an der eigenen Sache und Partei abzuwehren. In jedem Fall hat wiederum der Teufel die Freude und den Gewinn; denn es wird dadurch der Kampf gegen das Böſe gehemmt.

Damit ſind nur einige wenige, den meiſten verborgene, aber ſehr wichtige Methoden aufgedeckt und gekennzeichnet, mit denen Satan auf dem Acker der Kirche verſucht, die Saat Gottes, die Verwirklichung des Reiches Gottes, zu hindern.

Es iſt weit weniger ſchwer, die *äußeren Symptome* dieſes ſataniſchen Wirkens im religiös-ſittlichen und kirchlichen Leben aufzuzeigen und aufzuzählen Die heilige Schrift führt zwei Haupteigenſchaften Satans an: ſie nennt ihn den Lügner und den Menſchenmörder von Anbeginn. Das Verlogene, Unwahrhaftige, Wahrheitfeindliche einerſeits und das unmenſchliche Gewalttätige andrerſeits ſind denn auch durchwegs die Spuren, an denen man den Einfluß Satans in der Ge-

ſchichte und im Leben erkennen kann. Es braucht hier nicht eigens auf die mit Blut und Gewalt geſchriebene Geſchichte der religiöſen und konfeſſionellen Kämpfe hingewieſen werden. Die geiſtige Vergewaltigung, die Unterdrückung der lebendigen Gewiſſen, deren ſich die chriſtlichen Kirchen ohne Unterſchied ſchuldig machen, ſind vielleicht noch ſchlimmer als jene. Der heilige Paulus hat einſt geſchrieben: „Löſchet den Geiſt nicht aus, weiſet prophetiſche Rede nicht verächtlich zurück!“ Die chriſtlichen Kirchen haben aber im Laufe der Geſchichte nichts ſo angelegentlich betrieben, als den Geiſt auszulöſchen, den Geiſt der Freiheit und der Erneuerung in Chriſto. Sie haben kaum etwas anderes ſo eifrig betrieben, als die Unterdrückung der prophetiſchen Rede, das heißt des mutigen Wahrheitszeugniſſes. Weil man Jahrhunderte lang die Ruhe, den faulen Frieden und die erzwungene Einheit mehr liebte als das Kreuz der Wahrhaftigkeit und des ehrlichen Kampfes, weil man fortwährend die Erbauung auf Koſten der Wahrheit erkauft hat, ſind wir heute in der unangenehmen Lage, die Wahrheit auf Koſten unendlichen Aergerniſſes, ſchwerſter Konflikte und ſchmerzlichſter Opfer zurückkaufen zu müſſen. Wer heute dem prophetiſchen Wort dient, dem mutigen Wahrheitszeugnis, der muß daher von vorneherein mit Kreuz und Verfolgung rechnen. Das iſt mit eines der erſten Zeichen der Endzeit, die der Herr vorausſagte: „Alsdann wird man euch bedrängen und verfolgen. Um meines Namens willen werdet ihr von allen Völkern gehaßt ſein.“ [1]) Dieſe Kriſe und Verfolgung iſt aber nicht nur ein Zeichen des Endes, ſondern auch ein Zeichen des neuen Anfangs und Anhebens der Erneuerung in Kirche und Chriſtentum. Nicht durch billige Reformen und Pfläſterchen wird der Kirche mehr geholfen werden können, ſondern nur über dieſen Weg neuer Entſcheidung, des neuerwachten Propheten- und Märtyrertums, der Verfolgung und Verdemütigung wird ſie eine Wiederauferſtehung erfahren. Aber das geht durch ungeheure Wehen hindurch.

Denn dazu iſt Vorausſetzung, daß der verborgene Satanismus im Acker des Reiches Gottes durchſchaut und überwunden wird. Unter der Herrſchaft Satans und ſeines Syſtems der Gewalt und der Lüge, des Separatismus und der Liebloſigkeit wurden auch die Menſchen voll des giftigen, finſteren Geiſtes der Liebloſigkeit und Gottloſigkeit, weil ſie unbewußt einer verlogenen Frömmigkeit und einem falſchen Gottesbegriff und Kirchenbegriff huldigten. Sataniſch war der proteſtierende Separatismus; ſataniſch war aber auch der intellektualiſtiſche Univerſalismus. Dieſe Univerſalität, ob ſie nun römiſcherſeits oder proteſtantiſcherſeits angeſtrebt wird, iſt nur ſcheinbar katholiſch, ſie iſt durchaus relativ, das heißt Partei. Eine Parteiung aber als das Katholiſche und Abſolute, Verflichtende ausgeben iſt eine ungeheure Vergewaltigung und ein ungeheurer Betrug, ein dämoniſcher Mißbrauch der Religion.

[1]) Vgl. Matthäus 10, 16—22.

Erſt wenn der Teufel hinter *dieſem* Strauch endgültig entdeckt und demaskiert ſein wird, wird die Erneuerung anheben. Erſt wenn die falſchen Propheten einmal wirklich entlarvt ſein werden, wenn ſie ſich nicht mehr im Schafskleid der wahren Lehre verbergen können und die wahren Propheten verketzern dürfen, erſt dann, wenn man in den chriſtlichen Theoriſten, die keine Frucht bringen, die falſchen Propheten der Gegenwart erkannt haben wird, wird die Wende zum Beſſeren kommen. *H.-H.*

Vom Kommen Chriſti.[1])

Die Freunde, die ich mit mir eins weiß im Trachten nach dem Reiche Gottes, am Schluſſe dieſes Jahres 1898 zu begrüßen, iſt mir ein herzliches Bedürfnis, und ich möchte dieſen Gruß einkleiden in das Wort des erhöheten Heilandes „Siehe, Ich komme bald!"

Dieſes Wort vom Kommen unſeres Herrn und Königs Jeſus Chriſtus, das ſein irdiſches und überirdiſches Leben wie ein Lichtfaden durchzieht, liegt für uns in einer faſt unerreichbaren Höhe. Wenige ſind es, die es im Geiſte erfaſſen können, ſo, daß es in ihrem Leben für Gott eine ſelbſtverſtändliche, natürliche Rolle ſpielen könnte. Und da müſſen wir bekennen: Der Erfolg des Lebens Jeſu und Seiner Jünger hängt von der Erfüllung dieſes Wortes ab. Sie ſelbſt bauen darauf, als auf einen feſten Grund, durch welchen der Erfolg ihrer Wirkſamkeit garantiert wird. Aber auch alle ſpäteren Jünger Jeſu, die als Ziel der Gemeinde Jeſu Chriſti das Reich Gottes auf Erden im Herzen tragen, ſind mit dieſer ihrer Hoffnung auf die Zukunft ihres Herrn angewieſen; ohne dieſelbe iſt die Sehnſucht einer Gottesgemeinſchaft auf Erden in Gerechtigkeit und Wahrheit ausſichtslos.

„Siehe, Ich komme bald!" Dieſes Wort teilte die Geſchichte der Gemeinde Jeſu Chriſti in zwei Perioden: in die erſte, die Vorzeit, und in die zweite: die eigentliche Zeit des Reiches Gottes. Der Heiland iſt der Anfang, das A, und dann das O, das Ende. Mit dem Kommen des Heilandes in das Fleiſch hat die Vorzeit des Reiches Gottes begonnen, und alle Menſchen ſollen davon wiſſen; denn ſie leben darinnen. In dieſer Zeit haben wir das Evangelium, die Kraft Gottes, die da ſelig macht alle, die daran glauben. Das Reich Gottes iſt damit angekündigt und in Vorboten auf Erden begründet; das Regiment Gottes in Chriſtus iſt aber noch nicht durchgedrungen; es hat nur ſeinen der Welt unbekannten ſtillen Anfang in den Glaubenden. Das ſind nur Wenige. Die ganze übrige Menſchenwelt, die Maſſe, ſelbſt wenn ſie das Evan-

[1]) Dieſe am Schluſſe des Jahres 1898 in Bad Boll von Chriſtoph Blumhardt geſprochenen Worte geben uns gerade in den zugleich kataſtrophalen und verheißungsſchweren Tagen, die wir nun durchleben, einen wertvollen Anlaß zum Nachdenken. *D. R.*

gelium hört, bleibt im Regiment der Sünde und des Todes, weil ſie ſich noch nicht aus demſelben losmachen kann und will. Nur das Licht der Hoffnung leuchtet in dieſe Maſſe hinein durch das Evangelium, welches die Liebe Gottes zur Welt offenbart. Dieſe Hoffnung iſt auch ſchon eine weltbewegende Kraft Gottes, wie wir ſie in der Chriſtenheit im allgemeinen erfahren, da ſelbſt Ungläubige an derſelben teilnehmen, ſei es auch nur unbewußt. Es wird durch dieſe Kraft der Hoffnung, die aus dem Evangelium kommt, der Sieg der Finſternis verhindert. Sie kommt zu keinem Ziel mehr. Ihr Tod iſt durchleuchtet durch die Hoffnung des Lebens, wo nur das Evangelium laut wird. Aber das Inwendige der Menſchen iſt noch nicht frei für Gott und hat keine Siegeskraft über die Sünde, ſo daß in der Welt ſcheinbar alles ſeinen alten Gang fortgeht. Ein Neues, eine neue Schöpfung iſt nur im Verborgenen bei den Glaubenden. Dieſe nennen wir die Vorboten des Reiches Gottes, in denen die Gerechtigkeit Gottes einen Anfang genommen hat. Ihr Beruf iſt: treu zu ſein bis in den Tod und die Erde kämpfend als Eigentum Gottes zu behaupten, bis der Menſchenſohn kommt in der Herrlichkeit ſeines Vaters. Dann erſt kommt die Macht Gottes in Jeſu Chriſto an die Völker und überhaupt an die Maſſen der Menſchen. Was das Chriſtentum und das Evangelium darinnen nicht vermochten, das wird jetzt möglich, nämlich: *das Gericht*. Ohne Gericht, d. h. ohne, daß jemand durch den ſtrafenden Geiſt Gottes ſich ſelbſt erkannte und im Angeſicht Gottes gut und bös ſcheiden und das Böſe ins Gericht geben konnte, wurde auch in der Zeit des Evangeliums niemand gerecht und ſelig. Ebenſo wenig kann auch die Maſſe der Menſchen am Ende gerettet werden ohne das Gericht, welches der Menſchenſohn bringt, wenn Er kommt. In dieſem Endgericht erſt wird vieles fallen, das wir heute noch für gut und recht halten, das aber doch nur einſtweilen geduldet wurde von Gott. So hoffen bezüglich der Welt und des Sieges über dieſelbe alle Apoſtel auf dieſe Zeit; vorher hoffen ſie für die Erneuerung der Menſchenwelt im Ganzen nichts. Darum dürfen auch wir nicht verzagen, wenn in der Gegenwart noch die Welt unangetaſtet bleibt und der Glaube nur verborgen ſich durchkämpfen kann. Die Welt iſt darum nicht für immer verloren. Sie harrt der letzten Offenbarung Gottes in Jeſu Chriſto, wenn Er ſich zeigt als König der Könige. Ein müßiges Zuwarten iſt freilich nicht am Platz; denn das Leben der Glaubenden iſt der Anfang zum Ende und es hängt von der Treue dieſer Vorboten alles ab. Sowohl der Heiland ſelbſt, als die Apoſtel machen darauf aufmerkſam, und „den Knechten, die auf ihren Herrn *warten*“, den „Auserwählten, die Tag und Nacht ſchreien“, gilt vornehmlich als Antwort auf ihre Sehnſucht das Wort: „Siehe, Ich komme bald.“ Solche Treue hat übrigens ſchon für heute eine zeugende Kraft unter den Menſchen; denn ohne dieſelbe hat das Evangelium nicht das durchſchlagende Licht, um Einzelne zu retten und als Vorkämpfer herzuziehen in die Gemeinde Jeſu Chriſti. So iſt es eine freudige Sache für

uns, die Kraft des Evangeliums in uns zu tragen. Sie ſchafft in der Welt der Menſchen Licht in der Finſternis und hilft mit, daß die Endzeit unſeres Herrn Jeſu Chriſti kommt, da alles Fleiſch wird die Herrlichkeit Gottes ſchauen. Mit ſolchen Worten möchte ich die lieben Freunde beim Jahresſchluß 1898 grüßen und jedermann, auch in Trübſal, auf die Kraft dieſes Evangeliums hinweiſen, die wir ſchon erleben, ſo daß wir keinen Grund haben, mutlos zu werden. Im Gegenteil, voll Freude wollen wir ſein, freilich nicht als die Satten, die meinen, es ſei alles gut, weil wir „Evangelium" haben, ſondern als die Hungernden, die allezeit wünſchen und hoffen, daß Jeſus, der König, komme. „Selig ſind ſolche Hungernde; denn ſie ſollen ſatt werden!"

Chriſtoph Blumhardt.

Römer 13.

1.

Das dreizehnte Kapitel des Römerbriefes, genauer deſſen erſte Hälfte, gehört zu denjenigen Stellen der Bibel, die infolge von Mißbrauch für die Sache Chriſti eine wahrhaft verhängnisvolle Rolle geſpielt haben. Es gibt ſolcher Stellen ja gar nicht wenige, und es iſt bezeichnend, daß eine beſonders große Anzahl von ihnen ſich in den Briefen des Apoſtels Paulus findet.[1]) Vielleicht aber iſt die berühmte erſte Hälfte dieſes Kapitels die verhängnisvollſte von allen. Denn ſie ſteht in jenem Zentrum der chriſtlichen Theorie und der chriſtlichen Praxis, das es mit dem Verhältnis von Chriſtus und Cäſar, genauer: von *Chriſtentum* und *Staat* zu tun hat und wo auch die Verderbnis der Sache Chriſti, ihr alter und neuer Sündenfall, ihren Hauptſitz gehabt hat und immer noch hat. Hier haben der Verrat Chriſti an Cäſar, d. h. des Chriſtentums an den Staat, die Begründung des Deſpotismus, des Krieges und der Todesſtrafe, die Verherrlichung des Staates und der chriſtliche Servilismus ihre wichtigſte bibliſche Stütze und die ganze politiſche Reaktion ihre bibliſche Zitadelle gefunden.

Ganz beſonders verhängnisvoll iſt es geweſen, und zwar für die Welt ſo gut wie für ſie ſelbſt, daß die offizielle *Reformation*, beſonders die des europäiſchen Kontinentes und hier wieder beſonders die des Luthertums, aus dieſer Stelle die Grundlage für ihre Lehre vom Staate und ſeinem Verhältnis zum Chriſtentum gemacht hat. Sie hat damit ihre eigene Auslieferung an den Staat vollzogen, die zu den ſchwerſten Fehlern ihres Ausgangspunktes gehört und ſich furchtbar an ihr ſelbſt gerächt hat. Aber bis auf dieſen Tag hält ſie an dieſem Grundfehler feſt und berufen ſich Vertreter der ſogenannten Theologie der Refor-

[1]) Ich habe einige der wichtigſten dieſer Stellen, bei weitem nicht alle, im Anhang meiner Schrift: „*Sollen und können wir die Bibel leſen und wie?*" beſprochen.

mation zur Verwirrung des untheologiſchen Chriſtenvolkes und zur farkaſtiſchen Genugtuung der Feinde Chriſti auf dieſe Stelle. Wir haben davon in dem unter uns neu entbrannten Kampfe um die *Todesſtrafe* ein eklatantes Beiſpiel erlebt, nachdem wir Jahrzehnte lang im Kampfe gegen den *Krieg* unſere Ohren voll von dieſem Römer 13 im Munde von deſſen Verteidigern gehabt haben. Es iſt darum am Platze, daß wir, nachdem wir wiederholt über dieſe Stelle geredet haben, es nochmals auf zuſammenfaſſende Weiſe, wenn auch in gebotener Kürze, tun.

2.

Vor allem iſt nötig, daß wir dieſen welt- und reichgottesgeſchichtlich ſo verhängnisvoll wichtig gewordenen Text genau anſehen. Zu dieſem Zwecke muß auch eine unverfälſchte *Ueberſetzung* gegeben werden. Denn ſchon in die übliche Ueberſetzung hat ſich jene reaktionäre Tendenz eingeſchlichen. Der Text lautet in freier, aber dem Wortlaut des Originals gewiſſenhaft treuer Ueberſetzung folgendermaßen:

„Jedermann (wörtlich: ‚jede Seele') unterziehe ſich den höhern Gewalten. Denn ſolche Gewalten gibt es nicht ohne göttliche Zulaſſung, die vorhandenen aber entſprechen einer Ordnung Gottes. Damit werden diejenigen, welche ſich ihnen widerſetzen ſolche, die ſich der Verordnung Gottes widerſetzt haben; aber es übernehmen ſolche, die ſich widerſetzt haben, dafür eine ſchwere Verantwortung. Denn die Herrſchenden ſind für den, ſo das Rechte tut, kein Anlaß zur Furcht. Willſt du denn die Gewalt nicht fürchten müſſen? Dann tue das Gute, und du wirſt von ihr Lob empfangen. Denn ſie iſt für dich eine Dienerin Gottes zum Guten hin. Wenn du aber das Schlechte tuſt, dann fürchte dich. Denn ſie trägt nicht umſonſt das Schwert. Denn ſie iſt als Dienerin Gottes für den, der das Schlechte tut, eine Vollſtreckerin des Zornes [Gottes?]. Darum iſt es eine Notwendigkeit, daß wir uns ihr unterziehen, und zwar nicht bloß, um jenem Zorn [Gottes?] zu entgehen, ſondern auch um des Gewiſſens willen. Aus dieſem Grunde leiſtet ihr ja auch Steuern. Denn die, welche ſolche eintreiben, ſind Gehilfen Gottes. Gebt allen das, was ihr ihnen ſchuldig ſeid: dem, welcher die Steuer verlangt, die Steuer, dem, welcher den Zoll verlangt, den Zoll, dem, welcher den Reſpekt (die ‚Furcht') verlangt, den Reſpekt, dem, welcher die Ehre verlangt, die Ehre. Bleibt niemandem nichts ſchuldig, außer daß ihr einander liebet. Denn die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung."

Das iſt der wirkliche Wortlaut des Textes, von dem die Ueberſetzung ohne Vergewaltigung oder gar Fälſchung bloß die Jahrhunderte, ja faſt Jahrtauſende alte Patina des Servilismus entfernt hat.

Sehen wir uns zuerſt dieſen Wortlaut genau an.

Da iſt zunächſt einmal die „*Obrigkeit*" verſchwunden. Dazu iſt kurz zu bemerken, daß es ein ſchwerer Mißbrauch iſt, wenn man in demokratiſchen Ländern geſtützt auf dieſe patriarchaliſche und oft genug ſervil gemeinte willkürliche Ueberſetzung wieder jene „Obrigkeit" einführt, die wir ja gar nicht mehr haben. Denn wir haben ſeit der Ueberwindung des Patriarchalismus, wenn nicht gar Deſpotismus

durch die *Demokratie* nicht mehr „Obrigkeiten", ſondern „*Behörden*", von *uns* eingeſetzte Behörden, für die wir als für demokratiſche Gottes Ordnung und Recht in Anſpruch nehmen. Mit andern Worten: In der Demokratie ſind die „Obrigkeit" *wir*, das Volk, und die Behörden ſind bloß die Vertreter unſeres Willens, unſere Vertrauensleute, nicht unſere „Beherrſcher". Damit fällt ein Teil deſſen, was die Stelle ſagt, für uns von vornherein weg. Es iſt jedoch darüber noch mehr zu ſagen, wenn wir im Sachlichen uns fragen, was denn unter „Gewalt" zu verſtehen ſei.

Aber auch das „*Seid untertan*" iſt verſchwunden. Das iſt auch nur eine von der ſerviliſtiſchen Tendenz veranlaßte und von der Patina der Staatsdevotion überzogene falſche Ueberſetzung. „Sich unterziehen" iſt die ſprachlich vollkommen zutreffende Uebertragung.

Und nun eine ſcheinbar ſehr äußerliche Bemerkung: Wie *kurz* iſt dieſe Stelle! Es ſind bloß ein paar Sätze; ſie nehmen nicht den vollen Raum einer halben Seite dieſes Heftes ein. Und darauf errichtet man das ungeheure Gebäude der chriſtlich-reaktionären Staatslehre! Iſt es wahrſcheinlich, daß Paulus, wenn er der Stelle eine ſolche Wichtigkeit beigemeſſen hätte, ſich in bezug auf dieſes gewaltige Thema ſo weniger Worte bedient hätte? Wie unvergleichlich mehr widmet er dem Problem des Geſetzes!

Endlich iſt es noch wichtig, den *Zuſammenhang* ins Auge zu faſſen, worin dieſe Sätze im Römerbrief ſtehen. Aber dieſer Geſichtspunkt führt uns vom Formellen zum Sachlichen weiter und ſoll bei dieſem zur Geltung kommen.

3.

Fragen wir nun: Was ſteht denn in dieſen welt- und reichsgeſchichtlich ſo wichtig und ſo verhängnisvoll gewordenen Sätzen und was ſteht *nicht* darin?

Was ſteht *nicht* darin?

Nicht ſteht darin, um dies zuerſt zu erledigen, etwas vom *Kriege* — nichts, kein Wort; nur von Steuer- und Zoll-Zahlung iſt die Rede.

Nicht ſteht darin etwas von der *Todesſtrafe* — nichts, kein Wort.

Das iſt doch recht paradox bei einer Stelle, auf die man ſich bei der bibliſchen Begründung von Krieg und Todesſtrafe mit ſolcher Vorliebe und mit ſolcher triumphierenden Sicherheit beruft.

Aber iſt da nicht das *Schwert*, dieſes von einem gewiſſen Chriſtentum bis auf dieſen Tag mit ſo tiefer Verehrung umgebene, ja mehr als das: ſo innig geliebte Schwert! Und ſollte der Apoſtel nicht auch Krieg und Todesſtrafe zum Bereich des Schwertes gerechnet haben?

Ich antworte: das Schwert, das hier ſteht, iſt einfach das Sinnbild des *Rechtes* und der *Gewalt* des Staates. Es bezeichnet aber mehr das

Recht als die Gewalt, während die reaktionäre Auslegung, auch die der Theologen, merkwürdigerweise ſtets mehr an die Gewalt denkt als an das Recht.[1])

Was aber die andere Frage betrifft, ob nicht doch Krieg und Todesſtrafe auch zum Wirkungskreis dieſes Schwertes gehören, ſo antworte ich: Es ginge wohl zu weit, wenn man das leugnen wollte. Paulus mag dem Schwert des heidniſchen — wohl verſtanden des *heidniſchen!* — Staates dieſes Recht implicite auch zugeſtanden haben. Aber es iſt doch bedeutſam, daß er es nicht explicite hervorhebt. Und ſeltſam iſt es doch, daß man mit ſo ſchwerem Nachdruck Krieg und Todesſtrafe mit einer Stelle begründet, wo direkt nichts davon ſteht!

Weiter: Von irgend einem *Gottesgnadentum*, ſei's von Fürſten, ſei's von Obrigkeiten („gnädigen Herren" von einſt und — jetzt!) ſteht ebenfalls nichts in dieſer Stelle. Es ſteht darin bloß, daß die „höhere Gewalt" von Gott verordnet ſei, aber nur die *Tatſache* einer ſolchen „höheren Gewalt", bei Leibe nicht jede einzelne Form derſelben.

Und hier iſt nun der Ort, um auch auf die Bedeutung des Begriffes *„höhere Gewalt"* zurückzukommen. Für Gewalt ſteht im griechiſchen Originaltext das Wort: Exusia. Dieſes Wort begegnet uns bei Paulus auch in andern Zuſammenhängen, nach der Analogie der bekannten großartigen Stelle Römer 8, 38—39 z. B. im Epheſerbrief (2, 2 und 6, 12) und im Koloſſerbrief (2, 15), und hier bezeichnet der Ausdruck deutlich eine jener *kosmiſchen Mächte*, die zwiſchen Gott und dem Menſchen ſtehen, und zwar als *Bedrohungen* des Verhältniſſes zwiſchen Gott und Menſch und Hemmniſſe des Reiches Gottes, als *dämoniſche* Gewalten, ſomit als etwas, was vor dieſem *verſchwinden* muß. Es beſteht höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß dies auch im Zuſammenhang unſeres Textes der Sinn des Ausdruckes „Gewalt" iſt. Das, was wir „Staat" nennen, in concreto das Imperium Romanum, erſcheint als eine ſolche dämoniſche, jedenfalls mehr gottwidrige als göttliche Macht, die vom Reiche Gottes *beſiegt* und vernichtet werden wird, in die man aber ſich inzwiſchen fügen ſoll, der man ſich inzwiſchen „unterziehen" muß. Dieſe Denkweiſe iſt allein dem Empfinden eines von Iſrael nicht abgefallenen Juden angemeſſen und ſie iſt ſicher (wie wir noch an einem wichtigen Beiſpiel erkennen werden) die des Paulus geweſen.

Wir ſind damit von ſelbſt auf einen weiteren Geſichtspunkt gekommen, der auch für dieſe Frage von großer Bedeutung iſt. Paulus rechnet wie die ganze urchriſtliche Zeit mit einem nahen Kommen Chriſti zur Vollendung ſeines Reiches, mit der Paruſie, wie das griechiſche Wort

[1]) Mit welcher freudigen Ehrfurcht redet der theologiſche Befürwortet der Todesſtrafe an der Zürcher Kirchenſynode von dieſem Schwerte: „Kein ſymboliſches Schwert, ſondern ein hartes, ſcharfes, eiſernes Schwert iſt damit gemeint — ſchauderhaftes Blutvergießen." Wo iſt dieſes ſchauderhafte Blutvergießen im Texte zu finden? Es iſt nur in der Phantaſie des theologiſchen Auslegers. Und darum iſt das Schwert eben halt doch nur ein Symbol.

heißt. Aus dieſer Tatſache ergibt ſich von ſelbſt eine doppelte Haltung. Auf der einen Seite wäre es ganz falſch, jetzt noch durch eine Auflehnung das Imperium Romanum beſeitigen zu wollen, wie im Judentum die Partei der Zeloten wollte und wie das Judentum es denn auch verſuchte, mit dem bekannten Erfolg; auf der andern Seite aber wäre es nicht minder verkehrt, dieſen Römerſtaat, wie den Staat überhaupt, beſonders hochſchätzen zu wollen. Er hat ein zeitweiliges, begrenztes Recht, ein ſehr begrenztes, wie wir bald ſehen werden, aber er iſt zu einer nahen Vernichtung beſtimmt. In dieſen Staat ſoll man ſich *fügen*, nicht mehr. Und zwar nicht bloß, weil man ſonſt eine zornige Reaktion heraufforderte, ſondern auch um des „Gewiſſens" willen, aus eigenem, wohlbegründetem Willen.

Aber von Staatsverherrlichung keine Rede, um von Staatsvergötterung oder gar Staatsvergottung im Sinne des „totalen" Staates zu ſchweigen. *Es handelt ſich um Duldung, nicht um Verherrlichung*, es iſt nicht eine *aktive*, ſondern eine *paſſive* Haltung gegenüber dem „Staate", welche Paulus empfiehlt. Wie denn auch undenkbar wäre, daß ein „Heiliger", d. h. ein Jünger Chriſti an dieſem Staate aktiv teilgenommen hätte. Wir werden das raſch noch beſtätigt ſehen.

Aber wir ſind damit auch auf den *Zuſammenhang* gekommen, worin unſere Stelle nach rückwärts und vorwärts mit dem Texte des Briefes ſteht. Man hat bei einem nun berühmten Anlaß [1]) verſucht, dieſen Zuſammenhang ſo zu erklären, daß er zur Stütze der üblichen Auslegung der Stelle wird. Paulus rede von der *„Barmherzigkeit* Gottes", ordne die Kompetenz des Staates für Todesſtrafe (und zum Kriege) in dieſe Barmherzigkeit ein und mache ſie damit ſelbſt zur Barmherzigkeit. Davon ſteht im Zuſammenhang kein Wort. Es iſt eine tendenziöſe und äußerſt gewaltſame Konſtruktion. Vielmehr ſtellt ſich deutlich ein anderer Zuſammenhang her. Man beachte die Stelle von der Ueberwindung des Böſen durch das Gute vorher (12, 21) und die von der Liebe als der Erfüllung des Geſetzes nachher (13, 8). Dann wird der Zuſammenhang klar: Paulus betrachtet das „Sichunterziehen" gegenüber der „höheren Gewalt", gegenüber dieſer Exusia, als ein Gebot jener Liebe, die auch das Böſe zu ertragen weiß und es durch Gutes überwindet.

Dieſe ganze *Umkehrung* der gewöhnlichen Auslegung entſpricht klar dem Zuſammenhang und Sinn der Stelle. Warum hat man das bis heute nicht geſehen? Weil man es nicht ſehen *wollte!* Es iſt damit gegangen, wie mit manchen andern Stellen der Bibel, ja der ganzen Bibel ſelbſt.

Dabei iſt auch klar, daß Paulus an dieſer Exusia, dieſem Römerſtaat, auch einiges *Gute* geſehen hat. Er hat es ja ſelbſt erfahren, daß dieſer ihn gegen Vergewaltigung von Seiten von Juden und Heiden ſchützte und hat ſich ſpäter ſelbſt auf den Spruch des Kaiſers berufen.

---

[1]) Es iſt wieder an jene Zürcher Kirchenſynode zu denken.

Aus dieſer Erfahrung heraus hat er das geſchrieben, was er Lobendes über den Römerſtaat geſagt hat. Das *Recht* iſt ja tatſächlich, neben viel Unrecht in der Praxis — man denke nur an Pilatus! — Roms große, wenn auch nicht bloß ſegensreiche, Schöpfung geweſen. Und es iſt denkbar, daß Paulus, als er dieſen Brief ſchrieb, etwas davon erfahren hat, daß in beſtimmten Gemeinden, vielleicht gerade in Rom, die Stellung der Brüder zum Römerſtaat ein Problem ſei. Ja vielleicht regte ſich da und dort der Gedanke an *Revolte* und war die Stimmung von Offenbarung Johannis 13 im Wachſen. Eine ſolche Revolte aber wäre für die Gemeinde tödlich geweſen. Darum mußte Paulus mit Kraft davor warnen und damit *einſeitig* das Gute an der Exusia hervorheben, wie es ja in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt und berechtigt iſt.

Aus einem ſolchen Anlaß erklärte ſich auch am beſten, daß dieſe Stelle von der Exusia doch etwas abrupt in den Zuſammenhang des Textes eingeſchoben erſcheint. Das muß dem Leſer ja auffallen. Wir haben eben nicht eine ethiſch-philoſophiſche Abhandlung, ſondern einen *Brief* vor uns, und zwar einen langen, ein Sendſchreiben. Da iſt es wohl möglich, daß Paulus, als er nach dem Abſchluß des 12. Kapitels wieder mit Diktieren einſetzte — er pflegte ja ſeine Briefe über der Ausübung ſeines Berufes, dem Zeltweben, zu diktieren — gerade eine Erfahrung gemacht hatte, die ihn veranlaßte, ein wenig außer dem Zuſammenhang dieſe Stelle einzuſchieben und damit auf ein Thema zu kommen, das ihm an ſich nicht ſo wichtig war. Aber wie dem auch ſei, jedenfalls beſteht jener andere Zuſammenhang, den wir hervorgehoben haben, trotzdem. Der Römerſtaat als weſentliche Macht des Böſen, jedenfalls des Nicht-Göttlichen, des Dämoniſchen, iſt im Gegenſatz zu der üblichen Auslegung ein Gegenſtand der auch das Böſe ertragenden und womöglich überwindenden Liebe und von ferne nicht der Begeiſterung.

Wir haben damit das hervorgehoben, was in dieſer zu einer fundamentalen gemachten Stelle *nicht* ſteht, was *nicht* ihr Sinn iſt. Aber was ſteht denn darin? Was iſt ihr wirklicher Sinn?

Wir haben ihn nun eigentlich ſchon ausgeſprochen. Er iſt ſehr einfach: Der Römerſtaat iſt zwar keine dauernde göttliche Ordnung, aber von Gott für die Zeit bis zur Vollendung ſeines Reiches geduldet, zugelaſſen und inſofern „verordnet", als Schutz gegen grobe Formen des Unrechtes und der Gewalt, als eine gewiſſe notwendige Ordnung der menſchlichen Gemeinſchaft. Nicht mehr! Das allein kann man aus dieſer Stelle ableiten, ſoweit man politiſche und ſoziale Prinzipien und Einrichtungen direkt auf Bibelſtellen begründen will.

Und das kann jeder von uns, vielleicht ſogar der Anarchiſt, zugeben.

Mit dieſem wichtigen Verſtändnis der Stelle iſt aber die Hochburg des Servilismus und alles, was dazu gehört, gefallen.

Wenn wir dieſen wirklichen Sinn der Stelle mit dem vergleichen, was man daraus gemacht und was für unabſehbares Unheil ſie

angerichtet hat, ſo darf man ſchon ſagen: Hätte der Apoſtel Paulus dieſes geahnt, ſo hätte er lieber ſeine Hand ins Feuer gehalten, als dieſe Worte diktiert, ſo, wie er ſie diktiert hat.

3.

Es muß aber noch einiges Ergänzende hinzugefügt werden, das mithilft, das Unheil, das von dieſer mißbrauchten Stelle ausgeht, zu verhindern und ſie endgültig in das rechte Licht zu ſtellen.

Einmal: Wir haben von der durch die Umſtände bedingten *Einſeitigkeit* dieſer Aeußerung des Apoſtels geredet. Man könnte ſoweit gehen und ſogar von *Unrichtigkeit* reden. Denn daß, wer das Gute tut, von der Exusia nicht ohne weiteres „Lob" empfängt, ſondern im ganzen eher das Gegenteil — Tadel, wenn nicht Verfolgung, ja Tod, namentlich, wenn das Gute *höhere* Formen annimmt, liegt heute ſo ſehr auf der Hand, daß es nicht beſonders nachgewieſen werden muß.

So iſt heute auch klar, wie fiktiv die Annahme iſt, die auch die Reformatoren ihrer Auffaſſung zugrunde legen, daß die „Obrigkeit" ohne weiteres eine Wahrerin und Rächerin des Rechtes ſei. Sie kann ſehr wohl auch die Urheberin ſchwerſten Unrechtes ſein.

Dieſer Tatbeſtand iſt auch *Zwingli* aufgefallen. Er hat darum erklärt, jene Ausſage des Apoſtels gelte nur von einer *guten* Obrigkeit, von einer Obrigkeit, wie ſie ſein *ſollte*, jedenfalls von einer rechtmäßigen Obrigkeit. Von einer andern Art von Obrigkeit hat er erklärt, daß das verſammelte Volk ſie „mit Gott abtun ſolle".[3]) Er las alſo aus dieſer Stelle kein Gottesgnadentum der Obrigkeit heraus, legte ſie nicht ſervil aus und proklamierte ihr zum Trotz ſogar das Recht der *Revolution*.

Es iſt damit auch klargeſtellt, daß wir uns in der Beurteilung des großen Problems, das in dem Verhältnis von Chriſtentum und Staat liegt, nicht einfach an den *Bibelbuchſtaben* klammern dürfen. Wir müſſen durchaus die Tatſache anerkennen, daß auch ein Apoſtel ſich in einer Einzelfrage *irren* kann, oder zum mindeſten, daß er aus den Verhältniſſen ſeiner Zeit und aus der Lage der Gemeinde heraus *einſeitig* reden, Grundſätze formulieren, Anordnungen treffen kann, die für eine andere Zeit und Lage nicht oder nicht mehr im Wortſinne gelten. Man denke an das Gebot des Apoſtels, daß die Frauen nur verſchleiert in den Verſammlungen erſcheinen dürften und dort ſchweigen müßten, oder an das Wort: „Heiraten iſt gut, ledig ſein iſt beſſer" und anderes derart.

Aber es iſt, gerade auch im Blick auf jüngſte Geſchehniſſe, eins mit Wucht hervorzuheben: Es iſt ein alter, arger Mißbrauch der Bibel, ſich zur Begründung gewiſſer Behauptungen, Forderungen oder Verbote

---

[1]) In ſeinen „Schlußreden".

auf Stellen zu berufen, die einem gerade paſſen, und die andern zu ignorieren.

Das gilt ganz beſonders für unſere Stelle. Da zitiert man, um gerade das Auffallendſte und Aktuellſte zu nennen, das relativ anerkennende Wort von Römer 13 über den Staat und vergißt die Stelle Offenbarung 13, wo dieſer als Tier aus dem Abgrund erſcheint. Da unterſchlägt man die Geſchichte von der Tempelſteuer (Matthäus 17), die viel geheiligter war als die Cäſarſteuer und von der Jeſus trotzdem ſagt, daß die „Söhne" nicht gehalten ſeien, ſie zu zahlen, daß er ſie aber gerade aus dieſer Freiheit heraus zahlen wolle. Da deutet man das Wort: „Gebet dem Cäſar, was des Cäſars iſt und Gott, was Gottes iſt" (Matthäus 22, 15 ff.), ein Wort, das doch ganz offenkundig eine Geringſchätzung dieſes Diktators und Uſurpators, der Cäſar war, ausdrückt, im Sinne einer ſchiedlich-friedlichen Teilung der Macht zwiſchen Gott und Cäſar, wobei Cäſar regelmäßig den größeren Teil erhält — was der Denkweiſe Jeſu und der ganzen Bibel ins Geſicht ſchlägt.

Da überſieht man auch eine Stelle, die für Paulus ſelbſt offenbar eine weitaus größere Wichtigkeit hat: die in 1. Korinther 6, 1—8, wo Paulus ſeine Empörung darüber ausſpricht, daß die Chriſten einander vor heidniſche Gerichte zitieren — eine Stelle, die alles eher ausdrückt als Staatsdevotion.

Die ganze Bibel iſt dieſer Staatsdevotion fremd. Man denke doch daran, wie im erſten Buch Samuelis (Kapitel 8) die Einſetzung eines Staates grundſätzlich als Abfall von Gott behandelt wird oder erinnere ſich der wundervollen „Fabel Jothams" (Richterbuch 9), die eine ähnliche Auffaſſung ausſpricht. Um von den Propheten zu ſchweigen, die wahrhaftig vor den Königen, dieſer Form des Staates, keine Devotion zeigen. Die ganze Bibel iſt erfüllt von dem Geiſte des Wortes. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen" (Apoſtelgeſchichte 4, 19 und 5, 29). Sie will die Herrſchaft Gottes über alle Wirklichkeit und verkündigt den Sturz der Weltreiche vor Gott, vor ſeinem Geſandten und ſeinem Reiche (Daniel 2 und 7, Matthäus 24, Offenbarung 18).

Die *ganze* Bibel ſoll gelten, nicht bloß Römer 13; Jeſus (wie Moſes und die Propheten), nicht bloß der dazu noch falſch ausgelegte Paulus. Das liegt auch im Prinzip der Reformation ſelbſt. Das einſeitige Abſtellen auf Paulus war ſchon eine Verſündigung dagegen. Es iſt höchſte Zeit, daß die Reformation ihren Sündenfall gutmache und den Bann von Römer 13 abſchüttle; es iſt höchſte Zeit, daß die Sache Chriſti Chriſtus geltend mache, ſtatt Cäſar und *gegen* Cäſar; es iſt höchſte Zeit, daß das Chriſtentum, das als Religion das Gebiet Gottes mit dem Cäſar teilt und ſich damit ſelbſt tödlich ſchwächt, der Welt aber nicht hilft, übergehe zu dem Glauben an das Reich Gottes und dem Bekenntnis zu ihm, worin das Weltreich untergeht und Gott allein der Herr wird.

Leonhard Ragaz.

Zur Nachahmung Chriſti.

Ich gedenke, auf zwangloſe Weiſe, wenn dieſe Hefte weiter erſcheinen, darin kurze Stücke aus dem wunderbaren, Thomas a Kempis zugeſchriebenen Buche *„Ueber die Nachahmung Chriſti“* („De imitatione Christi“) zu bringen. Zwar betone ich ſelber, daß *Nachfolge* Chriſti nicht *Nachahmung* iſt, aber die Nachahmung kann doch auch einen guten Sinn haben. Das ganze Buch bewegt ſich freilich nur in der Sphäre des *individuellen* Lebens, aber da die *ſoziale* Wahrheit in dieſen Heften genügend zur Geltung kommt, mag als Ergänzung das Individuelle, auch in Einſeitigkeit, am Platze ſein.

I.

„Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in Finſternis“, ſpricht der Herr. Das ſind Worte Chriſti, durch die wir ermahnt werden, wie wir ſein Leben und ſeine Haltung nachahmen ſollen, wenn wir wahrhaft erleuchtet und von der Blindheit des Herzens befreit werden wollen. Es iſt darum unſer höchſtes Studium, über das Leben Jeſu Chriſti nachzudenken.

Die Lehre Chriſti geht über alle Lehren der Heiligen, und wer den Geiſt dafür hätte, würde darin verborgenes Manna finden. Aber es geſchieht, daß viele infolge von häufigem Hören wenig Verlangen danach empfinden, weil ſie den Geiſt Chriſti nicht haben. Wenn aber Einer Chriſti Worte voll und friſch verſtehen will, ſo iſt notwendig, daß er ihm ſein ganzes Leben gleichzugeſtalten trachtet.

Was hilft es dir, großartig über die Dreieinigkeit zu disputieren, wenn du der Demut ermangelſt und damit der Dreieinigkeit mißfällſt? Wahrhaftig, hohe Worte machen nicht heilig und gerecht, aber ein Leben im Guten macht Gott lieb. Ziehe du vor, lieber Reue zu *fühlen*, als ihre *Definition* zu wiſſen. Wenn du die ganze Bibel auswendig wüßteſt und dazu alle Ausſagen der Philoſophen: was nützte das alles ohne die Liebe Gottes und die Gnade? Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles iſt eitel, außer Gott zu lieben und ihm allein zu dienen.

Schweizerische Selbſtbeſinnung während des zweiten Weltkrieges.

Vorbemerkung: In einem Ferienkurs der Religiös-ſozialen Vereinigung, der vom 12. bis 17. Oktober 1942 in Hütten (Zürich) ſtattfand, fiel dem Verfaſſer die Aufgabe zu, folgende Geſichtspunkte näher zu erörtern: Der Zerfall der geiſtigen Grundlagen der Schweiz und ihre Wiederherſtellung; Nationale Kultur als Problem; Nationale Erziehung als Problem; Das Schul- und Bildungsproblem. — Vorliegender Aufſatz enthält ſeine Ausführungen in etwas veränderter Form.

I.

Wenn dieſer zweite Weltkrieg überſtanden ſein wird, ohne daß die Schweiz mit hineingeriſſen worden wäre, ſtehen wir Schweizer dennoch

anders da als vorher. Wir ſtehen mit ſchlechtem Gewiſſen da. Zwar ſind wir in dieſem Falle überaus gut weggekommen. Aber wir ſind ärmer als andere Leute, ärmer als viele von jenen, die in dieſem Kriege vieles, wenn nicht alles verlieren mußten. Die Ueberlebenden unter den Beteiligten haben nun doch ein großes Erlebnis gehabt, das uns Schweizern abgeht. Wenn jene Heimgeſuchten auch unſäglich leiden mußten, ſo hatten ſie anderſeits eine große Erſchütterung — und hie und da iſt es gut, daß der ſelbſtſichere Menſch erſchüttert werde. Wir Schweizer hingegen ſtehen nun ein wenig weltfremd da. Wir haben das Toben der diaboliſchen Mächte nicht mit eigenen Augen geſehen, noch mit eigenen Ohren gehört und ſchon gar nicht am eigenen Leibe geſpürt. Vielleicht hat während dieſes Krieges mancher Ausländer, der unſere Streitigkeiten in Preſſe und Parlament genauer verfolgen konnte, ausgerufen: Ihr lieben Schweizer, *Eure* Sorgen möchte ich haben! — So ſtehen wir da, untätig, gelangweilt, und unſere Anweſenheit muß auch die andern irgendwie langweilen; denn die Figur, die wir machen, iſt tatſächlich wenig intereſſant.

II.

Es iſt aber nicht immer ſo geweſen. Bis vor kurzem waren wir ein wirklich originelles Volk. Wir ſind in der Geſchichte eigene Wege gegangen. Im Gegenſatz zu unſern Nachbarn ſind wir von klein auf den Weg der Demokratie gegangen. Unſere Verfaſſung zeigt bis in alle Veräſtelungen hinaus den Geiſt einer lebendigen Demokratie. Obwohl wir leider das Frauenſtimmrecht noch nicht haben, ſticht dennoch unſere Verfaſſung ſehr vorteilhaft ab von derjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach welcher der Präſident für vier Jahre mit beinahe diktatoriſchen Vollmachten ausgeſtattet wird. Unſere Väter haben ein Staatsgebilde fertiggebracht, welches Menſchen der verſchiedenſten Sprachen, Raſſen, Konfeſſionen und Lebensweiſen umfaßt. Unſer Staat iſt buchſtäblich aus Gegenſätzen zuſammengeſetzt. Es grenzt an ein Wunder, daß ein Staat mit ſo vielen Gegenſätzen, mit ſo vielen Eigenbrödlern, die an allen Ecken und Enden auftauchen und ihre Anſprüche geltend machen, annähernd ein Jahrhundert lang beſtehen konnte. Dieſer Staat blieb beſtehen im Herzen Europas, während dieſes arme Europa kurz nacheinander die furchtbarſten Weltkriege über ſich ergehen laſſen mußte. Da bilden wir in der Tat einen intereſſanten Fall, ja geradezu einen optimiſtiſch ſtimmenden Fall.

Dieſes Wunder wird noch größer, wenn wir folgendes bedenken: In dieſem Staate herrſchte *Ordnung*. Die Landesausſtellung von 1939 zeigte uns eine Schweiz der vielſeitigſten Arbeit, der Ordnung und des guten Geſchmackes, ein wirklich demokratiſches Zuſammenarbeiten aller Volksklaſſen. Und was die Hauptſache iſt: Dieſe gute, freiheitliche Schweizerordnung funktionierte nicht etwa deswegen ſo gut, weil

kluge, weitblickende Regierungsmänner alle Fäden in der Hand hielten und so das Ganze weise dirigierten. Nein, man kann im Gegenteil beinahe sagen: Es funktionierte alles so gut, weil niemand regierte; keine Polizeimacht und keine regierungsrätlichen Gewaltmaßnahmen traten in Erscheinung.

Die Regierungsräte unserer Kantone regieren eigentlich gar nicht. Sie sind Beamte, die wertvolle Kleinarbeit verrichten. Das Besondere liegt nur daran, daß ihre Kleinarbeit räumlich die Grenzen des Kantons umfaßt. Besucht man einen Regierungsrat während seiner Amtsstunden, so findet man einen freundlichen, zugänglichen Herrn hinter einem Schreibtisch, einen Herrn, der in seiner Tätigkeit ein wenig darauf achten muß, daß er seinen Parteifreunden die gute Laune nicht verdirbt, und daß er anderseits nichts Unüberlegtes tut, das seinen parteipolitischen Gegnern eine Waffe gegen ihn und seine Partei in die Hände spielen könnte. Kurz, ein schweizerischer Regierungsmann, und sei er selbst Bundesrat, regiert eigentlich nicht. Er nimmt willig Anträge, Motionen und Resolutionen entgegen und ist dabei von vornherein gewillt, bei all den angestrebten und gewünschten Neuerungen sich mit einem Minimum zu begnügen, mit jenem Minimum, das freilich um des lieben Friedens und Fortkommens willen unerläßlich ist. Im übrigen ist er, wenn er klug ist, loyal gegen jedermann, und das ist gut so. So weiß er sich eins mit dem Geiste der schweizerischen Demokratie. Er ist, nur in entsprechend größerem Maßstabe, was ein Gemeinderat vom Lande ist: Ein Mann, über den das Volk seine vorwitzigen Bemerkungen macht, den es aber trotzdem achtet und liebt, sofern aus seinem ganzen Gehaben eine gewisse Redlichkeit spricht, für die das Volk allerdings ein feines Gefühl hat.

III.

Liegt in einer solchen Natürlichkeit nicht eine große Kraft? In der Tat hat die Schweiz seit 1848 bestimmter als früher diesen Weg der Freiheit und Demokratie gewählt, und diese freie Form, die im Grunde allen Menschen, nicht bloß uns Schweizern, tief entspricht, wirkte bei uns schon seit hundert Jahren wohltätig und segenspendend. *In der Demokratie liegt einfach ein unschätzbarer Segen!* Wenn man mit den verschiedensten Kreisen unseres Volkes in Berührung kommt, so wird man immer wieder davon überrascht, in diesem Volke so viele natürliche, gescheite und redliche Menschen anzutreffen, über die man sich einfach freuen muß. Solche geraden Menschen gedeihen nur an der freien Luft der Demokratie.

Als bei uns die Wellen des Frontismus hoch gingen und man plötzlich nach einer starken Regierung rief, konnte es vorkommen, daß selbst treuherzige Schweizer so argumentierten: „Eine starke Regierung, die vor allem das Befehlen versteht, ist eben doch notwendig,

ſonſt kann keine Ordnung herrſchen. Das iſt das Gute am Nationalſozialismus: es ſchafft Ordnung und Arbeit, während in unſerer Demokratie mit ihren Schwatzbuden und ihren Syſtemparteien der alte Schlendrian Trumpf iſt."

Solches Gerede aus dem Munde eines Schweizers war einfach lächerlich. Hat denn die Schweiz mit ihrer freiheitlichen, nicht befehlsſeligen Regierungsweiſe keine Ordnung aufrecht zu erhalten vermocht? Zeugte die Landesausſtellung 1939 von Schlendrian und Faulenzerei der Schweizer? Beginnt eine richtige Staatsordnung erſt dort, wo Konzentrationslager errichtet werden?

Nein. Das Wunder der Schweiz beſteht darin, daß ihre Demokratie — welche naturgemäß nicht mit kleinem Staatsapparat auskommt, denn die Demokratie mit ihren mannigfachen Wahlen und Abſtimmungen in Bund, Kantonen und Gemeinden erfordert ihrem Weſen nach einen umſtändlichen Apparat — dennoch mit einem Minimum an *Zwang* auskommt. Nur in wenigen Kantonen beſteht noch die Einrichtung der Landsgemeinden im Freien. Aber etwas Weſentliches jener Landsgemeinden, die die Urform der Demokratie darſtellen, lebt noch überall im Schweizerland: Jedermann darf mitreden als ein Freier unter ſeinesgleichen, und doch beſteht eine gewiſſe Ordnung, und die Traktanden einer öffentlichen Verſammlung wickeln ſich meiſtens in einem würdigen Tone ab. Kurz: Die Demokratie ließ uns reif und ſelbſtändig werden.

Die ſtaatsrechtliche Form unſerer Demokratie entſpricht nicht nur dem Weſen unſeres Volkes, ſie entſpricht auch dem Weſen eines *chriſtlichen* Volkes. Für eine ernſte und umfaſſende Bruderſchaft in Chriſtus gibt unſere Verfaſſung zum mindeſten einen brauchbaren Rahmen ab. Das Gute und Poſitive der franzöſiſchen Revolution liegt in dieſer Verfaſſung feſt verankert. Die Loſung „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" vertritt zugleich auch chriſtliche Ideale. —

IV.

Aber leider gehört dies alles ſchon ſtark der Vergangenheit an. Wir ſind keine begeiſterungsfähigen Demokraten mehr. Die erſte Liebe iſt verflogen, und unſer echte Elan iſt irgendwie erlahmt. Die urſprüngliche Triebkraft iſt uns ausgegangen. Wir ſind nüchterne Leute geworden und rühmen unſern klugen Tatſachenſinn. Was iſt geſchehen?

Wenn ein Menſch von einer chroniſchen Krankheit befallen wird, kann ihm kein Arzt ſagen, wann dieſe Krankheit ihren Anfang genommen hat. So auch hier. Wir können nicht ſagen, von welchem Zeitpunkt an unſere Erſchlaffung datiert. Daß aber eine ſolche eingetreten iſt, iſt ſicher. Im Jahre 1874 brachten wir noch die Kraft zu einer weſentlichen Erweiterung der Volksrechte auf. Im Jahre 1918 führten wir nach jahrelangem Kampfe eine demokratiſchere Wahlart für die Mitglie-

der des Nationalrates ein (Proporz). Das Frauenſtimmrecht hingegen, ein wichtiges Poſtulat der modernen Demokratie, ſteht bei uns noch kaum zur Diskuſſion, geſchweige denn, daß es nächſtens eingeführt würde. — Die Gründung des Völkerbundes bedeutete nach allen Leiden des erſten Weltkrieges eine heißerſehnte Ausdehnung von Recht und Demokratie auf *das internationale Gebiet von Krieg und Frieden.* Die Welt ſchien dafür reif geworden zu ſein, genug Menſchenblut war ſchon gefloſſen, und eine Rechtsordnung tat not. Wir Schweizer aber intereſſierten uns nicht ſonderlich für dieſen Völkerbund, obwohl derſelbe auf Schweizerboden ſeinen Sitz erhielt. Wir traten ihm ſchließlich bei, vielleicht mehr darum, weil eine Abſage unſerſeits, ſo wie die Dinge damals lagen, aufſehenerregend geweſen wäre. Als dann aber nach Jahren, im Dezember 1937, Bundesrat Motta den Antrag ſtellte, daß wir ſo halbwegs aus dieſem Völkerbund austreten möchten, weil wir geographiſch zwiſchen den Achſenmächten eingeklemmt lagen, und dieſe ihren Austritt ſchon gegeben hatten, — da war die erdrückende Mehrheit unſeres Volkes damit einverſtanden. Selbſt die Schweizeriſche Vereinigung für den Völkerbund dankte dem Bundesrat für ſein Vorgehen. Wir diſtanzierten uns eilig und ängſtlich von dieſer Inſtitution, wie wenn wir bei einer böſen Tat ertappt worden wären. Und doch war der Völkerbund etwas reſtlos Gutes; die Menſchen verſagten, nicht die Inſtitution.

Weitere Beiſpiele einer Erſchlaffung unſerer Demokratie: Es war bisher nicht möglich, Vertreter unſerer tüchtigen Induſtriearbeiterſchaft in den Bundesrat zu bringen. Anderorts kann keine Demokratie auf die tätige Mitarbeit der Arbeiterſchaft verzichten. Bei uns aber wollen es die hiſtoriſchen Parteien ſo haben, daß die Freiſinnigen *vier* Bundesräte ſtellen, die ungefähr ebenſo ſtarke Sozialdemokratie hingegen gar keinen erhalten ſoll. Welche Demokratie! — Eine ſtaatliche Altersverſicherung einerſeits, die Aufhebung des Bankgeheimniſſes, zwecks Sanierung des geſamten Steuerweſens, anderſeits — zwei alte und wichtige Poſtulate —, können in abſehbarer Zeit nicht verwirklicht werden.

Zum Schluß noch ein Beiſpiel aus jüngſter Zeit: Die Flüchtlingsfrage. Wir ſind paſſiv und neutral. Ins Völkerringen einzugreifen im Sinne einer Milderung oder Vermittlung iſt uns nicht möglich. Eine Hilfe für die Opfer des Krieges liegt hingegen ganz auf der Linie ſchweizeriſcher Tradition. Und nun müſſen wir eine Möglichkeit zur humanitären Tätigkeit nicht erſt ſuchen. Lauter und eindringlicher als je pocht das Elend des Krieges an unſere Türen. Eine namenloſe Not dringt bis zu unſerer Grenze vor und bittet um Einlaß. Sie bittet um Beiſtand in dem Augenblick, da wir eben beteuern, daß wir kleinen Schweizer leider nichts Weſentliches tun könnten. Was ſagt und tut hierauf der Bundesrat? Er erklärt, das gehe nicht an, daß Leute ohne Viſum ſchwarz über die Grenze kommen. Das ſei einfach keine Ordnung! Klingen ſolche Klagen über ſchwarzen Grenzübertritt nicht doch

etwas lebensfremd? Schließlich weiß es auch der Bundesrat, daß im Kriege ſogar Millionen Menſchen in Uniform ohne Viſum ſo manche Staatsgrenze überſchritten haben, und daß es im Kriege überhaupt nicht nach den peinlichen Vorſchriften von Bureaumenſchen zugeht. Wenn wir dieſe Flüchtlinge nicht ernähren wollen, was geſchieht dann wohl mit ihnen? Entweder müſſen ſie ſterben, oder ſie müſſen von Menſchen ernährt werden, die ſelber noch weſentlich ſchlimmer dran ſind als wir. Bundesrat von Steiger betont ſeine Verantwortung als Chriſt. Es kann aber nicht der geringſte Zweifel darüber beſtehen, daß nach dem Geiſte des Chriſtentums jene Vertriebenen als unſere Brüder und Schweſtern zu gelten haben. — Man mißverſtehe uns nicht. Es handelt ſich nicht um harte Vorwürfe an die Adreſſe des Bundesrates von Steiger. Denn ſchließlich weiß ſich der Herr Bundesrat in dieſer Sache einig mit der Mehrheit des Schweizervolkes, obſchon es ſich anderſeits auch gezeigt hat, daß eine anſehnliche Minderheit hierin anders denkt.

V.

Hier handelt es ſich bloß um einige Beiſpiele, die uns die Tatſache beweiſen, daß wir längſt keine Draufgänger mehr ſind, keine aktiven Demokraten, daß wir vielmehr zu kleinen, braven Spießbürgern uns entwickelt haben. So iſt es: Jahrzehntelang ging es uns überaus gut, und ſo ſind wir allmählich, ohne es recht zu merken — *Spießbürger* geworden! Wir dürfen dies nicht überſehen. Wir müſſen uns dieſe Tatſache freimütig eingeſtehen. Hierin liegt keine niederreißende Kritikſucht, vielmehr liegt darin eine geſunde Selbſtkritik. Eine ſolche Selbſtkritik hat jede Demokratie dringend nötig, wenn ſie nicht einer für ſo ernſte Zeiten unerlaubten Beſchaulichkeit und Selbſtzufriedenheit verfallen will. Wir, die ſogenannten Religiös-Sozialen, verſtehen die Sache nicht etwa ſo, daß wir unſern Mitſchweizern den Vorwurf der Spießbürgerlichkeit an den Kopf werfen dürften, während wir perſönlich uns frei wüßten von dieſer nationalen Untugend. Nein, auch wir ſind im gleichen Spital krank. Doch wollen wir unſere Fehler ins Bewußtſein rücken, wohlwiſſend, daß verborgene Sünden gefährlicher ſind als ſolche, auf die in allem Freimut hingewieſen wird.

Wir faſſen zuſammen: Die Vereinigten Staaten Nordamerikas gelten als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. England kennzeichnet ſich durch ſeinen Liberalismus, durch die Beherrſchung der Weltmeere und durch ſein umfaſſendes Kolonialreich. Das moderne Deutſchland verbindet alten preußiſchen Militärgeiſt mit Sozialismus. Rußland bedeutet ein Rieſenreich als breite Baſis für umfaſſende kollektiviſtiſche Experimente. *Und die Schweiz?* Wie ſchon geſagt, kann ſie charakteriſiert werden als eine der älteſten und urwüchſigſten Demokratien der Erde, welche aber heute in Spießbürgerlichkeit erſtarrt iſt. So iſt es: Seldwyla hat ſeit den Tagen Gottfried Kellers an Boden gewonnen.

VI.

Das muß man uns laſſen: Wir Schweizer ſind praktiſche Leute, wir ſind tätig und überaus fleißig. Wir ſind ſogar erfinderiſch und lieben gute Ware, die aus Rohmaterialien beſter Qualität hergeſtellt wird. Im modernen Arbeitsprozeß ſind wir gewiegte Spezialiſten geworden und verrichten als ſolche eine wirklich vorbildliche Qualitätsarbeit, in der Viehzucht ſo gut wie im Maſchinenbau. Aber wir haben einen Hang zu *Kleinigkeiten*, zur Flucht in die Kleinigkeiten. Das hängt natürlich mit unſerem Spießbürgertum zuſammen. Wenn uns einer von uns ſein Spezialgebiet erläutert, ſo erhalten wir den Eindruck, die Sache ſei recht kompliziert und erfordere zu ihrer glücklichen Vollbringung eine ungebrochene Arbeitskraft, einen ganzen Mann. Wer ſo ſchwierige Arbeit zu verrichten imſtande iſt, kann nebenbei nicht auch noch über Kultur, Politik und Religion ſeine beſonderen Gedanken machen, das iſt klar. Er iſt in der Kleinarbeit völlig engagiert. Bisweilen erhalten wir ſogar den Eindruck, wir beuteten die Kleinigkeiten ſo gründlich aus, daß es bei uns eigentlich nach dem Rezept ginge: Warum etwas *einfach* machen, wenn es doch kompliziert ſo gut geht?

Die *Schule* — der Schreiber dieſer Zeilen iſt Primarlehrer — iſt vollends ein ideales Gebiet für Kleinigkeitskrämer. Wir Schulmeiſter ſind gute Methodiker. So können wir Spezialmethoden für die verſchiedenen Fächer ausbauen. Zum Glück iſt unſer Gebiet ziemlich weitſchichtig, ſo daß viele Spezialiſten nebeneinander ihr beſonderes Betätigungsfeld finden. Auf hiſtoriſchem Gebiet können wir uns z. B. auf Lokalforſchungen und kleine Funde ſtürzen. Das iſt ſehr ſchön und wertvoll, darf aber nicht überſchätzt werden. Ueberhaupt reiten die meiſten von uns irgendwo ein beſonderes Steckenpferd. Auch das iſt notwendig. Wir ſind fleißige und vielſeitige Leute. Aber bisweilen ſehen wir vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Wir verlieren den Ueberblick und ertrinken beinahe in unſeren Kleinigkeiten. Die moderne Kultur bringt das mit ſich.

Unſer Spießbürgertum zeitigt aber noch *tragiſchere* Formen. Nach und nach verlieren wir den Sinn für richtige Einſchätzungen, für das richtige Verhältnis zwiſchen wichtigen und unwichtigen Vorkommniſſen. Kleinigkeiten erſcheinen uns plötzlich groß und wichtig, große Dinge werden in unſern Augen klein und bedeutungslos. Das iſt ſchlimm, wenn wir keine feine Spürnaſe mehr beſitzen, um Wichtiges von Unwichtigem unterſcheiden zu können. Würde Peſtalozzi heute unter uns leben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß wir ſeine Größe völlig verkennen, überſehen würden. Er erſchiene uns als unordentlicher Narr und Sonderling, der ſich wichtig machen möchte.

Unter dieſem Umſtande hat auch unſere religiös-ſoziale Bewegung zu leiden. Gewiß ſind die meiſten von uns unbedeutende Menſchen. Aber unſer Anliegen, die Sache, die wir vertreten, iſt groß und wichtig.

Wenn man von uns ſagt: Eine große Sache wird hier von kleinlichen Menſchen vertreten, ſo haben wir dagegen nichts einzuwenden, obwohl es uns ſchmerzlich berühren muß, daß es uns perſönlich an Format fehlt. Immerhin laſſen wir uns darüber keine grauen Haare wachſen. Schon oft in der Weltgeſchichte haben glänzende Perſönlichkeiten durch ihre Ueberlegenheit eine gute Sache auf Abwege gebracht. Iſt hingegen unſer Format unzureichend, — in gewiſſem Sinne iſt es beinahe gut, wenn es ſo iſt —, ſo wiſſen wir uns darin verbunden mit dem Weſen des Schweizers überhaupt. — Wenn man uns aber ſagt: Auch die Wichtigkeit Eurer Anliegen iſt nur Einbildung, — ſo müſſen wir jedoch erklären: Hierin irrt Ihr Euch! Kurz: In der Atmoſphäre des Spießbürgertums kann ſich auch unſer religiös-ſoziales Anliegen nicht recht entfalten. Sattheit und Selbſtzufriedenheit ſtehen ihm entgegen.

VII.

Im Jahre 1915, während des letzten Weltkrieges alſo, hat einmal ein Holländer, dem man offenbar wegen der Neutralitätspolitik ſeines Vaterlandes ein Kompliment gemacht hatte, eine kluge und würdige Antwort gegeben. Er erwiderte: „Man hat im Ausland geſagt, wir ſeien nicht für Deutſchland und nicht für England, ſondern für Holland, und man hat ſicherlich geglaubt, uns damit eine Liebenswürdigkeit zu ſagen. Zum Glück für die Ehre unſeres Volkes verhält es ſich nicht ſo. Wir ſind nicht ſo tief geſunken, daß uns die Frage nach Recht und Unrecht gleichgültig laſſen könnte, ſolange nur unſere eigenen Intereſſen aus dem Spiele bleiben.“ — Das ſind freundliche und lebensnahe Worte eines Kleinſtaat-Vertreters. Sie formulieren in Kürze und Liebenswürdigkeit *den* Standpunkt, der auch für uns, jetzt und hier, als der einzig mögliche übrigbleibt. Wichen wir aus nachgiebiger Anpaſſung von ihm ab, ſo bedeutete das unſere geiſtige Abdankung. Und der geiſtigen Abdankung pflegt jeweils die militäriſche auf dem Fuße zu folgen.

Freilich iſt im gegenwärtigen Kriege die geiſtige Atmoſphäre Europas noch weſentlich ſchlimmer als 1914—18. Wir ſind begreiflicherweiſe ſtark eingeſchüchtert, und zudem entſpricht eine geiſtige Neutralität unſerem gegenwärtigen Geiſteszuſtand der Spießbürgerlichkeit. Was nach einem Wagnis ausſieht, iſt nicht mehr unſere Sache. Würden wir z. B. als Vertreter der älteſten Demokratie den demokratiſchen Lebensſtil weithin vernehmbar vertreten, ſo hieße das: Wir ſind im gegenwärtigen Konflikt, trotz unſerer militäriſchen Paſſivität, doch irgendwie engagiert. Aber juſt *das* wollen wir vermeiden. Darum vollzog ſich bei uns eine geiſtige Gewichtsverlagerung. Wir betonen nun weniger die *Demokratie*, als die *Nation*, den *Staat*. Das iſt ſicher eine bemerkenswerte Gewichtsverlagerung. Vor allem in den Jahren 1940 und 1941 ſprach man bei uns nicht mehr gerne von Demokratie, viel

lieber von der ſchweizeriſchen Nation. In einem Vortrag über ſtaatsbürgerlichen Unterricht betonte ein Referent — es war Ende Juni 1940, was wohl zu beachten iſt —, in der Zeit vor 1798 ſei die Eidgenoſſenſchaft in autoritärer Weiſe regiert worden, wobei das Demokratiſche auf ganz enge Bezirke des Dorfes zurückgedrängt worden ſei, und dennoch hätte damals die Schweiz zur Not auch ſo exiſtieren können.

Im ſtaatsbürgerlichen Unterricht erörterte man ſchon je und je viel lieber das Weſen des *Staates*, als dasjenige der Demokratie. Das Demokratiſche lag uns zu nahe auf dem Leibe, als daß wir es zum Gegenſtand einer beſonderen Betrachtung hätten machen können. Aber irren wir uns nicht! Sobald wir auch nur ein wenig am Geiſte der Demokratie uns desintereſſierten, um dafür den Geiſt der ſchweizeriſchen „Nation" deſto intenſiver erfaſſen zu können, hätte dies weittragende Folgen. Wir würden uns damit auf den Boden des Nationalismus begeben. Dieſer Nationalismus iſt allerdings zur Stunde überaus aktuell. In eindrucksvoller Weiſe kann er ſich nur in Groß-Staaten entwickeln. In Kleinſtaaten wirkt er lächerlich. Die Groß-Staaten hingegen können mit Hilfe des Nationalismus ihre Völker zu Angriffskriegen aufrufen, ſie können, was wir beſonders beachten müſſen, durch eine phänomenale Aktion des Nationalismus die kleinen, lächerlichen Nationalismen von Zwergſtaaten über den Haufen werfen, ſogar mit dem Bewußtſein, damit eine geſchichtlich notwendig gewordene Aufräumungsarbeit zu verrichten.

Es gilt alſo für uns, Vertreter des Kleinſtaates, wohl zu überlegen, daß wir mit dem Nationalismus ein Prinzip pflegen und ſtärken, das gegen die kleinen Nationen in ruinöſer Weiſe ſich auswirkt und ſich auswirken *muß*. Der Dichter *Franz Werfel* hat in einem Vortrag, den er am 5. März 1932 — auch dieſen Zeitpunkt gilt es zu beachten — in Wien hielt, den Nationalismus wie folgt geſchildert:

„Der Nationalismus hat es ſehr leicht, als Religionserſatz zu dienen. Er iſt ein ziemlich koſtenloſer Affekt; denn das Verdienſt, einer Nation anzugehören, hängt nur von der Leiſtung des Geborenwerdens ab. Wenn einer ſchon gar nichts iſt, ſo iſt er zumindeſt irgendwohin zuſtändig. Der Nationalismus macht die biologiſche Zuſtändigkeit zum moraliſchen Wert. Er verleiht dem Individuum taxfrei die Tapferkeitsmedaille für alle hiſtoriſchen Siege und Großtaten ſeines Volkes. Er läßt ferner dem jungen Menſchen das ekſtatiſche Erlebnis zuteil werden, ſein Ich einem höheren Weſen, einer edleren Ueberordnung einzugliedern. Der Kommunismus verlangt von ſeinen Anhängern immerhin einige moraliſche und wiſſenſchaftliche Einſichten, der Gedanke einer menſchheitserlöſenden Gerechtigkeit ſchwingt in ihm mit. Demgegenüber iſt der Nationalismus nichts als Gefühlsreaktion, als dunkler Drang, als mächtiger Aufbruch und will auch gar nichts anderes ſein ... Als Sendbote urtümlicher Daſeinsgewalten verſchmäht er es, zu argumentieren, er orakelt. Sein Lieblingsbegriff iſt eine nebelhafte Auffaſſung vom „Leben", als einer letzten grauſamen Inſtanz, jenſeits von Gut und Böſe, ſchön und ſchrecklich zugleich ... Er hält ſich zwar für einen Verkünder der Härte und Gradlinigkeit, vermag ſich aber nie und nimmer aus dem Reich des Unbeſtimmten und Aufgeweichten herauszuarbeiten. Die geiſtige Lebensluft, in der er atmet, iſt die Phraſe. Man ſoll die Phraſe nicht unterſchätzen, ſie dient ja nicht als Wahr-

heit, ſondern als magiſche Formel ... Daher bildet die beſte Ausrüſtung für einen national-radikalen Führer ſelbſtſichere Unklarheit und ſuggeſtive Halbbildung ... Im Vordergrunde tummeln ſich die ſogenannten Landsknechtsnaturen, echte Träumer des Heldentums, verworrene oder zurückgeſetzte Talente, die ihre Karte auf eine neue Ordnung ſetzen, — dahinter aber, als eigentliche Träger des nationalen Affektes, ſteht die zähe Maſſe enttäuſchter, verarmter und erboſter Kleinbürger ... Der Kleinbürger kennt die Welt nicht, die er deshalb ſcheut und verabſcheut. Er liebt ſeinen Stubengeruch und hält ihn für unvergleichlich ... Wie man den Nationalismus jedoch auch umſchreibt, er iſt mächtig vorhanden, er wurzelt in der Eitelkeit der Völker, er iſt argumentlos, alſo können ihm Argumente nichts anhaben. Die Jugend kränzt ſeinen Altar ..."

Wir Schweizer tun alſo gut daran, wenn wir uns nicht einem Nationalismus helvetiſcher Prägung verſchreiben. Zwar fehlt es bei uns nicht an Tendenzen, die unſern Stubengeruch für unvergleichlich erklären möchten. Im ganzen ſind wir aber doch nüchterne Leute, die ein treffendes Wort ſchweizeriſcher Selbſtkritik zu ſchätzen wiſſen, weil es erfriſchend und reinigend wirkt.

VIII.

Für unſern ſtaatsbürgerlichen Unterricht ergibt ſich aus dem bisher Geſagten folgendes: Es iſt klar, daß derſelbe ein Leitmotiv, einen zentralen Geſichtspunkt haben muß, ſonſt verflattert er und jeder Lehrer reitet dabei ſein beſonderes Steckenpferd, analog den Bemühungen jenes frontiſtiſchen Lehrers, der mit ſeinen Schülern neue Raſſentheorien erörtert. Nach dem bisher Geſagten iſt es ferner klar, daß wir im ſtaatsbürgerlichen Unterricht jeden nationaliſtiſchen Geſichtspunkt, und trete er noch ſo ſchüchtern hervor, vermeiden müſſen. Zum Glück müſſen wir unſern ureigenen ſchweizeriſchen Geſichtspunkt gar nicht lange ſuchen. Er drängt ſich uns auf. *Selbſtverſtändlich müſſen wir den ſtaatsbürgerlichen Unterricht um die zentrale Idee der Demokratie gruppieren.* Damit ſtehen wir mit unſeren Bemühungen auf altem Heimatboden. Die urwüchſige Demokratie aus den Anfängen unſeres Staates wird zum Fundament und Ausgangspunkt dieſes Unterrichtes. Aber wir dürfen dabei nicht ſtehen bleiben. In der Reformationszeit erhielt unſere Demokratie eine neue, tiefere Begründung. Zwingli und Calvin haben ſie in völlig berechtigter Weiſe mit dem Chriſtentum in Verbindung gebracht, ſie religiös begründet. Von ihnen aus drang ſpäter die tiefere Auffaſſung von Demokratie nach Frankreich, England und Amerika. So iſt die moderne angelſächſiſche Demokratie diesſeits und jenſeits des atlantiſchen Ozeans groß geworden aus Impulſen, die einſt von Genf ausgingen. Darum müſſen wir im ſtaatsbürgerlichen Unterricht dieſe großen Demokratien näher kennenlernen, und wir werden daraus reichen geiſtigen Gewinn ziehen. Denn wir ſtehen ſowieſo in der Gefahr, daß in unſerem alten, engen Raum ſich auch unſer Sinn verengert. Aus der *däniſchen* Demokratie, wie ſie uns beſonders von Fritz Wartenweiler nähergebracht wurde, haben wir in bezug auf

das Volkshochſchul- und Genoſſenſchaftsweſen ſchon manche wertvolle Anregung empfangen.

Mehr als zwei Jahrhunderte nach der Reformation iſt bei uns ein *Peſtalozzi* aufgetaucht, und von dieſem Manne hat unſere Demokratie wieder neue, unvergängliche Impulſe empfangen. Seine Geſchichten ſpielen ſich zwar im Lebenskreis des Feudalismus ab. Wer aber den fundamentalen Ausſpruch tun konnte: *„Der Menſch muß ſich in der Welt ſelbſt forthelfen, und dies ihn zu lehren iſt unſere Aufgabe“*, ein ſolcher Lehrer der Jugend und des Volkes wollte auf keinen Fall ſeine Mitmenſchen zu gehorſamen Untertanen erziehen, er wollte vielmehr freie, ſelbſtändige Perſönlichkeiten heranbilden. Und eine Gemeinſchaft von freien, eigenwilligen Perſönlichkeiten nennt ſich eben Demokratie. Darum hat der rechte ſtaatsbürgerliche Unterricht ſich auch mit Peſtalozzi, als einem der Väter unſerer Demokratie, zu befaſſen.

Es darf dabei deutlich zum Ausdruck kommen, daß Peſtalozzi, wenn er heute unter uns erſchiene, auf uns unſympathiſch, wenn nicht gar abſtoßend wirken würde. Sein fanatiſches, unordentliches und gar noch unpraktiſches Weſen, das allen Schwachen und Wehrloſen, den Bettelkindern und Kindsmörderinnen, helfen möchte, müßte unſer braves Spießbürgertum einfach verletzen. Nein, für einen derartigen Stürmi könnten wir uns mit dem beſten Willen nicht erwärmen! Und wie würde er wohl *uns* finden? Was würde er uns z. B. zur Flüchtlingsfrage ſagen, wenn wir behaupten, das Zurückjagen der Flüchtlinge ſei für uns die „ſauberſte Löſung“, wie eine Zeitung ſchrieb? Er würde toben und uns mit nichtſalonfähigen Ausdrücken überſchütten. — Mit Recht.

IX.

Aber hat unſer, ach, ſo gar nicht heldenhaftes Spießbürgertum nicht doch auch ſein Gutes? In dieſer Beziehung kann man ſogar die Behauptung hören, der brave, gebildete und wohltätige Spießbürger, den zu verläſtern ein ſo billiges Unterfangen bedeute, ſei im Grunde der vernünftigſte Menſch der Welt. Er ſei beſcheiden, ſparſam, zuverläſſig und hege keine überſpannten Hoffnungen und Pläne; ſein geſunder Sinn bleibe auf dem Boden der Wirklichkeit. Habe er nichts Heroiſches an ſich, ſo ſei er anderſeits vom Verbrecheriſchen ebenſo weit entfernt. Was iſt dazu zu ſagen?

Immerhin iſt unſer Spießbürgertum nicht harmlos, ſchon darum nicht, weil es die Uebel in aller Stille wachſen läßt, weil es offenkundige Uebelſtände ſo lange wie möglich bagatelliſiert. Plötzlich iſt es dann für Reformen zu ſpät, und die Kataſtrophe iſt inzwiſchen unabwendbar geworden. Man denke an das langſame Aufſteigen dieſes zweiten Weltkrieges! Was aber noch viel ſchwerer wiegt, iſt das: Unſere eigene Spießbürgerlichkeit (niemand von uns kann ſich davon völlig diſpenſieren) hat das *Chriſtentum* zu einer Harmloſigkeit her-

untergedrückt. Der däniſche religiöſe Schriftſteller Kierkegaard hat ſchon vor hundert Jahren ganz richtig betont, daß wir beim Anblick unſerer zahlloſen Chriſten, die alle ihren eigenen Vorteil ſehr gut zu wahren wiſſen, uns unwillkürlich fragen müßten: Warum in aller Welt hat man eigentlich ihren Herrn und Meiſter einſt gekreuzigt? Wer ſo harmlos und brav iſt und ſo banale Sachen ſagt, wird, ſo wie wir die Welt kennen, in ihr doch nicht gekreuzigt? — Kierkegaard hatte damit völlig recht. Unſer Spießbürgertum hat die Kräfte des Chriſtentums abgedroſſelt. Es ließ das Salz dumm werden. Die ſchlimmen Gottesleugner, über die wir uns zu entrüſten pflegen, haben zu allen Zeiten und an allen Orten einem lebendigen Chriſtentum auch nicht annähernd ſo großen Schaden zugefügt, wie das ruhebedürftige und ſelbſtzufriedene Spießbürgertum des Menſchen. — Nein, harmlos iſt es wahrhaftig nicht!

X.

Es beſteht begründete Hoffnung, daß diejenigen Völker, die gegenwärtig unter der Laſt des Krieges ſeufzen, ſich von ihrem Spießbürgertum befreien können. Denn das Weltbild des Kleinbürgers iſt für ſie unter den harten Schlägen des Krieges völlig zuſammengebrochen. Wie ſteht es hierin mit uns Schweizern? Vermögen wir uns auch ohne Kataſtrophe zu verjüngen? Das iſt die Frage. Sehen wir in unſerem Lande Kräfte am Werke, die darauf ausgehen, unſer Spießbürgertum zu überwinden? Ja, es gibt ſolche! Vielleicht finden wir ſie ſelbſt dort, wo wir ſie am wenigſten vermuten. Hier ein kleines Beiſpiel, das viele von uns zunächſt gar nicht überzeugen wird.

Die Befürworter des militäriſchen Vorunterrichtes! Sie argumentieren folgendermaßen: Wir Schweizer ſind durch lange Friedenszeiten, in denen es uns eigentlich nur zu gut ging, zu lahmen, verwöhnten und bequemen Leuten geworden. So ſind wir ins Hintertreffen geraten. Es iſt nun eminent wichtig, nicht nur für die gegenwärtige militäriſche Wehrhaftigkeit, ſondern für die Zukunft unſeres Landes überhaupt, daß wir dieſe unbeſtreitbare ſchweizeriſche Stagnation, die ſo oft noch mit blühender Kritikluſt und Beſſerwiſſerei gepaart iſt, in nüchterner, methodiſcher Weiſe überwinden. Das beſte Mittel hiezu erblicken wir im militäriſchen Vorunterricht. Durch ſtraffe Diſziplin, durch ſtrenge Körperübungen, Märſche und Dauerläufe vermögen wir wieder jene innere Kraft zurückzuerlangen, die uns unvermerkt abhanden kam. —

In ſolchen Ueberlegungen ſteckt gewiß viel Richtiges.

Wir waren zwar ſeinerzeit Gegner jener Vorlage für den militäriſchen Vorunterricht. Dieſe turneriſch-militäriſche Aktivierung der Jugend ſchien uns allzuſehr eine Nachahmung von Beſtrebungen nationaliſtiſcher Staaten zu ſein. In jenen Groß-Staaten freilich war ſie begründet geweſen als eine Vorbereitung zu großen militäriſchen Aktionen in ganz Europa. Für uns Schweizer hingegen, denen nicht die Ab-

ſicht auf eine Eroberung Europas nachgeſagt werden kann, beſteht keine ſo dringende Notwendigkeit für eine Einordnung der Jugend in Zwangsorganiſationen. Aber eine gewiſſe Berechtigung kann dieſen Beſtrebungen und ihrer Begründung nicht abgeſprochen werden. Das iſt klar. — An einem Ende der verſchiedenartigſten Kräfte, die auf eine Aktivierung und Verjüngung unſeres Volkes hinzielen, ſehen wir ſomit die Förderer unſerer körperlichen Ertüchtigung. Am andern Ende der Reihe ſolcher Beſtrebungen ſtehen wahrſcheinlich wir, die Religiös-Sozialen — zwei Extreme meinetwegen. Kann man den erſtgenannten vielleicht vorwerfen, ſie erhofften von einer vermehrten Körperkultur die reinſten Wunder für die Rettung der Schweiz, ſo wird man anderſeits von uns ſicher behaupten, daß wir in noch größerer Einſeitigkeit eine Geiſteskultur betrieben [1]), deren Früchte zumindeſt zweifelhaft wären.

XI.

Letzten Endes gilt doch dies: Nur eine *geiſtige* Erneuerung kann uns helfen! Wenn wir aber dieſen guten Geiſt nicht herdirigieren können, was dann? — Es iſt wahr, wir können gar nichts erzwingen. Nicht alles läßt ſich durch ein geſchäftiges Organiſieren erreichen. Darum ſind wir in Not und Verlegenheit. Die Bibel redet in ſolchen Fällen vom Ausharren, von unentwegter Wachſamkeit und davon, daß man die Lampen brennend erhalten ſoll. Wir wollen zwar nicht voreilig mit der Bibel aufrücken. Wenn man jedoch auf einer Friedensinſel wohnt, auf welcher man erfahren muß, daß ringsum täglich und ſtündlich Menſchenopfer in unerhörter Weiſe fallen, dann hat man doch das Gefühl, die Weisheiten des Alltags ſeien für dieſe Situation unzulänglich, ſo daß man die Bibel wohl zu Rate ziehen dürfe.

Kurz vor dem Ausbruch dieſes Krieges kamen einmal Ausländer in die Schweiz, nach Zürich. Was ſie vorher in ihrem Vaterland erlebt hatten, war unerhört; es erſchien ihnen geradezu als Weltuntergang, als Ausbruch der Hölle. Sie waren faſſungslos, beſonders noch deswegen, weil ihre eigenen Volksgenoſſen nicht ſo empfanden, wie ſie, weil die erdrückende Mehrheit derſelben gewiſſe Vorkommniſſe mehr als Nebenerſcheinungen eines großen Erlebniſſes entſchuldigen zu müſſen glaubten. Und nun trafen dieſe Ausländer in Zürich auf Menſchen unſeres Kreiſes. Zu ihrer großen Ueberraſchung fanden ſie hier Zeitgenoſſen, die ihren Jammer völlig begriffen, Menſchen, die ebenſo erſchüttert waren, wie ſie ſelbſt. Dieſe Menſchen hatten ſchon alles begriffen, bevor ſie die mündlichen Schilderungen beſagter Ausländer vernahmen. Den Fremden erſchien dies als reines Wunder. Da gab es alſo Menſchen, die von all dem Schrecklichen direkt nichts verſpürt, noch geſehen hatten. Und doch waren ſie nicht weniger erſchüttert als ſie, die Opfer der Kataſtrophe. —

[1]) Aber ſicher mit Unrecht! *D. R.*

Wir wiſſen nicht, wie viele ſolcher Menſchen mit wachen, lebensnahen Sinnen es in unſerem Kreiſe hat. Kein Menſch kann das wiſſen. Und wie viele Wachende, Wartende es unter uns Schweizern überhaupt gibt, wiſſen wir erſt recht nicht. Vielleicht gibt es mehr ſolche Schweizer, als wir ahnen. Aber eines erſehen wir aus dieſem Hinweis: Wir müſſen wachſamen Geiſtes bleiben. Wir müſſen die Nöte und Leiden unſerer Mitmenſchen miterleben, mittragen, ſonſt werden wir weltfremd. Es gibt heute ſchon viele geſcheite Leute, die auf ihre Menſchenkenntnis, auf ihren Blick für Realitäten ſich etwas einbilden, und die in Wirklichkeit doch ziemlich weltfremd daſtehen. Wenn wir Schweizer erklären: „Die Flüchtlinge dürfen nicht ohne Papiere ſchwarz über die Grenze kommen, das iſt einfach keine Ordnung", — ſo ſpricht daraus die ſchweizeriſche Weltfremdheit.[1])

Wir müſſen zu Sprechern einer *lebensnahen*, freiheitlichen und mitfühlenden Schweiz werden. Gewiß iſt das an ſich noch ſehr wenig. Aber damit verhüten wir doch immerhin, daß die Quellen der Wahrheit durch den Unrat unſerer Zeit verſtopft werden. — Kümmern wir uns dabei nicht um Erfolge! Dieſelben können ſowieſo nicht ſo ſchnell gemeſſen und regiſtriert werden. Und wenn wir ins Leiden geführt werden ſollten, ſo müßte es ſich zeigen, daß Menſchen, die von der frohen Kunde eines kommenden Reiches Gottes für die Erde vernommen haben, zu leiden verſtehen. Wiſſen wir doch, daß heute ungezählte Menſchen in Tapferkeit leiden und ſterben. Wir müſſen ohne Unterlaß ihrer gedenken, ganz beſonders darum, weil ſehr viele von ihnen ohne den Troſt dieſer frohen Kunde leiden und ſterben müſſen.

Es iſt ſehr gut, wenn unſere eigene Unzulänglichkeit uns ſtets bewußt bleibt. Die geiſtigen Kräfte *lähmen* darf ſie uns aber nicht. Denken wir da wieder an Peſtalozzi! Er ſchritt von Mißerfolg zu Mißerfolg. Oft weinte er regelrecht über ſeine eigene Untüchtigkeit. Wir dürfen alſo unſere Fehler haben. Wir brauchen hierin keineswegs größer zu ſein als Peſtalozzi. Das ſei unſer Troſt. Aber das war das Bewunderungswürdige an ihm: Aus jeder Niederlage ſchöpfte er wieder neue Kraft. Er nahm ſeine eigenen Fehler nicht zu tragiſch. Wenn wir alſo wegen Anfeindungen oder ſonſt niedergeſchlagen werden, ſo müſſen wir zu unſerem eigenen Ich ſo ſprechen: „Schäme dich! Du durfteſt bisher in einem Vaterlande wohnen, welches nach Tradition und Verfaſſung ein *freiheitliches* iſt, und du durfteſt hier ſehr viel Gutes erleben. Nun biſt du in Schwierigkeiten geraten. Bedenke aber, daß dieſelben ſehr harmlos ſind im Vergleich zum Elend, das die kriegsbeteiligten Europäer mit ſich ſchleppen müſſen. Und bedenke du ferner, daß du beteiligt biſt an der chriſtlichen Hoffnung auf ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit!"

Johannes Tſcharner.

---

[1]) Vielleicht doch noch etwas Anderes als bloß Weltfremdheit. *D. R.*

Deutſcher und Jude.[1])

Im Jahre 1781 hat der „ariſche“ preußiſche Kriegsrat Chriſtian Dohm ſeine Schrift „Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden in Deutſchland“ veröffentlicht und durch ſie der „Emancipation“ der *Juden* ein Tor geöffnet. Er hat darin die „Weisheit der Regierungen“ angerufen und ausgeſprochen: „Ich wage es ſogar, demjenigen Staat Glück zu wünſchen, der zuerſt dieſe Grundſätze in Ausführung bringen wird. Er wird ſich aus ſeinen eigenen Mitteln neue, treue und dankbare Untertanen bilden, er wird ſeine eigenen Juden zu guten Bürgern machen.“ Hundert Jahre und mehr waren ſeitdem hingegangen — da hat der jüdiſche Schriftſteller Franz Roſenzweig, der Ueberſetzer von Hymnen des Juda Halevi und Mitarbeiter von Martin Buber bei einer Bibel-Uebertragung, kraft ehrlicher Ueberzeugung, ſich in ſeinen Briefen „Deutſcher *und* Jude“ unterſchrieben. Eine ſolche Selbſt-Bezeichnung deckt ſich mit meinem eignen Fühlen und Denken. Auch die „raſſiſtiſchen“ Verfolgungen der Juden haben nicht vermocht, die Anhänglichkeit an die deutſche Heimat in mir zu töten. Für mich ſind Deutſchland und der Hitlerismus *nicht* identiſch! Mein innerliches *Verbundenſein* mit dem Land meiner Geburt, meiner Erziehung, der Schulen und Univerſitäten, die ich beſucht habe, mit dem Land meiner Berufsausübung gebe ich nicht preis.

Damit ſteht für mich *nicht* im Widerſpruch, daß ich folgendes niederſchreibe:

Das Zerbrechen der Emancipation-Tafeln, das Uebergreifen der Entrechtung der Juden auf immer mehr Länder, das oft kaum bemerkbare Verſtändnis von Nicht-Juden für das *Elend*, in das die Juden durch das Toben des Raſſen-Wahnſinns hineingepeitſcht werden — es ſind Tatſachen, zu denen man ſich zu ſtellen hat.

Alſo: Die Juden haben ſich bewußt zu ſein, daß auch ſie von dem Einen Gott in die Welt geſandt ſind, um als *Menſchen* der Miſſion der *Menſchheit* zu dienen. *Wo* jedoch, *wie* jedoch können und dürfen ſie das unter Wahrung der *Menſchen-Würde* tun??? Die Mehrzahl der angeblichen „Kultur“- und „Rechts“-Staaten duldet es nicht. Nur wenige gewähren einen „gewiſſen“ Betätigungs-Raum.

Es *brennen* die Fragen: Sollen unter der Wucht *ſolcher Schande die Juden zerbrechen?* Sollen ſie, gehetzt von Land zu Land, feig, ſtumpf, ohne Selbſtachtung ein *untermenſchliches Hinſiechen* hinnehmen? Sollen ſie als Parias der Seuche der Entehrung wehrlos erliegen?

Nein! Nein! Tauſendmal *Nein!!*

---

[1]) Es ſei dieſer Erklärung gern Raum gewährt. Daß der Redaktor einen jüdiſchen Staat in Paläſtina aus allerlei Gründen, vor allem im Intereſſe der höchſten Beſtimmung des jüdiſchen Volkes, nicht für wünſchenswert hält, ſondern bloß ein „Nationalheim“ im größten Stil, jedenfalls ein autonomes Zentrum des Judentums, ſei nur nebenbei bemerkt. *D. R.*

Ein *Ja* aber zur Löſung und Erlöſung durch eine Neu-Schaffung eines *jüdiſchen Staates in Paläſtina, dort,* wo einen ſolchen die Welt-Geſchichte bereits geſehen hat und wohin den Juden ihre Bibel die Rückkehr verheißen hat!

Im *eignen* Land und von *ihm* aus mögen die *Juden,* nicht befleckt durch nationaliſtiſchen Dünkel, *nicht* geblendet von Haß- und Rache-Begierden, als *aufrechte, Ethos und Recht bejahende Menſchen* die *gottgewollten* Dienſte am *Kosmos* leiſten!!

Geſchrieben im Exil. *Victor Fraenkl.*

Zu den Todesurteilen.

Die *Religiös-ſoziale Vereinigung* hat über das verhängnisſchwere Thema der *Todesurteile* ein *Flugblatt* herausgegeben, das den Titel trägt: „*Was haben wir getan?*" Es iſt beim Sekretariat der Vereinigung (Gartenhofſtraße 7, Zürich 4) *gratis* zu beziehen. Seine größtmögliche Verbreitung iſt nach der im Flugblatt ſelbſt begründeten Auffaſſung der Vereinigung ein Mittel (nur eins!) der Gutmachung ſchwerer Schuld und Abwendung ſchweren Verhängniſſes. Möchten ſich viele, viele daran beteiligen!

Mitteilung.

1. Es iſt von verſchiedenen Seiten gewünſcht worden, daß die Andacht: „*Die Toten und wir*" ſeparat herausgegeben werde, namentlich auch, damit ſie Trauernden zum Troſte zugeſtellt werden könne. Der Wunſch läßt ſich erfüllen und die *Pazifiſtiſche Bücherſtube* (Gartenhofſtraße 7, Zürich 4) nimmt gern Beſtellungen entgegen. Der *Preis* läßt ſich noch nicht angeben, wird aber ganz billig ſein.

2. Auch eine beſondere Ausgabe des „*Unſervaters*" iſt geplant. Es ſoll ja Teil einer *Serie* ſein. Doch wäre erwünſcht, darüber noch mehr Stimmen aus dem Leſerkreiſe zu vernehmen. Die Herausarbeitung auch des *ſozialen* Gehaltes des Unſervaters, neben ſeinem Charakter als *Reichgottesgebet,* machen vielleicht eine weitere Verbreitung erwünſcht.

Geſchäftliches.

Wir erinnern nochmals daran, daß ſämtliche Einzahlungen für die monatlichen Sendungen wie für die Jahresbeiträge der Mitglieder der „Vereinigung Freunde der Neuen Wege" auf das *Poſtcheck-Konto VIII / 8608 Vereinigung Freunde der Neuen Wege Zürich* (Quäſtorin Frl. *Emma Müller,* Kalchbühlſtr. 57, Zürich 2) einbezahlt werden müſſen und nicht an die Druckerei.

Druckfehler. Im *Novemberheft* müſſen u. a. folgende Druckfehler korrigiert werden: Auf S. 22 muß es Zeile 23 von oben heißen *„welcher“* (ſtatt „welches“), S. 43, Zeile 4 und 5 von oben: „Blutes auf der einen *Seite* und ... Blutvergießen *auf der andern Seite“*; S. 44 Zeile 1 von oben „lebe“ (ſtatt „Leben“); S. 56 Zeile 10 von unten *„den“* (ſtatt „des“).

Geleitſpruch.

Sind die Zeiten ſchrecklich, ſo bleibt Gott Meiſter der Zeiten.
Lavater.

Zum Abſchluß.

Nun ſind es bald zwei Jahre her, ſeit die Macht, die jetzt in der Schweiz tun darf, was ſie will (wo ihr nicht eine andere Macht, und zwar eine politiſch in Betracht kommende) entgegentritt, durch die Verhängung der *Vorzenſur,* wohl wiſſend, was dieſe für mich bedeutet, das weitere Erſcheinen der „Neuen Wege“ unmöglich gemacht hat. Und bald ein Jahr iſt es her, ſeit wir dringlich um eine Antwort auf die Petition von zirka 110 Männern und Frauen um die Aufhebung der Vorzenſur erſucht haben. So werden Schweizer, die nicht genehm ſind und die man *geiſtig* fürchtet, aber nicht *politiſch,* in der heutigen Schweiz behandelt.

Es iſt klar, daß hierin nicht *Recht* waltet, ſondern bloß *Gewalt.* Denn wenn die Leute, welche die Vorzenſur verhängt haben, auf Grund von kraſſen Irrtümern oder elenden Kleinigkeiten, ihre „Verlautbarungen“ im Lichte des ſeitherigen Geſchehens überläſen, müßte es ihnen in die Augen ſpringen, wie nichtig ihre Argumente ſchon damals geweſen ſind und wie armſelig ſie vollends heute erſcheinen. Aber es handelt ſich eben nicht um ſolche Argumente, ſondern um die Verfolgung eines ihnen verhaßten Mannes durch die ſtaatliche Gewalt, welche dieſen Leuten nicht für *ſolche* Zwecke übergeben worden iſt.

Die Wunde, welche man damit dem Redaktor und ſeinem Werke, wie beſonders auch ſeinem ſchweizeriſchen Empfinden und der Sache, welcher die „Neuen Wege“ dienten, geſchlagen hat, iſt keineswegs vernarbt, ſondern blutet immer aufs neue. Er und die Sache, der er dient, ſind in entſcheidungsvoller Zeit eines Werkzeuges und einer Waffe beraubt, die durch nichts erſetzt werden kann. Es iſt mir beſonders ſchwer, zu den gewaltigen und auch ſchweren politiſchen Ereigniſſen nicht das Wort ſagen zu dürfen, das aus der Reife meines Lebens käme. Ich fühle mich völlig *entrechtet.* Viel lieber entbehrte ich das Stimm- und Wahlrecht, als das Recht, zu der Oeffentlichkeit ſprechen zu dürfen. Aber auch die aller Politik noch überlegene Seite unſerer Sache geht gerade jetzt durch entſcheidende Entwicklungen, zu denen für die

größere Oeffentlichkeit, nicht bloß für einen Kreis von Geſinnungsgenoſſen, ein Wort geſagt werden müßte, das nur in dieſer Form geſagt werden kann. Und dieſe Hefte ſelbſt können, verſtümmelt wie ſie ſind, nicht jene Einheit von Reichsgottesglauben und Weltgeſchehen, von Gott und Wirklichkeit darſtellen, welche die Eigenart und Kraft unſerer Sache iſt. Das fühle ich jeweilen tief.

Ich habe der letzten Jahresverſammlung der Freunde der „Neuen Wege" dieſe Sachlage auseinanderzuſetzen verſucht, ohne auf jenes Maß von Verſtändnis für meine Auffaſſung zu ſtoßen, das ich erhofft hatte. Aber mein Empfinden wird nur immer ſtärker: So kann es nicht lange mehr weitergehen. Es muß Abhilfe gefunden werden. Vielleicht wird uns, durch eine Wendung der Dinge, von Gott her geholfen, vielleicht auch müſſen wir, auch nach Gottes Willen, uns ſelber helfen.

Ich danke im übrigen von Herzen für alle Beweiſe von Verſtändnis und Freundſchaft, von Treue und Hilfe, die ich für mein verſtümmeltes, aber damit nicht, wie man etwa glaubt, erleichtertes Werk auch dieſes Jahr erfahren habe. Für das, was ich den Leſern und Freunden gerade in der jetzigen Lage der Welt und der Sache Gottes und auch für ihre eigene Lage ſagen möchte, verweiſe ich auf das, was an der Spitze des Blattes ſteht. Ich befehle ſie und unſere gemeinſame Sache in ſchwerem Ernſt und doch mit großer Zuverſicht der Kraft und Treue des Gottes, der Wunder tun kann und will. *Leonhard Ragaz.*

INHALT

Die Hände / Margarethe Susman
Das Licht kommt! / Leonhard Ragaz
Diagnoſe der chriſtlichen Kriſis / H.-H.
Das Kommen Chriſti / Chriſtoph Blumhardt
Römer 13 / Leonhard Ragaz
Nachahmung Chriſti / Thomas a Kempis
Schweizeriſche Selbſtbeſinnung / Johannes Tſcharner
Jude und Deutſcher / Victor Fraenkl
Zu den Todesurteilen
Mitteilung
Geſchäftliches
Berichtigung
Geleitſpruch
Zum Abſchluß

742

GTU Library
3 2400 00334 8798

Neue Wege

v.36
1942